





Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

Fünfter Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1846.

Inhalt.



1845 — 1846.

Das war ein Federspitzen, ein Schwertschleifen, wenn der Journalist des vorigen Deceniums zu Ende oder zu Anfang des Jahres seine Augurenweisheit niederschrieb, über die Dinge die da kommen werden, da schlugen noch die Herzen bange vor Furcht und Hoffnung den Thaten entgegen, die hinter dem Vorhang sich vorbereiteten; die Donner der Julirevolution klangen noch und grollten, immer ferner und ferner zwar, aber noch nahe genug, um einzelne Herzen, die ihre Hoffnungen erst mit dem Zerknicken des letzten Strohhalms aufgeben, wach zu erhalten, ob das Gewitter sich nicht doch noch einmal nähern würde. Da gab es noch Prophezeihungen über Krieg und Frieden, da erwartete man noch etwas, wie eine That, einen Sprung, der die Welt zerspalten kann und aus dem eine neue Ordnung aufsteigt.

Vorbei! — Die Journalisten der vierziger Jahre machen ihre politische Jahresbilanz nicht mehr mit dem Helm auf dem Haupte, das Pferd gesattelt und zum Aufsitzen bereit, sie hoffen oder fürchten nicht mehr, daß vielleicht noch während des Niederschreibens plötzlich eine Explosion die Zeit erschüttert und die Nationen zu einer Völkerschlacht schaart. Wir Glücklichen haben es bequem, wir können die Schlafhaube aufbehalten und im ledernen Lehnstuhle wie ein Gewürzkrämer, der seine Bücher abschließt, sitzen bleiben, das Einmaleinstäfelchen liegt bei der Hand, und wir können ohne Aufwallung und Anstrengung nachsehen, wie das nächste Jahr sich multipliciren wird; die Epoche ist vorüber, wo die Queerstriche eintreten, oder wo — um mit Swift zu sprechen — plötzlich zwei Mal zwei nicht mehr vier macht. Ob im nächsten Jahre in den

Tuillerien ein Greis oder ein Kind auf dem Throne des heiligen Louis sitzen wird, ob im Buckinghampalaste der Staatsruderer Robert oder John aus und ein geht, dies erschüttert nicht mehr die Fugen der Welt. Denn der süße Frieden, der über uns schwebt, ist nicht mehr der ehemalige Engel mit schwachen Rosenflügeln sondern ein Riese mit breiten Eisenschienen. Der Janustempel der Gegenwart steht im Frieden offen und im Krieg verschlossen, denn dieser Tempel ist die Börse; die holde Eintracht, die uns umgiebt, braucht keine andere Fesseln, als papierene, denn diese Papiere sind Actien. Seid umschlungen Millionen — diese Dividende der ganzen Welt!

Und doch — welcher Partei man auch angehört — wir haben Alle Ursache, dieses Friedens uns zu freuen. Es giebt Politiker, welche die friedliche Wendung der Julirevolution mit Ingrimm betrachten. Wir gehören nicht zu diesen. Die Friedenspolitik, die Louis Philipp aus dynastisch-egoistischem Interesse eingeschlagen, ist zwar für eine Reihe von Jahren, ein Hemmniß des politischen Fortschritts für manche Völker und zunächst für uns Deutsche geworden, die constitutionelle Freiheit wurde in ihrer Entwickelung niedergehalten, das absolute System hat zeitweilig wieder fester und breiter sich in den Sattel gesetzt, aber die socialen Erwerbungen, die wir in diesen fünfzehn Jahren gemacht, sind sicherere Garantien für die Zukunft, als Alles, was — ein der Freiheit noch so günstiger Krieg — nach der Julirevolution hätte fördern können. Bringen wir die zweifelhaften Chancen eines Krieges nicht ein Mal in Anschlag, bringen wir auch die menschlichen Motive, die gegen jedes Blutvergießen und Länderverheeren sich empören, nicht in Rechnung, auch des Umstandes erwähnen wir nicht, daß nach einer französischen Invasion in den dreißiger Jahren, die Rheinlande und vielleicht noch manches andere gute Stück deutschen Landes an Frankreich gekommen wäre; nur das Eine halten wir fest, in diesen fünfzehn Friedensjahren bog die europäische Civilisation um eine Ecke, die kein früheres Jahrhundert gekannt, Natur- und Menschenkräfte haben in dieser Spanne Zeit zu einem Zusammenwirken sich ausgebildet, welches der Geschichte der Zukunft unabsehbare Bahnen eröffnet. Kein freies Polen, keine deutsche Constitution wiegt den Umschwung auf, den die Welt durch die Ausbreitung der Ei-

senbahnen und durch die Ausbildung der Association gewonnen hat. Ein europäischer Krieg hätte diese Entwickelungen nicht nur im Keime erstickt, sondern auch die tausend wunderbaren Erfindungen, die sich organisch aus der einen großen entpuppten, wären ungeboren geblieben. Am 29. Juli 1830 brach jene Revolution aus, mit welcher ein Theil der neuesten Geschichte beginnt, aber bereits am 1. Mai desselben Jahres geschah die erste That einer andern Revolution, die den Anfang der allerneuesten Geschichte bildet, denn an diesem Tage fuhr die allererste Locomotive — die Rakete — vor den Augen der erstaunten Welt von Liverpool nach Manchester. Besser, daß die Rakete der Juliusrevolution im Sumpfe halb erlosch, als daß jene Maisonne wieder verschwunden wäre, welche die Blüthen aller Zukunft reifen macht, welche die Wege bahnt, auf denen die Völker einander in die Arme eilen, welche sicherer als Kriegsschwert und Chartentheorie die Freiheit uns erringen wird, nach der wir uns sehnen.

Um von Deutschland insbesondere zu sprechen, so ist es nicht bloß die Ausdehnung des Zollvereins, die Verschlingung der Eisenbahnketten, welche seine Nationaleinheit und das Ineinanderleben seiner verschiedenen Stämme und Provinzen in einer Art gesteigert, wie sie die Gesammtgeschichte der Nation in keiner frühern Epoche aufzuweisen hat, sondern ein anderer, äußerlich weniger auffallender Umstand, der sich hinzugesellte, ist von nicht minderen Folgen: die Betheiligung der Capitalisten an den entgegengesetzten Enden des Vaterlands zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Seitdem das Nationalvermögen nicht mehr auf den engen Kreis der zunächst liegenden Provinz sich beschränkt, seitdem preußische Eisenbahnen in Baiern, sächsische am Rhein, hannöversche in Hessen u. s. w. mitbauende und betheiligte Actionäre finden, ist ein großer Theil der Isolirungsmauern untergraben. Mögen die Poeten und Schulphilosophen immerhin über diese materiellen Quellen des Nationalgefühls, die in den eisernen Cassen und den messingbeschlagenen Handelsbüchern ihren Ursprung haben, spotten und lächeln, der praktische Erfolg giebt den Ausschlag, und politisch-mündige Völker, wie die Engländer und Amerikaner, wissen derlei materielle Nationalbündnisse gar hoch zu schätzen. Der Geist der Association, der diese Völker so groß, so fruchtbar und furchtbar gemacht hat, fand seine

Wege auch bei uns, und wo es früher bloß Fürstenbündnisse gab, da giebt es jetzt Privatcongresse und Capitalistenbundestage und die Zeit reift heran, ja ist sogar zum Theil schon herangereift, wo die politischen Tagessatzungen der Gekrönten sich sorgsam nach den Tagessatzungen derjenigen umsehen müssen, welche die Kronen zwar nicht auf dem Kopfe wohl aber in den Cassen haben. Von dieser Seite sind die Willkührmaßregeln der Regierungen bereits mit Schranken umgeben, und wenn der Staat auch noch nicht die öffentliche Meinung der Intelligenzen berücksichtigt, so ist er doch bereits genöthigt, die Meinung der Besitzenden zu achten; zwischen Intelligenz und Besitz werden jedoch mit jedem Tage die Wege ebener.

Bei allem dem dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die deutsche Einheit, die noch immer nicht ihre Kinderschuhe ausgezogen hat, von der Röthelkrankheit, den Zahnfiebern und der Bräune noch stark bedroht ist, während die deutsche Freiheit, die erst in der Schwangerschaft und noch keineswegs im neunten Monat sich befindet, der Gefahr einer Fehlgeburt sehr bedeutend ausgesetzt ist. Und gerade das Jahr, das wir eben antreten, das Jahr des Herrn **1846**, flößt uns manche Bekümmerniß, manche Besorgniß ein, ob es ein Jahr des Volkes oder nicht vielmehr ein Jahr der Herrn werden wird. Deutschland geht in der nächsten Zeit schweren Prüfungen entgegen.

Sprechen wir denn zuerst von den Kinderkrankheiten deutscher Einheit.

Da ist vor Allem das Zahnen der religiösen Streitigkeiten. Wir meinen nicht die Gährungen innerhalb der protestantischen Kirche, die Kriege der Licht- und Schattenfreunde. Dieses Fieber wird der starke organische Körper bald überwunden haben und kräftiger daraus hervorgehen als jemals. — Ernster und bedenklicher ist der Zwiespalt zwischen der protestantischen und katholischen Kirche. Der vulcanische Haß, der eine Zeitlang ausgebrannt schien, hat wieder seinen Krater geöffnet und schleudert seine Lava weit umher. Wo wird diese ihre Grenze finden? Man hat im protestantischen Lager hierüber falsche Ansichten. Man glaubt die Dinge, die man gerne glauben will, man schmeichelt sich mit Eroberungen die nicht existiren. Man denkt sich gerne die katholische

Kirche als einen morschen Bau, als hohl und innerlich verfault, der den Stößen der Vernunft nicht mehr widerstehen kann, und nun stößt man mit einer Leidenschaftlichkeit und einer Rücksichtslosigkeit darauf zu, welche die Gegner empören, reizen und zu gleichem, wenn nicht noch heftigern und leidenschaftlichern Stößen veranlassen muß. Wir sprechen hier nicht von dem Clerus. Die privilegirten Gottessoldaten zählen in beiden Lagern eine große Menge, welche gleich ehrgeizig, gleich fanatisch, gleich herrschsüchtig und vernichtungslustig ist. Die katholische Geistlichkeit hat noch obenein viel von dem Hochmuth der alten Reichsritter und aristokratischen Musquetairs, die ihren Stammbaum nicht vergessen können, und abgesehen von dem gewöhnlichen Haß gegen das feindliche Heer auch noch mit aristokratischem Dünkel auf die republcianischen Parvenues, die gegen sie fechten, herabsehen. Die protestantischen Geistlichen dagegen sind wie die schlechtbezahlten Officiere des Nationalconvents, Jeder ist auf sein Schwert angewiesen, Jeder glaubt den Marschallsstab in der Tasche zu führen, und darum sind sie um so verpichter auf den Kampf, darum fechten sie um so hitziger, Mann gegen Mann. Die katholischen Priester, die ein gemeinsames Oberhaupt und eine seit einem Jahrtausend geübte Artillerie haben, kämpfen gerne in Massen, während die protestantischen den Einzelnkampf dem Kleingewehrfeuer vorziehn. Diese stehenden Heere der Gotteskrieger haben alle Laster der stehenden Heere überhaupt und von ihnen sprechen wir also nicht. Aber die Laien, die friedlichen Völkerschaften, die angewiesen sind, in Eintracht und Verbindung miteinander zu leben, und Einer dem Andern die Schwachheiten und Eitelkeiten und wenn man will — die Dummheiten zu vergeben und nachzusehen aus guter Nachbarschaft, welche Tarantel hat sie gestochen, daß sie plötzlich gegen einander losfahren in Wuth und drohendem Haß. Die Protestanten welche den überwiegenden Verstand und die größere Objectivität für sich in Anspruch nehmen, und zum Theil mit großem Recht, vergessen, daß weder Kritik noch Vernunftgründe eine compacte religiöse Masse auseinandersprengen kann, die eben die Beseitigung aller religiösen Kritik als eine ihrer ersten Bedingungen betrachtet; sie vergessen, daß sie durch die Heftigkeit ihrer Polemik gerade dasjenige Element im Katholicismus stören, welches in seinem Umsichgreifen ihnen die größten Vortheile

bringt: den Indifferentismus. Wenn die protestantische Kirche gerade in diesem Augenblicke an einem ihrer Wendepunkte steht, wenn das Wühlen der Kritik und der philosophischen Fortbildung sie in ihren Hauptwurzeln erschüttert, so hat das seinen Grund darin, daß eben Kritik und Fortbildung im Grundwesen des Protestantismus liegt. Aber gerade so liegt in den weichen, gedankenlosen Formen der katholischen Kirche die allmälige Folge des mechanischen Gottesdienstes: der Indifferentismus. Hätte man diesen ungestört fortvegetiren lassen, so hätte der geistige Fortschritt, der Widerwille gegen alles Fanatische, die freiere Weltanschauung, unter den gebildeten Ständen der katholischen Welt mehr um sich gegriffen, als jetzt die donnernde Polemik der protestantischen Presse ihr erobern wird. Ja, der Erfolg dieser Polemik ist ein ganz entgegengesetzter; die Lauen, die Eingeschläferten unter den Katholiken, die lange Zeit allen Ceremonien fremd wurden, oder ihren Humor daran übten, haben diese fortgesetzten Angriffe wieder zu ihrer Fahne gelockt, und sie vertheidigen mit gleicher Heftigkeit jetzt als Familien- und Parteisache, was ihnen früher gleichgiltig, wenn nicht gar lästig war. Wir fanden letzthin in Leipzig einen durch Verdienst und Geist in Deutschland wohlbekannten süddeutschen Officier, einen heitern, lebensfrohen und nichts weniger als fanatischen Mann, einen Katholiken; wir sprachen ihm von den Religionsbewegungen in Deutschland und er beklagte sich über die Bitterkeit der protestantischen Polemik. „Sehen Sie," sagte er, „ich bin funfzehn Jahr nicht in die Meß' gegangen, aber jetzt leg' ich das Betbüchl gar nicht aus der Hand, denn 's ist für uns eine Ehrensache geworden."

Von diesem Gesichtspunkte aus kann man auch die Demonstrationen, mit welchen einige protestantische Städte die deutschkatholischen Führer aufgenommen haben, nichts weniger als billigen. Wir wollen hier auf den Kern der deutschkatholischen Bewegung nicht eingehen, obgleich wir über die Tact- und um grade heraus zu reden, über die Talentlosigkeit ihrer Führer manches zu sagen hätten. Der Deutschkatholicismus hätte, wenn Männer von Genie, von innerem Schwerpunkt, von einer über den Augenblick hinausreichenden Klugheit an seiner Spitze gestanden hätten, von unberechenbaren Folgen sein können, er hätte unabsehbare Eroberungen im

Schooße der Kirche machen können, auf welche er angewiesen ist. In der Richtung und unter den Formen, die er eingeschlagen hat, ist ihm jedoch keineswegs eine große Zukunft zu prophezeihen, die Schuld hiervon liegt nicht blos an den Führern, ein großer Theil derselben fällt vielmehr den protestantischen Enthusiasten zur Last, die sich an sie gehängt. Diese Triumphzüge, welche den Deutschkatholiken von Protestanten veranstaltet werden, erscheinen den Altkatholiken nicht als ein Triumph der Schismatiker seiner eigenen Kirche, sondern als ein Siegesgeschrei ihrer Gegner; die alte Eifersucht tritt ein, die Orthodoxen und die Priester finden geneigte Ohren für ihr Dazwischenreden, und Alles bleibt beim Alten. Nicht mit Unrecht fragen die Altkatholiken: ihr die ihr durch Triumphzüge, Festreden, Zweckessen und Ehrenbecher den Werth und die Wahrheit der neuen Kirche so laut feiert, warum geht ihr nicht zu ihr über? Der Deutschkatholizismus steht euerer Kirche ja noch näher als der unsrigen, warum thut Ihr nicht den kleinern Schritt? Aber in eurer Mitte schreien diejenigen vielleicht am lautesten Halleluja der neuen Kirche zu, die ihre eifrigsten Verfolger würden, wenn man ihnen zumuthen wollte, in ihren Schooß zu treten. Eure geräuschvollen Loblieder, eure Kränze und Triumphe scheinen uns daher weniger der Sache selbst zu gelten, als der Lücke, die dadurch in unserer Reihe entstehet, eine Lücke, die viel größer und unausfüllbarer geworden wäre, der vielleicht Millionen von uns nachgefolgt wären, hättet ihr nicht so zeitlich gejubelt und wäre in eurem Jubelgeschrei nicht mancher Mißton der wie Schadenfreude klingt. Diese zwingt selbst uns, die wir die Gebrechen der römischen Kirche, die Uebergriffe der Priesterherrschaft, und die vielen sinnlosen Allotria derselben sehr wohl erkennen und abzustreifen wünschen, dennoch von den Separatisten fern zu bleiben." — Der Mangel an politischer Praxis hat sich in Deutschland bei dieser Gelegenheit wieder ein Mal klar gezeigt. Die leidende, verfolgte junge Kirchenpartei hätte überall Sympathie gefunden, sie hätte die Phantasie gereizt, den Haupthebel in katholischer Welt, sie hätte das Herz angeregt, und auf diesem Wege allmählig sichere Eroberungen im Kerne der römischen Christenheit gemacht, während die voreiligen Feste und Siegeszüge die ihr bereitet werden, die ganz entgegengesetzte Wirkung hervor-

bringen. Und darin vor Allem ist der Grund zu suchen, warum die deutschkatholische Bewegung bisher nur unter den zwischen Protestanten zerstreut liegenden kleinen katholischen Gemeinden Anhänger gefunden hat, während da, wo die Gesammtheit der Bevölkerung römisch-katholisch ist, und sie doch mit einem Griffe mehr fassen könnte, als unter den Zerstreuten in protestantischen Landen, ihre Wirkung ganz null geblieben ist — und zwar nicht bloß, wo ihre Ausbreitung verfehmt ist, wie in Oesterreich und Baiern, sondern auch da wo sie von der Regierung sogar gerne gesehen würde, wie am Rhein, in der schwäbischen Alp u. s. w.

Nebst dieser Spaltung und Gereiztheit auf geistigem Gebiete, geht die deutsche Eintracht einer andern Prüfung auf materiellem Felde entgegen. Der letzte Zollcongreß, der so viele Unzufriedenheit hinterlassen, soll durch einen neuen, in Berlin zusammentretenden ergänzt werden. Aber in der kurzen Zwischenzeit, wird wahrscheinlich ein Ereigniß eintreten, das schroffer als je das Protectionsprincip dem Systeme des freien Handels, den Süden dem Norden entgegen zu stellen droht: die Aufhebung oder die starke Modificirung der englischen Korngesetze. Die Gegenwirkung dieses Ereignisses wird in Deutschland eine doppelte sein. Indem das wohlfeilere Getreide die Arbeiterpreise in England verringern und die Fabriken in den Stand setzen wird, noch wohlfeiler zu erzeugen, wird in Deutschland die dadurch noch mehr bedrängte Industrie den Schrei nach Schutzzöllen nothgedrungen um so lauter erheben, während andererseits die deutschen Küstenstädte, deren Handel durch die Ausfuhr des Getreides so wie durch die Einfuhr englischer Waaren ein größerer Aufschwung bevorsteht, hartnäckiger als je für den freien Handel stimmen werden. Jener „Riß in den Zollverein" der vor einigen Jahren einen so großen, glücklicherweise nur blinden Lärm erregte, droht nun wirklich herein zu brechen und traurig stehen die Vaterlandsfreunde an der Schwelle des neuen Jahres und fragen: Wie wird das werden?

Nicht minder trübe wird der Blick des Patrioten, wenn er sein Auge von der durch mannigfache natürliche Abgründe und künstliche Gräben durchschnittene Ebne deutscher Einheit auf den wolkenbehängten Horizont deutscher Freiheit richtet. Die Leipziger Ereignisse haben eine traurige Reaction hinterlassen. Wenn schon

eine alte Erfahrung lehrt, daß eine gescheiterte Revolution doppelt unglückliche Folgen bringt, um wie viel unglücklicher müssen diese erst sein, wo diese Revolution ein Hirngespinst ist, wo man einem Pöbelauflauf, einem augenblicklichen Lärm, der ohne allen Zusammenhang mit dem Willen der Stadt, geschweige des Landes, geschweige der Nation, eine Stunde dauerte, den Charakter einer revolutionairen Bewegung beilegt. Wir haben einige Tage nach dem traurigen 12. August, als sämmtliche Redacteure Leipziger Journale auf das Rathhaus berufen und verwarnt wurden, sich „jeder Verläumdung" zu enthalten, in diesen Blättern es ausgesprochen, daß die sächsische Regierung ihrerseits nicht minder auf der Hut sein möge in ihren Anklagen gegen das Volk, daß sie nicht zu weit gehen und den Ruf der constitutionellen Ordnung nicht in den Augen der absoluten Nachbarherrn compromittiren möge. Alle Welt kennt nun den Ausgang. Man ist in die schiefe Stellung gekommen, die jenem unglücklichen Commando nach und vorhergehenden Scenen in einem viel grelleren Lichte, in einer viel gefährlichern Bedeutung erscheinen zu lassen. Welche Wirkung dies auf die deutschen Fürsten ausüben mußte, liegt auf der Hand; die Kammer und die auswärtige Presse hatten gut entgegen reden: was man gerne glauben will, das glaubt man. Und zu so ungünstigem Zeitpunkte tauchen immer erneuert und wieder erneuert die Gerüchte von einer preußischen Constitution auf. Wir sind zwar unsrerseits auch über den Glauben an Ritter- und Gespenstergeschichten hinaus, aber die Sache wird so oft und von so gescheuten Menschen wiederholt, daß man am Ende doch seine Vernunft gefangen giebt. Bei dem Suchen nach einem Schlüssel zu diesem räthselhaften Volksmährchen sind wir zu folgendem Raisonnement gelangt. Die preußische Regierung geht vielleicht von dem Prinzipe aus, der Staat müsse bei wichtigen Gesetzen stets die Miene haben, das Volk zu beschenken, nicht aber der öffentlichen Meinung nachzugeben. Ein Plan zur Verfassung mag denn wirklich vorliegen; aber da seine mise en scène früher bekannt wurde und die Ueberraschung gestört hat, so wurde seine Veröffentlichung wieder verschoben, bis zur Zeit, wo alle Hoffnungen darauf eingeschlafen und weggespottet worden. Dann, wenn Niemand mehr dran denkt, wird an einem

Morgen der Vorhang weggezogen werden, und ein Geist wird aus der Erde steigen, und wie in jener Zauberposse wird er ausrufen:

Ich bin Dein Vater Zephises
Und sage Dir nichts als dieses! (er verschwindet.)

Wir sind also, wie man sieht, keineswegs so ungläubig, wie Viele andere. Die Landtagsabschiede sind in dem Augenblicke, wo wir dies niederschreiben, noch nicht veröffentlicht, und lassen daher noch keine Einsicht zu, in die Politik, welche die preußische Regierung einzuschlagen gesonnen ist. Nach der Voraussetzung aber, die wir so eben machten, wäre selbst in dem Falle, daß die Landtagsabschiede die meisten Petitionen abschlägig beantworteten, die Möglichkeit einer „Constitution" darum noch keineswegs undenkbar; es ließe sich ja annehmen, daß die abschlägigen Bescheide vielleicht absichtlich ungünstig ertheilt würden, um für den Augenblick die Hoffnungen niederzuhalten, und dann, wenn Niemand mehr es sich versieht, um so überraschender die Verfassung zu proclamiren!! Aber welcher Art würde die Verfassung sein, die man in der jetzigen Zeitlage ausgesonnen hätte? Würde man uns in den Jahren **1840** und **41**, zur Zeit, wo Regierung und Volk in einem schönen kurzen Rhein- und Dombau-Rausch aufglühten, von einer beabsichtigten Constitution gesprochen haben, dann hätten wir unsere Herzen weit aufgethan den schönsten Hoffnungen. Jetzt aber wird es jeder Vernünftige für hundert Mal besser erachten, daß Nichts geschieht, als daß ein Etwas geboren würde, welches unter dem Namen einer „Verfassung" einige constitutionelle Formen böte, indeß der Geist der alte bliebe. Ein solches Ereigniß wäre das größte Unglück, das der Sache des politischen Fortschritts begegnen könnte. In den bisherigen Staats-Verhältnissen bleibt den Preußen noch immer die Berufung auf das oft citirte „königliche Wort," aus welchem die Einen, und auf die Nothwendigkeit eines andern Modus der Vertreeung, aus welchem die Andern ihre Verfassungsargumente herleiten. Wie aber nun, wenn eine Verfassung decretirt würde, etwa in dem Geiste der churhessischen, die, sogleich nach Einberufung des Landtags, ihn nach der ersten Sitzung auf unbestimmte Zeit wieder vertagt, oder eine Verfassung, welche die bekannten Bundestagsbeschlüsse vom **28.** Juni und **5.** Juli **1832** zur Grundlage macht. Reichsständische Versammlungen

ohne Veröffentlichung der Protocolle, und wie die hundert Clauseln heißen, die eine Constitution zu einem Titel ohne Mittel machen — was wäre damit gewonnen? Gewonnen? Es wäre der fürchterlichste Verlust, der Preußen treffen könnte. Denn mit der Proclamirung einer reichsständischen Verfassung solcher Art, wären alle Vortheile der gegenwärtigen Situation vernichtet. Wahrlich, indem man der Sache tiefer auf den Grund geht und all' den Dingen nachdenkt, die unsere Censurgesetze auszusprechen nicht gestatten, muß man es der preußischen Regierung als einen schönen Zug von ehrlicher Gesinnung anrechnen, daß sie nicht zu dem jesuitischen Staatsstreiche greift, zu welchem die kopflose Hälfte der liberalen Presse sie zu provociren sucht. Wir andern aber, die wir uns über unsere Situation keine Illusionen machen, wollen zu den Göttern beten, daß uns das Jahr **1846** mit keiner preußischen Constitution — überrasche und beschenke! Der Lebenslauf der Constitutionen in einigen kleinern deutschen Staaten hat über den Werth geschenkter Verfassungen zur Genüge belehrt, und doch wurden diese zu einer Zeit ertheilt, die günstiger dem Aufschwunge derselben waren, zu einer Epoche, wo man an den guten Willen des Verfassungsentwurfs weniger zu zweifeln Ursache hatte. Die constitutionellen Fürsten Deutschlands haben die vortheilhafte Stellung, die ihnen die öffentliche Meinung gegenüber den absoluten Reichen sicherte, entweder nicht eingesehen oder nicht einsehen wollen, und so hat ein einziges materielles Ereigniß, ein Zollvertrag, der obendrein nicht vollständig und nicht ein Mal über seine Zukunft gesichert und einig ist, hingereicht, die Hegemonie einem absoluten Staate zuzuwenden und die Blicke des gesammten Deutschland auf ihn zu richten. Aber eben weil nach den gegenwärtigen Verhältnissen die gesammte Zukunft des Vaterlandes an dem Schicksale und der politischen Entwickelung Preußens geknüpft ist, zittern wir vor einem geschenkten Apfel, den man jetzt grün, unreif, unausgewachsen und Koliken nach sich ziehend vom hohen Baume herab uns zuwerfen könnte, während er doch ohnstreitig seiner Reife entgegengeht und von selbst herabfallen muß.

Muß? Warum und wie so? höre ich mir entgegendonnern. Gemach! Es wäre ungeschickt, wenn die liberale Presse von den vielen Heimlichkeiten die ihre Gegner Jahr aus Jahr ein bei ver-

schloßnen Thüren ausbrüten, nicht so viel gelernt hätte, um auch ihrerseits Manches für sich zu behalten, ohne es an die große Glocke zu hängen. Zwar werden die Revolutionsschnüffler und Communistenriecher ihr Geschrei gegen uns erheben und den ganzen Kehricht ihrer denunciatorischen Phantasie uns in die Schuhe schieben wollen. Dem aber können wir ruhig zusehen, denn wir sind keine Revolutionaire, nicht gewaltsame Umwälzungen sind es, die wir von der Zukunft hoffen. Das deutsche Volk, das so spät an die große Artustafel seiner Mündigkeit kommt, an welcher andere Völker schon längst sitzen, die deutsche Nation, die gereifter und vorbereiteter an den Thoren der Freiheit steht, als alle die Nationen zur Zeit waren, wo sie durch dieselben einzogen, dieses Deutschland wird nicht nöthig haben, durch blutige Wege zu waten, seine Bahnen sind geebneter und sicher. Bei der leisesten Wolke, die an diesem gekünstelten Friedenshorizonte aufsteigt, bei dem ersten Ton der Lärmglocke, der ein Leck in die Entente cordiale oder in die heilige Allianz verkündet, bei dem ersten Schlag des Hammers, der die Gefahr eines Kriegsungewitters den übermüthigen Friedensschläfern anzeigt — da wird man freundlich anfragen: Deutsche Jugend, wo sind deine waffenfähigen Arme? Deutsche Schriftsteller und Kammerredner, wo sind eure feurigen Worte? Deutsche Capitalisten, wo sind eure goldgefüllten Truhen? Da wird man sich plötzlich erinnern, daß dieses deutsche Volk ja noch von **1814** her ein großes Guthaben einzucassiren hat, daß diese deutsche Jugend sogar noch alt genug, um der Geschichte von **1840** sich zu erinnern. Da wird nicht mehr von Geschenken, sondern von Zahlungen die Rede sein, da werden die Aepfel nicht mehr grün und unausgewachsen, sondern kernig und voll vom Baume kommen.

Der weise Salomon aber — der ein König war — sagte: Gehe hin zur Ameise — siehe ihre Wege und werde klug. Im Sommer sammelt sie ihr Brod, im Herbst bereitet sie ihre Speise für den Winter vor." Und noch weiter sagt der weise König Salomo, was unser Censor hier niederzuschreiben nicht gestatten würde, was aber vorsichtige Staatsmänner nachlesen können, im sechsten Kapitel der Sprüche Salomonis (Vers **6** bis **11**) wo ein weiser vorsichtiger König es vor dreitausend Jahren aufgeschrieben hat, damit ein Censor des neunzehnten Jahrhunderts n. Ch. G. es nicht streiche.

Ig. K.

Der Czar und das Russenthum.

Aus Rußland tönen immer zwei ganz verschiedene Stimmen durch die deutsche Journalistik; die eine ist grell pfeifend und zischend, wie unheimlicher Schlangenton, die andere süß lockend und lullend, wie weicher Waldhornklang; je schauerlicher die eine von blutigen Verfolgungen und finsteren Intriguen flüstert, desto lauter preist die andere die persönliche Anmuth des Czaren und die syrenenhafte Schönheit seiner Olga. Das Duett ist kein künstliches, sondern es scheint ein ernster Streit zwischen den beiden Stimmen zu sein. Gerade jetzt, wo die Nachrichten aus Rußland mehr als je die Gemüther aufregen, arbeiten die Correspondenzflöten aus Palermo und Neapel mit allen Klappen, und erschöpfen sich, als hätten sie einen Mißton zu übertäuben, in den süßesten Arien über das idyllische Leben der kaiserlichen Familie. Der nordische Herrscher soll in der That wie ein Halbgott unter den Italienern aufgetreten sein; wie Apoll seine goldenen Strahlen, so streute er seine Ducaten unter das Volk; zahllos sind die erhabenen und die rührenden Züge, die man ihm nacherzählt; wie er, stark und galant, seine Gemahlin selbst die Treppen hinaufträgt, und wie er bescheiden, statt des Lorbeers, die Myrthen und Orangen wählt; wie er furchtlos und allein des Abends am Ufer des Meeres spaziert und ohne Bedientenhilfe sich des Nachts auskleidet; kurz, alle jene kleinen Zeichen leibhaftiger Menschlichkeit, welche die Sterblichen seit Julius Cäsar und Alexander gewohnt sind, an gekrönten Häuptern am meisten zu bewundern. Der Lazzarone, der statt der Knutenhiebe, von denen er gehört hat, Nichts als Ducati und Kußhändchen fliegen sieht, beneidet die russischen Leibeigenen um einen so

freigebigen Herrn, und die unruhigen Polen um das Glück, sich unter ein so süßes und glänzendes Joch beugen zu können. Der Besuch in Sicilien und Neapel ist ein siegreicher Feldzug gegen Rom. Nicolaus trifft mit Einem Stein drei Vögel. Er wollte die Gesundheit der zärtlich geliebten Gemahlin durch die südlichen Lüfte stärken, aber, abgesehen von den russisch-napoletanischen Handelsverträgen, die bei dieser Gelegenheit geschlossen werden, dürfte auch der Groll Italiens über die Leiden des Katholizismus in Rußland entwaffnet und der heilige Vater zu vortheilhaften kirchlichen Verträgen bewogen werden. Aehnliche Schachzüge thut der Czar in Rom selbst, dann in Wien und Berlin, und wenn auch die Correspondenzflöten von da etwas leiser und unsicherer klingen werden, es giebt immer noch Ohren bei uns, welche die russischen Melodien gierig auffangen.

Wir sind aber weit entfernt, an der persönlichen Liebenswürdigkeit des Czaren zu zweifeln. Man kann dreimal liebenswürdig und doch russischer Autokrat sein. Es ist sogar mehr als äußere Liebenswürdigkeit, was die allgemeine Sage ihm nachrühmt; und nicht blos die hohe und niedere Damenwelt Europas, die „sein hoher Gang und seine hohe Gestalt, seines Mundes Lächeln und seiner Augen Gewalt" bezaubert, sondern Männer aller Farben und Tendenzen, die Gelegenheit hatten, in seine Nähe zu kommen, harmlose Touristen und politische Kundschafter, die im Interesse der Civilisation den hohen Norden erforschten, von Kohl bis Custine, alle sprechen einmüthig von der strahlenden Persönlichkeit des Herrschers an der Newa; alle stimmen darin überein, daß Nicolaus eben so voll Hoheit und Seelengröße, voll gewinnender Huld und ehrfurchteinflößender Mannheit sei, wie das russische Wesen voll niedriger List und kleinlicher Herrschsucht, voll gewinnsüchtiger Kriecherei und brutalem Sklavensinn. In Konstantinopel und in der Levante, wo die nordischen Barbaren als Tod- und Erbfeinde gehaßt werden, erzählt man sich gleichwohl mit fatalistischer Ehrfurcht von dem olympischen Haupt und dem zauberhaft majestätischen Antlitz des „weißen" Czaren. Aber wie stehen die großen Gedanken dieses Heroen vor den Augen der Welt, wenn sie aus dem olympischen Götterhaupt in die ukasenschreibende Feder und endlich in die knutenschwingenden Fäuste der hunderttausend russischen Un-

tergötter übergegangen sind? Welche enttäuschende, gräßliche Verkörperung erhabener Herrscherideen! Wo ist da die Huld und liebenswürdige Menschlichkeit in den Zwecken, wo ist die Hoheit, die Seelengröße, die Männlichkeit in den Mitteln? Ist es das abstracte „russische Wesen," welches, unabhängig vom persönlichen Willen des Kaisers regiert und dem Abendlande wie ein Medusenhaupt entgegenstarrt? Ist der Autokrat, zum Hohn aller Selbstherrschertheorien, nur ein Sklave dieses russischen Wesens? Aber Nicolaus soll sich ja gerade durch den Eigenwillen und die klare unabwendbare Festigkeit seines Handelns von andern Monarchen unterscheiden. Er hat das russische Wesen nicht geschaffen, aber, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, neu belebt, und zum herrschenden nationalen Princip gemacht.

Rußland bietet in diesem Augenblick ein Schauspiel, welches man schon gewohnt war, nur in der Geschichte alter, glücklich überwundener Zeiten zu suchen; ein Schauspiel, welches den Glauben an Herrschaft der Moral in den Cabinetten, an christliche Politik und christliche Staaten grausam Lügen straft. Es ist genug, wenn man den christlichen Principien negative Opfer bringt, und Nichts mehr nimmt, da wo Nichts mehr zu nehmen ist. Moral und Humanität müssen gelten, — so viel sie sich mit den Interessen der Politik vertragen. Und was die solidarische Verpflichtung der Cabinette für die Herrschaft jener Principien in Europa betrifft, so haben wir die elastische Theorie der Intervention und Nichtintervention; es versteht sich von selbst, daß man im Namen der christlichen Politik gegen die Schwachen intervenirt und im Interesse der höheren Politik gegen die Starken es bleiben läßt. Wenn sich ein ohnmächtiger schweizer Kanton gegen eingeschmuggelte Jesuiten empört, da rücken die Heere an die Grenzen, da drohen Kanonen und Bajonette; die gesetzliche Ruhe, die religiöse Ordnung ist in Gefahr. Wenn dagegen ein Fürst die Verfassung umstürzt und giltige Verträge dem Volke zerrissen ins Gesicht wirft, soll man da interveniren? Soll man durch Gewaltschritte den Frieden Europas aufs Spiel setzen? Dazu ist es Zeit, wenn das Volk es wagen sollte, sich selber Recht zu schaffen. Wo ein Ruf ertönt nach bürgerlichen Rechten, von denen weder Luther noch ein Papst gewußt hat, wo sich das Schreckliche begiebt, daß ein Professor eine Rede halten, oder ein Jud' in eine

Maurerloge will, da ist man christlicher Staat, höchst christlicher Staat, da kommt man mit Stangen und mit Spießen, um das Heiligste zu retten. Wenn dagegen in Rußland Tausenden ihr Heiligstes, ihr Glaube, nicht von philosophischen Schriftstellern „geraubt," sondern von Kosaken und Polizeiknechten geschändet, verbittert und ausgeprügelt wird, da hat die höhere Politik der christlichen Staaten keine Kanonen und Bayonette, keine Stangen und Spieße, keine drohenden Noten und Congresse, sondern ein vielsagendes Achselzucken: Wir können an Rußland nicht unsern Maßstab legen. Dort vertragen sich eben Moral und Humanität noch nicht mit den Interessen der Politik.

Und Rußland weiß diese humane Schonung und diese ritterliche Langmuth seiner christlichen Collegen zu benutzen; denn er, der Türke des 19. Jahrhunderts, ist ja nicht schwach, wie der alte am Bosporus, an dem, wegen eines Renegaten, Europa seinen Humanitätseifer wohlfeil herausbeißen konnte. Nein, Rußland ist Gott sei Dank! stark genug, um ein Exempel zu statuiren und zu zeigen, daß ein Staat, wenn er nur vom Schwindel moderner Ideen sich frei hält, Alles darf, selbst Glaubens- und Gewissensfreiheit zertreten, die Palladien der Menschheit, wie es die Büchermacher nennen: — die Flachköpfe, die von den geringen geistigen Bedürfnissen und der Schmiegsamkeit der unverdorbenen Menschencreatur keinen Begriff haben. Rußland betreibt die bewaffnete Proselitenmacherei mit einem schauerlichen Eifer, und es ist in seinen Mitteln so gar nicht wählig, wie der Fanatismus des Mittelalters. Mit dieser Rücksichtslosigkeit verbindet es aber nicht auch die Blindheit und Ueberzeugung des religiösen Fanatismus — der ihm eigentlich ganz abgeht, — sondern listige Berechnung, kalte Ausdauer, aalglatte Gewandtheit.

Nicht weniger als drei Religionen sind es, die es zu gleicher Zeit aufzulösen und in den Schooß des Russenthums „zurückzuführen" bemüht ist. Ich sage des Russenthums, nicht der russischen Kirche, denn es liegt ihrem kaiserlichen Oberhaupt weniger an den religiösen Dogmen als an den politischen Lehren seines Glaubens-Bekenntnisses, weniger an den Seelen, die er dem Papst oder Luther abtrünnig macht, als an den Polen oder Deutschen, die er in echte Russen verwandelt. In den Ostseeprovinzen scheint sich Ruß-

land nicht, die Noth und den Hunger des Landvolkes zu benützen; für den Bissen Brod, für den Kopeken Almosen, den der Pope dem esthnischen, kurischen und lettischen Bauer vorhält, lockt und schachert und wuchert er den Verzweifelnden ihr Lutherthum ab, bis zuletzt die deutschen Adelsfamilien von einem ganz griechisch-russischen Volk umgeben, abgerissen und vereinzelt allmälig der „Landeskirche" zu folgen gezwungen sein werden. Gemischte Ehen mit den ins deutsche Land gepflanzten Russen und Anstellungen die den Deutschen nur im Innern gegeben werden, thun ohnedies schon jetzt das ihrige.

Wenn diese Taktik gegen die Ostseeprovinzen noch eine zahme und geduldige zu nennen ist, was soll man von dem Vernichtungskrieg gegen das wehrlose Polen sagen? Weder in Böhmen noch in Irland ist im 17. Jahrhundert so unbarmherzig gewüthet worden, als man jenes katholisch und dieses protestantisch machen wollte. Die russische Politik in Polen läßt sich nicht einmal mit dem Zorn über den letzten Auferstehungsversuch des unglücklichen Volkes entschuldigen, denn es sind vierzehn Jahre verflossen, seit jene Flamme erstickt ward; und gerade je ohnmächtiger nun Polen wurde, je tiefer es mit gebundenen Händen in den Moorboden der langsamen Vernichtung einsank, desto muthiger fing das gewaltige Rußland an, ihm auf das Haupt zu treten. Erst wandte sich sein Grimm nur gegen die nationalen Erinnerungen, gegen die politischen Träume; Weiber, Jünglinge, ja Schulknaben, die polnische Geschichte lasen, wurden wie Hochverräther, mit dem Holzblock am Fuße, nach Sibirien geschleppt, und die absoluten Nachbarstaaten sahen darin blos Strenge gegen subversive Tendenzen. Aber als Polen kein Angedenken mehr aus bessern Zeiten geblieben war, außer seinem Katholicismus, da fing es an, auch diesen wie einen Verschwörer zu verfolgen. Nach Deutschland dringt höchstens das Geschrei über die brillanten Gräuelscenen, über Nonnen, die man mit Knuten bekehrt, über greise Pfarrer, die man ins Elend jagt oder am Kaukasus beichten läßt: aber das ganze Gewebe des planvollen Netzes, unter welchem Polen erstickt wird, die gewaltsamen Transportationen in Masse, die künstlich geschaffenen Wüsten, die man mit russischen Ansiedlern belebt, die Ueberladung des Landes mit griechischen Kirchen, für die der Kosak die Kunden zu

werben hat, wer könnte das in wenig Worten schildern! Sogar die armen Juden scheinen nicht zu gering und ohnmächtig für die Proselitenjagd des Petersburger Cabinets, denn jetzt sieht man erst den letzten Grund gewisser Maßregeln, deren Härte seit einigen Jahren in ganz Europa Aufsehen machte. Als Rußland die Juden von der Grenze ins Innere trieb, nannte man dies eine Vorkehrung gegen den Schmuggel. Als später eine schwere Steuer auf ihre Nationaltracht gelegt, ja als der großen Masse das letzte Erwerbsmittel, die Erlaubniß, Schenken zu halten, genommen wurde, sagte man: Nicolaus will die Juden civilisiren und schickt sie allerdings in eine harte Schule. Welche Civilisationstendenz liegt aber im neuesten Ukas, der mit tückischer Casuistik in ihre harmlosen religiösen Gebräuche eingreift? Die orthodoxen Juden essen nur Fleisch von Thieren, die nach einem gewissen, antithierquälerischen, vom Talmud vorgeschriebenen Ritus geschlachtet sind, und dieses Fleisch heißt: koscher. Ueber jedes getödtete Vieh wird eine Art frommer Todtenschau gehalten. Findet sich, daß beim Schlachten ein religiöser Formfehler stattfand, daß z. B. im Schlachtmesser eine mikroskopisch kleine Scharte war, so daß der Scrupulöse annehmen kann, das Thier habe einen Augenblick unnöthigen Schmerz gelitten; war die Wunde zu tief oder zu schmal, oder hat das Messer zweimal angesetzt u. s. w., dann ist das Fleisch: treiffe und darf vom orthodoxen Juden nicht genossen werden; in solchen Fällen wird daher in allen Ländern an christliche Fleischer verkauft. Ueber diese Ceremonien kann man lächeln, aber die russische Arglist lächelt und argumentirt: Ihr eßt das „treiffe" Fleisch nicht, also haltet ihr es für ungesund(!) also dürft ihr es auch nicht an Chisten verkaufen, sondern müßt es eingraben. Für das „koschere" Fleisch aber, das ihr eßt, zahlt ihr an den Staat, weil er euch nicht am Essen hindert, einundzwanzig Silberrubel per Stück. Diese asiatische Logik will demnach die Juden durch die Hungerkur zur Aufklärung und zum Uebertritt in die von Aeußerlichkeiten und Formalwesen vollkommen freie Vernunftreligion der russisch-griechischen Kirche bringen. Das Judenthum, bekannt, wegen seiner zähen und hartnäckigen Glaubenstreue, muß auf raffinirte Weise bekämpft werden; aber eben wegen jener Standhaftigkeit, welche die Flammen und Schwerter des Mittelalters über-

dauert hat, lassen sich ihm nur desto längere und unsäglichere Leiden voraussagen.

Wo ist nun der Zusammenhang zwischen Nicolaus edler Persönlichkeit und den dunklen Wegen dieser Politik, die nicht etwa aus Ohnmacht oder Furcht an der Barbarei der Väter festhält, sondern in ihren Neuerungen das barbarische Herkommen überbietet? Man kann sich die finstern Herrschergestalten der Vorzeit, die Attilas und die Iwans, voll persönlicher Größe denken, trotz des Lichtes, in welchem uns ihre Thaten erscheinen: sie waren groß im Sinn ihrer Zeit. Aber Rußland ist weder durch Raum noch Zeit vom Europa des 19. Jahrhunderts geschieden, seine Dynastie ist von deutscher Bildung, wie sie von deutschem Geblüte ist; seine Diplomatie und seine höhere Verwaltung recrutirt ihre Kräfte bei uns, und moderne Intelligenz steht nur zu fleißig zu seinen Befehlen. Als neulich das Journal des Debats den abenteuerlichen Einfall hatte, den Czaren zu einer öffentlichen Erklärung, wegen des vielbesprochenen Martyrthums der Basilianerinnen, aufzufordern, sagte ein officiöses preußisches Blatt: es sei absurd, den Kaiser Nicolaus betheiligt zu glauben, wenn ein brutaler Bischof einer Nonne zwei Zähne ausschlage. Das ist richtig. So kindisch ist auch Niemand, um zu denken, daß der Autokrat die Ausführung seines Willens so accurat und detaillirt vorschreibe. Aber der Herr kennt doch seine Diener, und er weiß, welche Wirkungen sein Wink, sein Wunsch, oder sein lauter Befehl zu haben pflegt; er weiß, daß die warmen Gnadenstrahlen, die er aus seiner Gletscherhöhe anf das Volk niedersendet, unten ziemlich kühl und kraftlos anlangen, während die kleinste Flocke seines Zorns als Lawine in die Tiefen rollt; und man sollte glauben, daß ein Herrscher von so ungewöhnlichem Geist allmälig die relative Wucht und Kraft seines Zepters kennen und die Zauberschläge, die er auf die kleinen Sterblichen unter sich führt, menschlich und weise berechnen lernt. Dennoch beschlich uns dabei ein banger Zweifel. Alle Berechnung wird vielleicht doch zu Schanden an dem Drang der Umstände, an dem gewaltthätigen Trieb und der trügerischen Natur des russischen Wesens. Der Herrscher von sechzig Millionen erschiene dann, grade weil das Schicksal ihn zu großem Wirken berief, als Opfer einer schrecklichen Mission; wie ein asiatischer Gott, der, auf

den Wagen von Jaggernaut genagelt — dessen Räder, von blindwüthenden Sklaven gezogen, die Menschheit zermalmen — vor Grauen zum Götzenbild versteinert. Der Czar wäre wie ein Meister, den sein Sklave beherrscht durch die blendende und zwingende Gewalt der Dienste, die er leistet. Rußland erschiene wie ein kolossaler Golem, der, einmal in Bewegung gesetzt, immer neue Arbeit vom Herrn heischt, um seine dämonische Kraft nicht gegen ihn zu wenden, der ihm die Gelüste und die Träume aus den Augen liest und schadenfroh zur Spottgeburt verwirklicht; der die weisesten Plane und die menschlichsten Befehle des Herrn in seiner Weise ausführt. Der Herrscher ahnt und erkennt, durch welche grauenvollen Wege, durch welche Blut- und Thränenströme, der Dämon seinen Lauf mit ihm nimmt, allein er hat keine andern Diener und Helfer; so verzichtet er denn allmälig auf Recht und Menschlichkeit, verhärtet sein Herz, verstopft sein Ohr, und wendet das Auge unverrückt auf das Ziel, welches die Ehrsucht der Ahnen, die Tradition des Hauses, der blinde Glaube und der wilde Instinct der Russen ihm als heilige Bestimmung aufgestellt.

Es muß tragisch sein, von einem solchen Posten aus die Länder einer mildern Sitte zu überschauen, die Gefühle und Begriffe einer sittlichern Welt zu verstehen. Trauervolles Geschick, ein Mann voll Hohheit und Seelengröße, und dabei Autokrat zu sein; der glänzendste Stern in der russischen Nacht und sie doch nicht erhellen zu können. Keiner von den Czaren seit Peter, an dem dieser Zwiespalt nicht rächend ausgebrochen wäre. Es sind lauter große, charakterkühne Gestalten, wie geschaffen für den Griffel eines Shakespeare; geborene tragische Helden, denen weder das Zeichen der Schuld, noch der Nemesis fehlt: die unweibliche Katharina, der stolze, bis zum Wahnsinn trotzige Paul und der schwermüthige Alexander. Es giebt eine russische Sage, daß kein Czar über eine zugemessene Reihe von Jahren ungestraft auf seinem hohen Throne sitzen könne, dann fasse ihn der Schwindel der Allmacht, und in seltsamer Verblendung sei er getrieben zu den gefährlichsten Extremen. Auch diese Tradition scheint Nicolaus Lügen zu strafen. Vor einem Jahre munkelten deutsche Blätter vou der bösen Stunde, die den Herrscher an der Newa oft unruhig durch die Straßen treibe.

Aber der Czar beweist jetzt überall, wo er erscheint, die Richtigkeit der ungeduldigen Zeitungsträume. Kein Schatten des Zwiespalts auf seinem Antlitz, das von glücklicher Anmuth strahlt und noch immer alle Welt gefangen nimmt; keine Spur von tragischem Bewußtsein, kein Schwanken und kein Zaudern, keine Anwandlung jener Hamletschwächen, die Alexanders Herz zu seinem Verderben erweichten; er findet sein Geschick nicht trauervoll, und die Wege zu Rußlands Größe höchstens langwierig; mit Doppelschritten geht er von Ziel zu Ziel, klug, wie der Napoleon des Friedens, rücksichtslos wie der des Krieges, freudig, wie ein Befreier, und mit einem Glück, welches weder gekrönten Reformatoren noch gekrönten Reactionären bisher geleuchtet hat. Nicolaus' Persönlichkeit mag ein Räthsel sein, das wir nicht lösen können: für das Räthsel von Rußlands steigender Macht ist die Lösung leicht zu finden; unsere Enkel werden sie laut und zornig genug aussprechen.

Eduard Bendemann's Frescogemälde
im
Thronsaale des k. Schlosses zu Dresden.

Im December 1836 sahen wir in Dresden eine Anzahl Bildwerke der Düsseldorfer Schule ausgestellt, welche den eigenthümlichen Bildungsgang, den diese Schule sich vorgezeichnet, auf das entschiedenste darlegten. Die Richtung dieser Schule, die Basis, auf welcher ihre Strebungen wurzelten, sind mit gleichem Recht und Unrecht angegriffen worden; auch unter uns wurden manche Stimmen dagegen laut, aber anerkannt und unbestritten stand die Ueberzeugung fest, daß jene Schule durch ihre Vorzüge wie durch ihre Mängel, welche in den Werken und Werkchen der genannten Ausstellung sich aussprachen, erweckend und belebend auf unser gesammtes Kunstleben einwirkte, auch in der Folge auf die Zustände unserer künstlerischen Strebungen einen unverkennbaren Einfluß ausübte.

Unter den Bildwerken jener Ausstellung fesselte jeden Schauenden vor allen „der Prophet Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem", von E. Bendemann. Wer dieses große, reine Werk gesehen, wird des tiefen, mächtigen Eindrucks, den es hervorrief, sich noch bewußt sein. — Der König von Sachsen berief Bendemann im Jahre 1838 nach Dresden, ertheilte ihm eine Professur an der Akademie der bildenden Künste und gab ihm den ehrenvollen Auftrag, den Thronsaal des königlichen Schlosses mit Frescobildern zu

schmücken; die Wahl der Gegenstände für diese Arbeit blieb dem Künstler frei gegeben. Er begann die Vorarbeiten dafür in demselben Jahre; sie wurde durch ein Augenleiden des Künstlers, dessen Heilung einen Aufenthalt in Italien erheischte, einige Zeit gehemmt und im Herbst 1845 vollendet, wo der kunstgeschmückte Saal die würdigste Weihe erhielt, indem bei Eröffnung des Landtages der König die Deputirten seines Landes darin empfing.

Der Saal, ein langes Viereck, ist in seiner frühern Gestalt geblieben; die Decke ohne Wölbung, durch schwere und künstlerische Verzierungen der Architektur — es sind in gleicher Form und Farbe die sächsischen Wappen über hundertmal angebracht — überladen, steht in keinem Verhältniß zu den Räumlichkeiten, auf welchen die Fresken ausgeführt sind, deren Werth in einem entsprechenderen Raume sich in vollendeterem Maße herausstellen würde.

Wir wenden uns zu den Werken und versuchen die Anschauung derselben, wie sie unserm Auge sich dargeboten, und den Eindruck, welchen diese Anschauungen in uns festigten, in flüchtigen Umrissen darzulegen.

Inmitten der Hauptwand, unmittelbar über dem Thron, erblickt man Sachsens Schutzgöttin (Saxonia); reiche Gewände umhüllen die gewaltige Gestalt; das ernste Angesicht schaut mit der Zuversicht des gesicherten Glücks auf die gesegneten Gauen unseres schönen Heimathlandes; bedeutungsvoll ist unter dem Bildwerk der Wahlspruch: „Stark durch Eintracht!" Der Thron zu beiden Seiten ist von 16 Gesetzgebern und Regenten umgeben; sie sind über Lebensgröße, aufrecht stehend, in Wandvertiefungen auf Goldgrund gemalt. Großartige, mächtige Gestalten, in ergreifender, lebenvoller Wahrheit, stehen sie da, die Weisen und Herrscher, die Helden und Lehrer der Vorzeit, die würdigste Umgebung des Thrones eines deutschen Fürsten. Moses ist der erste unter der gewählten Zahl. Der Künstler hat den inwohnenden Geist, die Gotteskraft des heiligen Propheten in seiner tiefsten Bedeutung erfaßt und veranschaulicht; in den Händen hält er die Gesetztafeln; unter dem Bild steht als Wahlspruch: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir." — Mose zur Seite steht David, der fromme Sänger der heiligen Psalmen, das Saitenspiel im Arm; wir lesen den Wahlspruch: „Dein Gesetz ist mein Wille." — Diesem zunächst sehen wir Salomo; die

Sprüche der Weisheit und der Erkenntniß scheinen auf diesen Lippen zu schweben; das ist der Blick, der über den Nichtigkeiten des Lebens steht und den bethörten Erdenkindern den geprüften Wahlspruch zuruft: „Es ist Alles eitel." — Nach Salomo folgt Zoroaster, Persiens weiser Lehrer, dem sein Volk eine verbesserte und geläuterte Religion dankt; „sei rein wie das Licht" lautet sein Wahlspruch. — Wer ist die sanftere Gestalt, an welche sich vertrauend der gerettete Königssohn schmiegt? Lykurg ist's, Sparta's großherziger Gesetzgeber; der entsprechende Wahlspruch unter dem Bild: „Lerne gehorchen, lerne befehlen." — Solon, der sieben Weisen einer, der Athenienser rühmlichster Gesetzgeber, mit dem Wahlspruch: „Erkenne Dich selbst", ist die Ehrfurcht gebietende Gestalt, zu welcher man aufblickt. — „Immer der Erste zu sein und vorzustreben dem Besten" der bezeichnende Wahlspruch ist's, von Alexander, dem Helden der Schlachten, dem Beschützer der Wissenschaften. Ihm zur Seite, den grünen Friedenszweig in den Händen, steht Numa, der umsichtige Gesetzgeber, der weise, gerechte König Rom's, sein Wahlspruch lautet: „Heil dem Volke, dessen Fürst den Frieden sucht." — In der zweiten Abtheilung links vom Throne sehen wir zuerst Constantin den Großen; sein Knie ruht auf den Trümmern eines heidnischen Tempels; in den Händen hält er das Kreuz, welches der Sage nach ihm eines Mittags unter der Sonne flammend mit den Worten: „In hoc signo vinces" erschienen sein soll; der Wahlspruch auf der Bildtafel sind die jener Worte: „In diesen Zeichen wirst Du siegen." — Die folgende ansprechende Gestalt, in den hohen ernsten Zügen Glaube und Demuth ausgeprägt, gehört Gregor dem Großen; „nicht uns die Ehre, sondern Gott," ist sein Wahlspruch. — Karl der Große lesen wir unter der nächsten Bildtafel. „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist," dies ist der Wahlspruch des gerechten und wissensreichen Fürsten, des Beschützers und Förderers der geistigen Bildung seiner Völker. — Heinrich I. und sein Sohn Otto, die ruhmgekrönten Häupter aus Sachsens Herrscherstamm; ihr Wahlspruch: „Durch Gottes Gnade und des Volkes Liebe heiße ich König." — Conrad II. „Der Wahrheit zum Schutz und die Elenden beim Recht zu erhalten," ist der Wahlspruch des fürstlichen Hohenstaufen. — Die edle majestätische Gestalt, die nun folgt, ist Friedrich I. von Barbarossa; in Macht und

Größe, und doch voll Demuth, steht der siegreiche Held vor uns; „Christus streitet für uns" ist sein Wahlspruch. — Ihm nahe steht hoch aufgerichtet Rudolph von Habsburg; er, den jede Fürstentugend schmückte, hielt an dem Wahlspruch fest: „Besser gut regieren, als das Reich mehren." — Würdig schließt mit der letzten Bildtafel Maximilian I. und Albrecht der Beherzte, der Stammvater des regierenden Königshauses Sachsens, die Zahl edler Häupter; ihr Wahlspruch lautet: „Dem deutschen Reiche treu bis in den Tod."

Auf entgegengesetzter Seite des Saales, dem Throne gegenüber, dem Raume und der Höhe der Saxonia entsprechend, stehen auf einer Bildtafel die vier Stände. Sie sind in Lebensgröße gemalt und durch entsprechende Costüme bezeichnet; man möchte glauben, daß eine bevorzugte Neigung bei dieser Arbeit gewaltet habe; eine edle Begeisterung hat des Künstlers Hand gelenkt; es sind ausgesprochene Charaktere, siegende Wahrheit ist in diesen Gestalten, diesen Zügen. Das sind deutsche Männer mit deutschen Herzen, die zu „Schutz und Trutz" gerüstet dastehen; deutsche Treue und deutsche Kraft ist lebensvoll ausgeprägt; diese fest verschlungenen Hände rufen in heiliger Verbrüderung zum Bunde, Freiheit und Gesetz, Wahrheit und Recht zu schützen und zu wahren. Unter dem Bild lesen wir den Wahlspruch: „Stark durch Eintracht." Zu beiden Seiten dieses Bildes sehen wir durch vier große Gemälde, deren Stoff der sächsischen Geschichte entlehnt ist, die vier Stände durch entsprechende Ereignisse aus dem Leben König Heinrichs I. veranschaulicht, und zwar zuerst für den Bauernstand: „König Heinrich I. ließ von dem neunten Mann in die Stadt ziehen und einen Theil der Ernte daselbst bewahren." Die gebietende Gestalt des Königs bildet die Hauptfigur; die Umgebenden sind beschäftigt, den Segen des Ackerbaues in Garben zu binden, auf die mit Stieren bespannten Wagen zu schichten und nach der Stadt zu führen. Die Gluth des Erntemonds, die Last der Tagesarbeit scheint mit überwiegender Gewalt die dargestellte Scene zu beherrschen und läßt den erfrischenden Hauch vermissen, welcher das innere Leben dieser Kunstschöpfung mehr hervorheben würde. — Ein regeres Leben bietet die zweite Bildtafel, den Bürgerstand in seinem Wirken und Schaffen, seiner Kraft und Thätigkeit zur Anschauung bringend. „König Heinrich I." — lesen wir unter

derselben — „umgab einige Städte mit Mauern, andere erbaute er von Grund aus." Die fortschreitende Cultur, durch welche jener Fürst Deutschlands Heil in seinen wichtigsten Interessen förderte, ist der Grundgedanke dieser Composition. Rüstiges Schaffen der Gewerbe, eine rege Thätigkeit, ein ernster Wille, warme, allgemeine Theilnahme sind in allen Umgebungen, allen Gestalten und Beschäftigungen, klar aussprechend dargelegt; auch hier ist König Heinrich die hervorgehobenste Gestalt. Harmonisch mit dem Lebensgange des Helden, den seine Kunst verherrlicht, steigert und erweitert der Künstler die Kräfte seiner Aufgabe; in dem dritten Bild: für den Ritterstand, „König Heinrichs Sieg über die Ungarn bei Merseburg," ist diese Steigerung in reichem Maße wahrzunehmen. Auf mächtigem Schlachtroß, welches zu Kampf und Sieg ihn getragen, unter Lebenden und Todten, Siegenden und Besiegten sehen wir den Helden, in seinen Händen das Racheschwerdt gegen den übermüthigen Feind; aus den edlen festen Zügen spricht die Gewißheit, daß er den gedrückten Völkern Erlösung bringe. Die verschiedenartigsten Gruppen und Scenen, welche eine Wahlstatt bietet, sind in der mannigfachsten Weise, den Sinn immer klar aussprechend, dargelegt. Kraft und Kühnheit, der Schmerzschrei der Verzweiflung, das Seligkeitsgefühl der Errettung, die ohnmächtige Wuth des bezwungenen Feindes sind mit Wahrheit ausgedrückt; erschütternd der Anblick des bleichen jungen Weibes, welches den Arm krampfhaft nach der rettenden Erscheinung des Königs ausstreckt und mit dem andern den todten Säugling hält, während einer der Krieger die Ketten löst, welche ihre Füße umschlingen. So viel dieses Bild Erschütterndes bietet, Sterbende und Todte dem Blick begegnen, die Gewalten des Kriegs ihre blutige Bahn zeigen, so ist doch nirgend die Grenze des Schönen überschritten und das edlere künstlerische Maßhalten überall wohlthuend wahrzunehmen. — Gleich reich an großartigen, ansprechenden Compositionen ist das vierte und letzte Bild: für den geistlichen Stand; „König Heinrich zog mit einem Heere gegen die Dänen, besiegte sie und bewirkte, daß ihr König das Christenthum annahm." An der Küste Dänemarks, umgeben von weltlichem und geistlichem Gefolge, steht der siegreiche deutsche Fürst; zu ihm auf blickt kniendgebeugt der Dänenkönig, in dessen Seele der zündende Funke des Christenthums bereits den Weg gefunden; ihm folgt mit flehendem

Blick, aus welchem die rührendste Andacht spricht, die Königin; weiter zurück, noch im Kahn geborgen, stehen und knien die fürstlichen Kinder. Bittend, betend sind die kleinen Hände gefaltet; dem jüngsten unter ihnen, noch unbewußt der Handlung Sinn, legt einer der Begleiter die Händchen in einander. Das zahlreiche Gefolge, von den Segnungen der neuen Glaubenslehre durchdrungen, blickt voll Andacht zu den Boten des Lichts und zum Himmel auf.

Wenden wir uns zu dem Fries, so werden wir ihn in entsprechendem Einklange zu den erwähnten Bildern finden und einen dichterischen Reichthum in demselben wahrnehmen, welcher in einem jeden der vierzehn Felder sich offenbart und den schöpferischen Genius des Künstlers bezeichnet. Eine umfassendere Mittheilung über diese Arbeit, so auffordernd der reiche Stoff auch ist, würde zu weit führen, und so wollen wir ihrer nur dem Hauptinhalte nach in der Kürze gedenken. — Der Künstler hat sich die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Zustände des Lebens, von der Geburt bis zum Tode, in allen innern und äußern Erscheinungen zu veranschaulichen, und die Gedankenkette, welche ein Glied an das andre schließt, ist folgende: Aus dem ursprünglichen Zustande der Unschuld, der durch das erste Bild, das Paradies, bezeichnet ist, geht die menschliche Seele durch das irdische, vom Bewußtsein der Sünde getrübte Leben ihrer Erlösung und Verklärung durch das Christenthum entgegen, welches im letzten Felde, im himmlischen Paradiese, dargestellt ist.

1. Feld: Paradies. Erschaffung Adam's und Eva's; Sündenfall; Austreibung; Fluch: „im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen." 2. Feld: Geburt. Ein Engel bringt das Kind herab; die erste Pflege desselben Kindesalters, überaus lieblich durch Kinderspiele bezeichnet. 3. Feld: Vorgerücktes Kindesalter. Schule; ritterliche Spiele der Knaben; mannigfache Beschäftigungen der Mädchen. 4. Feld: Liebe. Hochzeit. Es ist in dieser Bildtafel ein reiches Maß von Poesie, innigem Empfinden und heiterer Anmuth ausgeströmt. 5. Feld: Männliches Alter. Ackerbau; Viehzucht.

In vier Feldern über den Gesetzgebern, in nächster Nähe des Thrones, sind die vier Gestalten der irdischen oder Cardinaltugenden, grau in grau gemalt, angebracht, welche für die Gegenstände der genannten Felder leitend gewesen sind.

6. Feld: In der Mitte die Tapferkeit, links Raub und Gewalt-

thaten; rechts Gericht und Verurtheilung. 7. Feld: In der Mitte die Weisheit; links ein König, der Bauwerke ordnet; rechts ein König, der zu Rathe sitzt. 8. Feld: In der Mitte die Tapferkeit; links ein König, der zu Felde zieht; rechts Einfall feindlicher Völker. 9. Feld: In der Mitte die Mäßigung; links klösterliche Beschäftigungen, Aufnahme von Verwundeten und Pilgern; rechts Kirche, Abendmahl, Mönche, die im Weinberge arbeiten. 10. Feld: Gewerbe. Bergbau, Schmiede. 11. Feld: Handel. Verkehr mit fremden Völkerschaften; Handel mit Waaren und Sklaven. 12. Feld: Wissenschaften. Medicin, Astronomie, Astrologie. 13. Feld: Alter, letzte Lebensjahre. Ritter in Bußgewändern; Einsiedler; Tod und Auferstehung. 14. Feld: Paradies. Ein Engel führt einen Pilger ein. In der Mitte Christus mit Maria und Johannes dem Täufer; links Petrus, Jacobus, Johannes, Paulus, Maria Magdalena, Martha; rechts Adam, Eva, Abraham, Isaak, Jacob, Rahel, Lea.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Politische Kesselflickerei. — Folgen und Nichtfolgen der englischen Krise. — England in Frankreich erwartet. — Opernwahl. — Königliches Calembour. — Legitimistengerücht. — Literarisches. —

Eine Million für eine Idee! Wer hat eine zu verkaufen? Sie kennen das Buch Jérome Paturot à la recherche d'une position sociale — ein noch viel besserer Stoff wäre ein Jérome Paturot à la recherche d'une idée. Sehen Sie die Oppositionsblätter, wie sie ringen und sich abmühen, um aus den alten Stichwörtern einen Golem zusammen zu kneten, den sie der Tages-Eule Guizot als Vogelscheuche entgegensetzen könnten; den Golem hätten sie wohl, aber die Seele um ihn zu beleben fehlt. Frankreich sollte, könnte, müßte anders sein, und wäre der Geist der heutigen Franzosen ein anderer, dann könnte auch Meister Guizot nicht den Hammer führen. Aber wenn man auch dem Premier seinen Hammer entreißt, wird Meister Thiers, Meister Molé etwas Gescheuteres herausschlagen? Ein Kesselflicker wie der andere, und bei dem lauen Wasser das dieser Kessel heute enthält, bei dem Hauptbedürfniß, das heute Frankreich von oben bis unten durchdringt, sein Huhn wie zu den Zeiten jenes guten Henri quatre in diesem Kessel zu kochen, ist Herr Guizot der beste Koch, und das Geschrei gegen ihn ist Brod- und Küchenneid. Die Ministerkrise in England kam allerdings wie ein Blitz aus blauem Himmel und gab der Parthei des kleinen Thiers neuen Muth zum Sturmlaufen; Palmerston und Thiers sind wie die siamesischen Zwillinge, sind hinten aneinander gewachsen, und wenn sie sich daher auch — wie 1840 bei der orientalischen Frage — mit dem Rücken heftige Stöße geben, so

sind sie doch wie durch einen Schicksalsspruch an einander geheftet und sehen auch an Charakter einander ziemlich ähnlich. Kömmt Palmerston ins Ministerium, so muß Thiers an Guizots Stelle, meinte sogleich das Centre gauche; eine Whigregierung in England muß ein Ministerium der Linken in Frankreich zu Folge haben. Da sehen Sie diese Franzosen, die à la tète de la civilisation gehen wollen, wie sie an den Schwanz Englands sich hängen. In London erklärten die Führer des einen Systems, daß sie nach ihrem Principe in diesem Augenblicke nicht regieren können und Sir Robert Peel rieth selber, es mit dem andern Princip zu versuchen. Sollte nun etwa Guizot dem König rathen, die Principe des Herrn Thiers auf die Bühne treten zu lassen? Wo sind denn diese Principe, und wodurch unterscheiden sie sich von der gegenwärtigen Leitung? Diese Frage stellt sich im Grunde jeder Besonnene in Paris und darum hat die Opposition nie ein größeres Bedürfniß gefühlt, irgend einen neuen Gedanken auszugraben wie jetzt. Und doch trotz aller Gedankenebbe, trotz des Umstandes, daß die Opposition noch nicht den Mauerbrecher gefunden hat, mit dem sie eine Bresche in das gegenwärtige Cabinet bohren kann, läßt sich mit Bestimmtheit voraus sagen, daß Guizot die nächste Kammersession nicht aushält. Mit Bestimmtheit? Ein Cabinet das wie das Guizot'sche oft mit zwanzig, mit vierzehn, ein Mal ja sogar mit eilf Stimmen Majorität weiter zu regieren wagte! Und nun gar, da sich zeigt, daß Sir Robert gar fein gespielt hat, daß die Whigs die Feuerprobe nicht ausgehalten, und Peel das Ruder fester in die Hand genommen, als er es zuvor hielt. Nein, nur soviel darf man wagen mit Bestimmtheit zu behaupten: wäre ein Whigministerium zu Stande gekommen, so hätten wir, ehe zwei Monate vergingen, hier ein Ministerium Thiers gehabt. Palmerston und Thiers sind Hahn und Kater in einem Hofe, und — der europäische Hühnersteig wird die Folgen sehen. —

Eine der kleineren Folgen dieser Ereignisse hätte die pariser Neugierde um eine ihrer Freuden bringen können, auf die man schon jetzt vorbereitet ist. Sie wissen, daß die Königin von England dieses Jahr Paris besuchen will, und es handelt sich dabei nicht um einen Familienbesuch wie in Eu, sondern von einer feierlich königlichen Reise einerseits und von einem solemnellen königlichen Empfang andererseits — es handelt sich mit andern Worten, den dießjährigen englischen Besuch am Rhein zu paralysiren, wenn nicht gar zu verdunkeln. Bekanntlich ist die Königin von England persönlich eine große Franzosenfreundin, mehr als die Erbin des Sieges von Waterloo zeigen darf und kann. Die Lust Paris zu sehen wird von der lebenslustigen Königin unter dem Mantel einer politischen Manifestation verhüllt, während Louis Philipp den Vortheil benutzt, seine politischen Zwecke unter der Decke der Galanterie gegen eine Dame verstecken zu können. Der Umstand, daß der eine Monarch ein Greis und der andere eine

Frau ist, nimmt den eifersüchtigen Blicken der beiden Nationen viel von ihrer lauernden Schärfe und erleichtert diese Art, der Entente cordiale Vortheil bringende Besuche. Zum Empfang der Königin wird das große Trianon — das Palais welches Ludwig XVI. und Maria Antoinette bewohnten — als Absteigequartier eingerichtet, und eine Menge Arbeiter sind bereits jetzt beschäftigt es auf das prachtvollste herzurichten. Louis Philipp selbst leitet diese Vorbereitungen, und es ist charakteristisch, daß er sich bereits vorige Woche das Opernrepertoire vorlegen ließ, aus welchem eine Oper auszuwählen wäre für eine außerordentliche Vorstellung im Opernsaale von Versailles, welche ganz in dem prächtigen Style Ludwigs XIV gehalten werden soll. Die Wahl des Königs fiel zuerst auf eine ältere, in Deutschland ganz unbekannte Oper: die Caravanne von Caire, weil der Text dazu von Ludwig XVIII selbst gedichtet wurde (auf dem Theaterzettel stand immer der Pseudonym Morel). Allein man machte den König aufmerksam, daß in der großen Arie, welche den Glanzpunkt und die Schlußentwickelung dieser Oper bildet, zu wiederholten Malen die Worte: „La victoire est à nous!“ vorkommen, und es schien unschicklich, in Gegenwart einer fremden Königin eine derartige Fanfaronade zu singen. Der König, der einen feinen Tact für den Spott der kleinen Blätter hat, machte lachend die Bemerkung, daß der Charivari und Punch nicht unterlassen werden das la victoire est à nous zu commentiren, da ja die Königin selbst Victoire heißt. Nach kurzem Hin- und Hersuchen wurde endlich die Armide von Gluck gewählt; Auber hat sich anheischig gemacht, diese Oper von Neuem durchzusehen und zu retouchiren, so wie auch die Hauptpartie für die Sängerin Stoltz zu transponiren. Auber und Gluck sind zwei etwas starke Gegensätze! Die modernen Componisten sollen überhaupt brummen, daß man sie übergangen; nun, wenn nicht andere Leute mittlerweile hineinbrummen, von den Tactirstäben der Kapellmeister ist keine Störung der Harmonie zu fürchten.

Die Legitimisten haben folgendes Gerücht ausgesprengt: der Herzog von Luna habe nach allgemeinem europäischem Hofbrauch, seine Heirath mit Mademoiselle (der Schwester des Herzogs von Bordeaux und Enkelin Karls X) auch Louis Philipp notificirt. Diese Notification soll eine sehr lebhafte Ministerdebatte zur Folge gehabt haben, und endlich sei beschlossen worden, sie nicht — im Moniteur zu veröffentlichen. Auch werde der Brief des Herzogs von Luna unbeantwortet bleiben. Eins ist so unglaublich wie das andere, denn es wäre unpolitisch, grob und plump.

In der Literatur ist ziemlicher Stillstand. Ponsard hat eine neue Tragödie geschrieben Agnes de Merante. Ein satyrischer Roman von Souvestre: die Welt wie sie sein wird, ist im Style Swifts, und spielt im Jahre 3000!

II.

Aus Wien.

Gen. Lieutenant von Tettenborn. — Die Unruhen im Kirchenstaat. — Die päpstliche Eisenbahn. — Das Stück des Censors. — Die Oper des Theaters an der Wien. — Sieg der Cabale über die Polizei.

Die hiesige Diplomatie hat durch den Tod des Generallieutenants von Tettenborn, welcher seit dem Jahre 1818 als großherzoglich badischer Gesandter am kaiserlichen Hofe lebte, einen Verlust erlitten, welcher freilich mehr in geselliger Beziehung, denn in staatlicher Hinsicht empfunden werden dürfte, denn der Verewigte war ein seltenes geselliges Talent, und sein Salon ein Sammelplatz der elegantesten und geistreichsten Gesellschaft. Baron Tettenborn war am 19. Februar 1778 geboren und erreichte somit ein Alter von 67 Jahren. Sein Vater stand als Oberjägermeister in Rastadt in kurfürstlich badischen Diensten und war in früherer Zeit gleichfalls Militär gewesen. Der Sohn kam, 13 Jahr alt, als Page an den kurmainzischen Hof und mußte sich sammt dem ganzen, üppigen Hoflager bei der Annäherung der Franzosen im Jahre 1792 flüchten. Darauf wandte sich der junge Tettenborn nach Waltershausen, wo er unter Bechsteins Leitung den Forststudien oblag. So wollte es sein Vater, doch kaum war dieser todt, so gab er dieses Studium auf und trat als Cadet in die Reihen des österreichischen Heeres, in dem er die meisten blutigen Feldzüge des französischen Revolutionskrieges mit machte, bis zum Jahre 1812, wo er, um gegen Frankreich kämpfen zu können, in russische Dienste übertrat. Als Oberstlieutenant focht er in den heißesten Schlachten dieses ewig denkwürdigen Winterfeldzuges gegen die fremden Invasionsheere und war der erste, welcher an der Spitze eines fliegenden Corps die Weichsel überschritt, welche Anfangs als Haltpunkt bezeichnet wurde, und auf deutschen Boden die Fahne des Erretters pflanzte. Nach dem ersiegten Weltfrieden trat Tettenborn in die Dienste desjenigen Staates, dem er durch den Zufall der Geburt angehörte, und ging 1818 als badischer Gesandter nach München, welchen diplomatischen Posten er aber schon im folgenden Jahre mit der weit angenehmeren Stellung in Wien vertauschte.

Die wiederholten Gerüchte von dem Plane des jungen Italiens zu einem neuen Handstreich in der Romagna haben unsere Regierung zu einigen Vorsichtsmaßregeln bewogen, um die Ohnmacht der päpstlichen Regierung zu stützen und das tolle Unternehmen im Keime zu ersticken. Aus den Häfen von Triest und Venedig sind einige Kriegsfahrzeuge an die Küsten des Kirchenstaates abgesegelt, um daselbst jede etwaige Landung von Corfu oder Malta aus mit Nachdruck verhindern zu können. Die 17 nach Fiume verschlagenen italienischen Insurgenten sollen gleichfalls nicht an die päpstliche Regierung ausgeliefert werden, sondern Pässe nach Frankreich und England erhalten. Dagegen erhielt der spanische General Prim, der von der Propaganda

mit Geld und Versprechungen gewonnen worden, bei seiner Ankunft in Mailand die bestimmte Weisung, statt seine Reise nach Florenz fortzusetzen, nach Genua zurückzukehren. Auf unserer Börse erregt die Nachricht von der Entschließung Seiner Heiligkeit, den Bau einer Eisenbahn durch das Gebiet des Kirchenstaates an die neapolitanische Grenze zu gestatten, keine geringe Sensation, indem sich die Börsenleute mit der Hoffnung schmeicheln, da auch die Actien dieser Bahn gleich den übrigen Italiens hierwärts kursfähig sein würden, was indeß noch immer einigem Zweifel unterliegt. Dagegen ist es nichts weniger als ungewiß, daß es lediglich die nachdrückliche Verwendung der österreich. Regierung gewesen, welche die päpstliche Curie zu dieser Concession an die Zeitbedürfnisse vermochte, indem sie derselben vorstellte, daß die Unzufriedenheit der Delegationen wol hauptsächlich in Folge der Nahrungslosigkeit und des Niederhaltens des industriellen Geistes zu offenbaren Kundgebungen schreite, welche nicht blos das Gedeihen und die Ruhe des Kirchenstaates selbst, sondern die Ruhe und die Wohlfahrt des gesammten Italiens stören. Auch soll die militärische Wichtigkeit eines von der Lombardei bis nach Neapel reichenden Schienenweges ins rechte Licht gesetzt worden sein, denn durch diese Linie gewönnen alle italienischen Staaten, die das gleiche Staatsprincip mit Oesterreich theilen, eine gewisse solidarische Sicherheit gegen jeden Angriff zur See und nur eine Flankirung über Piemont könnte diese starke Stellung ernstlich gefährden.

Im Hofburgtheater wurde vor ein paar Tagen das neueste Lustspiel: Die rothe Schleife „von Deinhardstein" gegeben. Die Handlung der Novität berührt das vertraute Verhältniß Voltaires zur Marquise Duchatelet und dreht sich hauptsächlich um die Schwierigkeiten, mit welchen der berühmte Schriftsteller bei seiner Wahl in die Akademie zu kämpfen hatte und welche auch heut zu Tage nicht viel geringer sein mögen. Voltaire macht die Aufnahme in die Akademie zur Bedingniß seines Bleibens in Paris, da er eben erst eine höchst schmeichelhafte Einladung von Seiten des preußischen Königs nach Berlin erhalten hat, und nun läßt die geistreiche Dame alle Federn springen, um ihren Schützling in dem Rath der Vierzig einzuschmuggeln, was ihrer List denn auch vollständig gelingt. Der Dialog ist voll witziger Dialektik, aber Voltaire selbst erscheint in einer so abgefärbten Gestalt, daß der Philosoph des 18. Jahrhunderts, dessen Ideen die sociale Umwälzung vorbereiteten, darin kaum zu erkennen ist. Zudem wird das Liebesspiel, worin die Art und Weise, wie Voltaire lieben könne, durch die gemeine Bedingniß, welche den Entschluß der Neigung zum Resultat der Wahlurne in der akademischen Versammlung stempelt, jedes höheren Interesses entlediget und in die ordinärste Region des Eigennutzes und der Eitelkeit herabgezogen. Deinhardstein ist mit diesem zu einem Intriguenstück ganz vortreffli-

chen Sujet an unseren jämmerlichen Censurschranken gescheitert, die er freilich in seiner Stellung als Censor selbst am Besten kennen mußte, er hat sich auch als Censor bei der Auffassung des Stoffes bewährt und Alles ängstlich weggeschnitten, was nur entfernt Veranlassung sein konnte, bei der Sicherheitsbehörde der Literatur den mindesten Anstoß zu finden, weßhalb ein hiesiger Kritiker mit Recht sagen konnte: Es muß dem geistreichen Verfasser unendliche Mühe gekostet haben, Voltaire so viel Geist zu nehmen, bis er für seinen dramatischen Zweck unter den gegebenen Verhältnissen verwendbar war. Bemerkenswerth ist übrigens, daß bei der Darstellung dieses Stückes wieder einmal offenbar wurde, wie manche unserer sich unfehlbar und unerreicht dünkenden Schauspieler den Namen Voltaire, der doch in Aller Mund ist, nicht richtig aussprechen können.

Im Theater an der Wien ging der „Freischütz" von Weber mit großem äußern Aufwand in die Scene und errang einen glänzenden Succes. Die Frauenpartien waren in den Händen der Damen Frankh-Wirmser und Eder. Die Erstgenannte ist eine ausgezeichnete Sängerin und überraschend schöne Erscheinung, und hat in früherer Zeit bereits sehr gelungene Proben ihrer Künstlerschaft abgelegt, bis sie Ritter von Frankh, der jetzige Redacteur der „Wiener Zeitschrift" welcher damals das deutsche Theater in Pesth leitete, ehlichte. Frau Frankh-Wirmser hat entschieden durchgegriffen und wird fortan eine Zierde der Opernbühne an der Wien bleiben, nachdem es den Ränken der Coulissenwelt gelungen war, die gefürchtete Rivalin von der Bühne des Hoftheaters fern zu halten, wo sie trotz des ausdrücklichen Befehls des Polizeipräsidenten, keinen Part erhalten konnte.

III.

Aus Pesth.

Einwohnerzahl. — Ein Tunnel. — Baron Sina. — Die musikalische Saison. — Felicien David. — Eine Kunstakademie in Aussicht. — Seidenbau. — Der künftige Reichstag. — Deutsche Journalistik. — Magiarische Dichter. — Protection. — Literarisches. — Neuer Fortschritt der Ungarischen Sprache. —

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia hatte unsere Stadt nur eine Bevölkerung von 12000 Seelen, welche seitdem aber, von dem Aufschwunge des Handels begünstigt, so beträchtlich angewachsen ist, daß sie gegenwärtig zu den bedeutendsten Städten der Monarchie gehört und täglich an Umfang, Menschenzahl und Lebensregung gewinnt. Die von dem Magistrat vorgenommene und nunmehr beendete Zählung weiset eine Bevölkerung von 88,618 Seelen aus, worunter 52,727 Katholiken, 4,521 Akatholiken und 10,000 Juden. Unter der genannten Zahl befinden sich auch 21,312 Personen, welche als Eingewanderte zu betrachten sind und der dienenden

Volksklasse angehören. — Mit unserem Eisenbahnenbau steht ein großartiges Project in engster Verbindung und nach dem Gutachten Sachverständiger unterliegt die Ausführbarkeit desselben gar keinem Zweifel. Wenn demnach die technische Möglichkeit der Sache gesichert erscheinen mag, so ist dies doch nicht von der finanziellen zu behaupten und ohne diese würde die erstere bald in ihr Nichts versinken. Wir meinen die Idee eines Tunnels, der durch den Festungsberg bei Ofen gegraben werden soll und wozu bereits die Erlaubniß eingeholt ward, welcher aber einen nicht geringen Aufwand von Geldmitteln erfordern würde und deßhalb noch ziemlich problematisch erscheint, trotzdem daß dieses etwas abenteuerliche Project, wie jeder extravagante Gedanke in Ungarn von der hiesigen Journalistik sehr heiß und vielseitig besprochen wird. Bei der Ausführung dieser kostspieligen Idee ist eigentlich Niemand betheiligt, als der Brückenpächter des im Bau begriffenen großen Kettensteges, Baron Sina in Wien, indem durch die Führung der Bahnlinie durch den Festungsberg von Ofen die gesammte Frequenz auf die Kettenbrücke geleitet würde und der Ertrag derselben mithin sich ins Ungeheure steigern müßte. Es entsteht nun der Zweifel, ob Baron Sina den ihm durch dieses theuere Kunststück erwachsenden Vortheil so hoch anschlägt, um die Kosten des kolossalen Tunnels willig zu übernehmen.

Die musikalische Saison hat in dem laufenden Jahre sehr glänzend begonnen, mit Thalberg und David. Der Erstere fand jenen pflichtmäßigen Enthusiasmus in Bereitschaft, wie er bei uns stets vorhanden ist, wenn auch das Herz von den lärmenden Ovationen nicht das Mindeste fühlt; jedenfalls ist der berühmte Klaviervirtuose befriedigter von dannen gezogen, als von der Residenz, wo er nach seinen eigenen Aeußerungen mit einer „empörenden Gleichgültigkeit" aufgenommen worden. David fand hier wie in Wien eine höchst ehrenvolle Aufnahme und seine berühmte Wüstensymphonie befriedigte allgemein. David hat einen glücklichen Wurf gethan und von diesem Wurfe wird er so lange als möglich zu zehren suchen; er ist eines jener Talente, die durch Enthaltsamkeit gekräftigt, eine plötzliche That verrichten, welche Staunen erregt, aber unter der Wucht dieser einzigen That erliegen und nicht die Kraft besitzen ihr einen ebenbürtigen Nachfolger zu geben. Wir erwarten mit dem nächsten Tagen seinen Landsmann Berlioz. — Die allgemeine Klage über die Flachheit und Zerfahrenheit der hiesigen Kunstzustände hat doch endlich die Wirkung gehabt, daß man an eine Verbesserung dieser traurigen Lage denkt, und die zerstreuten Künstler, welche zersplittert verkümmern, durch Centralisation zu heben und zu leiten gesonnen ist. Der Maler Marraston hat von der Staatsregierung die Bewilligung zu der Errichtung einer Akademie der bildenden Künste erhalten, und es sollen die Statuten derselben in Bälde gedruckt erscheinen. Vor Allem

möchte es nothwendig sein, daß sich ein aufgeklärter und patriotisch fühlender Mann aus unserer Aristrokratie an die Spitze der neuen Schöpfung stelle, denn Ungarn ist einmal ein wesentlich aristokratisch organisirtes Land, in dem, wie die Sachen jetzt stehen, nie etwas Großartiges gedeihen wird, ohne den Schutz und Vortritt irgend eines populären und glänzenden Mannes des hohen Adels. Daß die Statuten in einem lieberalen Geist abgefaßt werden und das Patronatswesen nicht die Oberhand gewinne, wie dies leider in Wien der Fall ist, wäre sodann die zweite, nicht minder wichtige Hauptbedingung zum einstigen Gedeihen des jungen Instituts.

Ungarns Seidenzucht will durchaus nicht jenen Aufschwung nehmen, den sie in Berücksichtigung der gebotenen Verhältnisse leicht nehmen könnte, und wenn sich die Schreckensgerüchte von dem Seidenbau in China und Indien bestätigen, wie es allen Anschein hat, so dürfte freilich ihr Todesstündlein geschlagen haben. Im letzten Jahre betrug die von dem Großhandlungshause Hoffmann von Hoffmannsthal übernommene Einlösung der in Ungarn erzeugten Seide 161,286 Pfund Galetten, wofür die Summe von 99,170 Gulden C. M. aus bezahlt wurde, so daß das Pfund auf 36 Kreuzer zu stehen kam. Da nun 12 Pf. Galetten auf 1 Pfund reiner Seide gerechnet wird, so ergiebt sich ein Gesammterträgniß von 1400 Zentner, der Zentner zu 7½ fl. ungefähr. Die ungarische Seide ist nichts weniger als ausgezeichnet, woran wohl hauptsächlich die nachlässige Behandlung der Cocons Schuld sein mag, denn der ungarische Landwirth besitzt durchaus nicht jene zarte und emsige Sorgfalt, die zu einer lohnenden Pflege dieses Erwerbszweiges nöthig ist, und beschäftigt sich allzuviel mit rauhen Arbeiten und mit Züchtungen, die nur geringe Aufmerksamkeit erfordern. Man hat bemerkt, daß zu einer glücklichen Pflege des Seidenwurms eine gewisse Stufe der Civilisation und allgemeinen Volksbildung erforderlich ist, welche hier im Großen noch lange nicht gefunden wird und so mag sich denn der Ungar bis auf Weiteres mehr auf Viehzucht und Tabaksbau werfen, als auf Seidenzucht und Luxusindustrie.

Es erhält sich fortwährend das Gerücht, daß der Reichstag im Frühling des nächsten Jahres in Preßburg zusammenberufen werden solle, um einige wichtige Fragen der materiellen Landeswohlfahrt ins Reine zu bringen, vor allem die Besteuerungsfrage und sodann das Zollsystem an der Grenze der deutschen Erbländer. Die Regierung wird es sich ohne Zweifel sehr angelegen sein lassen, Ungarn von der unfruchtbaren Bahn der staatstheoretischen Streitigkeiten auf den Weg der materiellen Interessen abzulenken, und in der That dürfte dem Lande Glück zu wünschen sein, sobald es dem vereinten Bestreben der Regierung und der Stände gelänge, ohne Beeinträchtigung der constitutionellen Freiheiten, der Nation eine minder abnorme Stel-

lung in Europa und zu dem österreichischen Staatenverbande insbesondere, zu verschaffen. Durch eine systematische Opposition könnte das Land unter den bestehenden Staatsverhältnissen nur verlieren, denn im besten Falle wäre ein trauriger Stillstand das ganze Resultat, das die starre Opposition zu erzwingen im Stande, während eine vorzugsweise Berücksichtigung der materiellen Landeswohlfahrt das Volk kräftigen und erst zu einer wirklichen Opposition befähigen würde. Die Nationalparthei, welche das Heil und die Zukunft Ungarns lediglich im Separatismus sucht, sollte nicht vergessen, daß die großen Zugeständnisse, welche die Regierung ihren Forderungen in Betreff der magiarischen Sprache gemacht hat, die Lebensfähigkeit und Zukunft der ungarischen Nationalität für immer festgestellt haben, und es jetzt an der Zeit wäre, die noch ausständigen Guthaben, wie gerecht sie auch sein mögen, bis auf besserer Tage zu verschieben, um vorderhand die gesammte Kraft auf die Förderung des Wohlstandes zu richten. Es darf ihrer Berechnung nicht entgehen, daß eine Hebung und Erkräftigung der Volkszustände im Allgemeinen, statt ihren Absichten zu widerstreiten, gerade im Sinn und Plan der Opposition liegen muß, denn ein wohlhabendes und selbstständiges Volk ist jedenfalls geeigneter zu einer würdigen, oppositionellen Haltung in wichtigen Landesfragen, als eine arme, dumme Horde, die den Anstoß des Augenblicks und der Macht der Gewalthaber unbedingt gehorchet. Wenn daher die Nationalparthei wirklich die Zukunft im Auge hat und nicht den flüchtigen Moment und ihre eigene Wichtigkeit, so muß sie auf die materielle Richtung des Zeitgeistes bereitwillig eingehen, deren Ausbeutung das Land allein in Stand setzen kann, seine rückständigen, staatsrechtlichen Forderungen in zukünftigen Tagen mit Nachdruck und Erfolg durchzukämpfen. Man sagt, die Regierung wolle nur einige Zngeständnisse in diesem Sinne erobern, um alsdann die Abdankung des jetzigen Palatinus anzunehmen, welche von demselben schon zu wiederholten Malen nachgesucht wurde.

Die deutsche Tagespresse bemüht sich sichtbar nicht allzusehr im Rückstand zu bleiben und dem Impuls zu folgen, der von der magyarischen Journalistik ausgegangen ist. Die Pesther Zeitung unter der Redaction des Dr. Glatz gewinnt täglich an Bedeutung und Abonnenten, obschon sie sich zu sehr als Regierungsblatt gestaltet und die deutsche Farbe lediglich in der Sprache zu Tage tritt, nicht aber in Gesinnung und politischer Bestrebung. Sie brachte in den letzten Tagen eine lange Reihe von Briefen, in denen das Montanisticum und das in Berathung stehende neue Berggesetzbuch erörtert ward, und ob zwar sie manches Goldkörnlein enthielten, das fiscalische Interesse, die Staatsanwaltschast offenbar zn grell hervortrat. Das Feuilleton wird von dem Ritter von Levitschnigg geleitet, dessen neue Gedichtsammlung im Kurzen in einer Wiener Buchhand-

lung erscheinen soll. Die Preßburger Zeitung, der man lange den gegründeten Vorwurf machte, nur während des Reichstags lesbar zu sein, zeigt seit einiger Zeit gleichfalls einen frischeren Lebensodem und der Redacteur derselben, Herr Neustadt, besitzt allerdings die Fähigkeit sein Journal in ansprechender Weise zu führen, sobald seine Wirksamkeit nur nicht durch fremde Ereignisse gestört und paralysirt wird. Herr Adolf Neustadt befand sich einige Zeit hier und hat uns mit einer Erweiterung der Concession verlassen, die dem von ihm redigirten Blatte gewiß sehr förderlich sein wird. Der aus Leipzig nach Pesth übergesiedelte Literat Julius Seidlitz, welcher eine geraume Zeit in der hiesigen deutschen belletristischen Journalistik thätig war, ist einem Rufe nach Wien gefolgt, wo er beim „Humoristen" mit 800 Gulden Fixum angestellt ward. Ein Band Novellen von ihm ist in Wien gedruckt worden.

Die magyarischen Dichter haben trotz der mit unter höchst lästigen Exclusivität des aufstrebenden Nationalgeistes, wenn sie nicht von Geburt begütert sind, wie dies z. B. bei den Gebrüdern Kisfaludy der Fall war, häufig ein gar trauriges Loos. Nicht jedem Talente gelingt es einen Gönner zu finden, der das Füllhorn des Ueberflusses auf das vom Nimbus der Genialität umstrahlte Haupt ausschütte, und mancher junge Geist verkümmert in den trüben Regionen der Armuth, ohne das Licht leuchten zu lassen, womit die Vorsehung ihn, oft zu seinem Unglück, beschenkt hat. Daß man aber einen feurigen Dichtergeist, wie den jungen Lyriker Petöfi, dessen Beruf zur Poesie längst beurkundet ist, der Noth und Verzweiflung überläßt, gereicht dem ungarischen Patriotismus zur brennenden Schmach. Ein so hervorstechendes Talent verdiente die öffentliche Theilnahme in hohem Grade und sollte zum Mindesten vor der traurigen Nothwendigkeit gesichert sein, aus Brodmangel in die Kaserne zu flüchten. Petöfi, der im Vertrauen auf sein Talent und den Nationalgeist seiner Landsleute, aus den Reihen des Heeres getreten, um sich der Literatur und dem Ruhme seines Vaterlandes zu weihen, ist abermals als gemeiner Soldat eingetreten und hat vielleicht auf immer die undankbare Leyer mit dem stummen Schwerte vertauscht. Statt alte, wohlbegüterte, in gesicherter Stellung befindliche Schriftsteller zu beschenken, die ohnedem aus ihren Werken Ruhm und Gewinn ziehen, wie dies noch unlängst dem Epiker Vörösmarty von Seiten des Grafen Bathyany wiederfuhr, wäre es besser die kämpfende Jugend, sobald sie nur einmal sprechende Proben abgelegt und nicht zur nichtigen Aufgeblasenheit zählt, mit starker Hand aus dem Sumpf einer drückenden Lebensstellung herauszuheben.

Der Buchhändler Heckenast, der eine rüstige Thätigkeit entfaltet und seit dem Beginn seines Verlagsgeschäfts eine Reihe werthvoller Schriften sowohl in deutscher als ungarischer Sprache gedruckt hat,

ist nach Leipzig gereist, um sich dort mit der Tochter des wackern Buchhändlers Otto Wigand zu vermählen. Möchte diese Verbindung dem schon jetzt ausgedehnten Geschäftsbetriebe der Firma Heckenast und Landemar einen neuen Impuls verleihen: solcher wäre der Literatur und zumal dem deutschen Sprachelement gar sehr zu wünschen. Der neueste Roman von dem beliebtesten Romanschriftsteller, Baron Josika, welcher bereits im Feuilleton des Buda-Pesti-Hirádo großes Aufsehen erregt hatte, hat nunmehr unter dem Titel: „Neigung und Wille" die Presse verlassen und findet in den Kreisen der höheren Gesellschaft sowohl, als auch in der Sphäre der großen Lesewelt die günstigste Aufnahme.

Privatnachrichten aus Wien bringen die erfreuliche Mittheilung von einer Entschließung des Königs, wornach die Cameralbehörden Ungarns angewiesen werden sollen, in Zukunft sich statt der deutschen und lateinischen Sprache bei ihrer Correspondenz mit der k. Statthalterei, und den übrigen k. Behörden der ungarischen Sprache zu bedienen; nur die Amtscorrespondenz mit den deutschen Centralstellen in der Residenz bleibt noch deutsch. Auch und alle Ausfertigungen an die Parteien Pässe in das Ausland, sollen hinfort von den Cameralbehörden, gleich den Comitatsbehörden, in ungarischer Sprache ausgestellt werden.

Ein Deutschungar.

IV.

Aus Berlin.

Die preußischen Duellgesetze und der Rheinische Beobachter. — Die Schulmeister in aller Sittlichkeit. — Literarische Inspectur. — Regierungsorgane. — Herr von Arnim. — Preßpolitik.

Sie haben jüngst der preußischen Duellgesetze erwähnt, und gesagt, diese seien in ihrer jetzigen Gestalt geeignet, den Bürger von jedem Zweikampfe mit dem Militair abzuschrecken, nicht aber umgekehrt, weil, während jener nach dem strengeren Allgemeinen Landrecht gerichtet werde, dieser mit leichterer Bestrafung davon komme. Sie hatten vollkommen Recht; aber hüten Sie sich dessenungeachtet! Sie bekommen es mit dem Rheinischen Beobachter zu thun. Die durch zwei Verordnungen vom Jahre 1843 und durch drei Verordnungen vom Jahre 1844, sowie endlich durch das im Jahre 1845 publicirte Strafgesetzbuch für das Heer geregelte Bestrafung der Duellanten aus dem Officierstande, sagt der Rheinische Beobachter, sei nicht mit den

hier einschlagenden Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts zu vergleichen sondern mit — denen in dem „Entwurfe eines Allgemeinen Strafgesetzbuches", welcher kürzlich den Provinzialständen vorgelegt worden. Sonderbar! werden Sie sagen; bereits bestehende Gesetze mit noch gar nicht eingeführten, sondern nur erst als Embryo vorhandenen zu vergleichen, um daraus die Gleichheit des Rechts zwischen dem unter jenen stehenden und dem noch nicht unter diesen stehenden Stande zu folgern! Ja wohl, sonderbar. Aber Sie kennen ja bereits die Logik des Rheinischen Beobachters. — Nun gut! lassen wir uns die Art und Weise wie dieser Beobachter beobachtet, einmal gefallen; denken wir uns den Strafgesetzentwurf zum wirklichen Gesetze geworden, und acceptiren wir die Vergleichung des für die Militairs geltenden Duellgesetzes mit dem entsprechenden des neuen bürgerlichen Strafgesetzbuches! Was wird das Ergebniß sein? Dies, wie der Rheinische Beobachter selbst gesteht, daß für die gewöhnlichen Fälle, nämlich, wo der Tod eines Duellanten nicht erfolgt, das Strafmaß für die Militairs durchgängig geringer gegriffen ist, als das für die Civilpersonen. Aber — der Rheinische Beobachter läßt sich durch eine solche Kleinigkeit noch lange nicht aus dem Felde schlagen. Hören Sie nur! „Der Grund", sagt er, „der Grund dürfte einfach der sein, daß grade rücksichtlich dieser einfachen Duelle die Versuchung für Officiere viel größer ist, als für andere Staatsangehörige." Nicht wahr, das ist vortrefflich ausealculirt. Leute von gemeinem Verstande denken vielleicht, daß, je größer die Versuchung ist, desto mehr dieselbe durch gesetzliche Strenge und durch das Maaß des Uebels dem man sich, der Versuchung nachgebend aussetzt, verringert werden sollte. Aber beugen wir uns vor der ungemeinen Weisheit des Rheinischen Beobachters! Derselbe spricht noch schließlich seine Entrüstung aus über die ewigen „Eifersüchteleien zwischen Civil und Militair." Er ermahnt uns dringend, davon abzulassen: natürlich ist nur an uns Civilisten die Ermahnung gerichtet; denn den Officierstand erst noch solcher Ermahnung bedürftig zu achten, welche Vermessenheit wäre das! „Was ist denn das preußische Heer?" ruft uns der Rheinische Beobachter zu. „Das Volk in Waffen", antwortet er, das waffengeübte Volk. Was ist das stehende Heer? „Die allgemeine Volkskriegsschule." Und nun, er wird immer sentimentaler. „Und die Schulmeister an dieser Schule — das, nichts anderes sind in Friedenszeiten die Officiere der Armee, mit ihren ehrenwerthen Gehülfen, den Unterofficieren. Schulmeister, Schulmeister sind sie, nicht blos in der Waffenführung, sondern — in aller Gesittung." — Wischen Sie, wischen Sie Ihre Thränen von den Backen ab, ich bitte Sie, ich thue desgleichen. — Aber heda, Herr Beobachter! heda! Bedenken Sie wohl, was Sie sagen. Also Schulmeister, nicht blos in der Waffenführung, sondern in a l l e r G e s i t t u n g! Und unsers

Schulmeister sollen gelinder bestraft werden als wir, wenn wir beiderseits, Schulmeister und Schulkinder, in einen und denselben Fehler verfallen? Die „Schulmeister in aller Gesittung" sollen in größerer Versuchung sein, die sittlichen Landesgesetze zu übertreten, als wir „Schulkinder in der Gesittung"? Und werden wir, als gute Schulkinder, denn nicht unseren Schulmeistern bald genug die leichtere Verführbarkeit zum Verbrechen ablernen, und nachdem wir hinlängliche Fortschritte darin gemacht haben, ganz ebenso würdig einer milderen Gesetzgebung sein als unsere Schulmeister? — O Herr Beobachter! o weiser Herr Beobachter! — Es ist doch ein köstliches Ding um eine lebhafte Imagination. Die Herren Officiere, unsere Schulmeister in aller Gesittung! Da zum Beispiel, diese jungen Milchbärte, die eben vom Fähndrich zum Lieutenant avancirt, und noch ziemlich naß hinter den Ohren sind, die Schulmeister der alten Knasterbärte die zufällig unter ihrem Commando stehen, die „Schulmeister in aller Gesittung"! Wenn es so sein sollte, daß das Heer „das waffengeübte Volk", der Dienst im stehenden Heere „die allgemeine Volkskriegsschule" wäre, so sollte man doch denken, es müssten auch Lehrer an dieser Schule angestellt sein, die aus dem waffengeübten Volk hervorgegangen, mit dem in Waffen sich übenden Volke gleichsam aufgewachsen, in keiner Weise specifisch von ihm unterschieden wären, und deren Sittlichkeit genau nach dem Maßstabe der „allgemeinen" Sittlichkeit „des Volkes" bemessen werden könnte und nicht irgend einen aparten Maßstab nöthig machte; man sollte meinen, die Waffenlehrer des in Waffen geübten Volkes dürften keinen anderen point d'honneur haben, als den des in Waffen geübten Volkes selbst, und dieses keinen anderen als jene. Nun, der Herr Beobachter meint anders. Aber, das muß man sagen, ein ganz eigenes Korn haben seine Meinungen in dieser Materie. Wie er hinsichts der Zurechnungsfähigkeit der Officiere einem der Grundsätze jener Casuisten huldigt, deren Moral man die Jesuitenmoral zu nennen pflegt, so ist er auch darin Jesuit, — er, der Wächter auf der Zinne des Protestantismus, — daß er in den Officieren nicht die Person angesehen wissen will, sondern lediglich den von oben geordneten Beruf, und jeden Gelbschnabel, der das Officiersexamen gemacht hat, als einen „Lehrer des Volkes in aller Sittlichkeit" quand même proclamirt. Es kostet dem Herrn Beobachter nichts, der unmittelbarsten Erfahrung, dem alltäglichsten Augenschein mit der Faust ins Gesicht zu schlagen; die Herren Officiere sollten, seiner Meinung nach, Götter sein, und hui, da sind sie's. Der Rheinische Beobachter ist ein Schalk; er hat immer einen kleinen Weg hinten herum, denkt und spricht immer so, daß die Sache ihren Sinn hat, wenn man sie grade, und auch ihren Sinn, wenn man sie verkehrt versteht; selbst sein Name ist ein artiges Kunststück dieser Art: er b e o b a ch t e t nicht etwa, indem er auf die Dinge achtet,

sondern er nimmt uns unter seine Ob=Acht, d. h. Aufsicht, ist gleichsam der literarische Polizeiinspector, und in diesem Sinne Beobachter, Beaufsichtiger, Inspector, Superintendent.

Scherz bei Seite, ich finde es empörend, daß Anlaß gegeben ist, die Misere solcher Blätter, welche in jeder Nummer durch Taktlosigkeiten, Rohheiten und Erbärmlichkeiten unsere Verachtung oder unsern Spott herausfordern, mit der Sache der Regierung zu identificiren. Niemand kann geneigter sein, als ich es bin, wohlbedachte Maßregeln der Regierung gegen den Unverstand der einsichtlosen, leidenschaftlichen, wankelmüthigen Menge in Schutz zu nehmen, und in Anerkennung der unsäglichen Schwierigkeiten, von denen jedes Verwaltungswesen auf allen Seiten umringt ist, selbst offenbare Irthümer und Fehler der Behörden nur mit Nachsicht und Schonung zu berühren. Aber den Fehler, welchen man durch Unterstützung dieser elenden halbofficiellen oder officiösen Organe begangen hat, kann man, glaube ich, im Interesse der Regierung selbst, nicht scharf genug hervorheben. Der Gedanke, daß man der Presse nur dann eine größere Freiheit verstatten kann, wenn man sich erst eine Anzahl von Organen, welche die Sache der Regierung führen, verschafft habe, scheint ein Kind des Ministeriums Arnim zu sein, und ich vermuthe stark, ein Geisteserzeugniß dieses vormaligen Ministers, des Herrn von Arnim selbst. Herr von Arnim ist, so viel ich weiß, kein streng und formell gebildeter Büreaukrat; er hat nicht so eigentlich von der Pike auf gedient, sondern immer in den Verwaltungszweigen, in denen er arbeitete, eine Art exceptioneller Stellung gehabt: er faßte die Büreaugeschäfte, so zu sagen, und ich glaube sogar, nicht blos so zu sagen, sondern wirklich, mit Glacéehandschuhen an, nahm mehr Notiz von den Einrichtungen, als daß er sich von ihnen wie in Rad in der Maschine treiben ließ; und so mag es gekommen sein, daß das Wesen des Verwaltungsmechanismus mit seiner Person nicht verwuchs. Er blieb Ideen zugänglich, konnte sich die jetzt in Preußen zur Herrschaft gelangte Intention recht gut assimiliren, daß die Dinge sich organisch gestalten müßten, aber natürlich unter der Hand Derer welche die Macht haben, dem was sich gestalten soll, die Form zu geben; und wirklich zeigten sich, sobald Herr v. Arnim das Ministerium übernommen hatte, Versuche, allerlei Ideen zu realisiren, und auch diese, daß in der Presse die verschiedenen Richtungen, die der Regierung und die einer gewissen berechtigten Opposition, gewissermaaßen Fleisch und Blut gewinnen sollten. Man glaubte, wenn ich mir die an den Tag gekommenen Verwaltungsmaßregeln und die gelegentlich in Verfügungen ausgesprochenen Maximen richtig deute, daß die zu hastig und auswüchsig emporgeschossene oppositionelle Presse erst wieder ein wenig gedämpft werden müßte, theils damit sie sich in den Bahnen

halten lernte, in welche das preußische „Princip" sie einschränkt, theils damit die Regierung Zeit gewönne, Organe zuzubereiten, welche den jedesmaligen Standpunkt der Regierung behaupten könnten, ohne Gefahr zu laufen, daß ihre Stimme von dem allzu lauten Geschrei der oppositionellen Organe augenblicklich erstickt würde. So einschmeichelnd dieser Gedanke sein mochte, so ist er doch nichts weiter als eine Phantasmagorie, und mußte in seiner Verwirklichung, wie denn bereits geschehen ist, zum Nachtheile der Regierung ausschlagen. Eigentliche Regierungsorgane kann es in Preußen nicht geben. Was sollten diese wohl leisten? Die Principien vertheidigen, von welchen sich die Regierung leiten läßt? Aber diesen Principien stehen andere entgegen; die entgegenstehenden Principien sind von vorn herein unberechtigt, weil sie nicht die der Regierung sind, dürfen gar nicht zu Worte kommen, dürfen nicht dahin arbeiten wollen, wie in Frankreich oder England, sich selbst ans Regiment zu bringen: es ist also kein Kampf mit ihnen möglich; sie werden nach wie vor darauf beschränkt sein, sich ihr Bißchen Existenz hinterrücks zu erlisten; für die Regierungsorgane würde es aber immer gefährlich sein, dergleichen Manöver der principiell oppositionellen Presse wirklich und offen aufzudecken, weil dies nicht möglich ist, ohne die Principien der Regierung selber blos zu stellen und preis zu geben. Oder sollten nur Maßregeln, Gesetze u. dergl. vertheidigt werden? Aber das könnte wirksam nur dadurch geschehen, daß man die Motive veröffentlichte. Die Motive veröffentlichen heißt aber, hundert Blößen statt einer geben; denn was auf der Welt ließe sich nicht angreifen? Es ist sehr gefährlich, solche Gesetze, welche nicht durch eine Volksvertretung berathen und genehmigt worden sind, hinterher nachdem sie dem Volke von der Regierung aufgelegt worden, einleuchtend machen zu wollen; denn das heißt nur, dem Zweifel Waffen in die Hand geben und die Lust der Unterwerfung unter das Gesetz schwächen. Oder sollten nur falsche oder böswillige und gehässige Mittheilungen und Aeußerungen der oppositionellen Tagespresse widerlegt und, wie man es nennt, berichtigt werden? Aber dieser Kampf mit der Hyder der oppositionellen Tagespresse, den jetzt wirklich die officiösen Organe, wie der Rheinische Beobachter und andere, führen, ist so kleinlich und widrig, daß er nur dazu dienen kann, mit den gedachten Organen die Regierung selbst, die doch über derartige Zänkereien im Gefühle ihrer Kraft und ihrer Würde erhaben sein sollte, in Mißkredit zu setzen oder verdächtig zu machen. Es ist für eine Regierung, wie die preußische, nicht wohlgethan, mit der Presse zu transigiren. Sie kann nichts thun, als fest und ruhig ihren Gang gehen, ihre Principien, wenn sie welche hat, factisch aufrecht erhalten, und es darauf ankommen lassen, ob sie nicht in der Presse, — falls sie dieser, wenigstens innerhalb der geltenden Principien, einen freien Spielraum läßt, und

nicht aus Angst vor Popanzen, aus Empfindlichkeit u. dergl. ihr sogar innerhalb dieser Grenzen den Mund verbindet — Vertreter und Vertheidiger ganz von selbst finden werde; was zuverlässig nicht ausbleiben wird. — Freilich aber muß man gestehen, es kann bei einem solchen Verfahren nicht so ganz genau darauf gehalten werden, nur eine Opposition innerhalb der Grenzen der geltenden Principien zuzulassen, daß nicht auch die entgegengesetzten Principien sich in der Stille immer mit hindurch arbeiten sollten. Das muß man sich gefallen lassen; nichts in der Welt ist ewig; und die jetzt geltenden Regierungsprincipien, welche es immer seien, werden dereinst auch ihr Todesstündlein haben. Es ist für jeden Machthaber ganz richtig und natürlich, gegen die zerstörenden Kräfte, welche an seiner Lebenswurzel nagen, mit all seiner Gewalt sich zu wehren; aber eine Thorheit wäre es, zu wähnen, daß diese Kräfte jemals überwunden und vernichtet werden können. Wenn man nun nicht auf russische Art, oder auch nur auf österreichische das eigene Princip umschanzen will und kann, so muß man auch nicht im Kampfe gegen die feindseligen Principien so weit gehen, daß man sich selbst mit seinem eigenen Lebensprincip einmauert, und sich für dessen freie Entwicklung die Luft und das Licht entzieht. Man muß, um selbst zu leben und zu gelten, auch manches Widrige leben und gelten lassen. Man muß, um die Presse für sich zu haben, auch die Presse wider sich sein lassen. Dazu gehört freilich Muth und Klarheit, Besonnenheit und Standhaftigkeit.

V.

Notizen.

Saphir über sein Gesicht. — Das Rheinische Jahrbuch. — Russische Strohfütterung. — Neue Moden in Berlin. — Das Cartell zwischen Preußen und Würtemberg.

— Saphir übt seinen Witz nicht blos an andern Leuten, sondern, wie es dem Humoristen gebührt, auch an sich selbst. Zur besondern Zielscheibe seines Spottes hat er das eigene Gesicht erkoren; jene in ganz Deutschland bekannte Physiognomie, die mehr einer pikanten Satyrlarve als dem Antlitz des Apoll von Belvedere gleicht; die mehr Ironie als Lyrik spiegelt, trotz der „wilden Rosen," die darin angedeutet sind. Die Unterschriften, mit denen er jedes neu erscheinende Porträt von sich in die Welt schickt, verrathen neben dem Wunsch, seinen Mangel an Eitelkeit zu zeigen, doch auch ein sehr menschliches leises Schmollen, welches ihn oft liebenswürdig kleidet, und den Schlaukopf in den Augen des Lesers verschönert. Einst schrieb er unter sein Konterfei:

„Zum Brechen ähnlich."

Dies Wortspiel ist so ungerecht übertreibend, daß man nothwendig

mit einem tröstenden Compliment darauf antworten muß. Ein anderes Facsimilie ist:

„Auch Gottes Ebenbild! — geschieht ihm schon recht."

Damals war Saphir bis zum Skepticismus gekommen, so daß er philosophisch zu reden, mit einem heroischen Act der Selbstvernichtung, das Ich dem Himmel ins Gesicht schleuderte. Wehmüthige Resignation aber drückt die allerneueste Signatur aus, welche auf dem Titelbild zu seinen gesammelten Schriften steht:

„So ist mein Talent, so ist mein Gesicht.
Gefallen beide sie dem Leser nicht,
So sprech ich wie die „Jungfrau" spricht:
Ach, es war nicht meine Wahl!"

— Das prachtvoll ausgestattete Rheinische Jahrbuch von Levin Schücking, bringt unter andern schätzenswerthen Gaben — Varnhagenschen Denkwürdigkeiten von 1809, Gutzkow'schen Gesprächen über Theaterschulen und der witzigen Bauernfeld'schen Reichsversammlung der Thiere — „Reliquien von A. W. v. Schlegel." Das Wichtigste darunter ist ein französisch geschriebener Brief an eine fromme Freundin, worin der Verstorbene sein Verhältniß zum Katholicismus, die künstlerischen Sympathien der romantischen Schule für den alten Glauben, die krankhaften Folgen davon und die falschen Schlüsse, die daraus gezogen würden, unumwunden auseinandersetzt; wie er selbst, von jenen Sympathien Anfangs hingerissen, sich zuletzt überzeugt habe, daß eine aus Künstlerstimmungen und Phantasiebedürfnissen zusammengeflickte Orthodoxie nur eine künstliche und sein eigener „Christenglaube eine Illusion" sei. Er habe sich entschlossen, „gegen sich selbst wahr zu sein und den Gedanken freien Lauf zu lassen, auf die Gefahr hin, zu Zweifeln und Verneinungen zu gelangen." Er halte sich dafür an die „ursprüngliche, angeborene und allgemeine Religion." Die Methamorphose seines Bruders F. Schlegel, der seit 1819 ein „Alliirter der Jesuiten geworden," scheint besondern Eindruck auf ihn gemacht und ihm die Augen geöffnet zu haben. Diese Geständnisse haben doppelten Werth im Munde eines Hauptes der romantischen Irrfahrer. Die übrigen Rococoflitter aus Schlegel's nachgelassenen Poesien haben viel Schäferliches und machen einen um so trübseligern Eindruck, wenn man darauf die nergelnden Epigramme liest, die Schlegel von seiner eingebildeten classisch-romantischen Höhe auf Schiller und Göthe herabzuschießen wagt. — Noch ein Oesterreicher, außer Bauernfeld, ist im Rheinischen Jahrbuch ein hochwillkommener, nur zu selten gewordener Gast: Anastasius Grün mit seinem Gedicht: „Ungebetene Gäste." Der Gedanke ist socialistisch, ohne Doctrine, die Ausführung das reizendste Gemälde, in dessen Schönheit die poetische Versöhnung liegt. Eine Jungfrau

tritt in einen Festsaal; sie ist ohne Makel an Leib und Seele, doch führt sie „an zarter Hand ein wüst Gefolg unheimlicher Gestalten," die des Dichters Auge allein sieht; den armen Taucher, der für ihren Nacken die Perlen aus dem Meer geholt; den Bergmann, zu frühem Grab geweiht, der das Gold zum Schmuck für ihren Arm gegraben; den kranken Weber und den armen Knaben aus der Fabrik, der ihr die Bändchen wirkte. „Er selbst ein Seidenwürmlein — sterben muß es, bevor zum Flug entfaltet seine Schwingen" u. s. w.

„Zerstört, zerknickt, entweiht so viele Leben,
Daß Du ein Stündchen magst im Reigen schweben,
O Jungfrau, unschuldvoll und seelenrein!"

Ein kleinerer Dichter als Grün hätte einen herzlosen Prasser, oder eine hochmüthige Weltdame zum Träger dieser sinnvollen Bilder gemacht, aber poetischer ist es, zu sehen, wie die Sünden der Civilisation sich selbst an die unbewußte, unschuldige „Lichtgestalt," an das Schönste und Liebenswürdigste heften, was der Dichter kennt. Unsere Zeit, die so reich ist an Tendenzreimen, hat selten ein solches Tendenzgedicht.

— Ein russischer Professor, Namens Slaskozierski, hat in den Petersburger Zeitungen einen Vorschlag gemacht, den man für eine zarte Satyre halten würde, wäre er nicht eben russisch. Der gute Mann hat nämlich gefunden, daß man der jetzigen Noth sehr leicht abhelfen könnte, wenn man den armen Bauern Stroh zu essen gäbe; denn Stroh, — nicht jenes, welches manche Leute in ihren Köpfen tragen, sondern wirkliches Stroh — enthalte „sehr viel Lichtstoff" und dieser nähre die „organische Lebenswärme," wie man ja sähe, daß „die größten Ochsen" bei diesem Futter erzogen würden. Da indeß die russischen Bauern, durch die Beschaffenheit ihres Magens wenigstens, sich von den Ochsen unterscheiden, so brauchten sie die neuentdeckte Speise nicht in derselben Gestalt, wie ihre gehörnten Brüder, zu genießen: sondern sie könnten das Stroh klein hacken nnd ein Decoct davon machen. Das würde einen „zwar nicht wohlschmeckenden, aber für Bauern ganz gehörigen und nahrhaften Thee geben." Wer wird noch behaupten wollen, daß die Wissenschaft in Rußland keine Früchte trage! Welche Revolution in der Staatsökonomie! Wie würde der russische Adel im Auslande seinen Luxus und die russische Politik im Auslande ihre Freigebigkeit steigern, wie viel Seelen würde Rußland jährlich mehr kaufen können, wenn es den neuen Sparthee unter den Bauern und in der Armee einführte. Die russischen Beamten in den Ostseeprovinzen sind, wie es scheint, auf den Vorschlag des wohlwollenden Professors bereits eingegangen, wenn auch nicht für sich selbst. Man hört nämlich, daß sie von den zwei Silberrubeln, die der Czar für jeden der verhungernden Bauern an der Ostsee be-

stimmt hat, regelmäßig nur einen halben austheilen. Natürlich. Für einen halben Silberrubel Stroh, — da kann sich ein Bauer schon satt essen.

— Der wohlbekannte Herausgeber der „Beiträge für praktische Polizei" ist ein wahres Genie. Abgesehen von seinen polizeilichen Talenten, besitzt Herr Stieber eine patriotische Phantasie, die manchem Berliner Dichter Ehre machen würde; seine Beiträge werden künftig nicht blos den polizeilichen, sondern überhaupt den guten Ton angeben und namentlich als Modenjournal, im höhern und nationalen Sinn des Wortes, zu Rathe gezogen werden. Neuerdings haben die Beiträge eine nicht blos praktische, sondern eben so geschmackvolle, graciöse und sinnreiche Mode erfunden. Herr Stieber schlägt vor, daß jeder Preuße, der dazu berechtigt ist, immer die Nationalkokarde tragen soll. Dadurch würde man an öffentlichen Orten sogleich erkennen, in welcher Gesellschaft man sich befindet. Die Idee ist eine so fruchtbare, daß die großartigen Folgen ihrer Verwirklichung sich kaum übersehen, geschweige aufzählen lassen. Ein neuer Schwung wird in das preußische Nationalbewußtsein, ein neuer Glanz und eine bunte Farbenpracht in das berliner Leben kommen. Man denke sich einen schönen Frühlingstag unter den Linden! Welche Würde, welche gegenseitige Achtung läge in dem Gruß eines Paars nationalkokardengeschmückter Hüte! Und wie imposant für den Fremden! Der Einwurf eines Correspondenten der Deutschen Allgemeinen Zeitung, daß die Mode eine Verlegenheit für die Ausländer in Berlin wäre, ist nichtig; die Ausländer könnten sich ja eben so gut, durch das preußische Beispiel angespornt, bairische, österreichische, lippedetmoldische, reuß-kreuzsche ꝛc. Nationalkokarden anschaffen, um nicht für ehrlose Verbrecher angesehen zu werden, dagegen würde man sogleich den Hochverräther vom Patrioten, einen Tschech von einem Stieber unterscheiden. Es ist anzunehmen, daß man in Theatern, Concerten und Kirchen ohne die Nationalkokarde keinen Zutritt erhielte, und daher stets in guter Gesellschaft wäre. Ja, die Revolutionärs würden es gar nicht wagen, sich öffentlich sehen zu lassen; denn Jeder würde gewissermaßen seinen Paß am Hute tragen. Nun noch eine Frage. Hat Herr Stieber denn gar nicht an die Preußinnen gedacht? Wenn man im Theater, bei Kroll oder im Thiergarten unter eine Schaar weiblicher Preußen geräth, so weiß man auch nicht immer, ob man sich in guter Gesellschaft befindet. Wohl verstanden, der Begriff „gute Gesellschaft" ist hier etwas strenger zu nehmen. Wäre es nun nicht praktisch und wünschenswerth, auch den Preußinnen, je nach ihrer weiblichen Tugend und Unschuld, die Nationalkokarde an die Haube zu nähen oder nicht?

— Sehr wichtig und sehr zu bewillkommnen ist eine zwischen Preußen und Würtemberg kürzlich abgeschlossene Uebereinkunft, welche für die gegenseitige Uebernahme von ausgewiesenen Individuen ein System festsetzt. Es werden verschiedene Kategorien von Staatsangehörigkeit darin festgesetzt. In erster Reihe stehen jene, welche das Staatsbürgerrecht besitzen, oder auch solche, die es wieder eingebüßt, aber in andrem Staate noch nicht aufgenommen worden sind. In die zweite Reihe der Staatsangehörigen kommen solche, die von heimathslosen Eltern in einem oder dem andern Staate geboren sind. (Unter dem Begriffe Eltern bestimmt das Gesetz bei ehelichen Kindern den Vater und bei unehelichen die Mutter.) In dritter endlich diejenigen, welche in einem oder dem andern Staate (obschon weder daselbst geboren noch als Unterthanen aufgenommen) sich verheirathet und unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften eine Wirthschaft angelegt haben. Viertens endlich diejenigen die 10 Jahr im Staate gelebt haben. Nach diesen vier festgesetzten Kategorien bestimmt nun das Cartell das Verhalten der Behörden, im Falle ein Ausgewiesener in dem einen Staate die erste Kategorie und im andern die zweite Kategorie der Staatsangehörigkeit hat. Bei Streitigkeiten über die man sich nicht vereinigen kann, soll einer der Bundesstaaten als Schiedsrichter gewählt werden. Die Wahl dieses schiedsrichterlichen Bundesstaats steht demjenigen der beiden streitenden Staaten zu, welchem die Aufnahme des Ausgewiesenen zugemuthet wird. — Die einzelnen Paragraphen dieses Cartells lassen zwar noch manche Kritik zu, und vor Allem wird uns nicht klar, warum ein Staat überhaupt ein Individuum ausweisen kann, das 10 Jahre in demselben gelebt oder daselbst sich verheirathet und eine Wirthschaft angelegt hat; wir begreifen nicht, warum in einem solchen Falle, den doch das Cartell selbst als eine Stufe der Staatsangehörigkeit betrachtet, der betreffende Staat das Recht haben soll das Individuum fortzuschicken und es dem andern Staate zuzuweisen Indessen ist dieser Tractat doch wenigstens eine Feststellung gesetzlicher Verhältnisse und hebt die schreiende Unordnung auf, deren Opfer in letzterer Zeit so Viele geworden sind, und wir wollen wegen des Verdienstes im Ganzen, das Mangelhafte der Einzelnheiten übersehen. Daß aber eine solche Uebereinkunft, welche doch das A. B. C. der deutschen Staatsangehörigkeit berührt, erst im Jahre 1845 abgeschlossen wird, dieß wirft ein trauriges Licht auf die tausend Wunden und Widersprüche an welchen die sogenannte deutsche Einheit leidet.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die Schleswig-Holsteiner und die dänisch-skandinavische Partei.

Von H. Hansen.

Die skandinavische Partei hat sich nun an die Augsburger Allgemeine Zeitung gewendet; wie es heißt ist eine Deputation dahin abgeordnet gewesen mit dem Anliegen, dort ihre Sache gegen die Schleswig-Holsteiner vor dem deutschen Publicum führen zu dürfen, und die Redaction jener Zeitung ist darauf eingegangen, hat gleich einen Artikel von der Partei geliefert. Uns, den Schleswig-Holsteinern, ist dieses sehr erfreulich, was wir jedoch dadurch beweisen wollen, daß wir auf eine Discussion mit ihnen eingehen. Es kann aber nicht viel nützen, daß man immer im Allgemeinen hinredet, wie es die skandinavische Partei dort thut und ebenso eine Schleswig-Holsteinische Entgegnung liefert, sondern es kommt hier vornämlich auf bestimmte Verhältnisse, auf Thatsachen und auf ganz accurate Fragen an. Und zu einer ordentlichen Beurtheilung solcher gehört wieder genaue Kunde von den rechtlichen und factischen Zuständen, von dem, was geschehen ist und geschieht, so wie von den Absichten welche sich mehr oder minder klar zu Tage gelegt haben. Wir glauben in Besitz solcher Kunde zu sein in Beziehung auf die Verhältnisse dieser Herzogthümer einer und Dänemarks anderer Seits, und hoffen dieses darzuthun, indem wir ganz auf das Concrete eingehen, indem wir auch den Widerlegungen der Dänen und im besonderen der skandinavischen Partei in Dänemark uns blosstellen, gern geneigt zur Anerkennung, wo

wir etwa eines Irrthumes überführt werden sollten, aber auch zur Vertheidigung und weiteren Begründung entschlossen, wo wir wissen, daß wir Recht und Wahrheit für uns haben.

Immer haben wir es anerkannt, und oft es schon öffentlich hervorgehoben, daß Deutschland und Skandinavien keine Ursache haben, sich zu befeinden, sondern alle Ursache, mit einander vereint zu stehen auf dem großen Kampfplatz der Nationen, und sowohl im geistigen als im physischen Kampfe. Es ist uns sehr erfreulich, daß solches jetzt die Dänen ausdrücklich anerkennen, da wir in Dänemark bisher solche Stimmen fast ganz vermißt haben, während man sie aus den beiden anderen skandinavischen Reichen öfters vernahm. Wir geben der skandinavischen Partei auch darin Recht, daß an keine Verbindung Skandinaviens mit Deutschland in dem Sinne gedacht werden dürfe, daß die drei skandinavischen Staaten sich förmlich in den deutschen Bund aufnehmen ließen, weil wir gerne anerkennen, daß auf solche Weise ihre nationale und politische Entwickelung beeinträchtigt werden könnte, was die Skandinavier verhüten müssen, und die Deutschen nimmer begehren oder wünschen können und dürfen. Wenn dagegen die skandinavischen Staaten sich unter sich selbst enger vereinen und dann in ein bestimmtes festes Allianzverhältniß zu dem deutschen Staatenbunde treten, so kann und wird dies auf die rechte Weise beiderseits zum größten Vortheil gereichen und, wir sollten meinen, selbst den übrigen europäischen Staaten nicht unerwünscht sein. Sind wir darin nun mit der skandinavischen Partei ganz einig, so werden wir bei den concreten Fragen wohl in um so größeren Gegensatz mit ihr gerathen, abstrahiren jedoch nicht von der Hoffnung endlicher Verständigung. Wir abstrahiren aber gerne von der Art und Weise, mit welcher die skandinavische Partei gleich in ihrem ersten Artikel aufgetreten ist, zumal die Redaction der Allgemeinen Zeitung schon auf das durchaus Haltlose und Unpassende des Tones und der Suppositionen in der Einleitung hingewiesen hat, müssen indeß die Erwartung aussprechen, daß man auch entgegengesetzter Seits von dieser Art und Weise in Zukunft gänzlich abstrahire.

Die skandinavische Partei sagt in ihrem Artikel, daß sie Achtung hege vor dem deutschen Volke und daß ihr an dessen Freundschaft gelegen sei; gegen einen Theil des deutschen Volkes

hat die skandinavische Partei es bis jetzt jedoch nicht bewiesen. Einen Theil des deutschen Volkes bilden aber unzweifelhaft die deutschen Bewohner der Herzogthümer Schleswig - Holstein und Lauenburg, oder wenn wir, wie die Dänen das gewöhnlich in dem Streite thun, auch hier von Lauenburg abstrahiren wollen, die deutschen Bewohner Schleswig-Holsteins. Sie hat gerade die skandinavische Parthei in Dänemark am schärfsten und auf eine oft beleidigende Weise angegriffen, in welcher Hinsicht wir nur auf das Hauptorgan dieser Parthei, das Journal „Faedrelandet" verweisen, das in diesem Augenblick noch wieder über sie herfällt, indem es zu gleicher Zeit in eigenthümlicher Art seine Freude darüber äußert, daß in der Allgemeinen Zeitung hinfüro die fragliche Sache „in dänischem Geist," werde geführt werden, was doch in der dort angedeuteten einseitigen Weise schwerlich geschehen wird. Die Dänen suchen sich dabei zwar mit der Ausflucht zu helfen, daß sie nicht gegen die Deutschen, sondern gegen „die Schleswig-Holsteiner" oder „die Schleswig-Holsteinische Partei" ihre gehässige Polemik richten. Sehen wir nämlich zu, welche Leute denn diese Schleswig-Holsteiner oder „Schleswig-Holsteinische Partei" eigentlich sind, so wird ein identischer Begriff mit dem Theile des deutschen Volkes, der diese Herzogthümer bewohnt, herauskommen. Versteht doch die dänisch-skandinavische Partei unter Schleswig-Holsteinern keine anderen, als diejenigen Bewohner des Landes, welche die staatsrechtlichen Verhältnisse Schleswig-Holsteins unter sich und zu Dänemark wollen aufrecht erhalten und weiter entwickelt wissen, welche im Geiste dieser Verhältnisse, und im deutschen Geiste, keine wahre Verbindung des Ganzen noch eines Theils mit Dänemark, wohl aber einen engeren Anschluß an das übrige Deutschland wünschen. Das aber wünschen eigentlich alle deutschen Bewohner dieser Lande, und bilden daher diese alle die Partei, wogegen die Dänen ihre Ausfälle richten, denn auch diejenigen Holsteiner, welche eine Zeitlang als „Neu-Holsteiner" unterschieden worden, weichen eigentlich nur darin von den übrigen ab, daß sie meinten, Holstein müsse zuvörderst seine nationale und politische Entwickelung für sich allein und nicht in Verbindung mit Schleswig suchen, indem es auf diese Weise eher zum Ziele gelangen werde, allein sie gaben Schleswig dabei doch nie auf, gestanden nie zu, daß Schleswig eine dänische

Provinz sei, was die dänisch-skandinavische Partei will, erklärten vielmehr ausdrücklich, daß, wenn Holstein nur erst zum Zwecke gelangt sei, Schleswig schon nachgeholt werden könne und nachfolgen werde, und man erklärte selbst, daß wenn Schleswig sich nur für den Beitritt zum deutschen Bunde erkläre, man auch ferner mit Schleswig gemeinsam handeln könne. Wir fragen die dänisch-skandinavische Partei, ob sie dies bestreiten kann? wir fragen sie, ob nicht in den Ständeversammlungen zu Itzehoe und Schleswig so gut wie einstimmig von den Repräsentanten des Volkes über Fragen, welche hier entscheidend sind, als die Vereinigung der Schleswigschen mit der Holsteinischen Ständeversammlung, die Trennung der Schleswig-Holsteinschen von den dänischen Provinzen u. s. w. entschieden worden ist? wir fragen, wenn sie die Vertreter des Volkes nicht für das Volk selbst gelten lassen will, wie es bei ihr in soweit oft der Fall ist, ob sich nicht das Volk selbst und unmittelbar also bewiesen hat, oder ob sie die Petitionen an die Ständeversammlungen, besonders die Zuschriften, welche veranlaßt wurden durch den Ussingschen Antrag, die Betheiligung des Volkes bei der Schleswig-Holsteinschen Bank u. s. w. in einem anderen Sinne zu deuten vermag? Will daher die dänisch-skandinavische Partei mit der deutschen Nation in Freundschaft stehen, so muß sie auch von solch feindseligem Verfahren gegen einen Theil derselben ablassen, wogegen wir es für durchaus zweckmäßig achten, wenn sie sich einer klaren Feststellung des Verhältnisses zwischen Dänemark und den deutschen Herzogthümern zuwendet, da allerdings erst dann, wenn diese Verhältnisse klar festgestellt sind, auch von einem richtigen Verhältniß zwischen Deutschland und Skandinavien die Rede sein kann. Hier kommt gleich der Hauptstreitpunkt zwischen den deutschen Bewohnern Schleswig-Holsteins, den Schleswig-Holsteinern, und der skandinavischen Partei zur Frage, eigentlich aber zwischen den Deutschen und den Dänen überhaupt. Dieses ist das Verhältniß Schleswigs zu Holstein und dadurch weiter zu Deutschland im Allgemeinen. Schleswig hat von alter Zeit her mit Holstein ein und dieselbe Verfassung gehabt, nnd einen gemeinschaftlichen Landtag bis 1712. Schleswig hat, so lange die alte Verfassung dauerte und bis auf den gegenwärtigen Augenblick herab ein und dieselbe Gesetzgebung gehabt,

welche sich der allgemeinen deutschen Gesetzgebung anschließt, Schleswig hat mit Holstein alle Einrichtungen der Staatsregierung, der wissenschaftlichen und der kirchlichen Verhältnisse gemeinschaftlich gehabt, und Alles im deutschen Geiste. Wir wollen hier nicht ins Einzelne gehen, wobei wir sonst das gemeinschaftliche und das deutsche Wesen in den beiden Herzogthümern bis ins Kleinste nachweisen könnten, wollen nur noch darauf verweisen, daß Schleswig schon vor der Oldenburgischen Herrschaft mit Dänemark in einem durchaus laxen Lehnsverhältniß stand, daß aber dieses Lehnsverhältniß selbst im Jahre 1658 aufgehoben worden ist, und Schleswig also seitdem mit Dänemark nichts anderes gemeinschaftlich hat als Holstein, nämlich den Herrscher, so lange es das Recht will. Nun hat der gemeinschaftliche Herrscher bereits 1817, als Prälaten und Ritterschaft Schleswig-Holsteins sich unter Dahlmanns Leitung um Herstellung der alten Verfassung in zeitgemäßer Weise bemühten, das Versprechen gegeben, Schleswig solle nicht von Holstein getrennt werden, sondern gleiche Verfassung erhalten, hat 1831, als die vorläufige Institution der berathenden Provinzialstände creirt wurde, ausdrücklich erklärt, das Verhältniß der Herzogthümer solle in keiner Weise alterirt werden, hat der Schleswigschen Ständeversammlung von 1842 die ausdrückliche Versicherung ertheilt, das staatsrechtliche Verhältniß Schleswigs zu Holstein nicht alteriren zu wollen. So will also Regent und Volk in Schleswig wie in Holstein das einheitliche Verhältniß beider Lande aufrecht erhalten wissen, und das Volk wenigstens will in Schleswig, wie in Holstein, die Entwickelung der Verhältnisse in diesem Sinne und in entschieden deutscher Richtung. Das ist nun gerade, wogegen die Dänen und besonders die skandinavische Partei ihre Polemik richten. Sie wollen Schleswig von Holstein getrennt haben, wollen daß in Schleswig die Entwickelung „im dänischen Geiste" geschehen und selbst mit Gewalt gefördert werden soll, sie wollen selbst eine Einverleibung Schleswigs in Dänemark. Die skandinavische Partei wird dies nicht bestreiten wollen; wir würden sonst ausdrückliche Erklärungen ihrer Koryphäen und der Hauptorgane ihrer Presse dafür zum Beweise beibringen können. In dem vorliegenden Artikel sagt die skandinavische Partei freilich nur, Schleswig gehöre nicht zum politischen Deutschland, und sagt

weiter, freilich etwas versteckt, Deutschland habe sich deshalb nicht um Schleswig zu bekümmern: allein zu dem politischen Dänemark gehört Schleswig denn doch noch viel weniger, und Dänemark hat sich also noch viel weniger, um Schleswig zu bekümmern. Zu Dänemark steht es in keinem staatsrechtlichen Verhältniß, und Dänemark kann gar keinen Anspruch darauf machen, daß es politisch mit ihm vereint werde, wogegen es zu Deutschland durch Holstein allerdings in einem staatsrechtlichen Verhältniß steht und Deutschland daher auch Recht hat zu verlangen, daß dieses Verhältniß weiter entwickelt werde, Schleswig endlich auch in den deutschen Bund komme, zumal fast die ganze Bevölkerung Schleswigs hiermit einverstanden ist, während fast kein Mensch die politische Vereinigung mit Dänemark will. In dem vorliegenden Artikel wird die Sache so dargestellt, als ob der Streit eigentlich nur ein Sprachenstreit im Herzogthum Schleswig selbst sei; aber diese Darstellung ist durchaus mangelhaft, wahrscheinlich absichtlich. Was indeß diesen Sprachenstreit betrifft, so werden allerdings die wesentlichen Momente richtig aufgeführt. Die dänisch-skandinavische Partei will, daß in Schleswig die dänische Sprache neben der deutschen als officielle Sprache in der Verwaltung der Volksvertretung, der Rechtspflege, in Schule und Kirche gelte, und behauptet, dies sei kein Vorschieben des Danismus, um diesen Punkt namentlich habe Deutschland sich gar nicht zu bekümmern, wogegen sie in einem Athemzuge für sich, die dänisch-skandinavische Partei und Dänemark ein Recht, sich darum zu bekümmern, freilich ohne Begründung in Anspruch nimmt. Wir könnten uns freilich einfach damit begnügen, zu erwiedern: es geht euch dies Verhältniß viel weniger etwas an, ihr habt das wenigstens den Schleswigern zu überlassen, und könnten dann durch viele Beweise darthun, daß die Schleswiger von solchen dänischen Prätensionen gar nichts wissen wollen; wir wollen aber, zumal dies eine ziemlich allgemein bekannte Sache ist, lieber auf die Nachweisung eingehen, daß die beregte Forderung der Dänen mit der hergebrachten Entwicklung, den hergebrachten Rechten und Verhältnissen schnurstraks in Widerspruch steht, durchaus propagandistisch ist, und an sich eigentlich eine Absurdität involvirt. Auf den alten Schleswig-Holsteinschen Landtagen wurde allein die deutsche Sprache gebraucht und nie ist et-

was dagegen eingewendet worden; König Waldemars Jütsches Lov mußte der Zeit, als es auch für Schleswig alleiniges Gesetzbuch war, in die deutsche, damals niederdeutsche Sprache übersetzt werden, weil Volk und Richter die dänische Sprache nicht verstanden, und diese deutsche Uebersetzung ward mit gänzlichem Ausschluß des dänischen Originals als gesetzlicher Codex für ganz Schleswig sanctionirt. Die amtliche Sprache in weltlichen Dingen war im ganzen Herzogthume Schleswig die deutsche, und konnte nicht wohl eine andere sein, weil die Gesetzgebung deutsch war, dagegen war die Sprache in Kirche und Schule immer dänisch, und ist es noch, so weit nicht das Vordringen der deutschen Sprache einzelne Kirchspiele dahin gebracht hatte, daß sie weder die gebildete dänische Sprache noch den halbdänischen halb plattdeutschen Volksdialekt mehr verstanden, und daher die deutsche nothwendig als Kirchen- und Schulsprache eingeführt werden mußte. Die Regierung war dabei nicht förderlich, vielmehr forderte sie, daß an mehreren Stellen, wo früher Kirchen- und Schulsprache deutsch war bei Minderzahl ganz deutscher Einwohner, die dänische Sprache als Kirchen- und Schulsprache eingeführt ward. Bis zum Flensburger Meerbusen hinauf ist die Bevölkerung ganz deutsch und weiter noch besonders an der Westküste ist sie es ganz überwiegend. Deutsch sind alle Städte bis auf dänische Elemente in der untersten Volksklasse. Die nördlichen Landdistricte aber, besonders die Aemter Hadersleben, Apenrade, und Sonderburg so wie die Inseln Alsen und Arröe (letztere Insel ist fast ganz dänisch) haben eine gemischte Bevölkerung, indem viele ganz deutsche Familien, besonders unter den größeren Landbesitzern dort wohnen. Die eigentliche Volkssprache der Mehrzahl ist ein Gemisch aus Dänischem und Plattdeutschem in der Art, daß die dänischen Elemente in den Wörtern überwiegend sind, aber die deutschen Form und Construction bilden. Die Kirchen- und Schulsprache ist, wie schon bemerkt, die dänische Schriftsprache, jedoch müssen sich Prediger und Schullehrer sehr nach dem Volksdialekt accommodiren. Eine Ausdehnung der dänischen Sprache wünscht die Bevölkerung im nördlichen Schleswig eigentlich gar nicht, dagegen wünscht sie Unterricht in der deutschen Sprache, weil die deutsche Sprache einmal die Sprache der Bildung im ganzen Lande ist, und weil der geistige und materielle

Verkehr der Leute sie nach Süden weist. Die desfalsigen Petitionen an die Ständeversammlung haben das bewiesen, so wie der Erfolg des Unterrichts in der deutschen Sprache in den dortigen Volksschulen, welcher als öffentlicher von der Regierung erbeten, aber nur als Privatunterricht gewährt ward. Das Verlangen nach der Ausdehnung der dänischen Sprache geht von Dänemark aus; von dort aus werden einzelne im nördlichen Schleswig wohnende Dänen angereizt, von dort kam vornämlich das Geld, wofür hier dänische Bildungsanstalten errichtet, dänische Lectüre vertheilt und womit dänische Agenten unterstützt werden. Dies können die Dänen unmöglich bestreiten. Das Auftreten des deutsch gebildeten und früher dänisch gesinnten Lorenzen in der Schleswigschen Ständeversammlung für die dänische Sprache hatte in Beziehung zu der dänisch-skandinavischen Partei seine Ursache. Wenn sie nun aber bei solchem Stande der Sache als Ziel ihres Strebens, und sicher nur vorläufig, völlige Gleichstellung der dänischen Sprache mit der deutschen verlangen in der Art, wie oben angegeben worden, und wenn sie wie eben bezeichnet, für ihren Zweck wirken, so wird doch wohl kein Mensch bestreiten können, daß sie für die dänische Sprache im Herzogthum Schleswig und gegen die deutsche propagandiren. Ihre Klage aber wegen Bedrückungen der dänischen Sprache ist durchaus unnöthig; denn nie sind die Leute in dem Gebrauch ihrer Sprache behindert worden und eine Bedrückung kann man den beschriebenen hergebrachten Rechtszustand doch unmöglich nennen. Ausgedehnt ist übrigens schon seit 1840 mittelst allerhöchsten Rescripts die dänische Sprache als öffentliche in so weit worden, als in judiciellen und administrativen Angelegenheiten bei den Unterinstanzen jener Districte sie gebraucht wird und selbst von den dort wohnenden Deutschen gebraucht werden muß. Diese Veränderung hat schon vielfache Widerwärtigkeiten und Unbequemlichkeiten gesetzt, wie das bei den hergebrachten Zuständen und der deutschen Gesetzgebung nicht anders sein konnte. Welche Wirren würden sich nun gar ergeben, wenn in den höheren und höchsten Justiz- und Administrativ-Collegien die dänische Sprache neben der deutschen gleich berechtigt sollte gebraucht werden können, da diese Collegien theils für das ganze Herzogthum, theils für zwei, theils endlich für alle drei ge-

meinsam da sind, und man in allen drei Herzogthümern nicht so viele geeignete Männer finden würde, als zur Besetzung dieser Collegien erforderlich wären, wenn sie sollten zugleich der dänischen Sprache mächtig sein, abgesehen von andern in Betracht kommenden Personen als z. B. der Advocaten. Da nämlich die deutsche Sprache, wie bemerkt, hier die Sprache der Bildung ist und man sehr wenig Veranlassung findet, die dänische Sprache zu erlernen, durch ein Gebot aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, noch mehr davon abgehalten wird, so ist auch die Kunde der dänischen Sprache in der That auffallend geringer als man den Verhältnissen und Beziehungen nach erwarten sollte. Nun aber gar in der Ständversammlung. Da verstehen sicher nicht drei Viertheile der Abgeordneten was dänisch gesprochen wird, und was könnte es also nutzen, daß es gesprochen würde? Sollte aber ein Dollmetscher bestellt werden, der augenblicklich Satz für Satz deutsch wiedergäbe, was Einer dänisch gesprochen, und sollte dann ein doppeltes Protokoll geführt, redigirt und rectificirt werden, was sollte denn noch wohl sachlich geleistet werden, was aus den Verhandlungen herauskommen? welcher tüchtige Mann sollte sich dann noch dazu verstehen, als Abgeordneter in eine solche Kammer zu treten? Und welches Interesse könnte das Volk haben an den Versammlungen einer solchen Kammer? Die deutsche Sprache dagegen versteht, wie die Erfahrung lehrt, die ganze schleswigsche Ständeversammlung, und jeder Abgeordnete, der soviel Bildung besitzt, daß er das Volk würdig repräsentiren kann, der überhaupt etwas Vernünftiges zu sagen weiß, der vermag es auch in deutscher Sprache zu sagen. Ja, dieses Verlangen, die dänische Sprache solle in der Ständeversammlung gleich berechtigt mit der deutschen gebraucht werden können, involvirt eigentlich eine Absurdität; Sinn dagegen hätte es, wenn man verlangte, die dänischen Districte sollten zu Dänemark gezogen werden, der dänischen Gesetzgebung und Verwaltung angehören und in der dänischen Ständeversammlung repräsentirt werden. Aber damit kommt man nicht, weil man wohl weiß, die dänischen Bewohner der Schleswigschen Districte wollen nichts davon wissen, weil man wohl weiß, ein solcher Vorschlag würde jene am ersten zu entschiedenen Deutschen machen. Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf den ganz oberflächlichen, ja mißbräuchlichen und krän-

kenden officiellen Gebrauch der dänischen Sprache in dem rein deutschen Schleswig und in Holstein. In Holstein sind die dänischen Bestallungen der Beamten, so wie die dänischen Uebersetzungen neben dem deutschen Text der Verordnungen freilich abgeschafft, aber in dem deutschen Schleswig empfangen die deutschen Beamten ihre Bestallungen noch in dänischer Sprache, und bei Einführung der Prediger hört die Gemeinde noch deren dänische Bestallung verlesen, ohne daß zuweilen auch nur einer der Anwesenden etwas davon versteht. Mehrere Regierungscollegien in Kopenhagen correspondiren noch mit den deutschen Beamten in Holstein und in Schleswig in dänischer Sprache und setzen auch nicht selten Private durch ihr dänisches Correspondiren in Verlegenheit. Das Commando beim hiesigen Militär nicht nur ist dänisch, sondern auch das Kriegsrecht, und wo Civilverhältnisse rücksichtlich der Militärpersonen zur Sprache kommen, da wird das dänische Gesetzbuch Christian V. substituirt. Von den dänischen Officieren und den dänischen Beamten, so wie von allerlei anderen Beschwerden, welche die Herzogthümer haben, wollen wir hier nicht reden, weil wir uns nur an das halten, was die skandinavische Partei in dem fraglichen Artikel zur Sprache gebracht hat. Daß diese Partei Trennung des Holstein-Lauenburgischen Bundes-Contingentes von der dänischen Armee zuzugeben willens ist, glauben wir recht gerne, weil sie damit einen Schritt gethan sähe zur Trennung der Holsteinischen Verhältnisse von den Schleswigschen und weil sie damit Schleswigs Heerestheil desto sicherer als einen dänischen glaubt betrachten zu können.

Schließlich motivirt man noch das Verhalten der Dänen in der Successionsfrage. Hier wird den Schleswig-Holsteinern alle Schuld zugeschoben von dem, was man in Dänemark und besonders in den dänischen Ständeversammlungen gethan hat. Die Schleswig-Holsteiner, wird gesagt, hätten die Frage ausgebeutet, „um Unruhe und Aufregung im Lande zu verbreiten, und hätten alle Leidenschaften nicht nur loszulassen, sondern förmlich wie zum Bürgerkriege zu organisiren gesucht". Hier müssen wir die Dänen und die skandinavische Partei im Besonderen ernstlich auffordern, vor dem deutschen Volke gehörig den Beweis zu führen wegen dieser kühnen, um nicht zu sagen, frechen Anklage. Wir behaupten aber dreist, daß sie es nicht vermögen wird, denn in ganz Schleswig-Holstein ist diese allerdings sehr wichtige

Frage stets auf das Ruhigste erörtert worden, und kein einziger Mißbrauch wird sich davon nachweisen lassen. Hatten die dänischen Stände also keinen andern Grund, die Sache zur Sprache zu bringen, so hatten sie gar keinen. Daß man sie dort übrigens überhaupt zur Sprache gebracht, dagegen wird hier kein Mensch etwas haben, aber die Art und Weise, wie man sie zur Sprache gebracht hat, ist es, welche hier nothwendig eine allgemeine und tiefe Indignation hervorrufen mußte. Die dänischen Stände blos wollen eine Meinung abgeben in einer Sache die sie eigentlich gar nicht, wenigstens nicht zunächst anging, die Stände der Herzogthümer dagegen sollen nicht gehört werden; für die Herzogthümer soll absolutistisch decretirt werden, daß bei ihnen auch die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes gelte; daneben soll ihnen die Discussion dieser Frage durchaus verboten werden. Die skandinavische Partei kann nicht in Abrede stellen, daß mehrere ihrer Koryphäen dabei eifrig mitgewirkt haben, wir möchten aber wohl sehen, ob sie es in Abrede zu stellen wagen sollte, daß ein solches Begehren aus einem despotischem und gegen die Herzogthümer feindlichen Geiste hervorgegangen sei? Man sagt nun, nicht das ganze Königsgesetz wolle man über die Herzogthümer ausgedehnt haben, sondern nur den Theil welcher die Thronfolge bestimme. Diese Einwendung kennen wir hier schon längst, aber man hat sie hier in den Herzogthümern allgemein etwas komisch gefunden, und vermißt in Combination wie in Trennung durchaus die Logik. Man will es sogar gut mit den Herzogthümern gemeint haben, man will antirussisch damit gehandelt haben, da Rußland sonst vielleicht ein Stück von Holstein beanspruchen könnte. Darauf erwiedern wir hier blos, daß deutsche Bundeslande laut der Bundesacte nicht theilbar sind, daß also so wenig der deutsche Bund als die hiesige Bevölkerung Rußland einen Theil von Holstein abtreten wird, und ferner daß von Alters her die Stände Schleswig-Holsteins, wenn die Thronfolge fraglich war, immer ein Gewicht mit in die Waage gelegt haben, daß sie daher auch sicher jetzt so wenig unthätig als unberücksichtigt bleiben würden, wenn es fraglich wäre, welcher von ihren Agnaten das Land und zwar das ganze Land beherrschen sollte; daß die Dänen und namentlich die skandinavische Partei aber russisch gesinnt sei, wollen wir damit keines-

wegs behaupten, vielmehr gestehen wir ausdrücklich zu, daß ihre Sympathien rücksichtlich Rußlands im Allgemeinen von denen ihres Hofes gänzlich abweichen. Wenn aber in deutschen Blättern behauptet worden ist, sie dienten hinsichtlich der Erbfolge Rußland, so ist damit wohl gemeint, daß sie wegen ihrer Uebereinstimmung mit dem dänischen und russischen Hofe hinsichtlich der Successionsfrage in so weit der russischen Politik Vorschub leisteten. Gerne gestehen wir auch zu, daß das dänische Volk im Allgemeinen freisinnig und freiheitsliebend ist, allein man wird uns gegnerischerseits auch nicht bestreiten können, daß die dänischen Stände und die Führer des dänischen Volkes für die Ausbildung freier Institutionen in Dänemark noch gar wenig gethan haben. Die Hauptfrage, die Verfassungsfrage, hat man nur obenhin berührt und zuletzt wieder ganz liegen lassen. Wir wissen wohl, daß hierzu auch das Hauptmotiv wieder in ihrer Politik rücksichtlich der Herzogthümer zu finden ist, die dänische Verfassung soll die Herzogthümer, wenigstens Schleswig, mit umschließen, und Schleswig-Holstein soll auf keinen Fall eine Verfassung für sich erhalten. Wir erlauben uns aber, dies eine schlechte Politik zu nennen, einmal weil es unrecht und verkehrt ist, Andere in der Entwickelung des Rechts und der Freiheit zu hindern, dann weil die Dänen auf diese Weise von sich selbst ein hohes Gut fern halten, und endlich weil aus dem Project einer Verfassung für Dänemark und die Herzogthümer, oder auch nur für Schleswig gemeinsam nimmermehr etwas werden kann, noch wird. Wollten die dänischen Skandinavier vernünftig handeln, so wendeten sie alle Kräfte auf, um in ihrem Lande das Werk zweckmäßiger Reformen zu fördern, so bemüheten sie sich auch ernstlich, die skandinavischen Ideen der Wirklichkeit näher zu bringen. Könnten sie überhaupt Hoffnung und Aussicht auf eine nähere Verbindung der Herzogthümer oder blos des Herzogthums Schleswig haben, so könnten sie sie bei solchem Verhalten und solcher Wirksamkeit am ehesten haben. Man würde sich ihnen dann weit eher anschließen als jetzt, da sie Gewalt gebraucht wissen wollen und dabei gar nichts bieten können; man würde sich ihnen wenigstens freundlich nähern und ihnen in manchen Bestrebungen bereitwillig die Hand bieten, statt daß man sich jetzt sorgsam zurückhält und auch feindlich zurückgestoßen wird.

Poeten- und Studentenleben in Prag.

Erinnerungen von S—y.

I.

Als ich vor drei Jahren vom Gletscherbesteigen zu Tode ermattet, und mehr todt als lebend, mitten im wildesten Graubündten in einer kleinen Hütte gastliche Aufnahme fand, als ich halb ohnmächtig auf die Ofenbank hinsank und vom Liede meiner guten Gastfreundin in halben Schlummer gewiegt wurde — da war es mir plötzlich, als läge ich noch als Kind zu Hause in der Stube meiner Mutter, als hörte ich die alte Pendeluhr klappen, als sähe ich den Rococoschrank und die alten Bilder von Godowitzki von den Wänden auf mich niedersehen. Wer erklärt das tiefe Räthsel, daß in jeder bedeutungsvollen Stunde auch des spätesten Lebens plötzlich die ganze Kindheit mit ihren Träumen in uns erwacht, daß wir uns mit einem Zauberschlage wieder bei der Meilen weit entfernten oder oft schon todten Mutter finden? — In diesem Augenblicke, da ich fern von meinen Lieben, fern von meiner Heimath, hier hoch im Norden in der uralten Stadt Upsala sitze, in diesem Augenblicke ist mir wieder fast so zu Muthe, wie vor drei Jahren in der einsamen stillen Hütte des wilden Graubündten. Doch jetzt ist mir das Räthsel nicht so schwer zu lösen. — Eine alte böhmische Chronik, die ich mir aus der Bibliothek geholt, liegt vor mir, und die in roth und blau schimmernden Farben der Bilder, die alten böhmischen Gesichter, die aus dem halbverwischten Texte noch frisch herausgucken, wie die alten böhmischen Helden aus der halb-

verwischten böhmischen Geschichte, und die Dome, Schlösser und Klöster, die ihn wie eine alte phantastische Befestigung umgeben — alles das lacht mich wie alte bekannte Gesichter an. — Das ist die Theinkirche mit ihren altehrwürdigen Häuptern, das ist der melancholische Rathhausthurm, das ist der Wissehrad mit seinen phantastischen mährchenhaften Thürmen, nicht wie er jetzt traurig am Rande des Felsens steht, als wollte er sich verzweifelnd in die unten wirbelnde Flut stürzen, sondern wie ich ihn oft in meinen Träumen sah, wenn ich das alte Böhmenreich wieder in seiner alten Herrlichkeit aufbaute. Auch diese Gesichter mit den tiefliegenden blitzenden Augen kenne ich, nur daß sie hier in Panzer und Hermeline gekleidet sind, während ich sie durch die dunkeln Gassen Prags im Frack oder im Leinwandkittel schreiten sah. — Unaufhaltsam tragen mich diese Bilder und meine Gedanken, wie das Roß der Abassiden, fort durch die Luft, immer weiter nach Süden, immer ferner zurück in die Vergangenheit; und weil ich hier mit den schwedischen Studenten glückliche Tage verlebe und mir selbst dünke wieder einmal Student zu sein, so tragen sie mich in die glückliche längst verschwundene Studentenzeit nach Prag. — Und was ich in jenem goldenen Zeitalter mit geistigem Auge in Prag erblickte, schreibe ich mit körperlicher Hand hier in Upsala als liebliche Erinnerungen auf. — Ist es nicht sonderbar, Erinnerungen aus Prag in Upsala zu schreiben? Vielleicht schreibe ich einmal Erinnerungen aus Upsala in Prag. —

Es ist ein trauriges Leben auf österreichischen Universitäten, das fühle ich hier in Upsala, wo selbst der liebenswürdige Musterkönig Oscar ein flotter Student war, doppelt. — Man soll eben nur lernen und lernen, und zwar, wie der selige Kaiser Franz es wollte, nicht um ein Gelehrter, sondern um ein guter Unterthan zu werden. Wenn man mit achtzehn Jahren anfängt, auf einen guten Unterthan zu studiren, muß man es dann freilich in der Unterthänigkeit herrlich weit bringen. — Da waren aber in Prag einige flotte Jungen, die etwas von den deutschen Studenten läuten hörten, sich wohl auch dann und wann an die alte verschollene Herrlichkeit der Prager Studentenschaft erinnerten, sich vom Staatsschulenthum emancipirten, und auf eigene Faust ein flottes Studentenleben führten. — Sie führten ein herrliches Freibeuterleben,

ihr Haus hatte keine Thür, ihre Thür hatte kein Schloß; sie schwänzten von Zeit zu Zeit das Collegium, zechten wacker, begnügten sich nicht mit der österreichischen Philosophie, und wußten sich per nefas manches verbotene Buch zu verschaffen. Und ich rühme mich, zu diesem Freicorps gehört zu haben. Mancher von den Freibeutern ist vielleicht seitdem ein Philister geworden, und ich werde mich hüten, als guter Kamerad hier ihre Namen aufzuschreiben. Nur die will ich nennen, die sich an das Genanntwerden ihres Namens schon gewöhnten. Beim Himmel! es gab herrliche Originale unter ihnen; manche sind seitdem von des Lebens Nothdurft, manche vom Grabe verschlungen worden. — Armer, guter, weiser Dr. Kneip! Auf der schönen Insel Rügen, das ewige Meer vor mir, bekam ich den trauervollen Brief, der mir deinen frühen Tod meldete. — Es war eine herrliche tiefe poetische Seele, die viel Philosophie studirte, und doch einen reichen Schatz von Gemüth sich bewahrte. Sein Beruf war das Missionswesen, und er suchte seine Mission mit allen Kräften zu erfüllen. Nicht die Thäler der Andes, nicht das Innere Afrikas, nicht die Inseln der Südsee, nicht Bochara waren sein Terrain. Er ließ Jedem gerne seinen Fetisch, und ich bin überzeugt, es hätte ihn höchlich entzückt, Jemand vor einem blühenden Baume, vor einem glänzenden Sterne, vor einer rosigen Wolke anbetend hinsinken zu sehen. — O, Dr. Wolf, die Gefahren die du bestanden, als du auf einem Esel reitend, die Bibel in der Hand, die öden Steppen der Bocharei durchzogst, sind Kinderspiel gegen die Gefahren, die Dr. Kneip allnächtlich überwinden mußte. Seine Heidenländer waren die nächtigen Straßen Prags — seine Heiden, die er bekehren wollte, die Sünderinnen, die sie lockend, tänzelnd durchzogen. Es ist ein schöner, aber schwerer Beruf! Was ist der Durst und die Hitze der Wüste gegen den Durst und die Hitze, die hier bekämpft werden müssen; was sind der Skalpak und die vergifteten Pfeile der Indianer gegen den moralischen Skalpak und die Pfeile der menschlichen Leidenschaft? Was sind die Irrgänge des Urwaldes gegen gewisse andere Irrgänge? Des Verkanntseins nicht zu gedenken, wenn man ihn in später Nacht in verdächtiger Gesellschaft allein fand, eifrig sprechend und predigend. Wer unterscheidet die eifernde Stimme der Religion vom bebenden Tone der Liebe? O, schreibet auf seinen Grabstein:

Hier liegt Einer, der unverdrossen
Gelitten, wo Andre genossen.

Ich habe den festen Glauben, daß er den Himmel, der sich ihm freudig aufgethan, verschmäht, und zu Mephistos größtem Verdruß den Weg zur Hölle eingeschlagen. Was soll er bei Virginia und Frau von Sévigné? — In der Hölle kann er seinem Berufe weiter leben, und er kehrt nicht eher zum Himmel ein, als bis Messaline und Frau von Pompadour züchtig verhüllt an seinen Armen hängen und mit ihm einziehen zur ewigen Seligkeit. Was Bossuet und Pascal nicht gelungen, wird ihm gelungen sein, dem guten, weisen, armen Dr. Kneip. — Noch einen feuchten Blick auf sein stilles Grab da draußen unweit der stillvergnügten Fliedermühle, und fort von dem Todten zu seinen und meinen noch im heitern Sonnenlichte athmenden Freunden. —

Da bin ich wieder in der alten wundervollen Stadt, wo jeder Stein eine Geschichte zu erzählen weiß. — Es ist späte Nacht; nur wenige Menschen auf den Straßen, nur hier und da eine Kneipengeige, die durch die Stille jammert, nur hier und da Geräusch der schläfrig auf und ab gehenden Soldaten, die den Schlaf der alten Stadt bewachen. — Ich glaube nur, sie ist schlaflos und hat manchmal schlechte Nächte und träumt unruhvoll von ihrer Jugend, wie das wohl bei alten Leuten zu sein pflegt. Von jedem dieser Häuser, von jedem dieser Thürme könnte ich ganze Legenden erzählen. Da ist der alte schwarze Rathhausthurm. Wie ein schwarzes Ausrufungszeichen hebt er sich gen Himmel über dem großen, nur dem Geisterauge sichtbaren Blutflecke an seinem Fuße, der der Schlußpunkt der böhmischen Geschichte ist. Oben, stille, friedlich, idyllisch brennt „das Licht im Thurme", von welchem Isidor Heller so schöne Geschichten erzählte. — Das ist einer der tollsten und sonderbarsten Poeten, die jemals unbekannt geblieben sind. — Die Poeten seiner Gattung bleiben unbekannt, weil sie wie verrufene, spukhafte Thürme sind, die nur in waldiger Wildniß stehen, dahin sich selten ein Gesegneter verirrt, oder weil sie wie zauberhafte Runensteine sind, die man nicht findet, da sie von Dickicht, Dornen und Unkraut überwachsen sind, wohl auch eine gefährliche Zauberschlange über ihnen wacht. — Da ging einmal an einem schönen Abende Isidor Heller am Arme eines Redacteurs einher, der ihn

um Manuscript bedrängte. — Gut, sagte Isidor, geben Sie mir einen Gegenstand. — „Das Licht da oben im Thurme." — Gut! —

Wer da geht durch nächtige Gassen
Und sieht einzel glühende Lichter
Ohne schaffenden Gedanken,
Der, beim Himmel, ist kein Dichter! —

So dachte Isidor und er begann seine „Gänge durch Prag" zu schreiben, die allen geheimen Zauber der alten Stadt in fantastischen Bildern wiederspiegeln. — Das „Licht im Thurme", das „Observatorium", „Dalibor," „das Judenbegräbniß" ꝛc. sind im wunderbaren Halbdunkel fantastisch gemalte Bilder. — Schade um „die Kettenbrücke" und um „Jenny Lutzer" die von der Censur gestrichen wurden. — Er konnte aus Allem poetische Funken schlagen, er verstand es, alles Prosaische zu vergolden. Er sagt es selbst: Poesie eine Art alchymistisch Treiben, wirft zwar wenig Gold ab, aber man vertieft sich; — — — Eine Novelle von ihm „der erste April" ist die tragischeste von Humor sprühende Geschichte zweier Träumer. — Seine eigene Geschichte ist meist ebenso sonderbar, ebenso ein Gemisch von Tragik und Humor, wie seine Dichtungen. Im Jahre 1836, kaum 24 Jahre alt, ergreift er plötzlich den Wanderstab und läuft gen Spanien um den Cristinos und der Freiheit zu helfen. Er kommt aber blos bis Nancy; hier will ihn ein französischer Beamter, der Spanien und seine Freiheit besser kannte als der deutsche Poet, aus Mitleid für seine Jugend, aus Interesse an dem feurigen Jünglingsherzen nicht für die Fremdenlegion annehmen. — Er will weiter und in Lyon oder in Spanien selbst sein Glück versuchen. — Aber ein schönes Abentheuer hält ihn in Nancy zurück. Immer will er fort, immer bleibt er. — So vergehen Monate. — Da, eines Tages findet er zufällig bei einem Handwerker ein Buch; er schlägt es auf, er liest: es ist Wallenstein! — deutsche Verse; — deutsche Worte; — die deutsche Sehnsucht erwacht, und mitten im schrecklichsten Winter wandert Isidor Heller durch Lothringen, Elsaß, Baden, Schwaben, Baiern nach Wien. — Es war das eine Fahrt so reich an Abentheuern und so mühevoll wie die Expedition des Capitain Roß. — Karl Beck hat sich zu seinem Biographen gemacht; der eine

der drei Dichter die im Gesange „Wien" vorkommen — („zum Pfaffen hat die Mutter Dich bestimmt" — „Du selbst ein lautes Frankreich" — auf der Stirn ein gottesläugnerisches Fragezeichen" —) ist Isidor Heller. — Weiß der Himmel wo er jetzt steckt, wo er jetzt die Gazette des Tribuneaux, seine Lieblingszeitung studirt, wo er jetzt Aphorismen spricht. — — In den dreißiger Jahren war er mit Einer von den Prager Serapionsbrüdern, und die kleine dunkle, räucherige Kneipe in der Zeltnergasse kennt ihn viel genauer als die deutsche Literatur. — Der rothe Thurm, ein Kaffehaus der Mäkler, Krämer und Kadetten, war zugleich der Zufluchtsort der Poesie, dahin sie sich von der Journalistik und Prager Publicistik rettete, die bei Schech zu Hause waren. — Dort bei Herrn Schech hauste der edle Graf von Schirnding. — Er sah aus wie ein langer Fasttag und bestand nur noch aus etwas Pamphletengeist, der die antidiluvianischen Knochen kümmerlich zusammenhielt. Um seine Blößen mit etwas Romantik zu verhüllen, gab er sich gerne für eine Art von Caspar Hauser aus, und dieser Angabe glaubte man bei näherer Bekanntschaft mit dem edlen Grafen. Gott habe ihn selig; jetzt ist er todt, und Philipp Reklam in Leipzig wird ihm gewiß eine große Thräne nachgeweint haben. — Er war gewissermaßen der Thurm des Schech'schen Musentempels; seit er gestürzt, sank auch der Tempel in Trümmer und wurde ein gemeines, prosaisches Bierhaus. — Das war von je das Schicksal der herrlichsten Göttertempel, sie wurden Wirthshäuser und Stallungen. Siehe Griechenland und Italien. — In der Grafenzeit ging es noch lustig her bei Schech. — Er selbst machte zwar manchmal verdrießliche Gesichter und klagte über Undank der deutschen Literatur, daß sie zu wenig des edlen Trankes von Mocca genieße, während die böhmische Literatur gegenüber bei Schmillens in Kaffebetreff die Türken im Biere, aber selbst die alten Deutschen beschäme — so war doch Nani, die Eine Muse für wenigstens zweimal neun Poeten stets lächelnd freundlich, und nicht Klopstockischer nicht Uzischer Apostrophen bedurfte es, um sie zu rufen und ihre Gunst zu erflehen. — Julius Seidlitz war damals aus Leipzig gekommen, und ließ sich, als ein heimgekehrter Odysseus, der das junge Deutschland gesehen und manches Journal redigirt hat, von uns verehren und

beschrieb im Novellisten, Umlaufstischen Angedenkens, Besuche bei großen Männern, die er niemals gemacht hatte.

Ludwig Friedrich Lippmann machte seine Pläne für die Zukunft, vertrieb sich aber indessen die Zeit mit mündlichen Kritiken. — Er perorirte bei Schech gegen Alfred Meissners glänzende Verse und ergriff Partei für Moritz Hartmanns einfachere. — Keiner von beiden aber hatte damals vielleicht mehr als zwei oder drei Gedichte in Ost und West drucken lassen. — Polemisiren, tadeln, witzig spötteln war Lippmanns Bedürfniß; es war das der Trommelschlag, die schreiende Janitscharenmusik mit welchen er die Rede seines innern Menschen, der sich gerichtet fühlte, übertäuben wollte. — Lippmann wäre auch ohne sein trauriges Ende, das an Leßmann erinnert, eine der tragischsten Figuren. Eine reicher Erbe besaß er frühzeitig alle die Mittel, deren Erwerb gewöhnlich das Beste im Menschen untergräbt, bevor er an den eigentlichen Zweck seines Strebens gelangt.

Eines doch bedenke jeder
Was er immer thut und treibt,
Ob mit Hammer oder Feder
Brod er schmiedet oder schreibt,
Daß die Mühsal des Erwerbens
Ihm sein Bestes untergräbt
Und am Tage seines Sterbens
Niemand weiß, daß er gelebt.

Sauter.

Hätte Lippmann die Harmlosigkeit des wahrhaft Glücklichen besessen, er wäre mit seinem gesegneten reichen Naturell da gewesen, wohin er mit allem verzehrenden Ehrgeiz nicht gelangen konnte. Er wäre kein Poet geworden, aber er wäre ein Poet gewesen, ein Poet per se, ein Poet von Gottes Gnaden. — Aber diese Harmlosigkeit, die eigentlich nichts anderes ist als ein weiteres Fortträumen oder eine lebendige Erinnerung der Kindheit, diese fehlte ihm. — Im überfüllten Sinnengenuß, in raffinirter geistiger Wollust, ging sie ihm verloren. — Nur noch verurtheilen, zersetzen, vernichten konnte er, schaffen konnte er nicht mehr; nur sein Verstand konnte noch anerkennen und lieben, sein Herz, sein Gemüth blieben kalt dabei und wußten nichts von den Proceduren des Kopfes. — Ein Poet wollte er sein und konnte seinen Ge-

schöpfen, die er mit unendlicher Mühe und Anstrengung construirt und gegliedert, das einzige was Noth thut, den fluor vitalis nicht einflößen. — Und er war klug genug einen Golem nicht für einen Geist oder Engel anzusehen. — Suchte er auch andere mit seinen schön gegliederten, jahrelang gearbeiteten Geschöpfen zu betrügen — sich betrog er nicht; er wußte zu gut was ihm und seinen Gedichten fehlte. — Ein kleines Gedicht „die Sterne“ klingt noch so wie eine Erinnerung an einen Kindertraum, wie ein Hornklang aus dem grünen Walde, wie der Glockenton einer verlorenen Kirche — aber es blieb allein, ein letztes Erinnern, ein letzter Ton, ein letztes Aufflackern. Seine Seele hatte ausgeklungen, sein Herz war verkohlt. — Mit einem Male war er aus Prag verschwunden und man hörte lange Zeit nichts von ihm. — Endlich erfuhr man, er sei in Paris Lehrer an einer Pensionsanstalt geworden, — Wie? wollte er, der reiche, arm sein? wollte er im härenen Gewande das verlorene gelobte Land wieder finden, legte er sich, wie die Asceten der alten Zeit auf steinernes Lager um göttliche Träume zu haben? Und wieder war er verschollen. — Endlich nach langer, langer Zeit, ungefähr fünf Jahre nach der Prager Periode erhielt ich Nachricht von ihm. — Es war in Cöln im Börsenkaffeehause. — Der Bothe der mir die Nachricht brachte, war die Frankfurter Oberpostamtszeitung, die da sagte: dieser Tage erschoß sich hier in Paris ein junger deutscher Schriftsteller Namens Lippmann. Das Motiv seiner That soll unbefriedigter Ehrgeiz gewesen sein. — Wie kurz, wie kalt so eine papierne Zeitung eine solche Geschichte erzählt. — Armer Ludwig! — Mitten im öden Gewühle von Paris, wo der Schuß des verzweifelten Selbstmörders eben so unbeachtet verhallt, wie der Knall einer Kinderpeitsche, — da zu sterben, gewaltsam, durch die eigene Hand — es muß ein trauriges Schicksal sein, und trauriger noch die Tage, die der That vorhergehen. Wer kann mit aller Phantasie die tiefen, schreckenvollen Geheimnisse jenes Momentes ergründen, da der Gedanke den Menschen mitten im Gewühle der Freudesuchenden oder auf öder Haide überkommt. — Voll guten Muthes zog Lessmann von Leipzig fort, zwei Tage darauf fand man ihn auf der Brandenburger Haide an einem Baumaste hängend. Was konnte ihm indessen begegnet sein? wie muß der Moment gewesen sein, da ihn in der traurigen Oede

plötzlich der Gedanke überkam? wie muß die ganze Wüste die um ihn lag und die ganze Wüste des Lebens sich mit einem Male als eine farblose fata morgana in seinem Herzen wieder gespiegelt haben! — Aehnlich mag es Lippmann in Paris gegangen sein. Zu viele Menschen und eine lebenslose Wildniß — Paris und eine sandige, stumme Seppe — sie heben sich auf, sie haben beide dieselben Effecte. —

Aber ich komme über die Todten nicht zu den Lebenden und zum rothen Thurme, dahin mich doch meine Seele zieht. — Da in der zweiten Stube an meinem einsamen Tisch von einer armseligen Kerze beleuchtet, sitzen sie in Cigarrendampf gehüllt wie Ossianische Nebelgeister. — Der Blondkopf Alfred Meissner mit den Kinderaugen, das männliche Gesicht Moritz Hartmanns mit spanischen Bärten und das blasse unscheinbare Profil Friedrich Bachs. — Bach hat in seinem ganzen Wesen etwas von einem Schlehmil, und hat das schauderhafte Unglück oft für einen Juden gehalten zu werden, wie das ganze junge Deutschland; und doch ist er ein so guter Christ wie Angelus Silesius. — Die Poeten bedient als Nectar kredenzende Hebe eine schöne braunäugige Böhmin, über deren Unschuld und irdischen Wandel sie brüderlich wachen. Die armen Idealisten, was mußten sie später von Fanny hören; — Es war ein Rosenstock auf offener Heerstraße gepflanzt, von dem jeder Vorübergehende ein Röschen brach, wie Friedrich Bach sagte. — Das und noch mehr Schönes sagte er in den „Sensitiven", die damals im Jahre 1838 in Leipzig erschienen und von deren Erfolge wir uns so viel versprachen. — Wir täuschten uns, denn sie gingen unbeachtet vorüber, und eine einzige Kritik ist uns zu Gesichte gekommen. — Die stillen, süßen, tiefen Lieder konnten in unserer Zeit nicht gehört und mußten von dem ideellen Waffenlärm übertönt werden. — Wer hätte eine „melodische Grasmücke" gehört, die sich mit ihrem schönsten Liede auf das Bajonett eines Soldaten gesetzt hätte, während Ludwig XVI. unter dem Trommelschlag hingerichtet wurde. Nach funfzig Jahren vielleicht, wenn das menschliche Herz wieder zu seinem Gemüthsrechte kommt und die Zeiten stiller und glücklicher sind — dann findet vielleicht irgend ein Poet auf irgend einer Bibliothek Bachs Gedichte und gräbt sie wie einen Schatz zu Aller Ergötzen aus dem Schutte

hervor. — Was hat dann aber der Poet davon, der unbeachtet, ungeehrt, ungeliebt wie ein Schatten vorübergeschritten, er der ohnehin in allem was das Land jenseits der Brücke betrifft, so skeptisch ist.

Wenn ich nur wüßte,
Was die Blätter schallen,
Wenn sie welk vom Baume
Herunterfallen.

Wenn ich nur wüßte,
Was die Mauern sprechen,
Wenn sie morsch vom Alter
Zusammenbrechen.

Wenn ich nur wüßte,
Was die Wasser sagen,
Wenn sie über die Häupter
Versinkender schlagen.

Wenn ich nur wüßte,
Was die Sterbenden lallen,
Wenn matt ihre Arme
Zusammenfallen.

Sind es Klagetöne,
Ach, was nützt dann alles Streben?
Sind es Jubellieder,
Sagt, was nützt dann unser Leben? —

Sind das nicht Fragen, die jeder Mensch wohl hundert Mal des Tages an Bäume, Bäche, Himmel, Sterne, Sonn' und Mond stellen muß? ist das nicht ein schönes, tiefsinniges Gedicht? und ist nicht der, der nur Ein solches Gedicht geschrieben, ein Poet? Bach aber hat noch viele so herrliche Gedichte und ich wollte, ich hätte das kleine rothe Büchlein hier um mir in der fremden Ferne in den „Geisterstunden" manchmal eines davon vorzulesen; sie würden mich wie Zauberruthen in die schöne alte Zeit zurückzaubern, und es wäre mir, als säße ich wieder zu Prag in der räucherigen Kneipe und blickte wieder in das schwärmerisch verschwommene Auge Friedrich Bachs. —

Eitles Mühn, entflammte Kerzen
Ruhig mit sich fortzutragen!
Immer wird die Flammenspitze
Sich nach rückwärts überschlagen.

Eitles Mühn, dem Vaterlande,
Deiner Liebe zu entsagen!
Vorwärts werden dich die Füße,
Rückwärts die Gedanken tragen.

Nach der Nomenclatur, von der schon Göthe spricht und die sich nach und nach in jeder innigen Gesellschaft ausbildet, hieß Bach im rothen Thurme nur der Medicus, denn er war nahe daran **D. Medicinae** zu werden, und neben der Poesie spukten ihm nur noch Magnetismus und allerlei sonderbare Krankheiten, als da sind Katalepsie und Selbstverbrennung im Kopfe herum. Darum befand er sich auch nicht immer wohl im rothen Thurme; — denn da wurde philosophirt und politisirt, und von Politik verstand der Medicus nicht mehr als ein neugeborner Altösterreicher. — Er war unberührt von allen Tendenzen des Tages und ein reiner Poet wie ihn eine Aesthetik von Anno 1800 nur wünschen kann. — Seine Welt war die Blumenwelt, und seine Politik die des Blumenstaates; die Rose, die Herbstzeitlose, die Primula Veris, der Amaranth sind die Helden, die in seinen Sensitiven gefeiert werden. — Darum war er oft sehr verdrüßlich in unserer Gesellschaft und nannte uns mit altkluger Miene „junge Leute.“ — Darunter waren vorzüglich Meißner und Hartmann verstanden, mit ihrer ewigen Begeisterung, mit ihrer Lust nach Abentheuern, mit ihrer Sehnsucht nach einem frischern bewegtern Leben. — Moritz Hartmann machte schon damals Pläne, wie er den Staub der Schule von sich schütteln und als irrender Ritter die Lande durchziehen wolle. Meißner suchte seine Welt in alten sonderbaren Büchern und in phantastischen Philosophen. — Er besaß eine große von Altvordern ererbte Bibliothek, in der er wühlte und aus der er jede Woche irgend einen sonderbaren Heiligen à la Jacob Böhme ans Tageslicht förderte. Dann suchte er auch uns zu seinen neuentdeckten Systemen zu bekehren und docirte beim rothen Thurme wie ein begeisterter Apostel. — Doch damit ge-

wann er uns weniger als mit seinen Erzählungen von alten Dichtern aus allen Sprachen. — Er ist der Sohn einer englischen Mutter, und die Sprache und Literatur Altenglands sind ihm eben so geläufig wie die Sprache und Literatur des alten und des jungen Deutschlands. — Er singt uralte schottische Balladen und Volkslieder, als wäre er in der Nähe der Fingalshöhle und nicht in der Nähe des Ziskaberges aufgewachsen. — Durch ihn erfuhren wir zuerst vom alten Faust-Marlow, von Gray, Chatterton, Savage, Shelley, Elliot, Keats — und von all den Poeten, die durch den großen Schatten Shakspeares und Byrons bedeckt werden und unbekannt bleiben. — Hartmann kümmerte sich mehr um das Buch des Lebens als um „alten Pergamenteswust und gothisches Geschmiere." Er war ewig von Abentheuern umgeben und führte ein stets bewegtes Leben, wie sehr es auch äußere Umstände und seine Hofmeisterei zu beschränken suchten. — Man las damals in gewissen Kreisen Laubes junges Europa und nannte ihn nach einem der Helden Hyppolit. — Man glaubte ihn damit zu ärgern, aber es war ihm vollkommen recht. — Hartmann war damals Student, Hofmeister, Poet und Lebemann zugleich; am wenigsten von allem war der Hofmeister an ihm zu spüren. — Der arme, ich glaube Wilhelm hieß er, — sein Schüler! — Oft bedauerte ich ihn, wenn er in unserer Gesellschaft an Hartmann's Arme daher lief und immer von Trauerspielhelden und Heldinnen hören mußte. — Entweder er hat sich sehr gelangweilt, oder er schrieb selbst schon Trauerspiele.

Eine Scene, einen gewissen Rothen-Thurm-Abend vergesse ich hoffentlich nie. Julius Mosen hatte seinen Ahasver auf Subscription herausgegeben. — Wir liebten ihn seines Ritter Wahn wegen und subscribirten. — Ahasver war angekommen, und beim rothen Thurm wurden die schönsten Stellen vorgelesen.

> Gleichförmig wie der Sturz von Katarakten
> Roll hin mein Lied, der Sänger ist zu schwach
> Zu widerstehen deinen Riesentakten.

Durch die pompösen Verse, durch starke Cigarren und guten Kaffee waren wir bald alle in einem gewissen Zustande gelinden Rausches. — Mosen spielte eine Hauptrolle. Von seinen schönen

Volksliede: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" kamen wir auf Polen und auf die „große Wunde der Menschheit." — Noch sprachen wir davon, und lobten begeistert was zu loben war, und fluchten was zu verfluchen war, Meißner pries das Glück eines Dichters, dessen Lieder in allen Schenken gesungen werden, ohne daß man seinen Namen kennt, Hartmann ballte die Faust gegen Rußland — da — wie ein Geisterlaut durchschauerte es uns — da von tiefer, zitternder Stimme gesungen, tönte es aus der ersten Stube in unsere Einsamkeit herüber: „Bei Warschau schwuren tausend auf den Knieen" u. s. w. Wie verzaubert sahen wir uns schweigend an, und stürzten einer vor dem andern hinein, woher uns das Lied entgegenklang. — Da saß ein alter blasser Mann mit langen zurückgekämmten Haaren und langem Barte; in einen weißen, weiten Ueberrock gehüllt, eine alte Harfe in der Hand, und sang das Lied mit bebender Stimme vor sich hin, ohne einen der Umstehenden eines Blickes zu würdigen. — Es war ein alter, flüchtiger Pole, der singend bettelte und bettelnd sein todtes Vaterland beklagte. — Man kann denken, welchen Eindruck die ganze, geisterhafte, wie durch die innere Begeisterung der Poeten citirte Erscheinung auf uns machte. Als gälte es ein gottgefälliges Opfer, wurden alle Taschen umgekehrt und in den Hut des Verbannten geleert. — Der aber ging schweigend, kaum daß er zur Hälfte unsere Fragen beantwortete, von dannen, und vergebens war am andern Tage alles Nachfragen — er war und blieb verschwunden.

Solcher Abende, solcher schönen geisterhaften Zufälle gab es beim rothen Thurme nicht wenige. Bei Gott, man befand sich dort mitten unter Rauch und Mäklern viel besser als in den schönen literarisch aufgeputzten Zimmern des Herrn M. — Sein Punsch war gut, sein Thee war klar, seine Cigarren waren duftig — aber seine Verse und das Trauerspiel Cyrus!! — Die Tage des Lebens vergess' ich's nicht! — Sehr anverwandt mit diesen Zimmern waren die literarisch-artistischen Salons des Cancan plaudernden deutschen Edelmanns. — Man genoß daselbst Literatur und Kunst und Fasanen und Rebhühner. Letztere beiden waren ganz vortrefflich. — In den Salons der Frau von H. litt man wahre Höllenpein und lag ewig auf der Folter. — Es that

Noth, daß man jeden Sonnabend, bevor man zu ihr kam, die ganze deutsche Literatur noch einmal memorirte, denn man mußte beständig auf Fragen gefaßt sein. — Wissen Sie was Herder sagt? — Wissen Sie was Lessing sagt? — Wissen Sie was Jean Paul sagt? — Wissen Sie was Göthe sagt? — Wissen Sie was Börne sagt? — u. s. w. u. s. w. Das waren die ewigen Fragen, die Frau von H. bei jeder Gelegenheit auf der Zunge hatte, denn sie war die wandelnde deutsche Prosa, herausgegeben von Gustav Schab, Stuttgard und Tübingen bei Cotta. — Auf alle diese Fragen sollte man antworten, und das Für etwas Butterbrod, und wenn es hoch kam für ein Gläschen Wein. — Da honorirt ja Brockhaus seine Mitarbeiter am Conversationslexicon besser! — Ich pflegte mir zu helfen und antwortete mit sinnlosen Phrasen, die nach etwas klangen. — Damit war Frau von H. zufrieden, und pflegte zu sagen: Ja, das sagt er auch, der große Mann, ich erinnere mich, aber er sagt ferner — und nun folgte ein Citat das so lang war wie die Prager Brücke. — Epigonen, sagt Immermann und Frau v. H. sind immer unglücklich! — Das ist nicht wahr, denn unsere Prager Epigonen im Salon der Frau v. H. sind glücklich, sehr glücklich, denn Frau v. H. fragt nicht mehr. — Ein Prager Dichter hat sie geheilt von der furchtbaren, verheerenden Krankheit des Fragens und Citirens. — Wissen Sie was Jean Paul sagt? — fragte ihn einmal Frau v. H., als er eben neben ihr stand. Madame, sagte er, Jean Paul hat an die dreißig Bände geschrieben. — Wissen Sie was Herder über das Vielschreiben sagt? — Madame! Herder hat an vierzig Bände geschrieben! — Wissen Sie was Göthe über Herder sagt? — Madame! Göthe hat an funfzig Bände geschrieben. — Seit jenem Abende soll Frau v. H. nur noch selten fragen, und zwar nur, wenn sie sich ein besonderes Vergnügen machen will. — Die glücklichen Epigonen. — Doch Frau v. H. hat ein großes Verdienst um Literatur und Poesie. — Sie hat eine schöne Tochter, und darum sei ihr Alles, Alles vergeben; —

Ich will sie loben und singen
Bis die Neige des Lebens zu Ende geht,
Im Toaste die Becher zerspringen.

Wie oft wanderten wir an dem kleinen Hause mit dem kleinen Balkon vorüber, und waren froh, sie (die Tochter nämlich) nur gesehen zu haben. — Wissen Sie was Heine sagt? — Ja Madame, ich weiß es: Es war in schönen Sommernächten, sie trug ihr Haar in Flechten. —

Allein, Prag hat noch andere poetische Erscheinungen als Frau v. H., und andere Poeten. — Da ist zum Beispiel Lothar. — Er ist zwar Polizeicommissär, das thut aber nichts. Wie seine Seele zwischen Poesie und Polizei schwebt und sein Inneres spaltet, glaubt er desto poetischer zu sein, und bildet sich etwas darauf ein, eine Art George Sand'schen Trenmors zu spielen. — Sein Bruder Jarno besingt zur Abwechslung den Frühling und heißt par Excellence der Frühlingsdichter. — Um seinen originellen Stoff in originelle Formen zu kleiden, bedient er sich der Heineschen Manier. In der Poesie ist er ein melancholischer Maikäfer, im Leben Kreiscommissär zu Saatz. Doch Gott behüte mich vor Ironie. — Wissen Sie was Lear sagt? — Ja Madame! er sagt: wahnsinnig möchte ich nicht gerne sein; ich sage: ironisch möchte ich nicht gerne sein. — Mögen manche Prager Poeten manches Lächerliche und Unpoetische an sich haben, Prag an sich ist durch und durch ernst erhaben, schön, poetisch, herrlich! — In Gedanken stehe ich wieder wie einst in alten Zeiten auf der Höhe des Hradschin und blicke hinab auf die unendlichen Giebel und alten schwarzen Dächer. — Es ist Mitternacht, der Mond steht in voller Klarheit über der Stadt und spiegelt sich in den murmelnden stillen Fluten der Moldau. — Alles stille und feierlich wie in einer Königsgruft. — Die hundert Thürme ragen in die Nacht empor wie die Masten steingewordener Schiffe. — Doch nein! — das ganze Prag ist jenes fabelhafte Schiff, das mit vollen Segeln stürmend dahin fuhr, aber plötzlich zwischen Felsenklüften in den Lüften schwebend stecken blieb. — Die Sturmwelle, die es gehoben, wich zurück, und keine zweite kommt, es wieder empor zu heben und aus seinem Banne zu erlösen. — Es ist sehr stille auf dem Schiffe; die Mannschaft ist gestorben, der Capitain, der Steuermann und die Matrosen, und ein kalter Wind durchpfeift geisterhaft die Masten, Thaue, Segel und Raaen. — Nur manchmal in gewissen Nächten soll die Mannschaft wieder von der Geisterstunde

geweckt im Takelwerk arbeiten, soll der Capitain commandiren, und die armen Geister bilden sich ein, weiter zu kommen und dem Lande ihrer Heimath zuzusteuern, während sie nach wie vor von den alten Klippen festgehalten werden. — Mit dem ersten Hahnenruf verschwindet dann der ganze Spuk, der in der Landessprache „Slavomanie“ heißt. — — Das arme schöne, herrliche Schiff — die arme schöne herrliche Stadt! — Troja, Theben, Jerusalem, Rom, Venedig, sie brauchen sich der Klageschwester nicht zu schämen; so weit ich auch die Welt durchzogen, ich fand wenige schönere, poesiereichere Städte als Prag. — Aber wer kennt sie, wer kümmert sich um sie, wer kennt ihre Leidensgeschichte? wer versteht es, in ihrem Buche zu lesen? Kennt sie sich doch selbst kaum. — Schwere Krankheiten, hitzige Fieber haben ihr das Gedächtniß geraubt, und sie erinnert sich kaum mehr an ihre schönsten Zeiten. — Ihre liebsten Lieblinge, ihre Dichter, Künstler u. s. w., kaum weiß ich sie zu nennen. — Wer hat die Prager Rathhausuhr gebaut? — Wer hat die Königinhofer Gedichte geschrieben? — Wer hat den böhmischen Fenstersturz erfunden? — und in seiner Folge, die fliegenden Rathsherrn und Stadthalter? —

Wenn ich stehe und hinunterblicke auf die ächzende Thurmuhr von S. Veit, und den Thurm Dalibor hinter mir, rechts den weißen Berg, links das alte Rathhaus, die Kirche mit dem Grabe Brahes nnd die riesige Steinbrücke, die von mährchenhaften Zigeunern aus Aegypten mit Zaubersprüchen und Eiweiß gebaut sein soll, vor mir den alten Wissherad mit allen uralten Sagen, schauerlichen und minniglichen Inhalts, und den weiten Blick ins blaue Land — da geht mir deine ganze Romantik auf, im Herzen und im Geiste, deine, o Prag und deine, o schönes, grünes, trauriges Böhmen.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Verzehrungssteuer. — Kartoffelkrankheit. — Rußland und Rom. — Postwesen. — Eisenbahnverbindung. — Literarisches. — Theatralisches.

Erzherzog Stephan ist nach Böhmen zurückgekehrt, und scheint mit seiner Verwendung in Betreff der Erleichterung der niedern Volksklassen mittelst einer zweckmäßigen Modification der Verzehrungssteuer nicht ganz zufrieden zu sein, indem diese Maßregel an mancherlei Bedenken zu scheitern scheint, obschon sie eben so sehr von der Gerechtigkeit, als von dem Drange der Umstände geboten wird. — Die Kartoffelkrankheit hat bei uns nicht die Ausdehnung gewonnen, welche sie anderwärts hatte, und diesem Umstande sowohl, als der lenzartigen Witterung mag es wohl hauptsächlich zugeschrieben werden, wenn der Nothstand, der für den heranbrechenden Winter zu drohen schien, nicht in der furchtbaren Gestalt aufgetreten ist, der man nothbedingt einige Zugeständnisse machen muß. In der letzten Jahresversammlung der Gesellschaft der Aerzte hielt der berühmte Botaniker Endlicher einen Vortrag über die Kartoffelfäulniß, aus dem hervorgeht, daß die von ihm selbst gemachten Versuche die Erfahrung von der Unschädlichkeit des Genusses kranker Erdäpfel vollkommen bestätigen; die microscopischen und insbesondere chemischen Untersuchungen, die über diesen Gegenstand von Professor Endlicher und anderen Botanikern angestellt worden, sind noch nicht geschlossen, und sollen erst später der gelehrten Welt in einer umfassenden Arbeit vorgelegt werden. Nach der amtlichen Berichtabstattung des Regierungsrathes Dr. Knolz sind in der Provinz Niederösterreich blos 37 Ortschaften von der Kartoffelseuche ergriffen worden, und das Uebel gestaltet sich hierorts in keiner Art zu der Wichtigkeit, daß ein Ausfall des landwirthschaftlichen Erträgnisses zu befürchten stände.

Der russische Gesandte am hiesigen Hofe, Graf Medem, hat demselben die Anzeige gemacht, daß sein Monarch entschlossen sei, seinen Aufenthalt im Palais der Gesandtschaft zu nehmen, wodurch denn die mit einem Kostenaufwande von 30,000 Gulden C. M. besorgte neue Decorirung der Appartements in dem unter dem Namen der Reichskanzlei bekannten Flügel der Hofburg überflüssig geworden. Die in der Umgebung Wiens garnisonirenden Regimenter sind bereits unter strömendem Regen heute in die Stadt eingerückt, wo sie bei den Bürgern einquartirt werden und vor Sr. Majestät paradiren sollen. Die Berichte der Augsburger Allgem. Zeitung, denen man die russische Feder auf den ersten Blick ansieht, haben bei den denkenden Lesern einen überaus niederschlagenden Eindruck hervorgebracht, denn wenn man erwägt, welches Schicksal seit 10 Jahren dem Katholicismus in Rußland beschieden ist, und wie viele Thränen durch die gegen die treuen Bekenner der römischen Kirche verhängten Verfolgungen im Laufe dieser Zeit erpreßt worden sind, so muß man die Art und Weise, wie sich die italienischen Höfe gegen das Oberhaupt dieses Reiches benahmen, sehr seltsam finden und selbst davon schmerzlich berührt werden. Ja, sogar der römische Stuhl, dessen System sonst die Großartigkeit der eisernsten Consequenz nicht abgesprochen werden kann, hat die Würde seines Berufes dem Czar gegenüber nicht genug behauptet, zumal wenn man sein Verfahren gegen einzelne Männer in Anschlag bringt, die wie Hermes oder Ronge, blos ihrer eigenen Ueberzeugung folgten und Niemand ein Haar krümmten. Scheint es doch, als ob die frömmsten Höfe, die sonst jederzeit die Kirche und den Glauben im Munde führen und damit die Strenge der von ihnen gegen mißfällige Personen ergriffenen Maßregeln bemänteln wollen, der Politik gerne die Oberhand einräumen, sobald das dynastische Interesse dabei im Spiele ist. Der Fanatismus dient blos als Waffe gegen die Kleinen, unter sich macht man den Aufgeklärten und Voltairianer. Der Besuch des russischen Monarchen hat dem Ansehen der römischen Kirche wesentlich geschadet, selbst wenn es zu einem Concordat zwischen Rußland und dem Papste kommen sollte, das bei der ausgreifenden Staatskunst der russischen Regierung ohnedem gar wenig bedeuten will.

Die Postverwaltung hat eine erweiterte Organisation erhalten, wie es die steigende Ausdehnung des Briefverkehrs erfordert, der anderseits wieder durch den Aufschwung der Industrie bedingt wird. Außer der Vermehrung des Personals und der Regulirung des Postenlaufs soll auch die Posttaxe für den einfachen Brief auf 8 und 4 Kreuzer C. M. herabgesetzt werden, je nach der Entfernung des Bestimmungsortes; doch scheint man mit dieser letzteren Neuerung noch zu zaudern, denn das Neujahr steht vor der Thür, und noch immer ist die erwartete Kundmachung nicht erschienen. Die Staats-

verwaltung hat bereits die Erfahrung gemacht, daß die Ermäßigung des Porto den Postverkehr steigere, und sollte darum um so weniger zögern, diesen erprobten Satz abermals durch eine neuerliche Reform zu erhärten. Im Jahre 1843 bestand der Reinertrag des Postregals in 1,986,000 fl., im Jahre 1844 schon 2,244,000 und im Jahre 1845 dürfte derselbe die Summe von 2½ Million Gulden übersteigen. Freilich steht diese Einnahme im Vergleiche mit der Einnahmsziffer kleiner Staaten noch in gar keinem passenden Verhältnisse, allein dies beruht wohl hauptsächlich auf der niedern Culturstufe, auf der sich die bedeutendsten Provinzen des Riesenstaates befinden, und gehört nicht zur erwähnten Sache. Diese besteht darin, daß sich die Hofpostverwaltung jährlich steigert und diese Steigerung in Folge einer Portoermäßigung eingetreten ist, folglich eine neuerliche Ermäßigung durchaus nicht dem financiellen Interesse des Staates feindlich sein dürfte, obschon jene nur ruckweise Statt finden muß, soll der Ertrag keinen nachhaltigen Ausfall erleiden.

Mehr noch der preußischen Bahn in Schlesien, als der Nordbahndirection erwächst durch die Bestimmung der Staatsverwaltung, wodurch es der letztern nicht erlaubt ist, vor der Vollendung der Staatseisenbahn an die sächsische Grenze die noch fehlende Strecke von 800 Klaftern zur preußischen Grenzlinie mit Schienen zu belegen, ein sehr empfindlicher Schaden, ohne daß man indeß die Verfügung der Staatsbehörde tadeln könnte, indem es derselben vorbehalten bleiben muß, auf ihrem Territorium solche Verkehrungen zu treffen, um das Interesse der Gesammtheit dem Vortheile des Auslandes gegenüber kräftig zu wahren. Durch die frühere Vollendung der durch Mähren, Schlesien, Brandenburg und Pommern führenden Eisenstraße würde der Verkehr ohne Zweifel auf diese Route geworfen und bei der späteren Eröffnung des Schienenweges über Prag und Dresden würde es schwere Concurrenzopfer kosten, um die vorweggenommene Frequenz zum Theile wieder auf die Route durch Böhmen, Sachsen und die Mark zurückzuleiten, welche denn doch immer die eigentliche Verkehrsader zwischen Oesterreich und Norddeutschland bleiben wird, da der Weg nach Hamburg unter allen Umständen wichtiger ist, als der nach Stettin und die Berührung Leipzigs ungleich gesuchter sein wird, als die von Frankfurt an der Oder. Was der Nordbahn an Gewinn entgehen wird durch eine etwa zweijährige Brachlegung der Richtung nach Preußisch-Schlesien, das kann sie in der Folge wieder gewinnen durch das Monopol, das sie auch in der Richtung gegen Böhmen genießt, zumal die aus der geographischen Lage des sich an die schlesische Bahn anschließenden Flügels naturgemäß erwachsende Frequenz ihr ohnedem zufällt, und eine Rivalität der beiden Richtungen mehr einem Bruderzwiste ähnlich wäre, wo durch den Gewinn des Einen der Andere nicht verliert. Zudem

scheint eine Klausel des zwischen der österreichischen und sächsischen Regierung abgeschlossenen Staatsvertrages die Priorität der schlesischen Bahn grundsätzlich auszuschließen, da Sachsen nicht minder bei der Sache betheiligt erscheint und sein Interesse im Gegenfalle offenbar dem Preußens aufgeopfert würde. Aus diesem Grunde glaube ich auch, daß alle Bemühungen der preußischen Bahndirection um Ermächtigung der Nordbahn zum Fortbau und Anschluß vergebens sein werden und die beiden Eisenstraßen nach Sachsen und Preußen gleichzeitig dem öffentlichen Verkehre überantwortet werden dürften.

Die Gedichte von Hermann Rollet „Frühlingsboten aus Oesterreich" werden hier viel gelesen und verschiedenartig beurtheilt. Streng verboten ist die neueste ins Gebiet der religiösen Fragen schweifende Schrift Schuselka's: „Die neue Kirche und die alte Politik", so wie auch Rank's Roman „Waldmeister" das Admittitur nicht erhielt. Ueber dieses Buch gehen die wunderlichsten Widersprüche des Urtheils durch das Publicum, und während die Einen sich in himmelnden Lobesergießungen über das seltene mit Jean Paul'schem Geiste getränkte Talent des Verfassers erschöpfen, schütteln Andere den Kopf, und Mancher bricht gar völlig den Stab über die darin aufgespeicherte Forcirtheit und Unnatur. Kuranda's Werk über Belgien hat eine nachsichtige Behandlung von Seiten der Censurbehörde gefunden und wurde demnach erlaubt; etwas über dieses Buch in diesem Journale zu sagen, wäre unziemlich, doch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß durch ähnliche Leistungen das Vorurtheil gegen im Auslande lebende österreichische Schriftsteller bald verschwinden müßte, und in dem vorliegenden Falle auch die Behörde ihre Anerkennung auszusprechen sich veranlaßt fand. Das hiesige Journal „Die Gegenwart" brachte unlängst eine kritische Besprechung des sehr günstig beurtheilten Buches, sonst hat noch kein einziges hiesiges Blatt sich die Mühe genommen, denn da sind die Concerte, und ellenlange Referate müssen geschrieben werden über die großen Berühmtheiten, die unser Ohr martern und unsere Seele langweilen.

Die Theater haben nichts Neues gebracht; im Hofburgtheater erwartet man Oehlenschlägers „Dina", und im Operntheater gibt die französische Schauspielergesellschaft unter Herrn Sainvals Leitung sehr spärlich besuchte Vorstellungen; außer einem Elsasser und Dem. Roussel lauter blanke Mittelmäßigkeiten, die Einem die ganze französische Nation verleiden könnten. Zudem hat das Publicum die bessern der zur Darstellung gebrachten Piecen schon im Burgtheater von ganz anderen Kräften spielen sehen, und ist doppelt ungehalten über die schlechten Schauspieler und das alte Repertoir. Im Theater an der Wien, welches unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch die meiste Thätigkeit entfaltet, gab man den Freischütz mit verschwenderisch aufgeputzter Wolfsschlucht, und der Andrang war so stark, daß Ohnmäch-

tige hinweggetragen werden mußten und einzelne Sperrsitzbillete um 10 Gulden verkauft wurden. In den nächsten Monaten erwartet man den Kapellmeister Wagner aus Dresden, der eine seiner Opern hieselbst zur Aufführung bringen will. Auch Balfe aus Paris ist gesonnen, angelockt von dem Erfolg der Haimonskinder, hieher zu kommen und sein Glück mit einem jüngeren Werke zu versuchen. Jenny Lind ist mit 600 fl. für jeden Abend auf eine Reihe von Gastrollen gewonnen, und Meyerbeer wird sie persönlich begleiten. Der Intendant des Hoftheaters in Oldenburg, Herr von Gall, hat in einer besonderen Schrift den Vorschlag gethan zur Stiftung eines deutschen Theatercartells, und es wäre dem Werke der gedeihlichste Fortgang zu wünschen. In Wien jedoch wurde das von Herrn von Gall in Vorschlag gebrachte Verfahren gegen Ausreißer des dramaturgischen Heeres schon lange in stillschweigender Uebereinkunft beobachtet, wie dies erst jüngst wieder der Tenorist Gehrer aus Pesth erfuhr, der seine Bühne heimlich verließ und nach Wien huschte, um auf den dortigen Brettern zu glänzen. Der ehrgeizige Sänger, dem der Ruhm magyarischer Kränze nicht mehr genügen wollte, sah sich indeß in seinen berauschenden Hoffnungen schmerzlich betrogen, da die Polizeibehörde ihm jedes öffentliche Auftreten untersagte und ihn überdem aufforderte, entweder seine contractlichen Pflichten zu erfüllen oder die vertragsmäßig stipulirte Reugeldsumme zu bezahlen. Es ist nicht gut, wenn die Herren von der Kunst allen bürgerlichen Rechtsbegriffen enthoben werden und der Künstlerfreiheit jedwedes zu Gute geschrieben wird; die Dichter sind auch Kunstjünger, aber Niemand räumt ihnen diese Künstlerfreiheit ein, ja man hat sie wohl in einem anderen Sinne des Rechtszustandes entkleidet, doch zu ihren Ungunsten.

II.

Aus Innspruck.

Religiöse Presse. — Die Jubelfeier des Tridentiner Concils. — Straßenbau. — Wünschenswerthe Anlagen. — Geschichtliche Werke.

Fast jede Nachricht, welche aus unsern Thälern in die deutsche Journalistik dringt, trägt eine religiöse Färbung, und seit der unseligen Sectngeschichte im Zillerthale bis zur Aufnahme der aus der Schweiz vertriebenen Mönche von Muri in ein tyrolisches Klostergebäude, ist man gewohnt, die geistlichen Angelegenheiten als die eigentlichen Landesangelegenheiten behandelt zu sehen, wozu indeß auch der Umstand beitragen mag, da die meisten Schriftsteller Tyrols dem geistlichen Stande angehören, und deßhalb über die Vorgänge des religiösen Lebens in der Provinz am Besten unterrichtet sein mögen. Auch ich kann diese Region nicht gänzlich umschiffen, und

muß wider Willen mit einer Festfeier beginnen, welche ein wesentlich religiöses Gepräge an sich trägt. Ich meine das Jubiläum des Conciliums, welches im Jahre 1545 in der südtyrolischen Stadt Trient abgehalten worden und das in den Decembertagen d. J. sehr festlich begangen wurde. Dieses Ereigniß in der stillen Eintönigkeit unseres engbegrenzten Berglebens bildet derzeit den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, und es hat der Vielseitigkeit der Theilnahme keinen Eintrag gethan, daß zum Beschluß der Feier ein heftiger Brand die Festfreude unterbrach, und der Jubel der fröhlichen Tage mit einem Leichenzuge schloß. Es wird Ihnen bereits aus den Zeitungen bekannt sein, daß eine bisher in ihren Ursachen unenträthselte Feuersbrunst das große Gebäude der Zuckerraffinerie zu Trient in Asche legte, wobei mehre Menschen theils getödtet, theils verwundet wurden. Der Aberglaube des Volkes stiert diesen ohne Zweifel ganz zufälligen Unfall wie eine ahnungsreiche und bedeutungsvolle Begebenheit an, und es wird lediglich von dem Maaße der Belehrung abhängen, welche man ihm zu Theil werden läßt, um die öffentliche Meinung über diese sehr einfache Thatsache aufzuklären und zu berichtigen. Augenzeugen behaupten, die Jubiläumsfeier habe einen gar zu weltlichen Anstrich gehabt, obschon derselben außer dem Erzbischofe von Salzburg, dem Fürsten von Schwarzenberg, noch sechs fremde Bischöfe und viele Aebte und Priester beigewohnt hatten, doch mag dieses in dem Wesen des Südländers und in dem Temperament des Volkes liegen, das auch seine innersten Empfindungen sehr geräuschvoll und plastisch auszudrücken pflegt, so daß der kühlere Nordländer die Aeußerungen seiner Gefühle in einem anderen Sinne auffaßt, als dies bei einer gerechten Beurtheilung des Volksgeistes geschehen sollte. Ueber 50,000 Menschen durchwogten die ernsten Straßen des alten Trient, und der blaue Himmel sah trotz der vorgerückten Jahreszeit recht mild und freundlich auf das harmlose Treiben der fröhlich bewegten Menge herab. Ein ausführlicher Bericht in deutscher und italienischer Sprache ist bereits unter der Presse, und aus ihm wird der Ami de la Religion in Paris seinen katholischen Lesern die getreuesten Schilderungen bringen; auch hat ein Künstler in Mailand den Auftrag erhalten, auf die Jubelfeier des Tridentinischen Concils eine Denkmünze zu schneiden, die sodann in Bronce ausgeprägt und an alle geistlichen und weltlichen Freunde des berühmten Kirchenfestes versendet werden soll.

Ueber die religiösen Festfreuden will ich indeß die materiellen Verbesserungen nicht vergessen, deren sich Tyrol zwar spärlich und langsam, aber jährlich zu erfreuen hat. In einem so rauhen Gebirgslande, wo der Boden der Communication so arge Hindernisse in den Weg legt, ist der Straßenbau von besonderer Wichtigkeit, um

so mehr als Tyrol durch die Unfruchtbarkeit seines Bodens und seine geographische Lage zwischen Italien und Deutschland von der Natur auf den Handel, auf den Transitverkehr angewiesen ist. Die Bereisung des Landes im Jahre 1842 durch den Erzherzog Stephan hat in dieser Beziehung manches Gute angeregt, und namentlich legte der Erzherzog am 30. August des genannten Jahres den Grundstein zu der Brücke über die schauerliche Schlucht des Rutzbaches am Fuße des Schönberges, über welchen die neue Straße nach Mattrei gegen den Brenner zu geführt wird. Die hohe Bedeutung des Unternehmens geht schon aus dem Umstande hervor, daß dieser Straßenzug die Verkehrsader des ganzen Landes ist, und der gesammte Transit über den Brenner geht; auch muß bedacht werden, wie nur durch die vollendetste Straßentechnik der geregelte Gang der indischen Post von Triest über Tyrol und den Rhein, welchen der englische Schiffslieutnant Waghorn unlängst mit Glück versucht hat, für die Zukunft bei jeder Jahreszeit möglich gemacht werden kann. Während nun in den zwei Jahren 1843 und 1844 durch eine feste Herstellung von kolossalen Widerlagen gesorgt wurde, fand am 18. December d. J. die solenne Schließung des die Brücke bildenden Bogens Statt, welcher eine Spannweite von 138½ Fuß hat und kaum seines Gleichen in ganz Deutschland haben dürfte. In Oesterreich mindestens wird dieser Brückenbogen blos von dem bei dem Castell Vecchio in Verona übertroffen, welcher eine Spannweite von 145 Fuß hat. Zur Herstellung der Rutzbacher Brücke wurden innerhalb der drei Baujahre 80577 Kubikschuh Quadern verwendet, wovon manches Werkstück von 70 Kubikschuh Stärke; sie bestehen aus Nagelfluhe und wurden bei Innsbruk in der Nähe von Mühlau gebrochen. Das Bauwerk verdient die Aufmerksamkeit jedes verständigen Reisenden.

Dem Tyrolerlande kann indeß nur durch zwei Dinge geholfen werden, nemlich durch die Regulirung des Etschbettes, dessen Fluten die gräßlichsten Verwüstungen anrichten, und durch die Führung einer Eisenstraße von Verona nach Bregenz. Beide Unternehmungen sind ganz leicht auszuführen, wie Pasetti und Negrelli unwiderlegbar bewiesen, und erfordern weiter Nichts als Geld. Bei der Wichtigkeit der Sache sollte es aber an den dazu nöthigen Summen nicht mangeln, und kann der Staat auch nicht Alles, so vermag er doch sehr viel, wenn es sich um den Wohlstand und die ganze Zukunft einer treuen Provinz handelt. Ist die Verbindung Italiens durch die Schweiz mit dem Bodensee einmal fertig, und nach Negrellis Meinung der eben die Trace in Zürich aussteckte, ist diese Zeit nicht mehr fern, so verliert Tyrol auf immer seinen wichtigen Transithandel und muß gänzlich verarmen. Es ist eine Lebensfrage für das Land Tyrol!

Um die Literatur nicht ganz zu ignoriren, obschon dies in Tyrol nicht schwer fällt, will ich schließlich einer literarischen Erscheinung erwähnen, die gewiß volle Theilnahme finden wird, da sie auf die heiligsten Erinnerungen des Volkes gebaut ist, und ein sprechendes Bild von einer denkwürdigen Epoche liefert. Der Universitätsprofessor Dr. Flir hat Bilder aus der Kriegszeit veröffentlicht, die im Gewande der Erzählung die schätzbarsten Beiträge zu der genauesten Kenntniß der Vorfälle im Jahre 1809 liefern, und deßhalb allseitig gewürdigt werden sollten, da sie nicht so sehr Phantasiestücke, als romantisch behandelte Begebenheiten sind. Der durch mehre Werke historischen Inhalts rühmlich bekannte Dr. Albert Jäger, arbeitet gegenwärtig an einer Episode der Landesgeschichte, die in mehr als einer Hinsicht das Interesse des Geschichtschreibers anregt, die „Geschichte des Erzherzogs Sigismund" der der Sohn Friedrichs mit der leeren Tasche war, und unter dem Tyrol eine wichtige Rolle spielte.

III.

Aus Rom.

Des Kaisers Ankunft. — Bettelsophistik. — Joh. 8, 7. — Ins Albanergebirg. — Der Dianenspiegel. — Castel Gandolfo. — Für und wider. — Kunsturtheil und Künstlerurtheile. — Versprechen ohne Versprechen. — Ein Händedruck. — Die wunderbare Zeit.

Das muß man erlebt haben, um sich ein Bild davon machen zu können. Ich schreibe Ihnen spät, ich sollte eigentlich gar nicht schreiben. Denn Sie haben nun doch inzwischen Alles wie es gewesen ist, aus den Zeitungen erfahren, oder vermuthlich wie es nicht gewesen ist; denn selbst hier an Ort und Stelle mußte Einer schon ein wackrer Psycholog und Zeichendeuter sein, um aus dem was man erfuhr, etwas von dem Geschehenen zu erfahren. Aber wenn ich nun auch richtig vermuthe, daß Sie aus den Zeitungen so gut wie Nichts wissen, sollte ich dennoch eigentlich nicht schreiben, denn was ich wiederzugeben hätte, sind Eindrücke, von denen sich eben das wahre Wesen gar nicht wieder geben läßt. Indessen, ich habe Ihnen zu schreiben versprochen: va banque! — Es war, glaube ich, am 13., als der Kaiser von Rußland hier ankam; ich würde nicht hinausgegangen sein, um mir den Trubel mit anzusehen: — ich weiß selbst nicht, warum ich ein solcher Thor bin, daß mich die Affenschande welche das müßige und neugierige Volk schon seit mehreren Tagen trieb, ärgerte —; aber ich konnte den Palazzo Giustiniani, das Hotel der russischen Gesandtschaft, kaum vermeiden: ich hatte mit einem Freunde ein Stelldichein in einem Café beim Platze S. Eustachio verabredet, und kam vom Platze Colonna; — da geht der

kürzeste Weg über den Platz des Pantheon, an welchem auch der Palast Giustiniani liegt. Der Platz und die anstoßenden Gassen waren mit Menschen bedeckt, die das fremde Wunder zu sehen begehrten, Bürger, Abaten, Trasteveraner, Vignarolen mit ihren ledernen Schienen an den Beinen, Frauen mit ihren Broncekämmen im Haare, kniehohe Buben mit runden Filzhüten, doppelt so hoch wie sie selbst, Verkäufer, Bauern, alles bunt durch einander. Sie gafften auf der Seite des Pantheon nach den Fenstern hinauf, Andre standen in Gruppen, steckten die Köpfe zusammen und erzählten sich seltsame Geschichten von den ungeheuern Säcken voll Zechinen die der Czar mitgebracht hätte, und daß sein Tafelzeug von lauter Gold und seine Messer und Gabel mit diamantnen Heften wären, und daß er eine Henne hätte, die ihm alle Tage ein goldnes Ei legte, und daß er mit dem Leibhaften einen Bund gemacht hätte, und was dergleichen mehr. Vor dem Palaste selbst war kaum durchzudringen. Man wollte den Kaiser abfahren sehen, da er, hieß es, sogleich nach dem Vatican wollte, um dem heiligen Vater seine Aufwartung zu machen.

Als ich mein Ziel erreichte, fand ich meinen Freund, der mich schon erwartete, und mehre andre Personen, die sehr eifrig sprachen. Ja, beim Leib eines Juden, sagte ein kurzer dicker Krämer aus der Nachbarschaft, indem er beide Arme auf die kleine runde Platte eines Tischchens stemmte, ich will ihm auch eine Bittschrift einreichen, er muß mir helfen, man muß das Eisen schmieden weil's warm ist, mein Hauswirth kann lachen, dem ich seit einem Jahr die Miethe schuldig bin. — Aber habt ihr denn keine Scham? versetzte ein Abate, der an demselben Tischchen behaglich ein Glas Sahne mit Kaffee schlürfte; bedenkt doch die Ehre unserer Stadt, und daß er der Feind unserer Kirche ist, und daß wir ihm unseren Stolz zeigen müssen. — Cospetto! fiel ihm der kleine Dicke in die Rede; was braucht er hierher zu kommen? Wenn's ihm zu Hause zu wohl ist, so kann er uns auch das Vergnügen bezahlen, daß er sich unsere Herrlichkeiten besieht. Wozu hat er all das Geld, wovon sie sagen? Drückt er bei sich zu Hause die Gläubigen, gut, so ist's Recht, daß er dafür hier von den Gläubigen ausgedrückt wird, wie eine Citrone. Was Ehre? Wer klug ist, hat Ehre. — Die Bettler hat der Governatore alle einsperren lassen, fuhr der Andre fort, damit der fremde Kaiser nicht belästigt werden soll, und nun wollt ihr zu Bettlern werden, und ihn ärger belästigen, als jene gethan hätten? — Jesus, Marie und Sanct Joseph, antwortete der Krämer lachend, ich sagt' euch schon, daß das nicht gebettelt ist; wir cassiren nur ein, was er uns schuldig ist, uns, die wir ihn hier beherbergen, und unsern Brüdern, denen er Unrecht thut; man muß nur die Dinge

bei ihrem richtigen Namen nennen. — Beim richtigen Namen! rief der Abate. Daß Ihr gesegnet seid! Ja, als eine Bezahlung wird er das Geld ansehen, das er hier ausschüttet: Bei allen Heiligen! Damit wird er uns die Seelen unserer armen Brüder jenseits abzukaufen meinen. In solchem Sinne eine Bezahlung; verstanden? An die Köpfe schmeißen solltet ihr seinen Heiducken oder was es sind, das Sündengold, anstatt darum zu betteln. O ihr! — Und wenn wir's ihnen an die Köpfe schmissen, entzegnete der Dicke, was hätten wir davon? Oder was hätten unsere verfolgten Brüder davon? Würden die nicht vielmehr büßen müssen, was wir sündigen? Als ob er uns das Recht, seinen Muth an ihnen zu kühlen, noch lange abzukaufen brauchte! Also, da wir das Unglück nicht abwenden können, machen wir uns wenigstens so viel Glück daraus, als für gescheidte Köpfe darin steckt. — Mir soll er auch Glück bringen, aber ohne daß es ihn was kostet, sagte der Caffetiere, der mit seinem Chocoladen-Kocher in der Hand, ämsig quirlend herzutrat; mein Junge war heute Morgen auf der Straße, als dieser große Monarch eben ankam; siebzehn Leute zählte er, vier Lichter, die Uhr schlug dreizehn, ich habe gleich die Nummern gesetzt, eine herrliche Terne, setzen Sie meine Herrn, vier, dreizehn, siebzehn.

Wir hatten inzwischen gefrühstückt, mein Freund und ich. Es war ein köstlicher Tag, nachdem wir zuvor Regenwetter gehabt hatten. Laß uns einen Spaziergang ins Freie machen, sagte ich. Er war es zufrieden. Wer mag unter dem Volk aushalten, und ihre Misere mit ansehen? Was verdienen sie als getreten zu werden? Und doch, was kann das arme Volk dafür, das so aufwächst wie es aufwächst? Wie viel Schicksalsgunst ist nöthig, daß ein Volk sich fühlen lerne, und einen großen und nobeln Sinn unter sich gemein mache! Die Form in welcher die Niedrigkeit hier unter dem lungernden Volk erscheint, ist uns allerdings eine der widrigsten. Aber greifen wir in den eigenen Busen! Fühlen wir uns frei von Schuld? Nun, dann schämen wir uns, und weg mit dem Stein, den wir auf Jene werfen wollten! — Wir gingen durch die Stadt weithin, über den capitolinischen Hügel, dann am Hange des Palatin entlang und zwischen dem Aventin und Monte Celio hindurch, nach dem Sebastiansthor. Draußen immer weiter und weiter an der Basilica des h. Sebastian vorüber, und so fort auf der alten appischen Straße, bis zu dem herrlichen Denkmal der Cäcilia Metella. Dort ruhten wir. Der Blick schweifte über die einsame Campagna, das ferne Gebirg glänzte köstlich in Schnee und Sonne, die Albanerberge lagen im violetten Duft, unwiderstehlich lockend. Wie ist's? Gehen wir nach Albano? Wir überzählten den Inhalt unserer Geldbeutel. Ich dächte, es geht, sagte mein Freund. Wir gingen, so wie wir waren, in unserer leichten Kleidung; übernachteten in Albano, stiegen am andern Morgen

den Monte Cavo hinauf, dann hinunter nach dem See von Nemi, auf welchen Ludwig von Baiern das unsterbliche Distichon gemacht hat:

Spiegel Dianens genannt wirst du See; jungfräuliche Ruhe,
Von der jungfräul'chen Natur giebst du zurücke das Bild, —

und kehrten über Genzano und Arizzia nach Albano zurück. Tages darauf besuchten wir Castel Gandolfo, wo der Papst einen Sommerpalast besitzt (der schon seit 1516 der apostolischen Kammer gehört); wir thaten was der Papst hätte thun können, wenn er seinem Gaste ausweichen wollte. Manche Cardinäle sollen zu solchem Ausweichen in der That gerathen haben; aber der alte Gregor zog es vor, seinem Widersacher in die Augen zu sehen und, wo möglich, ans Herz zu reden.

Fast am Abend des dritten Tages kamen wir von diesem wunderschönen Spaziergange nach Rom zurück. Den andern Tag, als ich ausging, erfuhr ich, daß der Czar soeben seinen Abschiedsbesuch beim Papste gemacht hätte. Ich ließ mir nun von vielen und sehr verschiedenartigen Personen, die zum Theil den Vorgängen dieser Tage näher gestanden hatten, den Verlauf erzählen. Ich horchte auch in den Cafés, besonders unter den Künstlern im Café Greco, in den Buchläden, auf den Straßen herum. Aber das ist nun eben was sich nicht wiedergeben läßt. Ein solches Durcheinander von Meinungen, von leidenschaftlichem Für und Wider. Ganz Rom war in Aufregung. Die große Menge war entzückt von dem Czaren. Er hatte Gold mit vollen Händen ausgestreut, ungeheure Trinkgelder gegeben, ganzen Massen von Leuten, die ihn mit Bettelbriefen bestürmten, Geschenke gemacht. Er hatte die Ausstellung, hatte Ateliers von Künstlern besucht, zu Fuße, rühmte man, wohin der Wagen nicht dringen konnte, hatte den Schmutz der Gassen nicht gescheut, hatte viel gekauft, hatte viel bestellt. Diejenigen welche dabei übergangen worden waren, behaupteten, er habe sich, als ein rechter Barbar, nur die grellen und bunten Bilder ausgesucht; die Anderen widersprachen dem mit Heftigkeit; Manche meinten, die Sache sei nicht ganz ohne, entschuldigten ihn jedoch deswegen auf allerlei Art, um auf seinen guten Geschmack (hatte er doch von ihnen gekauft und bei ihnen bestellt) nichts kommen zu lassen. Die Zeitungscorrespondenten, die bei den Künstlern herumhorchen, um ihre Berichte zu machen, und die nun so und so hören, werden recht in Verlegenheit sein. Aber die Verschiedenheit der Meinungen über des Kaisers Bilderwahl ist noch gar nichts gegen die Verschiedenheit der Meinungen über das Benehmen der beiden Herrscher gegen einander. Hier hört man von den Czaromanen, der Czar sei höchst liebenswürdig, der heilige Vater höchst zuvorkommend gegen seinen Gast gewesen; dort hört man von den Freunden der Kirche, der Papst habe den Kaiser mit Vorwürfen überhäuft und der Kaiser habe die verlegenste Figur von der Welt gespielt. Jene behaupten, dem Kaiser sei alle

mögliche Ehre erwiesen, diese, es sei ihm kalt begegnet worden, und in Allem nur so viel geschehen, als durchaus nicht zu vermeiden war, wenn man den nothdürftigen Anstand nicht verletzen wollte: nicht einmal die Geschenke welche der Kaiser erhielt, seien ihm im Namen des Papstes gemacht worden, sondern nur im Namen der Vorstände verschiedener Kunstanstalten welche er besuchte; die römische Noblesse habe sich gar nicht um ihn gekümmert. Jene erzählen, wie der Kaiser sich einen Gegenbesuch des heiligen Vaters aufs ernstlichste verbeten habe; diese sagen: ja, weil er durch vorangegangene Unterhandlungen wußte, daß er ihn keinesfalls empfangen würde. Und auf die Beleuchtung der Peterskuppel, setzen sie hinzu, hat der Czar sogar angespielt, aber keine Lampe hat man ihm angezündet. Ach, das hat die und die Ursachen gehabt, sagen die Anderen; kein Mißwollen lag dem zu Grunde. Von der einen Seite wird versichert, der Kaiser habe strenge Untersuchung und Abstellung aller Beschwerden versprochen, von der anderen, er habe alles was nach Rom berichtet worden sei, für Verleumdung erklärt und nicht die geringste Hoffnung auf eine bessere Zukunft der römischen Kirche in seinem Reiche gegeben.

Letzteres weiß ich sogar aus dem Munde eines Hochgestellten. Indessen warum sollte der Kaiser nicht strenge Untersuchung und Abstellung „gerechter" Beschwerden versprochen haben? Das konnte er ja thun, ohne sich im Geringsten zu binden. Bleibt ihm doch die Entscheidung, was gerechte Beschwerden sind. Ist es richtig, was ich derselben Quelle verdanke, daß Lambruschini, nachdem er den Czaren gesprochen, geäußert habe, „von diesem Manne sei nichts zu erwarten", so deutet man sich diese Aeußerung doch wohl falsch, wenn man meint, daß sie auf eine directe Zurückweisung der römischen Anliegen zu beziehen sei; vielmehr möchte der Cardinal eher indirecter Weise aus dem Eindrucke, welchen ihm der Czar machte, und aus dem Mangel bestimmter Zusagen, auf die Hoffnungslosigkeit der römischen Kirche in Rußland geschlossen haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß beide Behauptungen richtig sind: der Kaiser kann ja doch und wird auch wohl aufs Höflichste „alles Mögliche" versprochen, und somit nichts versprochen haben. Wie sollten aber die klugen Handhaber der römischen Gewalt nicht fühlen, daß als Folge dieses kaiserlichen Besuches für die römische Sache nicht nur nichts zu hoffen, sondern im Gegentheile mehr denn je zu fürchten ist? Welche Waffe giebt nicht der russischen Regierung dem römisch-katholischen Theile ihrer Unterthanen gegenüber die, wenn auch immer nur rücksichtsvolle, Begegnung in die Hand, welche der Czar in Rom gefunden hat, dieser Handkuß, mit welchem er den Papst verehrte, diese Umarmung, mit welcher der Papst die Verehrung bezahlte! Arme Polen! Die Träger der beiden Gewalten, unter deren entgegengesetztem Federdruck euere Herzen schlagen, haben sich geküßt. Vor der rauhen Hand der einen flüchte-

tet ihr noch, wenn auch nur zu euerem inneren Troste, seither unter die sanfte Hand der anderen: die beiden Hände haben einander freundschaftlich gedrückt. Welch' ein Druck!

Wunderbare Zeit! Die Völker, die Stämme sind immer mehr und mehr auf ihre Eigenheit aus, schließen sich immer schroffer gegen einander ab, suchen sich in ihrer angestammten Sprache und Nationalität, in der überkommenen Form ihrer Religiosität fester und fester wider einander zu verschanzen, die alten Antipathien wachen auf, der Weltbürgersinn wird verpönt, der Süden entbrennt gegen den Norden, der Osten gegen den Westen, gegen das Ausländerthum werden auf allerlei Weise Schlagbäume errichtet. Und die Erde bedeckt sich zu gleicher Zeit mit Eisenstraßen, die euch zu einander führen, Geschwader von Dampfschiffen überbrücken selbst die Meere, der Handel verflicht euere Interessen in unentwirrbaren Knoten, die Furcht vor Krieg und Zwiespalt ist schon zum Riesen herangewachsen; und die Gewaltigen der Erde besuchen und besuchen sich allesammt, und pflegen des herzlichen Einverständnisses. — Wie werden sich die Widersprüche lösen? Zur Linderung euerer Leiden? Oder zum allgemeinen Brand? — Wer lüftet den Schleier? —

Ich habe Ihnen noch von einem Feste, welches das archäologische Institut kürzlich hier beging, erzählen wollen; aber ich muß es mir vorbehalten: dieser Brief ist nur schon zu lang.

IV.

Aus Berlin.

Die Colonisation der Moskitoküste. — Deutsche Auswanderer. — Der gescheiterte Verein. — Was Noth thut.

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß die Moskitocolonisationsgesellschaft ein Stück der Moskitoküste für 400,000 Thlr. nun wirklich erworben hat, und daß demnach zu dieser Colonisation ernstlich geschritten werden soll. Bekanntlich ist über die Wahl der Moskitoküste heftig in den Zeitungen gezankt worden. Beide Parteien, die welche die Moskitoküste vertheidigte und die welche dieselbe zu Gunsten brasilianischer Ansiedelung heruntersetzte, haben sich unlautere Motive vorgeworfen; der Rhein. Beobachter, welcher sich außer der Texasgesellschaft, auch der Moskitogesellschaft sehr warm annahm, ging so weit, daß er die Gegner Agenten von Seelenverkäuferetablissements nannte. Beide Parteien werden einander in dieser Hinsicht wohl nichts vorzuwerfen haben. Den leidenschaftlichen Angreifern und Vertheidigern auf beiden Seiten ist es natürlich nicht um das Beste unserer Auswanderer, sondern um ihre Speculation zu thun. Daß sie beiderseits glauben, gut gewählt zu haben, mag

man immerhin annehmen, denn sonst wäre ja die Speculation schlecht; aber man muß auch bedenken, daß es noch Gründe genug geben kann, selbst bei dem Bewußtsein einer nicht vorzüglichen Wahl, oder doch bei nicht wirklich begründeter Ueberzeugung von deren Zweckmäßigkeit, die Speculation eine Zeitlang aufrecht zu erhalten. Man muß Diejenigen welche Geld hergeben und auf Dividenden speculiren, von Denen unterscheiden, welche das Project machen und welche recht gut ihren Vortheil finden können, selbst wenn das Project hinterher zusammenbricht. Den ersteren würde daran gelegen sein, gut zu wählen, und ihr Interesse würde mit dem der Auswanderer zum großen Theile Hand in Hand gehen; den letzteren aber, welche eben Projectenmacher sind, stehen immer neue Wege genug offen, und ihr Interesse ist keineswegs mit dem der armen Auswanderer verbunden. Bei dem Streit um das Moskitoland kommt noch ein anderes Element hinzu. Die brasilianische Regierung wünscht deutsche Colonisten heranzuziehen; ihren Agenten ist deshalb daran gelegen gegen anderweitige Colonisationsversuche Opposition zu machen. Niemand leidet bei dem aber so sehr, als die unglücklichen Auswanderer, die eine Beute verderblicher Climaten, der Habgier hartherziger Spekulanten und gewinnsüchtiger Schaffner, und zuletzt unsäglichen Elends werden. Erst eben wieder haben wir so schreckliche Botschaft von dem Schicksale jener nach Rio gewanderten Menschenmasse (über 1900 Köpfe) durch die Zeitungen erhalten. Pfui der Zänkereien darüber, ob unsere Landsleute in Brasilien oder an der Moskitoküste geschlachtet werden sollen! Das Eine was Noth thut, ist, daß die Auswanderungen unter irgend eine wirksame Obhut gestellt werden. Zu diesem Ende hatte sich in Berlin ein Verein bilden wollen, der, wie es scheint, nunmehr gänzlich eingeschlafen ist. Ich kann darüber nichts sagen, ob die Moskitogesellschaft gut gewählt habe, oder nicht; aber was ich sagen kann, ist, daß sie das Unrecht auf sich geladen hat, um ihrer Speculation willen, jenen Verein, der sich Fürsorge für die deutschen Auswanderungen überhaupt zur Aufgabe stellte und einen philanthropischen Zweck hatte, zu sprengen. Sage ich aber: die Moskitogesellschaft, so sage ich in der That zu viel. Die Moskitogesellschaft ist ein späteres Geschöpf; sie, als Gesellschaft ist unschuldig an der Verstörung jenes damals in der Bildung begriffenen Vereins. Es waren nur einige Herren, welche den Verein für das Moskitounternehmen zu gewinnen suchten, weil es ihnen von Werth schien, diesem Unternehmen, welches übrigens als Privatunternehmen, wie bekannt, schon begründet war, eine Gesellschaft zur Unterlage zu geben, und welche, da ihre Absicht an dem ernsten Willen der meisten zur Bildung des Vereines zusammengetretenen Personen scheiterte, die nur Sorge für deutsche Auswanderer überhaupt im Auge hatten, durch

ihre Intriguen und Manöver den Verein untergruben, auf dessen Trümmern sie dann die sogenannte Moskitogesellschaft zu Stande brachten. Ob der Verein, wenn er ins Leben getreten wäre, sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt haben würde, kann man natürlich nicht wissen; aber des Versuches wäre es doch immer werth gewesen, und es ist schon zu beklagen, daß es unter den Gründern desselben keinen Mann von hinlänglicher Energie gab, um die Keime zusammenzuhalten und den Machinationen der andern Partei Trotz zu bieten. Möchte der Versuch erneuert werden! Unterdessen wäre es aber hohe Zeit, daß von Regierungswegen nachdrückliche Maßregeln in Betreff der immer stärker anschwellenden Auswanderungen ergriffen und Mittel gefunden würden, die Auswanderer vor Irreleitung, Betrug und Mißhandlung so mannichfaltiger Art zu schützen.

Was in dieser Hinsicht Gesetzgebung, Unterhandlung mit den überseeischen Regierungen (denen von Deutschland aus ja kaum irgend eine Art Nachdruck gegeben werden kann) und polizeiliche Aufsicht vermögen werden, steht freilich auch noch dahin. Jedenfalls, gesetzt auch es gelänge das Beste was irgend zu hoffen ist, wird der officiellen Fürsorge die Thätigkeit philanthropischer Vereine über Lang oder Kurz zu Hülfe kommen müssen, wenn unseren Auswanderern ein leidliches Loos geschaffen werden soll.

V.

Aus Dresden.

Julius Mosens Don Johann von Oesterreich.

Nach althergebrachter Sitte bringt unsere Bühne am Neujahrstage ein neues Stück; dieses Mal war die Wahl auf Mosens jüngstes Trauerspiel gefallen. Obwohl der Dichter von seinem früheren Verweilen in Dresden her gar manchen Freund hier zählt, so fanden doch seine dramatischen Dichtungen im Allgemeinen auf unsrer Bühne ebensowenig als anderwärts — höchstens etwa den oldenburgischen officiellen Beifall ausgenommeu — etwas mehr als einen, oft sogar zweifelhaften succes d'estime; es ist dies natürlich, da Mosens dramatische Figuren nichts als Träger sentenzenreicher Phrasen sind, ihr Pathos der Lebenswahrheit entbehrt und sein Shakespearisiren nachgerade langweilig wird. Hiernach war dann eine gewisse Voreingenommenheit gegen das Stück vorhanden; doch wurde sie bei der Darstellung überwunden — ein Erfolg, den wir auch keineswegs auf alleinige Rechnung jener stellen mögen. Das Stück ist allerdings das Beste, was Mosen bis jetzt producirt hat; es bietet fortschreitende Handlung und durch sie bedingte Entwickelung der Charaktere; die zu Grunde liegende tragische Idee wird ohne allzu große Anstrengung für den

Zuschauer zur Anschauung gebracht. Daß viele Anklänge an Göthe's Egmont und Schillers Don Carlos vorkommen, ist nicht zu verkennen; doch darf man deshalb dem Dichter um deswillen keinen erheblichen Vorwurf machen, weil der Stoff historische und locale Identitäten mit sich brachte. Freilich schimmert bei Don Escovedo, Johanns Freund, Marquis Posa, beim Grafen von Bergen Wilhelm von Oranien stark durch, und es ließen sich der Parallelen noch mehrere ziehen; aber wir haben sie weniger als absichtliche „Zufälligkeiten", denn als nothwendige Gestaltungen gleichartiger, dichterischer Ideen zu betrachten. Die Sprache ist, leider, wieder ächt mosenisch; sie riecht ihren Shakespeare fast in jedem der Verse, die mit ihren pomphaften Wortfügungen zum Theil wahre Knüppeldämme für die Schauspieler werden; dieses Bilderhaschen ist eine falsche Speculation auf poetischen Schwung; es verläuft sich mitunter zu Lächerlichkeiten, wie z. B. eine Rede Escovedo's, ungefähr: „In meinem Hirn ist hohe Jagd, es schlagen die Gedankenhunde an!" in ihrem Gegensatze den oldenburger Schauspielern zum Stichworte für ausbleibende Stichworte geworden ist. Warum hält sich der Dichter nicht auf der rechten Mitte der einfachen, natürlichen Gedankenentwickelung, wie sie bei der Vermählungsscene am Schluß des zweiten Actes so schön hervortritt? — Den dramatischen Höhepunkt erreicht das Stück unbedingt im 3ten Acte, als Don Johann, nach der Seeschlacht von Lepanto siegreich zurückkehrend, von seinem eifersüchtigen Bruder Philipp quiescirt wird, alsdann seine Soldaten für ihn rebelliren, und er sich endlich bewegen läßt, die Mission nach den Niederlanden zu übernehmen. Hier ist ein markiges, rasches Handeln; lebendig und klar treten die Charaktere hervor, und die Rebellionscene im Lager kann man nur ein Meisterstück dramatischer Poesie nennen. Dagegen ist das Verhältniß des Helden zu Maria de Mendoza, seiner Geliebten und später heimlich angetrauten Gattin, viel zu schwankend behandelt; hier fehlen Motive, die gleichzeitige Leidenschaft des Königs für Marien wird nur erzählt, und es bleibt Alles nur Schattenbild; und doch war gerade auf dieser Seite so reicher Stoff geboten, das rein Menschliche, das Erwärmende und Hinreißende im Charakter des Helden zu entwickeln. — Schreitet Mosen auf dem mit diesem Stücke betretenen Wege fort, hört er namentlich das an, was ihm über seine Fehler oft genug gesagt worden ist, dann dürfen wir von ihm noch bedeutende tragische Dichtungen erwarten; vor allem ist es aber dabei nöthig, daß er A. Stahrschen Lobhudeleien nicht glaubt, die ihn womöglich noch über die Sternhöhe der Vollendung hinausheben, während er doch noch auf dem Wege zum Ziele ist.

F. P.

VI.

Notizen.

Deutsche Auswanderer. — Der Sue-Krieg in der Allgemeinen Deutschen. — Die welterobernde Schienenstraße.

— Seit einigen Monaten schreien die deutschen Zeitungen über den französischen Prinzen Joinville; dieser Franzose soll nämlich, durch welsche Zauberei, hunderte deutscher Seelen gezwungen haben, als Sklaven auf seine neuerworbenen Besitzungen in Brasilien zu gehen. Schreckliche Mähre!... Die Sache scheint sich indeß, nach einer Correspondenz aus Brasilien in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, ein wenig anders zu verhalten; und wir thäten überhaupt besser, wenn wir bei unsern Calamitäten nicht stets mit wohlfeilem Patriotismus alle Schuld auf fremde Arglist und Pfiffigkeit wälzen wollten. Nicht Prinz Joinville, sondern die Provinzialregierung von Rio Janeiro hat sechshundert deutsche Arbeiter bestellt. Sogleich fanden sich über sechshundert und machten sich mit ihren Eltern, Weibern und Kindern, zusammen neunzehnhundert Personen, auf die Reise. In Dünkirchen, wo das Haus Delrue & Co. ihre Einschiffung übernommen hatte, werden jedem der Auswanderer 45 Franken abgefordert; sie wissen nicht wofür? Endlich kommen sie, bei möglichst schlechter Beköstigung auf dem Schiffe nach Brasilien, und da werden sie zu öffentlichen Arbeiten und namentlich zur Erbauung einer Stadt, Petropolis, verwendet; ihr Tagelohn ist gut, allein das Leben theuer, und die Kosten der Ueberfahrt müssen allmälig von dem blutig erworbenen Sold abgezogen werden. Also neunzehnhundert Deutsche wenden ihr Bischen Hab und Gut auf eine Reise über den Ocean und bezahlen mit ihrem sauern Schweiß die Kosten der Ueberfahrt, nur um das Glück zu haben, unter einem heißen Himmelsstrich, wie einst die Kinder Israels in Aegypten, fremden Völkern Städte zu bauen; nur um sich zu travaux forcés auf Lebenszeit zu verdammen, denn woher sollen sie, nach Vollendung ihrer Helotenarbeit, die Mittel nehmen, um in die Heimath zurückzukehren, wo übrigens auch nur neues Elend sie empfangen würde?! — Jetzt weinen und schreien die Armen, und jetzt hat man leicht, die fremden Seelenverkäufer und Sklavenhändler anklagen; die fremde List, glaube ich, ist lange nicht so groß, als die deutsche Leichtgläubigkeit. In Brasilien dachte man vielleicht, das deutsche Volk sei froh, wenn es nur irgendwo in der Welt schwere Arbeit bekomme. Aber in Deutschland? Da sich unsere Regierungen doch in alles mischen, da sie ihre Landeskinder nicht einmal ohne Paß und besondere Erlaubniß auswandern lassen, warum überwachen sie nicht wenigstens genauer die fremden Agenten? Haben z. B. in diesem Falle, die respectiven deutschen Regierungen untersucht, ob die

Werber den deutschen Arbeitern keine goldenen Berge vorspiegelten? Ob sie ihnen ihre Versprechungen ausdrücklich und schriftlich garantirten? Ob sich die armen Leute die Art ihrer Bestimmung und die Bedingungen ihrer Reise klar gemacht, oder ob sie sich durch allgemeine Schönmalereien beschwatzen ließen? Als man den Unglücklichen in Dünkirchen ihre letzten Groschen abpreßte, war kein deutscher Consul in Havre, in Calais, oder an Ort und Stelle selbst, der sich ihrer gegen die Habsucht des Hauses Delrue annehmen konnte? Sind die neunzehnhundert Arbeiter endlich von Brasilien selbst betrogen und verrathen worden, will man ihnen jetzt rechtmäßige Forderungen und gültige Zusagen nicht erfüllen, so müßte es ja mit allen Wundern zugehen, wenn Deutschlands Mächte, bei aller Ohnmacht zur See, nicht von einem Staate wie Brasilien sollten Genugthuung erlangen können für neunzehnhundert verkaufte Seelen. Aber wahrscheinlich ist an dem ganzen Jammer weder Joinville noch Rio Janeiro, sondern weiter Niemand wieder Schuld, als die unbegreifliche Leichtgläubigkeit und — Dummheit unseres guten deutschen Volkes. In andern Ländern ist man ignoranter und lernt nicht so viel Geographie und Geschichte, wie bei uns, doch hat man kein Beispiel, daß sich Franzosen oder Irländer so schmählich anführen ließen. Hundertmal ist nachgewiesen worden, und täglich lehrt die Erfahruug, daß nur die Auswanderung nach Nordamerika — mit den nöthigen Hülfsmitteln unternommen — die Träume der Europamüden zu erfüllen pflegt: dennoch lassen sich jährlich Tausende nach allen Weltgegenden, nach Rußland und Polen, nach Algier und Sanct Thomas, nach der Wallachei und Brasilien locken. Wo es nur einen Sumpf des Elends und ein Netz der Sklaverei giebt, da muß der Deutsche hineinplumpen. Und wie ist Dem zu helfen, der sich so gerne selbst verkauft? —

— Die Zeiten werden nie so schlecht, daß der Humor in Deutschland ganz verloren ginge. Wenn er uns einmal vor lauter Censurinstructionen und geheimen Verordnungen vergehen sollte, so wird er in den deutschen Buchhändlerannoncen fortleben. Jeder vollständig Ostermeß- oder ein großer Leihbibliothekenkatalog enthält eine Fundgrube unfreiwilliger Komik, man braucht aber nur täglich die großen Zeitungen zu lesen, d. h. die Inseratblätter, welche oft allen Esprit ihrer Feuilletons aufwiegen, um sich mit der Zeit einen Hausschatz humoristischer Einfälle zu sammeln. Allerliebst ist der neuste Inseratenkrieg zwischen dem Herrn Kollmann und Philippi in der Deutschen Allgemeinen Zeitung. Kaum sind die Anathemata der Kritik über die Erzeugnisse der französischen Frivolität und Unnatur verhallt, kaum sind unsere nationalen gründlichen Verdicte über die verwerflichen Bücher Eugen Sue's, und die pikanten Anekdoten über

die Vielschreiberei und Fabrication der Pariser Autoren durch alle Journale gelaufen, so erregt die Erwartung eines unangekündigten Romans desselben Sue einen Aufruhr, der die unglücklichen Augusttage in Leipzig vergessen machen wird. Die sündhafte Pariser Literatur wird sich trösten über den sittlichen Abscheu, den wir in der Regel vor ihr bekennen, wenn sie sieht, wie man sich in den Werkstätten der deutschen Literatur um ihre Todsünden balgt. Herr Philippi in Grimma ruft: Mein Leib = und Hausdichter, mein Lubojatzki, der so eben den Deutschkatholicismus als Roman verarbeitet hat, ist so glücklich, der deutschen Nation den ersten Band von „sieben Todsünden" nach Eugène Sue zu bieten Ungeheure Thätigkeit! Ewige Sorge für den Ruhm des deutschen Geistes! Pünktliche Bedienung! Fort mit Schaden! — Dagegen erhebt die Firma Kollmann, in tiefster Entrüstung, ihre Stimme: Ich allein, ich bin der Herold des unsterblichen Mysteriendichters, denn ich habe dafür gezahlt. Sue ist Sue und Wesché ist sein Prophet. Er ist sein Schatten, sein Wächter und Trabant. Er ist das einzige privilegirte Sprachrohr Sue'scher Ideen, er ist mein Telegraph zwischen Paris und Leipzig. Wie kann Grimma Leipzig zuvorkommen, da wir durch Couriere erfahren haben, daß der König der Romane noch keine einzige seiner köstlichen Todsünden begangen hat, sondern harmlos und ritterlich auf seinen Gütern bei Orleans bis in den lauen Märzmonat jagen will? Warte Deutschland, bis er ausgejagt hat, dann wird mein Wesché dich mit den wahren Todsünden in den Himmel versetzen. — Hurtig entgegnet darauf mit Witz der kühne Philippi: Und dennoch ist mein Held, mein Lubojatzki, mit Recht des ersten Bandes Uebersetzer. Vorausgeeilt dem kommenden Ereigniß, hat er die Gräuel und Verbrechen alle, auf eigne Faust vollführt. Sei Deutschland, stolz! Ermanne Dich und lern' Dich selber achten. Die Sünden, die der stolze Franzmann that: ein Deutscher that sie ihm voraus. . . . Und während so in der Deutschen Allgemeinen Zeitung Kollmann und Philippi streiten, tritt in derselben Nummer der Herr des Hauses, nämlich Firma Brockhaus selbst, lächelnd zu den beiden und verkündigt, während der Pariser Correspondent im Hauptblatte tiefsinnig „das Greisenantlitz" der französischen Cultur demonstrirt, nicht nur eine Uebersetzung derselben künftigen „sieben Todsünden" von dem ewig jungen Genius Sue, sondern vorher noch die eines andern Sue'schen Romans in 4 Bänden: „Martin oder Memoiren eines Kammerdieners." Nun raufe deine Locken, Firma Kollmann, steige herunter von der Höhe deines Privilegiums, von dem Gipfel deines Comptoirstuhls, du, der da gesagt hat: Ich will meinen Verlagsthron erhöhen über die Verlagsstühle aller Verleger von Deutschland. Wo war das Auge deines Wesché, wo war dein untrüglicher Telegraph? Hat ihn der Nebel geblendet, als er sagte, der König der Romane jage in den Wäldern

bei Orleans? Ja, vier Bände Memoiren hat er gejagt auf schnellfüßigem Pegasus, du aber hast das Edelwild dir entgehen lassen. — Es wäre jedoch, ernst zu reden, hohe Zeit, einige Ordnung in die literararische Fabrikgesetzgebung zu bringen, um ähnlichen Wirren und Buchhändlerkriegen für die Zukunft vorzubeugen. Der Bundestag sollte verordnen, daß die Uebersetzung eines französischen Romans von nicht mehr als zehn deutschen Buchhändlern zu gleicher Zeit verlegt werden dürfte.

— Die Säbel und Degen, die unsere jungen Garde- und andere Lieutenants an ihrer linken Seite tragen, sind im Grunde nicht kriegerischerer Natur als der Ehrensäbel, den die Magyaren dem Brennus des Claviers, dem Ritter Franz Lißt, geschenkt haben. Wenn nicht hie und da — Dank dem nachsichtigen Militär-Duellgesetze — irgend ein ungeübter Referendar durch einen militärischen Pistolenschuß niedergestreckt würde, wüßte man eigentlich die Beschäftigung dieser Degen gar nicht zu erklären. In der That ist die Rolle des gespitzten Eisens, womit die Ritter und Lanzknechte der Vorzeit fochten, zu Ende, und nur plumpe Kanonenkugeln und Eisenbahnschienen machen noch Eroberungen, letztere sogar mehr als die ersteren. Da sind zwei Staaten, welche bisher von dem Pallasschild der Großmächte mit ihren papiernen Protocollen vor jedem Angriffe geschützt wurden: der Kirchenstaat und das osmanische Reich. So morsch beide sind, so hat die Flickschneider-Politik unserer Zeit sie doch vor der Invasion verschiedener Schwerter und Kugeln zu schützen gesucht, Aber was den Revolutionären der Romagna, was der Eroberungslust der Russen nicht zu erschüttern gelang, das werden jetzt die friedlichen Bestrebungen einiger Eisenbahncompagnien vollbringen. Der Nachfolger Petri und der Nachfolger des Propheten haben beide sich dazu verstanden, Eisenbahnen in ihren Staaten errichten zu lassen. Wie wird sich das Schicksal des Kirchenstaates gestalten, wenn erst von Rimini und dem polizeimörderischen Bologna der geflügelte Weg die umgestaltungslustigen Freunde Mazzinis ins Herz der ewigen Stadt führt? Wie wird das Loos der Pforte werden, wenn einst die Kosacken, um von Varna nach Adrianopel, Smyrna und Constantinopel zu gelangen, nicht mehr ihrer kleinen Pferde bedürfen? Dem sei wie da wolle, so viel ist gewiß, daß die Compagnie der Leopoldeisenbahn (Livorno — Pisa) der Concession zur Ausdehnung bis nach Rom in nächster Zeit entgegensieht, so wie man in Constantinopel nur die Ankunft Reschid Pascha's erwartet, um einer englischen Compagnie, welche sich angeboten hat, eine Eisenbahn mit drei auslaufenden Zweigen: nach Adrianopel, Varna und Smyrna zu bauen, die Bewilligung zu ertheilen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Minister Hinzelmann.

Novellette.

In einem Fürstenthum, welches wir nicht näher bezeichnen können, — es liegt an der äußersten Grenze der Civilisation und steht in freundschaftlichen Verhältnissen zu Deutschland — hat sich jüngst eine höchst pikante Geschichte zugetragen, eine Art politischer Novelle, die sowohl in den Cabinetten Europas wie im Foyer der Pariser Oper Aufsehen gemacht hat. Der Fürst — nennen wir ihn *****witsch den I. — hatte seine Jugendjahre in Frankreich zugebracht und sich da einen gewissen demokratischen Firnis angebildet. Als nun sein erlauchter Vater starb und er, unter Feuerwerk und Vivatrufen, den angeerbten Thron bestieg, fing sein Volk an Wunder von Liberalismus zu erwarten, und sich jenen goldenen Freiheitsträumen hinzugeben, die den armen Völkern noch immer theuerer sind, als der Kindern ihr Zuckerwerk.

Indessen behielt *****witsch I. den Minister seines höchstseligen Vaters, denn einen neuen zu suchen wäre schon eine Mühe gewesen; dagegen reformirte er vor Allem die Moden, der ganze Hof mußte mit dem ancien régime brechen und sich neufranzösisch kleiden. Nicht die ersten Publicisten, aber die ersten Schneider des Landes berief er vor sein Angesicht, die Toiletten seiner Hofdamen wurden aus Paris verschrieben, ja er ließ, um diesen Brennpunkt der Civilisation wo möglich zu verdunkeln, durch geschickte diplomatische Unterhandlungen eine hübsche junge Figurantin, eine hoffnungsvolle Schülerin von Corati der dortigen Oper abwendig machen und im Triumphe nach seiner Hauptstadt bringen.

Die Löwen der Residenz priesen laut die neue Politik; zwei Logen ersten Ranges schickten eine Deputation an den Fürsten, um ihren tiefgefühlten Dank für die kühne Vorwärtsrichtung der Regierung auszusprechen. Das Volk aber murrte. Da seht ihr, wie das Volk ist. Während die Blüte des Landes in Entzücken schwamm, dachte das dumme Volk, mit prosaischem Eigennutz, nur an seine schweren Abgaben, und wollte Nichts mehr vom alten Minister wissen. Ein neuer Minister scheint dem Volk immer ein Heiland, und noch mehr Vergnügen macht es ihm, einen alten Minister stürzen zu sehen. Wie ein Kranker, der sich aufgelegen hat, wälzt es sich gern jeden Augenblick vom Bauch auf den Rücken, vom Rücken auf den Bauch, und bei jeder Veränderung hofft es seine Lage zu verbessern. Armes dummes Volk!

Die Gährung ward immer größer, und einige Gelbschnäbel, die das Maul nicht halten konnten, wurden in Untersuchung gezogen und auf unbestimmte Zeit eingesperrt. Witsch I., der dem Gemeinwohl die höchsten Opfer gebracht zu haben glaubte, schrie über Undank, und das alte feudale Blut empörte sich in seinen Adern; es fehlte wenig, so hätte er seine Unterthanen wieder für Leibeigene gehalten. Allein er war zu edel und hochherzig von Natur, um sich nicht bald eines Bessern und auf den politischen Cursus zu besinnen, den er in Paris durchgemacht hatte; namentlich erinnerte er sich der tiefernsten Gespräche, in denen Mademoiselle Florentine hinter den Coulissen ihn über seine Mission als Vater des Vaterlandes zu belehren pflegte. Damals hatte er geschworen, liberal zu sein, und er beschloß, seinen Schwur zu halten. Bei Gelegenheit der neuen Kleiderordnung hatte der alte Minister sich die Bemerkung erlaubt, daß die neue Mode vielleicht auch neue Manieren und Gesinnungen zur Folge haben „dürfte", und diese Art zu denken, erregte jetzt das höchste Mißfallen des Herrschers. Es war hohe Zeit, einen Minister los zu werden, der hinter seinem Jahrhundert so weit zurück war.

Um nun die öffentliche Meinung gründlich kennen zu lernen, kam Witsch I. auf einen großen Gedanken. Er hatte im Pariser Circus öfters gesehen, wie sich Napoleon (in dem Stück „das Kaiserreich") verkleidet unter den Pöbel mischte. Sogleich that er dasselbe, ließ sich ein vollständiges Incognitocostüm machen, besuchte

die Bier- und die Weinhäuser, trank wie ein Dragoner und rauchte wie ein Wachtmeister, und hörte da, wie Kaufleute und Krämer schrieen, ein ehrlicher Mann müsse einmal ans Ruder kommen! Da er nun den Bürgermeister eines kleinen Städtchens in seinem Reiche als einen der biedersten, solidesten und respectabelsten Männer der Welt rühmen hörte, so war sein Entschluß gefaßt. In der That verdiente Hinzelmann seinen Ruf, und war der gerechteste, unbescholtenste Bürgermeister, den es geben konnte.

— Donner und Doria! rief der Fürst, so einen Mann kann ich brauchen. Dem werde ich die ganze Verwaltung des Reiches sicher anvertrauen und mich dann um so eifriger der Liebe zu den schönen Künsten hingeben können.

Kaum hatte Witsch I. die nothwendigen Erkundigungen über Hinzelmann eingezogen und sich überzeugt, daß diesem wirklich Niemand an wahrhafter Loyalität gleich kam, so ließ er den alten Minister kommen und kündigte ihm an, wie er, um die Wünsche des Volkes zu befriedigen, sich gezwungen sehe, ihn mit Anerkennung seiner Verdienste und mit Versicherungen seiner allerhöchsten Huld zum Teufel zu jagen. Der Minister, ein gewiegter Diplomat und verschwägert mit einem der ersten Staatsmänner Europas, bat um den Namen seines Nachfolgers. „Der Bürgermeister Hinzelmann!" rief Witsch I. mit Nachdruck und Stolz.

— So! sagte der Minister mit jenem zweideutigen Lächeln, welches den ganzen Staatsrath in Verlegenheit zu bringen pflegte.

— Nun! rief der Fürst. Ist es nicht die beste Politik, um mir die Sympathien des Volkes zu gewinnen? Haben Sie gegen den Charakter des Mannes etwas einzuwenden?

— Nicht das Mindeste, Ihre Hoheit.

— Hat Ihnen die geheime Polizei gegen ihn berichtet?

— Durchaus nicht, Ihre Hoheit.

— Woher also dieser Zweifel an der Zweckmäßigkeit meiner Wahl? Sie sollen wissen, daß Hinzelmann der ehrlichste Mann im Lande ist.

— Ja, das ist sein größter Fehler, Ihre Hoheit. Dadurch ist er eben . . . unmöglich.

— Sie scherzen.

— Ihre Hoheit wissen, daß ich niemals scherze.

Der junge Fürst und der alte Minister trennten sich, und jener dachte, daß nur der Aerger über seine verlorne Stellung aus dem Diplomaten spreche. Sogleich ward der Bürgermeister berufen und kam in den Palast, nicht nur ohne zu ahnen, was man von ihm wollte, sondern zitternd vor Furcht, denn er erwartete Ungnade, Vorwürfe, vielleicht sogar einen hochnothpeinlichen Proceß, wegen einiger harten Verordnungen des vorigen Cabinets, deren Vollstreckung er hintertrieben hatte. Wie erstaunte er, als ihm der Fürst, unter Beweisen seiner höchsten Gnade, nichts Geringeres als das Staatsruder in die Hand drücken wollte. Hinzelmann war ein schlichter Mann und etwas schüchtern, wie alle ehrlichen Leute, denn nur den Spitzbuben fehlt es nie an Selbstvertrauen, weil sie Nichts zu verlieren haben. Er erschrak vor einer so großen Verantwortlichkeit, er zauderte. Der Fürst dagegen machte die Wohlthaten geltend, die er durch seine patriotische Politik dem Lande erweisen könnte, und Hinzelmann, der gewohnt war, vor keiner noch so schwierigen Pflichterfüllung zurückzuschrecken, entschied sich endlich für die Annahme der unerwarteten Ehre. Der Fürst versprach, ihn frei walten und schalten zu lassen, und der Bürgermeister, der zu den Naturen gehörte, die sich schnell in den höchsten Regionen wie in den niedersten zurechtfinden, genas bald vom Schwindel, der ihn bei der plötzlichen Erhebung befallen hatte; er machte sich ans Werk und nahm sein Portefeuille unter den Arm, wie ein geborener Staatsmann.

Das war ein Festtag im ganzen Lande und in der Residenz. Die Leute fielen sich auf offener Straße um den Hals, die Raketen flogen in die Luft, der Name des Fürsten ward gepriesen bis in den siebenten Himmel. Abends war große Illumination, doch als man dem alten Minister eine Katzenmusik brachte, und einige Scheiben einwarf, war die Freude auf ihrem Gipfel. Witsch I. war zufrieden und sagte, wie Titus: Hodie diem non perdidi, d. h. auf Deutsch: Heute habe ich ein Monument verdient.

Die Hofzeitung brachte natürlich einen überschwänglich lobenden Artikel über Hinzelmann; ja sie schoß sogar einige giftige Pfeile auf den frühern Minister ab, welchem sie in der vorigen Nummer noch das Weihrauchfaß um die Nase geschwungen hatte. Der ehrliche Hinzelmann ward roth bis über die Ohren. Dagegen konnte der Fürst sich nicht die boshafte Freude versagen, und stattete dem gefallenen Günstling seines Vaters eine allerhöchst persönliche Beileidsvisite ab; im Hause des Ministers wurden grade die zerbrochenen Scheiben reparirt, und der Staatsmann empfing seinen Herrn mit einem kalten ruhigen Lächeln. Der Fürst, der nun über das Glück seines Volkes im Innersten beruhigt war, überließ sich ganz seinem hohen Sinn für die schönen Künste, zu denen sowohl die Oper als die Liebe gehörte.

Aber bald fing der Himmel an, sich zu umwölken. Hinzelmann weckte bei jedem Schritte Klagen über Klagen. Der erste, der öffentlich gegen ihn auftrat, war der Hofjournalist; denn statt ihn für seine schamlosen Lobhudeleien zu belohnen, entzog Hinzelmann dem ministeriellen Blatte die bisher bezogene, sehr bedeutende Subvention, unter dem Vorgeben, daß er für die Erfindung Guttenbergs zu viel Achtung habe, um sie wie einen Lohnlakai zu miethen. Er behauptete, die Presse müsse vollständig unabhängig sein, und er zerbrach daher alle ihre Fesseln, auch die goldenen. Natürlich beeilte sich der Hofjournalist, seine Ueberzeugungen von dem Werthe der neuen Politik zu widerrufen, und schrieb eine Parallele zwischen dem alten Ministerium und dem neubackenen, wobei jenes wieder eben so gründlich gepriesen wurde, als es den Tag vorher verdammt worden war; während der Erbürgermeister, bei der geringsten Maßregel, die er traf, als ein Feind der Presse, ein Unterdrücker des Volkes und ein Verräther an den Interessen der Krone geschildert wurde; ja selbst nach der Dictatur strebe Hinzelmann, nicht umsonst habe er die Portraits Cromwells und Napoleons in seinem Schlafzimmer hängen, und sein grobes Benehmen bei Hofe, sein Mangel an Anstand vor dem Fürsten sei bereits eine Majestätsbeleidigung, die das Volksgefühl empöre und das Aeußerste befürchten lasse.

Dazu kam noch eine andere Taktlosigkeit Hinzelmanns. Die Residenz war halb katholisch und halb protestantisch; diese beiden

Religionen bekriegten einander fortwährend, und wenn sie einmal einen kurzen Waffenstillstand schlossen, so geschah es nur, um mit vereintem Haß über eine jüdische Synagoge herzustürzen, die in ihrem Staatswinkel bescheiden versteckt lag. Der frühere Fürst hatte den Protestantismus als Staatskirche und auf Staatskosten aufrecht erhalten; daher der Ingrimm der katholischen Kirche, die ihrerseits dies Privilegium für sich forderte. Um nun einige Ruhe zu schaffen und die Aufmerksamkeit des Publicums auf etwas Anderes zu lenken, hatte man die Juden, die sich seit einigen Jahren die Freiheit herausnahmen, zu wohnen, wo sie wollten, wieder in ihr Ghetto eingesperrt, und machte großen Lärm mit neuen Ketten, die man ihnen anzulegen drohte. Der simple Hinzelmann aber, der den Zusammenhang dieses Manoeuvre nicht begreifen konnte, wollte die Sache kurz abthun, erklärte die Freiheit der Kirche vom Staat, und ließ, angeblich um die Gewissen nicht zu kränken, jeder Religion das Recht, sich von ihren Bekennern nach Kräften und Gutdünken unterstützen zu lassen. Nicht nur, daß er dem Protestantismus sein Privilegium nahm, und dem Katholicismus keines gab: er beschützte sogar die Juden gegen die Mißgunst und den Haß der beiden andern Religionsparteien. Das gab ein allgemeines Halloh! Der Hofjournalist versäumte nicht, kräftig mit einzustimmen, und nannte den neuen Minister einen .... Atheisten.

Zum Glück für Hinzelmann war der Fürst gerade von seiner Leidenschaft für die schöne, aus Paris verschriebene Tänzerin eingenommen und ärgerte sich über Monsieur Lepaulle, der sie portraitirt hatte. Der Fürst bot nämlich diesem unsterblichen Maler, statt des hohen Preises, den der letztere für das Bild verlangt hatte, seinen apfelgrünen Hausorden. Der Franzose dagegen war so unverschämt, sich zu bedanken, indem er bemerkte, er liebe diese Couleur nicht und bitte um seine baaren 20,000 Gulden, sonst werde er das Portrait Rosalindens behalten und in Paris öffentlich ausbieten lassen. Dies war eine Beleidigung, welche sowohl die Privatschatulle als die Ehre Seiner Hoheit traf, denn an die Staatskasse den Maler anzuweisen, wie er im ersten Zorne beschloß, das ging unter des ehrlichen Hinzelmanns Regierung nicht ohne langes Discutiren.

Hinzelmann ließ sich indeß in seiner Politik nicht stören und

stach in ein Wespennest nach dem andern. Indem er die politischen Gefangenen — jene jungen Raisonneurs, die so wenig verbrochen hatten, — freiließ, erbitterte er gegen sich die Richter, die den Stab über sie so eifrig gebrochen hatten. Darauf beschloß er, einen für die Ehre des Landes beleidigenden und für die Finanzen nachtheiligen Vertrag mit einem Nachbarstaat, der so eben abgelaufen war, nicht zu erneuern. Darüber drohte ein Krieg auszubrechen. Der Fürst mußte sich nun freilich erzählen lassen, was in der Welt draußen vorging; indeß er war jung, er war muthig, und die Kriegsperspective gefiel ihm wenigstens aus der Ferne; er dachte an die Lorbeeren und Trophäen, an Tedeums und Siegesbälle, und war deshalb mit Hinzelmann einverstanden. Dieser traf mit Geschick alle nöthigen Rüstungen, und die kleine Armee wartete nur noch auf den Befehl zum Ausmarschiren und auf die Ernennung eines Generalissimus, als die Großmächte dazwischentraten und einen für beide Länder billigen Vergleich stifteten. Da gab es wieder Geschrei unter Lieferanten, Actionären, Lieutenants und Generälen. Hatte das Land erst über die Gefahren des Krieges, die der tölpische Minister heraufbeschworen, lamentirt, so knirschten jetzt die speculirenden Privatleute, die bereits den Krieg für ihre Börsen auszubeuten gedacht, die Lieutenants, die auf Avancement, und die Lieferanten und Stabsofficiere, die, unter einer Decke spielend, schon auf goldene Beute in Feindes- und Freundesland gerechnet hatten. Denn Hinzelmann hatte bei den Rüstungen vorzugsweise für den gemeinen Soldaten gesorgt und den Lieferanten scharf auf die Finger gesehen; die Andern, meinte er, die fast alle reich und hochgestellt waren, könnten auf Nebenverdienste verzichten und sich mit der Ehre des Sieges begnügen. So hatte er nun, außer der ministeriellen Presse, dem Clerus, dem Richter- und Handelsstande, auch die Armee gegen sich.

Der Fürst, stolz auf die Courage, die er beinahe gezeigt hätte, und über die er ein schmeichelhaftes Schreiben von seiner Egeria, Mlle. Florentine, aus Paris erhielt, ließ seine Generäle und Banquiers brummen, und überließ sich ganz und gar jenen Freuden, die einst Jupiter und Nebukadnezar in einen Stier verwandelten; in seinem Freudenrausche auf den Wiesen der Liebe hätte er ihr bald die Krone und seine Hand zu Füßen gelegt. Um ihretwillen schlug

er sogar ein Anerbieten des freundnachbarlichen Souverains aus, der, um nach den neulichen Kriegsdrohungen die Bande der Eintracht von Neuem und fester zu knüpfen, ihn mit seiner Prinzessin Tochter vermählen wollte. Bertha war eine Prinzessin vom alten Schlag, und ihre mehr strenge als reizende Schönheit contrastirte gegen die verführerische Anmuth der französischen Sylphide. Hinzelmann sah in der vorgeschlagenen Verbindung das wahre Interesse des Landes, und da, nach seinen altväterischen Begriffen, die fürstliche Liebschaft außerdem die Moral und die Würde des Thrones verletzte, so entschloß er sich, auf eigene Faust dem „Scandal", wie er es nannte, ein Ende zu machen.

Der neue Minister hatte bisher gegen Intriguen aller Art durch seine schlichte Gradheit gesiegt; jetzt war er in seinem Fache so weit routinirt geworden, daß er selber, — freilich nur im Interesse der Tugend, — zu intriguiren wagte. Er ließ die Angebetete in sein Cabinet kommen, that so liebenswürdig als möglich, und theilte ihr unter schmeichelnden Belobungen mit, daß er ihr einen glänzenden Wirkungskreis, nämlich ein Engagement von Leon Pillet, dem Director der großen Pariser Oper, verschafft habe. Leon Pillet gab zu verstehen, daß die Tänzerin, wenn sie zurückkehren wollte, während der Ferien Carlotta's, die Hauptrollen tanzen und ihren Namen mit großen Buchstaben auf dem Theaterzettel sehen solle. Rosalinde that in der Freude ihres Herzens einen Sprung, der, so kunstgerecht und graciös er war, den ehrlichen Bürgermeister beinahe aus der Fassung brachte. Sie, die arme Figurantin, die unbemerkte Ziffer im Balletcorps, sie sollte sich endlich einmal allein auf jene Bühne ihres gepriesenen Paris, die erste Bühne der Welt, stürzen und mit einer Carlotta, einer Plunkett, einer Fitz-James rivalisiren dürfen! Dieser Schauplatz neuer Thaten wog die Bewunderung des Hofes von ***, die Geschenke und das Herz des Fürsten tausendmal auf. War doch der Glanz, mit dem der fürstliche Geliebte sie umgab, nur ein schwacher Trost für die Französin, die von ihrem Paris exilirt war. Hinzelmann schürte diesen edlen Ehrgeiz und erhielt die Erlaubniß, den Abgesandten des Herrn Pillet, Herrn Regisseur Vicentini ihr vorzustellen, worauf die Sache bald in Ordnung war. Die Undankbare nahm sogleich Extrapost und

nahm vom Fürsten französischen Abschied, d. h., sie empfahl sich ihm nicht einmal, während er grade schmachtend ihr theures Portrait betrachtete, das er zuletzt doch mit **20,000** Gulden bezahlt hatte. Hinzelmann rieb sich die Hände über den Sieg der guten Sache. Armer Hinzelmann! Seine Geradheit hatte ihm das Leben sauer gemacht, doch an seiner ersten und letzten Intrigue sollte er scheitern.

Als der Fürst Rosalindens Flucht erfuhr, wäre er vor Schmerz beinahe umgekommen; als er jedoch die Intrigue seines Ministers erfuhr, ward Seine Hoheit wüthend. Er stürzte in das Cabinet, wo Hinzelmann grade an der Abfassung des Heirathscontractes arbeitete, den er seinem Souverain zur Unterschrift vorlegen wollte.

— Herr! rief Witsch I. mit schneidender Stimme; man klagt Sie an, daß Sie an Rosalindens Entweichung Schuld sind.

— Das ist wahr, Hoheit!

— Es ist wahr, und Sie haben die Stirne, zu gestehen. ... Es ist genug. Ich habe lange genug geschwiegen über Ihre gehässige Verwaltung; ich zwang mich zu dem Glauben, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, aber Sie waren ein Heuchler. Sie haben meine Unterthanen gegen mich aufgewiegelt, Sie haben die Journale der Regierung erzürnt, Sie haben die Religion des Staats beleidigt, Sie haben den Richterstand beschimpft und die Zwietracht unter die Armee gebracht: jetzt stören Sie auch noch die Ruhe meiner Tage?! Gehen Sie; ich entlasse Sie. Diese Gerechtigkeit bin ich meinen armen Unterthanen schuldig.

— Ihren Unterthanen! sagte Hinzelmann kaltblütig; sehen Sie, Hoheit, was ich für das Wohl derselben gethan habe. — Er zeigte ihm den Heirathscontract; Witsch I. zerriß ihn in tausend Fetzen und ging.

Hinzelmann zog sich still, und ohne ein Wort zu verlieren, aus dem Palast zurück; alle die Leute, deren Selbstsucht er beleidigt hatte — und ihre Zahl war groß — erwarteten ihn am Thor, und begleiteten ihn mit einer Katzenmusik, weit lauter als

die, so man seinem Vorgänger gebracht hatte, bis zu seiner Wohnung; die Hoflakaien warfen ihm sogar Steine nach, und das Volk sah dem Spectakel mit Vergnügen zu, denn es hatte Rosalinde, namentlich in der Cachucha, sehr gut leiden können, und war verdrießlich über ihren Abgang. Das Hofjournal zermalmte ihn noch denselben Abend. Während Hinzelmann seine weinende Familie tröstete, ließ der Fürst seinen alten Minister kommen, bat ihn um Verzeihung wegen des Geschehenen, und übertrug ihm von Neuem die Staatsgewalt. Der Minister nahm sie an und lächelte; aber der Zorn Witsch's I. war noch nicht verraucht.

— Haben Wir uns getäuscht? sprach Seine Hoheit. Dieser Hinzelmann war der größte Spitzbube in meinen Staaten. —

— Nein Hoheit, versetzte der alte Minister; es ist ein Ehrenmann durch und durch.

— Wie! rief Witsch I.: Sie geben ihm noch Recht?

— Gott behüte! War ich nicht 25 Jahr Minister?

— Seien Sie es noch 25 Jahre und bringen Sie mich nicht auf.

— Ich bringe Niemanden auf, Hoheit, sagte der alte Minister; indeß erlauben Sie mir, die Fetzen dieses Contractes aufzuheben; wir werden sie vielleicht nöthig haben.

— Nie! Denken Sie denn noch daran, mir diese Verbindung vorzuschlagen?

— Nicht jetzt, Hoheit! ich werde . . . warten.

Poeten- und Studentenleben in Prag.

Erinnerungen von S—y.

II.

Brentano, Novalis, Musäus, alle drei so mährchenhaft, wie das mährchenhafteste ihrer Mährchen, wissen ihren romantischen Helden keine bessere Heimath zu geben, als eben das Land,

Wo alle Quellen singen
Uralte süße Weisen
Und alle Bäume klingen
Und ihren Boden preisen;

Wo noch im Steine Seelen
Im Moose Geister liegen,
Die heimlich dir erzählen
Von alten heil'gen Kriegen.

Selbst Shakspeare den Gott, als er auf dem buntesten romantischsten Schiffe, dem Wintermährchen, daher fuhr, zog es sympathetisch dahin, und er schuf sich ein Meer, und auf dem neuen Meere flog er mit den bunten Wimpeln unter dem Gesange Ariels fort, und landete an den Küsten Böhmens.— Aber sie Alle, Shakspeare mit eingeschlossen, kannten den Zauber Böhmens nicht wie ich, der mit seinen melancholischen Liedern, mit seinen düstern Sagen, mit den Prophezeihungen des blinden „Jünglings" aufgewachsen, dem man bei jedem Steinhaufen von Ziszka, bei jedem Brunnen, Schlosse, Kirchthurme, Kloster, von Königen,

Hirtinnen und Hussiten sprach, der ich jetzt um Mitternacht hier stehe auf der Höhe Prags, und fühle, wie Poesie aus dem dunklen Häusermeere mir entgegen strömt. Mein Herz ist eine camera obscura geworden, wie die camera obscura die hier neben mir steht, und all die riesigen Gestalten die jemals da unten die Gasse durchzogen, durchziehen schattenhaft mein Herz, eine lange unabsehbare Reihe, wie ein Spiegel Macbeths. Ich sehe — nicht Libussa, das ist eine abgebrauchte, abgefärbte Taschenbuchfigur — ich sehe Ziszka ganz gegen alle Chronologie dem ganzen Zuge voraus ziehen. — Er war der größte Böhme, wie Hannibal der größte Karthager. — Ich sehe ihn in dem Augenblicke da er pestkrank sich auf seinem Lager wälzt, der blinde narbenvolle Greis, neben ihm ein sterbender Papist, der im fremden Lande die Pest eingesaugt und sie mit Wollust, als trüge er das Allerheiligste oder sein Liebchen, in das Lager Ziszkas trug. — Mit brechenden Augen hängt er noch an dem sterbenden Helden, um sich an seinen Qualen zu weiden. — Draußen heult der Sturm, weint das Bächlein und brechen Bäume. — Durch das ganze gelobte Land Böheim rings um Ziszkas Todtenbett tanzen Taboriten, Horebiten und nackte Adamiten mit verschlungenen Händen einen wilden Reigen. — Wo sie auftreten wächst kein Gras, wo sie ihre Psalme ertönen lassen, verstummt der Gesang der Vögel. — Fern von diesen blutigen Scenen sehe ich ein anderes, schöneres, friedlicheres Bild. — Es ist Frühling;

> Er ziert das Land, wie man die bleiche
> Gestalt der todten Jungfrau ziert;
> Zu lächeln scheint die holde Leiche
> Wenn sie der Todtenkranz berührt.

Auf den Feldern arbeiten die geknechteten Bauern, und seufzen unter der Last und murmeln leise Flüche auf ihren Unterdrücker. — Ein zweiter Heiland wandelt Huß, aus dem slavischen Jerusalem verbannt, unter ihnen, und predigt und tröstet. — Sein Antlitz ist blaß und trägt die Weihe des Märtyrers, sein Auge glüht wie die letzten Gluten des Scheiterhaufens zu Costnitz, sein Mund lächelt, wie damals, da er das sancta simplicitas aussprach. — Fern von ihm, den thränenden Blick auf den Meister gerichtet,

wandelt der blasse, schwankende, weiche, reuige Hieronymus. — — Ach, eine Fülle von Gestalten bald aus alten bald aus neuen Zeiten im bunten Gedränge erdrückt mich. — Ich sehe einen Minnesänger; Zawisch von Rosenberg, der seinen König verhöhnt, einen prächtigen Hofstaat hält, mit der wilden Königin Kunegunde buhlt, bis ihm auf den Rath des römisch deutschen Kaisers Rudolph mit einem Brett der Kopf abgeschlagen wird. — Wer ist die tragische Gestalt, die hier in den Mantel gehüllt auf der Schwelle der Hofburg wie ein Bettler sitzt? — Es ist der geschlagene, gedemüthigte, nach langem Irren in den Wäldern mit Scham zurückgekehrte große König Ottokar, dessen Scepter einst vom keltischen bis zum adriatischen Meere geherrscht. — Noch einen andern König sehe ich; er sitzt allein in einsamer Stube und forscht den Geheimnissen Gottes nach. Auf seinen Wink erhebt die alma mater, Universitas Carolina ihr weißes Haupt, und dem wilden Moldaustrome wird wie durch Zauber ein riesiges, steinernes Joch angelegt. — Wer nie gesehene Pracht anstaunen will, wer eine Stadt sehen will, in deren Gassen wie einst zu Rom, ein reiches fröhliches Volk sich drängt, der wandert unter seiner Regierung nach Prag. — Genug, genug! — Von Kaiser Carls Brücke sehe ich die Schädel von vier und zwanzig Märtyrern des Glaubens und der Freiheit grinsen, der Winterkönig flieht, die Schaar der drängenden Gestalten zerstiebt — die böhmische Geschichte hat ein Ende.

O welch' eine Welt von Poesie steigt aus den Tiefen dieser Stadt empor. — Ein Kaiser wurde in ihr zum Dichter und Astrologen, und er unterschrieb den Majestätsbrief nur, um sich nicht von ihr trennen zu müssen. — Eine Schaar Shakspearischer Tragödien liegt in ihr vergraben, doch sie hat noch nicht ihren Dichter gefunden. — Was sind die „böhmischen Elegien“? Zwölf einsame, klagende Glockenschläge um Mitternacht, wie sie eben vom St. Veitsthurme herunterzittern.

Zurück! hinab von meiner Höhe in die Gassen der Stadt und aus der Nacht in den Tag. — Da unten findet sich noch Manches, was das Herz erfreut, und Manche die da schön ist. — Von Wlasta bis auf den heutigen Tag haben die böhmischen Mädchen, welche ein alter Chronist plumper Weise die böhmischen Mägde

nennt, den Ruhm ihrer Schönheit behauptet, und Kohl, der liebenswürdige Tourist, hat sie gehörig zu würdigen gewußt. Kommt mit mir auf den Roßmarkt und auf die Bastei. Es ist ein schöner Aprilmittag, da ziehen sie alle aus an den Armen ihrer Mütter, Bräutigame und Gatten, um sich zu sonnen, und ihr selbst sollt urtheilen. Da seht ihr schöne Gräfinnen, und unter ihnen jene, die in Paris unter dem Namen la belle de Prague bekannt ist, Beamtentöchter, braune Jüdinnen, und unter allen an Majestät und Schönheit hervorragend eine Professorstochter, die delicia studiosorum. — Wie oft machten wir den Weg, den Roßmarkt, wohl auf und ab, nur um sie zu erblicken und von ihr gesehen zu werden. Da nahm jeder einen stolzeren Gang an, jeder drappirte seinen Mantel aufs Neue, nur um ihr würdig entgegenzutreten. Kommt sie nicht? — ist sie noch nicht da? — habt ihr den Hund noch nicht gesehen? Der Hund war nämlich der Vorbote des Glückes. Auch war es kein Hund wie ein anderer Hund, sondern es war mehr ein Löwe als ein Hund. Wie die Sage geht, so war er das Kind der Liebe zwischen einem Löwen und einer Hündin, und hatte mehr vom Vater als von der Mutter. Sein majestätischer stolzer Gang, sein Schweif, seine Farbe, seine Mähnen, kurz fast der ganze Körper war der eines Löwen. Nur der Kopf war ein schöner großer Hundekopf, aber in diesem Kopfe waren die großen, riesigen, stolzen Augen, die Augen des Löwen. Der Professor hatte ihn, wie man sagt, von Van Aken bekommen, und er hing mit größter Liebe an seiner Herrin, die er stets begleitete und bewachte. Es war ein herrlicher Anblick, wenn Lionessa, wie wir sie nannten, wie eine schöne Medea daherkam, den stolzen Löwen an ihrer Seite, als ob eine griechische Victoria mit ihrem Löwen vom Sockel gestiegen, stolz durch die Menschen ginge im Bewußtsein ihrer Göttlichkeit und Schönheit. Das Griechisch-Göttliche an ihr war eigentlich dasjenige, was uns traurig machte, denn wir fühlten uns arme Menschenwürmlein neben ihr, und wagten es nur, sie aus ehrfurchtsvoller Ferne zu bewundern und, wenn man will — anzubeten. Selbst der etwas dunkle, bräunliche Teint erinnerte an klassischen, griechischen Marmor, der aus den Zeiten des Perikles stammt, und die deutschen blauen Augen gaben dem armen Sterblichen weder Trost noch Hoffnung. Sie milder-

ten nur in etwas die göttliche, aber kalte Classicität, wie Gothe's Romantik in der Iphigenia auf Tauris. — Armer Aloysius Zink! — Niemand empfand das Elend, das Göttinnen auf die Erde bringen, so bitter wie du. Es war ein häßlicher Mensch, aber eine gute, weiche Seele, dieser Aloysius Zink, und war Student und machte schlechte Verse. Unglückseliger Weise war er Abschreiber bei ihrem Vater, und da hat er sie oft gesehen, und da war das Elend fertig und der Stab über ihn gebrochen. — Ich erinnere mich noch an einen Vers von ihm, den er auf Lionessa's Augen machte. — Er heißt:

Weil solche Veilchen wachsen
Auf hartem Marmorstein,
Drum hoff' ich, daß auch Liebe
Aufblüht im Herzen dein. —

Er trug sein Leiden still beglückt, und nur wenige seiner Freunde wußten, warum er so schweigsam geworden und so viele schlechte Verse schrieb. Da eines Tages kam er noch zu Schoch, drückte den Freunden die Hand, war sehr heiter und ging. — Heute hat sie ihn freundlich angesehen, sagten wir unter uns. — Nach einer halben Stunde ging ich durch die neue Allee, da trug man ihn eben vorüber, vergiftet, erschossen, todt! Das war so zugegangen: Als er von uns ging, nahm er auf seiner Stube eine schöne Dosis Gift und erzählte es mit innigem Vergnügen einem Freunde, der ihn eben besuchte. Der machte großen Lärm und lief um einen Arzt. Aloysius fürchtete mit Gewalt gerettet zu werden, lud schnell eine Pistole, und wie der Arzt kam, war er erschossen. Zweifacher Tod für eine Nicht-Liebe! — beim Himmel! ein hoher Preis. — Sie aber, die Löwin, blüht hoffentlich noch heute wie damals. Man kann auch bei ihr nicht denken, wie sie jemals verblühen könnte; die marmorne Venus von Chios ist noch heute so schön, wie vor zweitausend Jahren. Um ihretwillen segne ich die ganze Prager Universität, und alle Professoren, die Töchter haben, und auch die, die keine Töchter haben, z. B. den Professor Jandera. —

Wie komme ich plötzlich auf die Universität und auf Professor Jandera? — „Den Teufel halte wer ihn hält, er wird ihn nicht sobald zum zweiten Male fangen." Das ist eine Figur, wie sie nur Hoffmann, Lichtenberg und David Teniers in Eine Person

zusammengeschmolzen erfinden könnten. Gott schuf ihn vielleicht am letzten Wochentage, da er eben den Kopf voll Zahlen seine Wochenrechnung machte, so wie er Archimedes und Keppler in dem großen Moment dachte, da er Sonnensysteme berechnete. Jandera's Kopf, seine Phantasie, seine Mienen, nichts als Zahlen. — Zahlen waren seine Jugend, Zahlen sind sein Alter. Obwohl Prämonstratensermönch, ist der greise Professor Jandera ein wahrer Ketzer, denn gegen alles Evangelium behauptet er alljährlich vor seinen Zuhörern offen und heldenmüthig wie Galilei, „daß man ohne Mathematik nicht selig werden könne!“ — Aber weit entfernt, daß ihn diese Begeisterung zu Extravaganzen führe, daß er sich durch sie auf Newtonsche oder Eulerische Ideen werfen ließe; im Gegentheile verharrt er nun schon seit 50 Jahren in einem gewissen kleinen Kreise von Zahlen und Problemen. Alljährlich, seit einem halben Jahrhunderte, beginnt er seinen Cursus mit denselben Worten und schließt ihn mit denselben begeisterten Ausrufungen. Wer das Glück hat, ihn zweimal zu hören, weiß genau, welche Bewegungen, welche Grimassen, welche Zahlen, welche Probleme, Beispiele und Witze an jedem Tage zur bestimmten Stunde vorkommen. Trotz seines Alters hat er noch stets die Stimme eines Löwen und die Beweglichkeit einer Gazelle. — Es schwindelt Einem, wie er da oben in seinem grauen Röckchen an der Tafel hin und her springt, bald an der äußersten Spitze des hohen Kathederbrettes wie die Gems am Rande des Abgrundes schwebt, bald mit himmelstürmenden Armen ein papiernes Dreieck in die Höhe hebt, bald nach einem gefundenen Producte zweier Katheten triumphirend wie Napoleon nach der Schlacht bei Wagram mit verschränkten Armen auf sein Auditorium niederblickt. Es ist derselbe Triumph, den er immer und schon mehr als 45mal feiert. Auch in seinen kurzgefaßten, stets drastischen Reden ist Prof. Jandera ein wahrer Napoleon. Wenn er z. B. beim Examen mit mathematischer Gewissenhaftigkeit zugleich Factor und Product angebend, einem Kapuziner halbleise ins Ohr sagt: Geistlicher Herr, Sie sind ein Esel. — Wahrhaft schauerlich groß ist Prof. Jandera, wenn er beim Examen zu seinem Schlachtopfer mit stoischer Kälte, mit einer Brutusmiene, und mit dem Bleistifte tändelnd, wie Richard III. mit den Erdbeeren, gelassen und mit leisem Achselzucken

sein berühmtes: „Sie sind platterdings verloren!“ ausspricht. O, ich denke noch mit Schaudern daran, da ich über eine Wurzel stolpernd, diese Worte schallen hörte, die mir aufs Herz fielen wie ein kaltes Beil auf den Nacken. Hinter mir standen die Freunde, wie die Freunde der Opfer der französischen Revolution, und ahnten, wie jene, daß auch sie einmal das Schicksal treffen würde, und bei Jandera's Worten zuckten sie zusammen und seufzten gepreßt. — So zuckt bei einer Hinrichtung das Beil des Henkers nach den Nacken aller, die herumstehen. Auch sie, die Freunde, traf wirklich ihr Schicksal: Moritz Hartmann wurde durch Logarythmen strangulirt, Alfred Meißner starb an einem Kegelschnitt, S.... fiel über einen tückischen Kubikfuß rc. rc. — So viele Seelen hat der Terorismus nicht auf seinem Gewissen, wie Jandera allein. Doch er schläft so ruhig wie Robespierre, denn wie dieser ist er groß, und richtet aus Ueberzeugung, und lebt in altrömischer Einfachheit mit seiner alten Wirthschafterin. Wer den guten Jandera der Ungerechtigkeit zeihen wollte, der beginge selbst die allerschreiendste, denn der alte, trotz seiner komischen Seiten doch würdige Mann ist in seiner Art der Gerechteste. Freilich kann man nicht begreifen, warum Einer, der in Zukunft eigentlich nichts Anderes will, als z. B. griechische Classiker übersetzen oder Medicinen verschreiben, eine Logarythmentafel auswendig wissen oder die Eselsbrücke überschreiten muß. Aber das ist nicht Jandera's Fehler; das ist das tel est notre plaisir der Studienhofcommission. —

Ein ganz anderer Mann war unser selige Professor Müller. Er war Professor der Philologie, aber nicht im entferntesten verwandt mit Ottfried Müller. — Als Literarhistoriker sprach er mit Begeisterung von Aischylos und Sophokles, die er trefflich verstand — wenn sie gut übersetzt waren, und erkannte nichts an, was nicht wenigstens fünfzig Jahre alt war. Müller war der Prager Menzel. Er haßte Alles, was frisch, jung, strebsam ist, und deducirte unter anderen gegen Heine aus dem Tacitus, wie der Judenhaß so uralt, legitim und gerecht sei; in dem Prager Localblatte „Bohemia“ schleuderte er stumpfe Blitze, wie der selige Jupiter des Menzelischen Literaturblattes; im Collegium unterhielt er Spione, die ihm das Treiben und Leben seiner Hörer hinterbrachten, wonach er dann weitere Berichte aufgesetzt haben soll; die Ange-

schwärzten wurden verfolgt, die Spione mit guten Censuren und weiteren Empfehlungen belohnt. Gegen die Grafenbank, die in Prag natürlich noch heute besteht, war er immer überaus freundlich. In seinem Gesichte lag etwas von einem Mephisto, nur daß er nicht so fein und chevaleresk mager war. Wenn er mit Jemand sprach, lächelte sein Mund ewig, aber sein Auge sah bei Seite. Dieser Mann sollte der Prager Jugend Geschmack an schöner Literatur und der holden Kunst beibringen. — Ein schönes Gegenstück zu ihm ist der stille Professor Pressel. Seine Wissenschaft, die Naturgeschichte, ist an der philologischen Facultät ein unobligater Gegenstand. Einen unobligaten Gegenstand nennt man auf österreichischen Universitäten einen solchen, den nur arme Studenten, die kein Schulgeld bezahlen können, hören müssen, von dem aber die Reichen dispensirt sind. — Ebenso ist es mit Geschichte. Die Armen also, die ihre Zeit ohnehin auf Stundengeben verwenden müssen, sind gezwungen, täglich eine Stunde mehr dem Collegium zu opfern und für's Examen mehr Zeit zu verwenden. Prof. Pressel ist übrigens schon als unobligater Professor sehr harmlos. Er ist der jüngere Bruder des Professors der Zoologie an der medicinischen Facultät; mit dem er große Reisen im südlichen Amerika machte. Die Studenten erzählen sich, daß ein Indianerstamm aus Respect vor seiner stupenden Gelehrsamkeit diesen letzteren zu ihrem Häuptlinge machen wollte. Aber Prof. Pressel major hat, ein zweiter Cäsar oder Cromwell, die Pfauenfederkrone mit großer Selbstverläugnung ausgeschlagen, weil die Indianer nicht böhmisch sprechen! Dieser Professor ist nämlich die ausgebildetste Blüthe des enragirten Slaventhums. Spricht man ihn beim Examen böhmisch an, so lächelt er selig, fragt, wie viel Hörner der Ochs habe, und lohnt die Antwort auf diese Frage mit der glänzendsten Censur. Wehe demjenigen aber, der nur deutsch versteht und noch zum Ueberflusse einen deutschen Namen trägt; er ist zweimal verloren. Er muß die kleinste Mücke, die nur auf einer der Südseeinseln, und auch da nur selten zu Hause ist, so gut beschreiben können, als gälte es, sie durch Steckbriefe zu verfolgen. Es ist das gewiß nichts Anderes, als unendliches Vertrauen auf deutsche Gründlichkeit! Einmal begegnete ich einem Magyaren, der eben aus dem Carolino mit niedergeschlagenen Mie-

nen vom Examen kam. Auf meine Frage antwortete er: Ich mußte eben die Debatten des jetzigen Landtages zu Preßburg büßen! Es ist ein wahrer Gottlieb Cooke, dieser Pressel, von Parteienwuth und Aussehen. Welch ein schönes Band der Liebe umschlingt die Welt! Die Slaven hassen die Deutschen, die Deutschen verachten die Slaven; die Franzosen verachten die Deutschen und werden von den Engländern über die Achsel angesehen; dafür verspottet der Yankee John Bull, während er selbst von Millionen geraubten Sclaven und aussterbenden, edlen, freien Urvölkern verflucht wird. — Es wird Einem unheimlich unter dieser Sündfluth christlicher Liebe bei gebildeten Nationen, und man möchte lieber ein Eskimo sein, der nicht lesen kann und von den civilisirten kunst- und wissenschaftsreichen Nationen nicht einmal den Namen erfährt. Herr Professor Exner, die Herbartischen Ideen, die Sie so schön dociren, zumal die Idee des Wohlwollens, reichen hier nicht aus. Herbart genügt, um sich mit Noth und Mühe durch die Misere der Welt zu winden, ja er macht es Einem bequem, sich im Philistreum heimisch und wohnlich niederzulassen, er entzündet und nährt das Feuer am bürgerlichen Heerde, er macht die Hausmannskost schmackhaft und genießbar; — aber er ist ein deutscher Stubengelehrter, und tritt man nur mit einem Schritte hinaus ins Freie unter das Gewimmel der geängstigten und hassenden Menschen, da läßt er Einen allein und ohne Trost und ohne Leitfaden, während er sich selbst hinter seinen pacificirenden Ideen die kein Aergerniß geben wollen, gemächlich verschanzt. — Er erhebt nicht, er waffnet nicht. Seine Philosophie ist ein Kahn für den ruhigen Landsee oder Teich im Parke, aber sie ist kein Schiff auf dem man sich hinauswagen könnte in die Stürme der offenen See, um das verschwundene goldene Land der Atlantis wieder aufzusuchen, bis man es findet. Uebrigens war und ist Herr Exner zur Zeit vielleicht der einzige Professor an der philosophischen Facultät, vor dem man Respect hatte und hat. —

Die Prager Universität ist in ganz Oesterreich die einzige, wo man eine gewisse Philosophie zu hören bekommt, während die Philosophie der andern Universitäten eine namenlose ist, als schämte sie sich ihrer Herkunft. Sie hat vielleicht nicht Ursache, die gute österreichische Philosophie. — Ihre Mutter ist die alte Lo-

gica oder Rhetorica der Jesuiten, die schon vor Maria Theresia in Oesterreich vorgetragen und vor ungefähr dreißig Jahren von einem Mitglied der Studienhofcommission etwas zugestutzt und aufgeputzt wurde. Trotzdem aber, daß schon seit dreißig Jahren jeder Spatz auf dem Dache singt, und jedes Schilf im Teiche lispelt: die österreichische Philosophie hat Eselsohren, so wird sie doch alljährlich von wenigstens 30 Lehrkanzeln herab verkündet. In Oesterreich erben sich die Schulbücher, wie eine ewige Krankheit fort. — Die schönste Pflicht eines Schulbuchs ist, sich um den Gang der Weltgeschichte so wenig wie ein Hofrath zu kümmern. — So wie die österreichischen Schulgeographien noch lange nachdem Griechenland sein Joch wieder abgeworfen, von einer türkischen Provinz Nauplia oder Griechenland sprachen, so wie sie trotz der Septembertage noch Jahrelang von einem holländischen Belgien redeten; eben so geht die österreichische Philosophie ruhig ihren Kuttengang weiter. Kant, Fichte, Krause, Hegel, Schelling, wie unfruchtbare, verwunschene Haide- und Heidenländer, rechts und links liegen lassend. Daß sich Exner die Freiheit nahm, nach und nach Herbart'sche Gedanken in nuce seinen Zuhörern vorzusetzen, kann ihm der Clerus — wie man behauptet — nicht verzeihen. Er möchte ihm gerne seine Schafe entreißen, wenn es nicht Gesetz wäre, daß auch künftige Geistliche die zwey Jahrgänge der Philosophie durchmachen sollen. Wir aber waren Exner für seinen Muth und seine schönen Vorträge dankbar. — Wie oft wurde über Jandera gelacht und Müller ausgetrommelt, bei Exner herrschte immer die ehrfurchtsvollste Stille, und alle Welt hing an seinem Munde. Er hat in seiner Jugend Verse gemacht und legt noch immer eine gewisse Poesie als Folie seiner Philosophie unter. In seiner Geschichte der Philosophie hat er herrliche Momente, wenn er an die sokratische Zeit kommt, wenn er Spinoza exponirt und bei Kant verweilt. Gegen manche neuere philosophische Schriftsteller hat er eine gewisse Wuth und spart die harten Worte nicht. Ich erinnere mich noch, wie betroffen mich einmal seine lapidarischen Worte machten: Franz Baader, der Narr, Schubert der Phantast, Michelet der Platte. Sein Vortrag ist nicht besonders oratorisch. Er murmelt mehr als er spricht, und stößt nur einzelne Worte deutlich und mit Heftigkeit hervor. Doch hörten wir ihm gerne zu.

Sehr gern gesehen und gehört war auch der Physiker Prof. Hessler ein junger, frischer, liebenswürdiger Mann. — In seinem Colleg war man wie in einem Taschenspielertheater, denn er liebte es mit Experimenten zu spielen und machte Gott und Teufel nach. Wir bekamen zu sehen und zu hören was wir wollten: — Irrlichter, Donner und Blitz, singende Syrenen, Aeolsharfen ꝛc. ꝛc. Wenn er an den „Stickstoff" kam, war er groß; am Ende des Collegiums entwickelte er einen Geruch, daß der Tapferste feige den Rücken kehrte und floh als hätte er den Satan im Nacken. — Die armen Seminaristen im anstoßenden Saale, die vom Stinkstoffe profitirten und aus guter Nachbarschaft mit genießen mußten, während wir in alle Winde zerstoben, glaubten wirklich, der Satan sei aus der schmutzigsten Hölle, wo der ewige Schnupfen grassirt, gekommen, und bekreuzten sich und beteten hundert Pater Noster und Ave Marias. — — Es war doch beim Himmel eine lustige Zeit. Nicht nur der Stinkstoff gab uns zu lachen: auch eine hohe, hochwürdige Person, ein Prälat lieferte manchen komischen Beitrag. Er, nämlich der Prälat, wurde zu einem bedeutenden Posten an der Universität ernannt; denn in Oesterreich denkt man nach Art der lustigen Person im Vorspiel zu Faust: Seid ihr Philosophen, so dirigirt die Pilosophie. Da kam er einmal im großen Ornate, um seine Antrittsrede zu halten und uns aufzumuntern, daß wir uns an den Brüsten der Wissenschaft dick sögen. — Es war ein großer, erwartungsvoller Moment, als er sich räusperte und also begann:

Meine Herren! — Meine Herren! Wer will, der kann! — (Pause) — Ja, meine Herren! wer will der kann. — (Nochmalige Pause) — Ich wiederhole es, meine Herren, wer will der kann. — (mit Feuer) — und ich wiederhole es noch einmal, wer will der kann, meine Herren! — (ad captandam benevolentiam mit geistlicher Salbung) — Meine geliebten Jünglinge! — es ist mein Grundsatz, der sich mir hundertmal bewährt hat: wer will der kann! — Es kann wer will! — Derjenige kann welcher will! — (Sich besinnend und corrigirend) — derjenige will welcher kann! — Wozu habe ich dieses Amt übernommen? — wozu bin ich gekommen? — Ich habe es übernommen und bin gekommen, um Ihnen zu sagen, meine Herren, daß — (lange Pause) — wer will der kann. —

Nehmen Sie sich, meine Herren, diese inhaltschweren Worte zu Herzen: Wer will der kann! — O geliebte Jünglinge! — (Ende.)

Mit triumphirenden Blicken und ausgebreiteten Armen sah er nach dieser Rede, mit welcher er uns beweisen wollte, daß wer will der kann, auf uns hernieder. Die Professoren, die ihn umstanden, bissen sich in die Lippen, nur Prof. Müller lächelte schmerzlich, und Jandera suchte mit ernstem Gesichte die Quadratur dieses Zirkels. Ein unbändiges Lachen und ironisches Vivatrufen brach los; der Prälat nahm es für begeisterten Beifall und schritt mit historischen Schritten von dannen. Seit jener Zeit ist er Doctor der Philosophie geworden und soll sich gegenwärtig mit einem Musterbuche deutscher Beredsamkeit beschäftigen; „darin ist er feste!"

Noch von vielen Lichtern der Prager Universität, von Sonnen, Monden, Sternen und Talklichtern könnt' ich singen und sagen, z. B. von dem genialen, witzigen Prof. Hyrtl, der so eben aus Paris den Orden der Ehrenlegion für seine unvergleichlichen anatomischen Präparate erhalten hat, von Wolf, dem Chemiker, der mit seiner Wissenschaft eben so große Resultate erzielte als die Chymisten der alten Zeit, von Krombholz, dem nun todten Universalgenie, vom alten Chirurg Fritze, der, wo es zum Schneiden kam, eben so viel Courage hatte wie der preußische alte Fritze unter den Schlachtengewinnern, von Oppolzer, der durch seine Gegenwart allein kranke Frauen heilt, und noch von vielen andern könnte ich singen und sagen, wenn ich mich nicht jetzt in Gedanken, wie einst in der Wirklichkeit, aus den dumpfen Hörsälen in die Gassen und unter die Menschen sehnte, denn noch Manchem hoffe ich zu begegnen, der da interessant ist.

Nur noch der Bibliothek will ich im Vorübergehen einen kleinen Besuch machen, nicht um in alten Scharteken zu studiren, sondern um Einem und dem Andern freundschaftlich die Hand zu drücken. — Zuerst drücke ich sie dem Range nach dem guten, milden, gelehrten Bibliothekar Prof. Spirk; ich habe so manches Buch aus seinen Händen bekommen, wozu ich auf der Wiener Bibliothek erst großartiger Protectionen bedurft hätte, um es erst am Ende nicht zu bekommen. Denn auf der Prager Bibliothek ist man liberaler, liebenswürdiger, dienstwilliger, als auf der Wiener, und nur die verpöntesten Bücher werden Einem mit Bedauern verwei-

gert. Eben so liebenswürdig wie der Prof. Spirk sind seine Unterbeamten, die DD. Schilhawy, Dambeck, der Sohn des Aesthetikers, und Glaser, Redacteur der Zeitschrift „Ost und West“. — Indem ich allen Freunden, die nach Prag kommen und die höchst merkwürdige Bibliothek sehen wollen, Rudolph Glaser als den freundlichsten Führer recommandire, empfehle ich ihnen zugleich seine Zeitschrift, eine der besten und gediegensten Oesterreichs. Ferner mache ich sie auf ein kleines, altes Männchen aufmerksam, das graues Haar, eine Brille, einen großen braunen Rock und eine höchst komische Kappe mit einer Quaste trägt, ununterbrochen aus dem Lesesaal in die Bibliothek und wieder zurückläuft, und mit gnomenhafter Geschäftigkeit die Bücher hin und her trägt. Es ist das gewissermaßen der Geist, das Heinzelmännchen der Bibliothek. Ich glaube nicht, daß es ein großer Gelehrter ist, aber Büchertitel weiß es in ungeheurer Menge, und giebt sich ein sehr gelehrtes Aussehen. Zu meiner Zeit saß noch der uralte, grundgelehrte Carolus Fischer tagtäglich auf der Bibliothek, und studirte und studirte ununterbrochen alte hebräische Bücher, denn er war translator ex hebraicis. Es sah wirklich aus, als wollte er sich für die Conversation mit Abraham, in dessen Schoß er bald einkehren mußte, gehörig vorbereiten. —

Gimpel und Paradiesvogel.

Eine Fabel.

„Wie ist mein Loos beneidenswerth!"
— So sprach der Gimpel in seinem Bauer —
„Mein Trank ist süß, mein Hanf ist nicht sauer,
Ich habe was zum Leben gehört.
Wenn draußen die andern Vögel lärmen,
In tollen Liedern der Freiheit schwärmen,
Sing' ich, was meinen Herrn erfreut,
Wofür er süßes Futter mir streut.
Doch jene fängt man, und 's geht ihnen schlecht;
Den tollen Schwärmern geschieht schon recht.
Will ich zum Zeitvertreib auch wandern,
So spring' ich von einer Sprosse zur andern,
Da kann ich herkömmlich beschau'n und besprechen,
Wie's zugeht in dieser bunten Welt,
Die Sprossen sind grade so hoch gestellt,
Als nöthig, den Kopf mir nicht zu zerbrechen.
Nie würd' ichs versuchen, die Sprossen zu schütteln,
Am Festbestehenden frevelnd zu rütteln.
Nur Eines will mir nicht recht in den Sinn,
Wozu ich denn ein Vogel bin,
Wozu mir denn die Flügel gegeben,
Hab' ich's doch gar nicht nöthig zu schweben,
Kann ich doch, wie der Ochs, das Schaf,
Mein Leben genießen mit Essen und Schlaf!"

So sprach der Gimpel mit weisen Geberden.
Ihn hört ein Vogel, von Wen'gen erkannt,
Und selten nur heimisch erscheinend auf Erden,
Der Paradiesesvogel genannt.
Wie der des Gimpels Rede vernimmt,
Er seine Kehle zur Antwort stimmt:

„Nicht kann ich gleich dir mich verschließen im Hause,
Behaglich und sicher in enger Klause,
Mich zieht es empor, mich trägt es weit,
Vor mir liegt des Himmels Unendlichkeit!
Ich schmücke mein Haupt mit Silber von Sternen,
Mit Rosen der Abenddämmerung,
Nicht rast' ich, bis mich zu lichtesten Fernen
Durch Dunkel und Nebel gehoben mein Schwung.
Nie wollt' ich, in beschränktem Genügen,
Daß Deine niedern Stäbe mich trügen,
Von Andern als letztes Ziel gesteckt!
Auf Höh'n will ich stehn von mir selbst entdeckt,
Und sollt' ich von oben auch nur mit Grauen
Auf Welt und Geschöpfe niederschauen,
Tief unten Millionen, zum Bunde verschworen,
Ich oben im Weltall vereinsamt, verloren!
Nie wird mir Milde die Nahrung geben
Die Deines Lebens — einziges Leben,
Doch opferte ich dem herrlichsten Lohn
Von meinem Gesang nicht einen Ton,
Von meiner Freiheit nicht eine Stunde,
Und selbst der Schmerz nicht und nicht die Wunde,
Die gern der niederste Vogel mir schlägt,
Wenn mich mein Flug ihm vorüberträgt.
Nicht acht' ich des Weh's, — das Gemeine eben
Geht unverfolgt und schmerzlos durch's Leben!" —
Er schwang sich zum Aether, indem er's sprach.
Doch höhnend rief der Gimpel ihm nach:
„O Thor! Aus deiner gepriesenen Luft
Ein Pfeil zur Erde herab Dich ruft! —

Schon schwirrt's — und es liegt den Verfolgern zum Raub
Der Aufwärtsdringende blutend im Staub! —
Doch unbekümmert, unangegriffen,
Hat weiter der Gimpel sein Lied gepfiffen,
Hüpft fröhlich im vergitterten Hause
Behaglich und sicher in enger Klause.

Und die Moral? — Sie läßt sich deuten
Verschieden von verschiedenen Leuten
Ob's Gimpel, oder Paradiesvögel lesen,
Von jedem anders, nach seinem Wesen!

H. L.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Ohnmacht. — Scribe und Dumas. — Süße Literatur. — Victor Hugo und die Zuckerbäcker. — Zur Charakteristik Arnold Ruge's. — Die drei Perioden der Julireginerung. — Die englischen Gesandten in Paris und in Wien. — Ein Rothschildischer Ball und Karl Beck. —

Das abgelaufene Jahr ging wie ein Eunuch zu seinen Vätern, unfruchtbar in Politik, wie in Kunst und Literatur: Während das Guizot'sche Ministerium seinen Alltagsgang dahinschritt, ohne durch einen genialen Zug in der Administration sich auszuzeichnen, zeigte sich auf dem Theater, in den schönen Wissenschaften und Künsten dieselbe Sterilität. Wie wenig Bühnenstücke haben einen glänzenden Erfolg gehabt, wie wenig Partituren haben ein nachhaltiges Leben entwickelt. Meyerbeer, Auber, Adam, Halevy sind stumm geblieben, und nur letzterer bereitet eine neue Oper zur Aufführung vor. Auch keine Statue, keine Staffelei von Bedeutung wurde vorgeführt, diese geschäftige Actien- und Industriewelt, von augenblicklichen Interessen bewegt, mißtrauisch gegen die Zukunft, sucht höchstens materielle Erholungen und kümmert sich wenig um die geistigen Bewegungen. Sogar Scribe und Alexander Dumas, Schriftsteller, die eben nicht auf die höchsten Richtungen der Poesie hinzielen, haben das Publicum zu wenig ernst gefunden, zu wenig hingebend, um von der Nationalbühne herab zu ihm zu sprechen. Zu dem ist das Theatre français eine Mischung von Invalidenhaus nnd Theaterschule geworden, überlebte und beginnende Schauspieler theilen sich die Rollen und die Darstellungen sind so mittelmäßig wie nur irgend an einem deutschen Hoftheater. Dumas hat sich darum ganz dem Roman zugewendet und Scribe dem Boulevardtheater, wo er wieder Vaudevillesspäße und Coupletswitze schafft wie in seiner ersten Periode.

Der einzige Fortschritt, den die Literatur gemacht hat, ist bei den Zuckerbäckern zu suchen. Während die deuschen Zuckerbäcker ihre Bonbons noch immer mit Devisen aus der Fabrik der armen Lorenz Kindleins ausstatten, und höchstens einen alten Magister oder einen jungen Tertianer in Sold nehmen, um für acht Groschen einige Dutzend jener merkwürdigen Reime und Streckverse zu fabriciren, die beim Dessert die geistige Unterhaltung des tiefsinnigen Deutschlands bilden, sind die französischen Bonbonkünstler zu ihren höchsten Musenpriestern emporgestiegen, und indem man ein Chocoladezeltchen auswickelt, findet man eine Ode von Victor Hugo, eine Strophe von Lamartine, ein Chanson von Beranger. In diesem Frankreich versüßt sich Alles. Die Poesie caramelirt sich, das Genie wird á la Vanille und à la pistache den Leuten beigebracht. Zu verwundern ist nur, daß die literarischen Götter Frankreichs den Zuckerbäckern noch keinen Prozeß wegen Nachdrucks angehängt haben. Hat doch Victor Hugo eine Tantieme von den italienischen Librettofabricanten, welche seine Lucretia Borgia und den Hernani zu italienischen Opernbüchern benutzten, reclamirt, warum sollte er nicht auch sein Honorarantheil für den Wiederabdruck seiner Oden verlangen die man in Gemeinschaft mit Chocolade und eingemachten Früchten auf das Pfund verkauft? Eben so sehr muß man sich wundern, daß die Pariser Süßwaarenhändler noch nicht in jedem Bonbon ein Romancapitel liefern. Dieß könnte mit einer Nummer versehen werden, dergestalt, daß eine Anzahl Bonbons einen ganzen Roman liefern, und der ganze Unterschied bestünde nur darin, daß man statt eines Romans, in zwei oder drei Bänden, einen zweipfündigen oder dreipfündigen kaufen würde. Ist der Roman schlecht, so würde die Süßigkeit der Zuckerwaaren dem Käufer immerhin mehr Entschädigung bieten, als die Abgestandenheit eines Journals. Wie aber, wenn ein solcher Roman Glück macht, wie die Mystères de Paris, welche Auflagen würden die Chocoladeplätzchen und Zuckerfrüchte dem süßen Buchhändlerbäcker einbringen. Kommt Zeit, kommt Rath!

Ruges „Zwei Jahre in Paris“ gefällt den Paar Franzosen, die sich die Mühe nehmen, über deutsche Literatur sich erzählen zu lassen. Lesen können sie das Buch freilich nicht. Aber unter der Colonie, die hier lebt, hat das Buch gerade nicht zu Gunsten Ruges gewirkt. Es ist eine Absichtlichkeit darin, die ein unbehagliches Bild von dem Charakter des Verfassers gibt. Man sagt, Ruge habe durch seine Lossagung vom Communismus, mit dem er früher stark geliebäugelt, sich wieder den Weg nach Deutschland bahnen wollen und bringt die nachgesuchte Verlängerung seines sächsischen Bürgerrechts damit in Verbindung. Darin sehe ich nichts Uebles. Die deutsche Opposition braucht der Kräfte, der praktischen Kräfte, und in so fern kann es uns nur lieb sein, wenn sich ein so scharfer Kopf, wie Ruge, von den ne-

belhaften und unfruchtbaren Träumen des Communismus mit Eclat lossagt. Aber die Art, wie dieß geschieht, ist unedel, roh, ja perfid. Ruge lebte bis zum letzten Augenblicke mit dem „communistischen Rabbi", Dr. Heß, im Freundschaftsverhältnisse, wenigstens in einem anscheinenden, er reiste mit ihm, war sein Stubengenosse, ließ sich von ihm hier bei allen seinen literarischen Bekannten einführen. Er titulirt Heß in einem Briefe den er selbst mittheilt: „Mein edler Freund!" Dieser Heß ist ein Ideolog, aber er meint es wenigstens ehrlich mit der Sache, der er so unglücklich ist sich hinzugeben. Es ist ein ehrlicher, vorwurfsfreier Charakter, der, so lange er hier lebte, wenn auch nicht die Zustimmung, doch die Achtung Aller die ihn kannten, sich erworben hat. Seit wann aber ist es Sitte, daß ein Freund seinen „edlen Freund" öffentlich so verhöhnt? Seit wann ist es Sitte, daß man von Briefen, die mit „Mein edler Freund" beginnen, im Voraus eine Abschrift sich zurückbehält um sie eines Tages zu veröffentlichen? Dieß ist ein unwürdiges Spiel, das ein trübes Licht auf das Herz des hallischen Propheten wirft.

Die Kammern sind in voller Thätigkeit, und da in England das Toryministerium am Ruder geblieben ist, so hat auch die französische Opposition ihre Hoffnungen verloren. Guizot hat — wie Sie längst aus den Tageblättern wissen — die Session mit einer Majorität von 65 bis 70 Stimmen angetreten. Allgemein ist die ruhige Stille aufgefallen, mit welcher diesmal die Kammern eröffnet wurden. Kaum daß man sich im Publicum um diese politische Feierlichkeit gekümmert hat. Es ist, als wären die Springfedern der Repräsentativregierung rostig geworden. Die Julitegierung hat in diesen fünfzehn Jahren den geschichtlichen Gang Frankreichs, seit seiner großen Revolution, im Kleinen abgespiegelt. Die erste Periode bildete die Opposition der Republikaner; der revolutionäre Geist der Julitage schäumte und vibrirte noch einige Jahre fort. Aber die Straßenemeuten und die Attentate gegen Louis Philipp reiheten um die Regierung eine Phalanx von Conservativen, die sie zwar nicht liebte aber desto mehr vor den Gegnern sich ängstigte, weil sie in einem neuen Umsturz Vermögen und andere Interessen einzubüßen fürchtete. Nachdem die Republikaner besiegt waren, tauchte eine Art napoleonische Opposition auf. In dieser zweiten Periode war von Nichts, als von dem „perfiden Albion" die Rede; der alte Haß aus der Kaiserzeit wurde herauf beschworen, und der kleine Corporal Thiers ritt auf einem großen Schlachtroß mit fliegenden Phrasen voran und legte seine Lanze gegen die englische Allianz und die Entente cordiale ein. Allein auch diese Art Opposition ist mit dem vorigen Jahre ermattet, und nun scheint die Regierung in ihre dritte Restaurationsepoche zu treten, wo sie, sicher des Schutzes und der Allianz mit den fremden Mächten, nur auf Stärkung ihrer Macht bedacht ist und einen Adel

um sich zu versammeln sucht, der zwar nicht wie der alte Bourbonische Lilienadel seine Stammbäume und Adelsbriefe bis zu den Kreuzzügen gegen die Saracenen zurückführt, sondern jene Geldaristokratie, deren Lettre de Noblesse aus einer großen Masse von Actien besteht, und deren Kreuzzüge auf den Eisenlinien von Paris nach Straßburg, nach Valenciennes, ausgeführt werden.

Wie in der Politik, so hat das Wiedereintreten des englischen Toryministeriums auch in der hiesigen Societät Nachklänge gefunden. Bei der ersten Nachricht von dem ersten Abtreten Robert Peel's und dem Eintritt der Whigs hat der hiesige englische Gesandte, Lord Cowley, Abschiedsbesuche gemacht und in seinem Hotel die Sachen einpacken lassen. Lord Cowley ist ein Bruder Wellingtons und fand es natürlich, daß er diesem folgen müsse, da er sich zurückzog. Die hiesige Societät, namentlich die Engländer, sahen dies sehr ungerne, da das splendide und brillante Haus des Gesandten ein beliebter Mittelpunkt ist, während man als seinen Nachfolger, Lord Beauvale, bisher Gesandten in Wien, bezeichnete, einen alten Herrn, bei dem man eben nicht auf große weltliche Freuden rechnen könne, und der überdies mit einer Oesterreicherin verheirathet ist, welche die englische und französische Welt wahrscheinlich nicht gründlich studirt hat. Plötzlich hört man: die Torries bleiben Meister. Große Freude in der Faubourg St. Honoré, die Koffer werden wieder ausgepackt, die Mittwochsoireen werden brillanter als je; der Gesandte wird mit freudigen shake hands bestürmt und gibt in der Freude seines Herzens einen brillanten Ball. Sie sehen was die Korngesetze für große Folgen haben. Die Bälle sind jetzt bereits vollständigst an der Abendordnung. Einer der prachtvollsten fand vorigen Mittwoch bei Rothschild Statt, obschon es nur ein Kinderball war. Es scheint, daß Karl Becks Lieder eines armen Mannes mit der versificirten Barmherzigkeitspredigt an das Haus Rothschild einen Eindruck hervorgebracht haben; der Millionenkönig rief gerührt aus: Laßt die Kleinen zu mir kommen, und gab einen Kinderball.

II.

Aus Wien.

Die Anwesenheit des Czaren. — Der Tod Biragos.

Der lange vorher angekündigte und immer wieder abgesagte Kaiser von Rußland langte endlich am 30. December um 8 Abends auf dem Bahnhofe der Südeisenbahn an, wo er von dem dort zu seinem Empfang harrenden Feldmarschalllieutenant Fürst Karl von Lichtenstein begrüßt ward. Der Neugierigen hatten sich nur wenige eingestellt, und unter diesen fanden sich einige Stimmen, welche Lebehochrufe erschallen ließen. Der Kaiser stieg im Palast der russischen Bot-

schaft in der Herrngasse ab und stattete am Morgen dem kaiserlichen Hof seinen Besuch ab, woran sich sodann eine längere Unterredung mit dem Staatskanzler schloß. Um die Mittagsstunde des Sylvestertages fand auf dem Glacis eine große Revue der gesammten hierorts garnisonirenden Truppen Statt, wozu noch alle in dem Umkreise einiger Meilen stationirten Regimenter kamen, die in Eilmarsch nach der Hauptstadt gekommen waren. Der russische Monarch erschien zu Pferd, an der Seite unseres Kaisers, in der Uniform eines österreichischen Husarenobersten, und die blanken Linien der bunten Truppengattungen gewährten im hellen Strahl einer Frühlingssonne einen wahrhaft prachtvollen Anblick. Das Husarenregiment, welches den Namen des Selbstherrschers trägt, wurde von demselben in Person dem Kaiser von Oesterreich vorübergeführt. Abends erschien der hohe Gast im Hofburgtheater das festlich beleuchtet war und wo man Deinhardsteins Lustspiel „Garrik in Bristol" gab. Nach der Vorstellung war Thee in den Appartements der Kaiserin und am andern Tage große Familientafel in der Hofburg. Von diesem Moment an entzog sich der fremde Fürst allen weitern Genüssen, machte keine Besuche mehr und würdigte selbst die von einer Anzahl von Künstlern mit vieler Zeitaufopferung arrangirte Ausstellung von ungefähr 100 Kunstgegenständen in den Räumen des polytechnischen Institutes keines Ganges. Am Morgen des 2. Jänner um 9 Uhr reiste Kaiser Nicolaus unter dem Trompetengeschmetter der Musikbande seines Rgiments, dem er 1500 Stück kaiserliche Dukaten zur Vertheilung unter die Mannschaften geschenkt hatte, nach Norden. Alle Truppencommandanten, welche bei der Revue erschienen waren, erhielten den Annenorden verschiedener Klassen; im Ganzen wurden 75 Ordenszeichen gespendet. — Dem schaulustigen Pöbel hat die Anwesenheit des nordischen Gebieters freilich sehr viel Ergötzen bereitet, allein die Mittelklasse blieb ohne die mindeste Theilnahme für diesen Fürsten, den nur sehr Wenige sahen; auch in den höchsten Regionen ließ sich bei aller Höflichkeit eine gewisse Kälte des Benehmens wahrnehmen, wie sie dem zukünftigen Schwiegervater eines österreichischen Erzherzogs wohl kaum zu Theil geworden wäre. Kein Zweifel, das Heirathsproject der russischen Politik ist zum zweiten Male gescheitert. Daß dazu die kirchlichen Zustände in Rußland gar mächtig beigetragen haben, läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, denn wer die Bedeutsamkeit der religiösen Frage an unserem Hofe kennt, den wird es kaum befremden, wenn das bisherige Verfahren der rüssischen Staatskunst gegen die katholische Kirche in Rußland dem Petersburger Hofe die Herzen der Habsburger Familie, zumal ihres weiblichen, den Staaten Sardinien und Baiern angehörigen Theils entfremdete. Bemerkenswerth erscheint der verschiedene Ton in den Berichten aus Rom über die Zusammenkunft des Papstes mit dem Selbstherrscher aller Reussen; wäh-

rend Anfangs die liebenswürdigsten Complimente gewechselt und die Accolade und der Handkuß gar rührend ins Licht gestellt wurden, schrillt jetzt mit einem Male der Mißton nach, der von ernsten Ermahnungen und der Versagung jeder höheren Aufmerksamkeit von Seite des heiligen Vaters spricht; dieser Widerspruch erklärt sich wohl am besten durch die Berücksichtigung, welche die römische Curie der öffentlichen Meinung zu schenken sich veranlaßt fand, die sich sehr unwirsch über die Herzlichkeiten äußerte, welche zwischen den beiden Vertretern der abendländischen und morgenländischen Kirche in dem Momente gewechselt wurden, in dem zahllose Opfer der herzlosesten Glaubenswuth unter dem Joch des russischen Griechenthums seufzen und die Anhänger des Deutschkatholicismus, die keinem Sterblichen ein Haar gekrümmt haben, in Bann und Verfolgung leben.

Der Tod des Generalmajors Birago, welcher zugleich Commandant des Pioniercorps und Lieutenant in der italienischen Nobelgarde war, hat hier große Sensation erregt, indem die Erfindungen dieses geistvollen und ungemein thätigen Mannes seinen Namen überaus bekannt und populär gemacht haben. Ein bleibendes Denkmal hat sich derselbe in den neuen, von ihm erfundenen Kriegsbrücken gestiftet, welche dermalen auch in allen übrigen Heeren als die zweckmäßigsten anerkannt worden sind. Die wirklich erstaunungswürdigen und praktisch erprobten Vortheile seiner Bockbrücken haben bei den mehrmals im größeren Maßstab angestellten Versuchen auf der Donau, selbst seine heftigsten Gegner bekehrt und es herrscht, jetzt über diesen, für die Schnelligkeit der Operationen und den Geist der gesammten Kriegführung höchst wichtigen Gegenstand eine seltene Einhelligkeit der Meinungen, wie sie nur den schlagendsten Beweisen hervorzubringen gelingen kann. Zwei Hauptvortheile werden mittelst des Birago'schen Brückensystems erzielt, nämlich die Entbehrlichkeit eines für den Wasserdienst und den Brückenwurf besonders abgerichteten Pioniercorps, wie es bis vor einigen Jahren in Oesterreich bestand, und endlich die Möglichkeit selbst bei den steilsten Uferböschungen die praktikabelste Brücke zu schlagen, was bisher seine besonderen Schwierigkeiten hatte, da sich die Brücke nach dem Wasserspiegel richten muß, und sobald dieser tief liegt, die Abdachung der Zugänge die Beschreitung der Brücke selbst von Truppenmassen und Geschütz unendlich erschwert. General Birago war 52 Jahre alt und hat sich seine Todeskrankheit, die ihn mehrere Monate hindurch an das Siechbett fesselte, auf seiner Bereisung der untern Donaugegenden geholt, die er im verflossenen Jahre auf Anordnung des Hofkriegsrathes unternommen hatte. Die bösartigen Miasmen der dortigen Sumpfluft haben seine Gesundheit zerstört, und schmerzhafte Geschwüre in den Eingeweiden verbitterten die letzten, qualvollen Stunden seines Daseins.

III.

Aus Prag.

Holztheurung. — Stellung der Beamten. — Muthung bei Buschtierad. — Fasching. — Prager Zeitung. — Bücherpolizei. — Die Ständeversammlung.

Unser Landeschef ist eifrig und ernstlich bemüht gewesen, der Holz-Theurung abzuhelfen, ein Uebel welches durch den großen Bedarf der Eisenbahn und Locomotiv-Heizung plötzlich entstanden war. — Die veranlaßte Zufuhr von 8000 Klaftern, durch aerarische Bezüge hat wenigstens dem in Noth schmachtenden Beamten, dem ungeachtet der diesjährigen Theurung keine Gehaltszulage bewilligt wurde, den Holzbedarf zu mäßigeren Preisen gesichert. — Für den Beamten, der, besonders in Böhmen, mit sehr kleinem Gehalte bedacht ist, so daß oft eine zahlreiche Familie auf einen Gehalt von 800 fl. — ein Gehalt den schon ein höherer Beamte genießt — hingewiesen ist, ist diese Theurung um so drückender, als ihm seit der jetzigen Landesverwaltung durch den Erzherzog, alle Wege abgeschnitten sind, durch die er sich sonst Nebeneinkünfte zu verschaffen wußte; — nur sollte anderseits die Regierung dazu thun, dem Staatsdiener ein rechtliches Auskommen zu sichern, wenn sie das Rechtlichkeitsgefühl bei demselben nicht veräußert sehen will. —

Vor einigen Tagen langte Erzherzog Stephan von seiner Wiener Reise hier wieder an. In letzterer Zeit war die Fahrt auf der Eisenbahn wieder sehr unregelmäßig, und auch jener Train, mit welchem der Erzherzog fuhr, kam anstatt um 5 Uhr Abends, erst Nachts um 2 Uhr an. Bei Anlangung auf der einen Station fehlte es sogar an Holz zur Heizung, bei der Abfahrt von der anderen Station wurden aus Versehn einige Lastwagons zurückgelassen, die wieder geholt werden mußten. — Die Passagier-Wagons, welche Anfangs den Beifall der Passagiere erhielten, erwecken nun im Allgemeinen deren Unzufriedenheit. Es zeigt sich nun, daß deren nachlässige Bauart sich, bis zur Unerträglichkeit, in einem Fenstergeklirre und einem Gerassel bekundet, was alles Schreien in den Wagons übertönet, so daß der redseligste Passagier sich geduldig zum Schweigen bescheiden muß, wenn er nicht um seine Lunge kommen will. Der Passagier weiß nicht, ob er dieses Gepolter mehr der Schienenlage, der Anlage der Bahn, oder der nachlässigen Bauart der Wagons zuschreiben soll, die schon, so zu sagen, aus dem Leime gehen. — Die Heizung der Locomotiven mit Holz, wird nun bald durch die Heizung mit Steinkohlen ersetzt werden, weil der Bedarf an Brennmateriale zu groß ist, als daß nicht die Holzpreise noch mehr in die Höhe gehen sollten. — Der Umsicht des Hofkammerpräsidenten dankt es das Publicum, daß von Seiten des Aerars eine sehr großartige Mu-

thung bei Buschtierad Statt gefunden, die sich so zweckmäßig bewährt, daß selbe die Ausbeute eines enormen Quantums verspricht.

Der bevorstehende Fasching wird dieses Jahr insbesondere von den Ingenieurs der Eisenbahn, durch einen glänzenden Ball gefeiert werden, und mit wahrhaft großmüthiger Freigebigkeit werden Herren und Damen, ohne ein Entrée zu bezahlen, zu diesem Balle geladen, und sämmtliche Kosten werden von den splendiden Ingenieurs getragen. — Die Staatsdiener anderer Branchen, welche ihr Leben kümmerlich in bedrängten Verhältnissen durchbringen, sehen theils mit neidischen Blicken, theils verdutzt diesem Wirken zu, und können es nicht begreifen, warum jene Herren es so vollauf haben, während sie sich knapp begnügen müssen. — Dagegen werden die sonst ausgezeichneten Bälle der Mediziner und Künstler hier im Carnevalsreigen fehlen. —

Das Neujahr bringt uns auch eine Veränderung in Betreff der Prager Zeitung, welche, wie es heißt, in dem Formate der Preußischen Staatszeitung, mit einem Feuilleton versehen, mit 1 Jänner im Verlage von C. W. Medau, und nicht mehr bei Gottlieb Haase Söhne erscheinen wird. Wie bekannt zahlt der Verleger zu Handen der städtischen Armenkasse einen Pachtbetrag, und das Verlagsrecht wird von 6 zu 6 Jahren im Licitationswege an den Meistbietenden gegeben. Bisher hatten Gottlieb Haase Söhne den Verlag dieses Blattes mit 9500 fl. C.M. erstanden, und wie es heißt, haben diese Herren bei diesem Geschäftchen ihr Schäfchen ins Trockne gebracht. Der Verlag dieses Blattes führte sie zu anderen Unternehmungen, und so kam es, daß der Chef dieser Buchdruckerei zu Ehren und Würden, ja selbst zu einem russischen Orden gelangte. Bei der licitatorischen Ausschreibung des Verlagsrechtes auf neue 6 Jahre blieb Haase Ersteher zu beiläufig 5000 fl. C. M. Da dies ein Abfall von beinahe 5000 fl. jährlich an der Armenkasse gewesen wäre, so wurde eine zweite Licitation ausgeschrieben, wobei Haase wieder mit einer geringen Mehrzahlung Ersteher blieb. Es ward eine dritte Ausschreibung von Offerten veranlaßt, und C. W. Medau, ein zwar industrieller aber nicht begüterter Mann, zur Uebergabe einer Offerte auf beiläufig 10,000 fl. unter Begünstigungen bei der Cautionslegung veranlaßt, nachdem Haase, der abermals eine Offerte, und nun, da er seine mißliche Lage erkannte, auf den beiläufigen Pachtbetrag von 10,000 fl., jedoch niedriger, als Medau, eingebracht, ohne zu ahnen, daß auch Medau eine Offerte einzubringen gewagt habe, auf die an ihn gerichtete Frage ob er das Aeußerste gesagt habe, dieß bejahte. Gegen die Gubernial-Entscheidung, welche das Blatt Medau zusprach, hat nun Haase Recurs ergriffen, unter dem Vorwande, daß das Goubernium nicht befugt war, ohne Hofstelle zu entscheiden.

Der Schmuggel verbotener Bücher ins Land, hat die Aufmerk-

samkeit der obersten Censur= und Polizei=Behörde so sehr angeregt, daß, vermöge Edicts, kein Ballen mit Büchern ohne commissionelles Beisein eines Kammeral= und Gubernialraths geöffnet werden sollte. Dieß hätte den Geschäftsgang so erschwert, daß der Buchhändler erst nach 4 Monaten in den Besitz der Bücher gelangt wäre. In Folge davon nahmen die Buchhändler Audienz beim Erzherzog; sie wurden darauf vom Stadthauptmann beschieden, der ihnen bedeutete, daß ihr Ansuchen gewürdigt worden, und Alles wieder beim Alten bliebe. — Die in den letzten Tagen abgehaltene Stände Versammlung fiel so stürmisch aus, daß man sich einer solchen seit lange nicht erinnert.

II.

Ständisches in Böhmen.

Eisenbahn. — Holzspenden. — Die Stände. — Der Bürgermeister. — Die Geistlichkeit. — Die Mittelklasse. — Eine ständische Deputation. — Aecht parlamentarisch. — Eine unabhängige Wahl. — Der Fortschritt.

Die kreisenden Bewegungen die sich um Böhmens Grenzen, leise und laut, kirchlich wie politisch kund geben, Neues allmälig gebährend und erringend, haben in Böhmen, wiewohl es Deutschland par tout angehören und, wie D. Laube begehrt, durch und durch deutsch werden soll, noch keinen bemerkbaren Anklang gefunden, und die Mittelklassen, den Kern der Nation, unberührt gelassen, besonders wohl deshalb, weil hier gar wenig und von Wenigen mit Verständniß gelesen wird, weil politische Lectüre zumal, sorglicher polizeilicher Vorkost unterliegt, die alles etwa Verderbliche vorsorglich und mit Aufopferung selber verschlingt, damit es den politischen Magen der kindlichen Nation, die noch zahnt, nicht verderbe, und so leben wir denn ruhig dahin, und gehaben uns ganz behaglich, staunen, den Paßvorschriften zur Ehre, den herrlichen Eisenweg an, der uns in 24, zuweilen in 30 Stunden nach Wien bringt — wie schnell! finden in dieser Eilfahrt reichliche Entschädigung für den durch den Bahnbetrieb so ungeheuer gesteigerten Holzpreis, wundern uns zwar in stiller Einfalt darüber, daß der Kohlenreichthum des Landes unbenutzt bleibt, indeß man unsere Holzarmuth ausbeutet, doch bleibt es beim stillen Wundern, denn die Könige der Nordbahn sind auch die unsern, und wir haben angebornen Respect vor Königen, um so tieferen also vor dem Rex Judaeorum, unserem Mitregenten.

Die Landesregierung kauft Holz an, um es im Originalpreis an Unbemittelte zu überlassen, die Bemittelten müssen natürlich den Verlust der Holzhändler reichlich decken, und so stellt sich das freundlichste Gleichgewicht her, alles ist vergnügt, und reicht sich zum heutigen Sylvester freundlich die Hand.

Ob es nicht besser wäre, den Grund der plötzlichen Steigerung des Holzpreises zu heben, statt jenes armselige Palliativmittel zu wählen, das stellen wir gemüthlich der Hohen Obrigkeit anheim und frieren in pflichtschuldigem Gehorsam; zahlen die Stola, küssen unserem Herrn Pater den Aermel, und lassen uns vom Dissidententhum nichts träumen, denn schon der Traum würde uns dem Zwangsarbeitshause verfällen, kurz wir sind gar gute fromme Kinder, die kein Wasser trüben. Unsere Gaugrafen aber, unsere Schirmvögte und Burgherrn, die sogenannten Herren Stände hochlöblich, rumoren gewaltig, und machen der väterlichen Regierung gar viel zu schaffen.

Gar oft machen verhätschelte bevorzugte Kinder dem Herrn Vater bitteren Verdruß, während er an den strenge gehaltenen Freude erlebt: so auch hier der hohe Adel, und an ihn sich hängend, der niedere, hebt das Haupt, will mitreden, will mitregieren, will sich breit machen auf den Landtagen, glaubt besser zu wissen was dem Lande – nemlich dem Adel — Noth thut, meint, was unsere Minister, ohnehin Glieder des böhmischen Adels, von der Sache verstehen, das verstehe man hier im Lande weit besser und unmittelbarer. — Der im Landtage durch den Herrn Bürgermeister der Hauptstadt Prag ausschließend und einstimmig repräsentirte Bürgerstand des Königreiches Böhmen, bemüht sich nach Leibeskräften gegen den Adel und für das Regierungsintresse zu stimmen, ist auch für seine Anstrengungen mit der Ordensdecoration Sancti Leopoldi belohnt worden, der Bürgermeister nämlich – die hohe Geistlichkeit hält treulich zu dem Bürger, denn Bisthümer sind nicht zu verachten; das Herrn- und das Ritterthum aber — quäkelt und mäkelt ohne Unterlaß in dem engen Kreise herum, welchen ihm die auf dem weißen Berge dictirte Landesordnung — ein Zwangsjäckchen, das man beliebig enger schnüren kann, — gezogen, und merkt es nicht, daß wir im Volke längst im Klaren sind über die Tendenzen des Junkerthums, und ganz gut wissen, hoher und niederer Adel wünsche beliebig mitzuregieren, und wo möglich die kargen Reste der josephenischen goldenen Zeit, die uns noch geblieben, auszutilgen aus Geschichte und Leben. — Daß in so bewegungslustiger Zeit, wie die gegenwärtige, die oppositionellen Bestrebungen der Herrn Stände in der intelligenten Mittelklasse so durchaus keine Sympathien finden, daß man es vorzieht, autonomisch von Wien regiert zu werden, daß man seine Freude daran hat, wenn den hohen Herrn Verhebung und Rüge von hoher Hofkanzley zugewendet wird, reicht vollkommen aus, die ständischen Tendenzen zu charakterisiren. — Eine Versammlung, deren Majorität kaum anders denn Jagd- und Roßangelegenheiten gründlich zu besprechen verstehet, wird natürlich von einigen Wortführern leicht beherrscht, und häufig dü-

pirt; nicht das was diese Wortführer reden, nur daß sie überhaupt reden, und mitunter grob zu reden wagen, wird angestaunt, und zu einem Mirabeau wird ein Redner gestempelt, der kaum dem Ritter der Mancha vergleichbar.

Im letzten Maimonde thaten sich die Herren zusammen, eine Deputation nach Wien zu entsenden, pro forma des Auftrages, den Kaiser einzuladen, bei Eröffnung der Eisenbahn — der Staat, nicht die Stände bauten sie!! — Böhmen zu besuchen, eigentlich aber mit der Weisung, gelegentlich ein nettes Päckchen Gravamina vorzulegen. Die Deputation wurde empfangen, die ungeschickte Einladung wurde abgelehnt, die Gravamina wurden von hohen Beamteten entgegengenommen, und kürzlich mit dem Bemerken zurückgewiesen, Se. Majestät könne verfassungsgemäß die Landesordnung beliebig mindern und mehren, und Stände hätten sich dabei zu beruhigen, wie es treuen Unterthanen ziemt. — Die Deputation kostete an Reisekosten und Diäten für Deputirte und ihre Souffleure dem Lande 12,000 fl. C. M., und siehe das herrliche Resultat!

Da war großer Jammer und Ingrimm in den Salons der Junker, eine Versammlung ward berufen, vieles ward geredet, dem Vorstande — gleichzeitigem Regierungspräsidenten — viel Unangenehmes gesagt, auch Parlament ward gespielt, Beleidigungen wurden pro forma zurückgenommen, und endlich beschlossen, ein besonderes Comité habe die devote Remonstration um Zurücknahme jenes Regierungsdecrets zu entwerfen, man war so sehr in Eifer gerathen, daß ein hohes Mitglied die Ablehnung einer vom Landeschef Erzherzog veranlaßten Anfrage — ob Stände ein ornithologisches Cabinet für das Museum ankaufen wollen — mit der Motivirung beantragte: Stände wollten sich jetzt wo die Regierung die Integrität der Verfassung antaste, gegen ein Glied der regierenden Familie nicht gefällig bezeigen!! Aecht parlamentarisch!! Zum Glücke ward dieser Antrag, der einer ungarischen Comitatsversammlung würdig, durch den besonnenen Grafen T., der nicht Slave nicht Deutscher, sondern Böhme sein will, kräftig niedergeschlagen, leider nur der Antrag. — An jener beschlossenen Remonstration wird jetzt lucubrirt, und zu ihrer Erledigung wird wohl das Jäckchen vom weißen Berge etwas enger geschnürt werden müssen.

Bei all den Vorgängen haben wir nur zu beklagen, daß die Regierung, dem aristokratischen Principe huldigend, ihre verzogenen Kinder nicht auf einmal ernstlich zur Ruhe weiset, und auf Umwegen die Schwierigkeit umgehen will, statt ihr gerade auf den Leib zu schreiten, wie sie sollte und kann; in all den kleinen Tracasserien welche man anwendet um die Stände vermeintlich zu schwächen, glauben die Herren nur Schwäche und Aengstlichkeit der Regierung zu erkennen,

werden stets unartiger, ungebärdiger, so wird der Hader immer erhitzter, und endlich wird es doch zu Streichen kommen müssen.

Um den permanenten ständischen Ausschuß, der die laufenden Geschäfte besorgt, aus unabhängigen Ständegliedern zu formiren, ward früherhin schon beschlossen, keine angestellten Regierungsbeamten mehr in den Ausschuß zu wählen, was früher beinahe Regel gewesen: diesem Beschlusse treu wählte der Ritterstand jüngst einen Verordneten, der als unbesoldeter Secretair bei der Landesregierung angestellt gewesen, sich jedoch bei dem Wahlacte verpflichtet hatte, dieses Amt unbedingt niederzulegen. — Der Gewählte hielt Wort, die Regierung genehmigte die Wahl, ignorite aber die Resignation und ernannte den gewählten Verordneten zum Gubernialrathe, gewissermassen in partibus infidelium und fügte bei, seine Verwendung bei ständischem Ausschusse sei ihm als Staatsdienst anzurechnen, und der Herr Verordnete könne beliebig in die Dienstleistung bei der Landesregierung zurücktreten. So sind denn Herren Stände um einen independenten Verordneten gebracht, und der gute Mann ist zu Amt und Würden gekommen, aus höheren Staatsrücksichten.

Ohne Zweifel wird die nächste Versammlung darauf bestehen, daß der Herr Gewählte wieder abtrete, ein neuer Independenter muß gewählt werden, und so geht denn dieser kleine Krieg fort, zur Erheiterung des Publicums, und die Dinge, die allgemeine Misere bleibt beim Alten, trotz der Lobhudeleien, die unserem Fortschritte gespendet werden. Wie fortschrittsunfähig wir sind, — was wohl schon an der Luft liegen muß — beweisen die Staatslocomotiven: selbst die gehen fein langsam.

V.

Aus Venedig.

Der Besuch des Kaisers von Rußland. — Getäuschte Erwartungen. — Johanna d'Arc, von Verdi. — Die Taubenfütterung. — Das Arsenal. — Die Verwandlung Venedigs. —

Der Aufenthalt des russischen Monarchen und die Erderschütterungen, welche hauptsächlich von den nördlichsten Inselgruppen unserer Stadt und den Hafendämmen empfunden wurden, bilden gegenwärtig den Inhalt des allgemeinen Gespräches. Die Ankunft des nordischen Kaisers verbreitete in allen Kreisen des hiesigen Lebens eine auffallende Regsamkeit, die hier um so leichter bemerkbar wird, als das hiesige Treiben der alten Venecia äußerst still und melancholisch ist. Außer dem jugendlichen Kronprinzen von Würtemberg, dessen Sendung man eine versöhnende Tendenz zuschreibt, brachte uns dieses lang vorher besprochene Ereigniß auch den Vicekönig mit dessen ganzer Familie,

und das öffentliche Leben gewann sowohl dadurch, als durch den Zusammenfluß vieler Fremden, namentlich russischer Familien, die in Italien zu überwintern pflegen, eine geräuschvolle und glänzende Außenseite, wie es solche seit der Anwesenheit des Kaisers am Huldigungstage nicht entfaltet hatte. Der unbefriedigende Ausgang der römischen Verhandlungen, oder sonst ein geheimer Beweggrund, der den Selbstherrscher bewog sein gräfliches Incognito zu bewahren und alle außerordentlichen Festlichkeiten abzulehnen, hat indeß die Schaar Derjenigen, welche die bloße Neugier an den Dingen die da kommen sollten, versammelt hatte, um den besten Theil ihrer Erwartungen gebracht; denn weder das beliebte Wettrudern der Gondoliere, noch das beabsichtigte Scheingefecht der Kriegsschiffe, deren zehn zu diesem Zwecke schon vor Anker lagen, noch selbst die prachtvolle Spazierfahrt in den Hofgondeln zur Besichtigung des großartigen Hafendammes von Malamocco fand wirklich Statt, und die Menge der Schaulustigen mußte sich mit der steifen Militärparade begnügen, welche auf dem Marcusplatze unter dem Zudrang einer unermeßlichen Volksmasse abgehalten ward. Der greise Feldmarschall Graf Radetzky commandirte an der Spitze eines zahlreichen Generalstabes die Revue, unter ihm der Generalmajor Weigelsberg die Infanteriebrigade und der Viceadmiral Erzherzog Friedrich die Marinetruppen, welche zu diesem Zwecke ans Land gesetzt und auf dem rechten Flügel aufgestellt worden waren. Der Kaiser besuchte die Hauptkirchen der Stadt, worunter auch die griechische St. Georgskirche, in welcher ihn die griechische Geistlichkeit mit allen den Ehrenbezeigungen empfing, die dem Kaiser als geistlichem Oberhaupte seiner Kirche gebühren. Der Schatz von St. Marcus fesselte lange seine Aufmerksamkeit, und der uralte Dogenpalast, in dem einst der Senat der Republik seine denkwürdigsten Beschlüsse faßte, konnte wenigstens in dem Gemüth des Czars, als er die weiten, hallenden Gemächer durchschritt, manchen Gedanken an die Wandelbarkeit aller irdischen Hoheit und politischen Größe erwecken. Am heitersten zeigte er sich im Palast der Akademie der bildenden Künste; unter den hellen Farbenwundern der venezianischen Schule schien er jeden Harm der Staatspolitik zu vergessen und einzig an der Lust zu haften, welche der Anblick der meisten Bilder jener Meister gewährt. Gesprächig unterhielt sich der Kaiser geraume Zeit mit dem Präsidenten und den Professoren der Akademie, und machte vielerlei Bestellungen, so wie er durch den ihn begleitenden Kunstgelehrten eine beträchtliche Anzahl fertiger Gemälde ankaufen ließ. Im Theater Fenice, welches gerade eröffnet wurde, hatte der an die eisernste Etiquette gewöhnte Monarch Gelegenheit, die liebenswürdige Nonchalance des italienischen Publicums kennen zu lernen, das sich durch die Gegenwart des erlauchten Gastes und des Vicekönigs den ungeschmälerten Gebrauch seines Rechtes lauter Meinungsäußerung in keiner Weise

verkümmern ließ, sondern im Gegentheil davon eine übermäßige Anwendung machte. Die neue Oper von Verdi „Johanna d'Arc" ist eines der seichtesten Producte der modernen Tonmuse Italiens und verdiente als solches allerdings den gellenden Sturm des Mißvergnügens, mit dem es an diesem Abende von dem überfüllten Hause beehrt wurde. Je bedeutender die Erwartungen gewesen, die man unbegreiflicher Weise von diesem Tonwerke Verdi's gehegt, und je theuerer die meisten Plätze verkauft worden waren — eine Loge kostete gegen 150 Gulden C. M. — desto herber wurde die Täuschung empfunden und desto eclatanter war das Fiasco. — Unter den Sitten unserer Stadt ist dem Kaiser auch vorzüglich die Taubenspeisung in die Augen gefallen, die auf dem Marcusplatze Statt findet; mit dem Glockenschlag der zweiten Nachmittagsstunde flattern von allen Seiten die holden Lieblinge der Aphrodite auf den weiten Raum vor der Marcuskirche, wo ihnen mit freigebiger Hand ein reiches Mahl gestreut wird, dessen Kosten in der republikanischen Aera aus dem Staatsschatz gedeckt wurden. Die Vermehrung des Taubengeschlechts in der Inselstadt schreibt sich noch aus der Zeit des 14. Jahrhunderts her, wo die Tauben bei der Eroberung Candia's durch die venezianische Seemacht die wesentlichsten Dienste geleistet hatten. Seit dem Erlöschen des Freistaats hat zwar diese Pflicht der öffentlichen Dankbarkeit aufgehört, und Baron Kübek denkt an ganz andere Dinge, als die Fütterung unschuldiger Täublein, allein das weiche Herz einer patriotischen Patrizierin hat sich der Verlassenen mütterlich angenommen, sie hat in ihrem Testament ein hinreichendes Legat zu Gunsten dieser alten Volkssitte ausgeworfen, mit dessen Zinsen fortan die historische Liebespflicht bestritten wird. — Das Arsenal mit den Werften und Werkstätten der Marine besuchte der Kaiser Nicolaus an der Seite des Erzherzogs Friedrich, und die Einrichtung desselben erntete seinen vollsten Beifall. Für Jene, welche sich bei der jetzt vielbesprochenen Flottenangelegenheit für das österreichische Seewesen interessiren, ohne den eigentlichen Machtstand derselben zu kennen, setze ich ihn nach amtlicher Ziffer hier bei. Die österreichische Kriegsmarine besteht aus 3 Fregatten, 2 Corvetten, 3 Briggs und 3 Galioten, welche zusammen 510 Kanonen an Bord führen; einige Linienschiffe liegen abgetakelt und angefault in den Docks.

Das alte Venedig geht seinem Untergange entgegen, indem es aufhört eine Inselstadt zu sein. Das colossale Wunderwerk, welches Venedig mit dem Festland verbindet, und auf dem in der Zukunft die schnaubende Locomotive bis zum Kloster St. Lucia, wo der Bahnhof gebaut wird, hineinrollen soll, zerstört die ganze historische Physiognomie der alten Dogenstadt, die früher der Angelpunkt gewesen, um den sich die terra firma drehte, jetzt wird sie vom Festland ins Schleptau genommen und gewaltsam continentalisirt. Leicht möglich,

daß Venedig bei diesem Wechsel der Dinge gewinnt und an Reichthum und Bedeutung zunimmt, ja es ist dies sogar wahrscheinlich und fast gewiß, aber an geographischer Originalität und historischem Interesse muß es durch diese Modernisirung nothwendig verlieren. Die Wasserstraßen Vinegias werden sich wieder mit waarenschweren Gondeln füllen, der Kaufmann wird reich werden wie ehedem, der Bürgerfleiß wird gedeihen und der Wohlstand aller Volksklassen anwachsen, doch der Kohlendampf wird die Farbengluth der venezischen Gemälde schwärzen und verdunkeln, und die poetische Melancholie des alten Venedigs, dieser politischen Elegie, welche einen Byron fesselte, wird der prosaischen Lebendigkeit des Werkeltags weichen müssen, der in den Gassen von Triest seinen Tummelplatz hat. —

VI.

Aus Cöln am Rhein.

Anstalten zum Carneval. — Concurrenz um die Direction des Theaters. — David's Wüste.

Carneval ist jetzt hier des Tages Losung, worüber die ächten Cölner Alles vergessen, sogar den Landtags-Abschied. Seit langen Jahren ist unter den treuen Anhängern des Festes keine solche Begeisterung für dasselbe gewesen, wie gerade in diesem. Die große Carnevals-Gesellschaft zählt schon 600 Mitglieder und würde wenigstens doppelt so viele aufzuweisen haben, wenn ein Local vorhanden, das sie alle aufnehmen könnte. Außer dieser Gesellschaft bestehen noch zwei andere, welche eine eben so große Theilnahme finden. Was als ein schönes Zeichen des Fortschrittes betrachtet werden muß, ist der Umstand, daß in den General-Versammlungen der großen Gesellschaft, an welcher die angesehensten Bürger und viele Advocaten und sonstige Beamten Theil nehmen, bei der Wahl der Stoffe zu den komischen Reden immer mehr das rein Locale oder Persönliche bei Seite gelassen, und mehr das Allgemeine betreffende Gegenstände gewählt werden. Blitzt zuweilen eine harmlose politische Anspielung mit durch, so ist der Jubel grenzenlos. Ein Zeichen, daß auch hier die Masse in der politischen Bildung schon einige Fortschritte gemacht hat. Die Befürchtungen, als würde die Polizei in diesem Jahre dem Feste und seiner öffentlichen Gestaltung Hindernisse in den Weg legen, haben sich als ungegründet erwiesen, wie auch mit Gewißheit vorauszusehen war, indem die obern Behörden den harmlosen Character des Festes kennen, und wissen, daß hinter dem ächt cölnischen Humor, wie derb er auch von Zeit zu Zeit die Geißel der Satire schwingt, kein Arg zu suchen ist. Nach allen Anzeichen werden wir ein recht tolles, buntes und heiteres Fest haben, und ärgern

sich seine muckernden Gegner auch die Gelbsucht an den Hals, weil es ihnen ein Gräuel, wenn sich die Menschen auf ein Paar Tage die grämliche Alltäglichkeit zu vergessen Mühe geben, und sich einmal so recht gründlich nach Herzenslust freuen; die aber doch dabei der Kummerzähren ihrer Mitmenschen auch gedenken und sie trocknen, wie sie nur immer können.

Wer sein Glück in der Führung eines Theaters versuchen will, hat Gelegenheit, hier in Cöln sein Vermögen los zu werden, denn die Concession für unser Stadttheater ist zu erlangen, und zwar durch eine öffentliche Concurrenz, bei welcher die Direction wahrscheinlich dem anheimfällt, welcher das Meiste verspricht — um später Nichts zu halten. Wir können nicht begreifen, daß sich schon Verschiedene zu dem Unternehmen gemeldet haben, da bei den mit jedem Tage gesteigerten Anfoderungen an das Theater von Seiten des Publicums, von diesem im Verhältniß zur Seelenzahl wenig für dasselbe geschieht, und es zudem noch unter einer Last von 6—7000 Thalern an Miethe und Armenabgaben seufzt, welche der Unternehmer zu tragen genöthigt ist. Unser Director Spielberger, der in einem Circular an seine Abonnenten öffentlich erklärte, daß er sein und seiner Frau Vermögen zugesetzt bei seiner Bühnenführung, also offenbaren Schaden gelitten hat, ist unter dem ersten October des vorigen Jahres wieder beim Oberpräsidium um die Concession auf 6 resp. 10 Jahre eingekommen. Wie läßt sich das zusammenreimen? Das mag sich ein Anderer zu erklären suchen. Das Oberpräsidium wird aber zweifelsohne solche Opfer von Seiten eines Directors, aus reiner Liebe zur Kunst gebracht, nicht fordern, und die Cölner werden auch gewiß den Untergang eines Familienvaters nicht wollen; — das wäre unchristlich, und unchristlich sind die Cölner nicht. Auf das Ende von diesem Liede sind wir begierig, und wollen hoffen, daß es mit unsern Bühnen-Verhältnissen im Allgemeinen sich besser gestalten werde, doch muß vor Allem bedacht werden, daß die Stadt von einem Theaterunternehmer nur etwas fordern kann, wenn sie ihm auch etwas bietet. Mühe und Arbeit heischen Lohn, und Bühnendirector zu sein, mag seinen eigenthümlichen Reiz haben, gehört aber wahrlich nicht zu den angenehmsten Lebensloosen.

In unserer musikalischen Welt geht es jetzt sehr wüst her, denn alle Parteien laboriren an Felicien David's Wüste, von unserem Familienconcerte schon zur Aufführung gebracht, und noch von der philharmonischen Gesellschaft und selbst vom Theater erwartet. Mit der Aufführung unter der Leitung des städtischen Capellmeisters Dorn hätte der Componist wohl zufrieden sein dürfen. Daß sich Classiker und Romantiker über den Werth dieser Composition pflichtschuldigst in den Haaren liegen, versteht sich von selbst; es sind die Herren in Cöln von keinem andern Stoffe, als in Paris, Wien, Pesth u. s. w.

Und daß die Einen dies Werk bis in den neunten Himmel erheben, in David einen Beethoven redivivus erkannt und gefunden zu haben glauben, während die Andern dasselbe in den Koth ziehen, wird auch Niemanden wundern, so auch nicht, daß Manche am Ganzen nicht den geringsten Funken von Talent, wir wollen uns nicht vermessen zu sagen Genie, entdecken können, weil das Werk nicht den Namen Beethoven an der Stirne trägt: chez nous comme partout.

VII.

Aus Hamburg.

Bauordnung und Gesetz wegen der Lagerung feuergefährlicher Waaren. — Schifffahrt.

Jene vom Senate, in Verbindung mit der seit dem großen Brande thätig gewesenen Rath- und Bügerdeputation proponirte neue Bauordnung, von der ich Ihnen in meinem jüngsten Briefe schrieb, ist in in zwei bald auf einander gefolgten Conventen zurückgewiesen worden. Das letzte Mal, am 29. Decbr., ging es dabei in der Bürgerschaft besonders unruhig her. Die in ihrer Selbstständigkeit, in ihrer Einzelrechten — jedoch nur zum allgemeinen Nutzen — bedrohten Hauseigenthümer haben bei diesem Anlaß einen Oppositionsgeist entwickelt, wie er seit geraumer Zeit mit dieser Entschiedenheit hier nicht vorgekommen ist. Eine solche Unabhängigkeit, wie sie im Grunde immer vorhanden sein sollte und die zur richtigen Basis unsers mehr als dem Worte noch republikanischen Staatslebens gehört, ist freilich diesmal im Widerspruch mit meinen Begriffen von der Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit des abgelehnten Gesetzes. Dasselbe wird nun zum dritten Male, dann aber den verfassungsgemäßen Weg durch die Collegien nehmend, der Bürgerschaft vorgelegt werden — schwerlich mit besserem Erfolge. Ganz verzichtet hat der Senat auf neues Antragen eines Gesetzes über die Lagerung feuergefährlicher Waaren außerhalb der Stadt, welche bis jetzt gestattet ist, worin aber die Möglichkeit einer Wiederkehr solchen Brandunglückes, wie wie es gehabt, von Vielen erkannt wird. Nun aber erblickt die hiesige Kaufmannschaft, besonders derjenige Theil, welcher das Spirituosen- und Drogueriewaarengeschäft betreibt, in der Annahme jener Verordnung so empfindlichen Nachtheil, daß diese Herren geradezu erklärten — ehe ein solches Gesetz, lieber einmal eine Feuerkatastrophe, wie die vom J. 1842.

Die Schifffahrt blieb in diesem Winter ungemein lange ohne Hinderniß, und erst jetzt hat es den Anschein, daß sich der blanke Spiegel unserer, noch mit sommerlicher Bewegungslust fortrollenden Elbe nächstens als starres Eis zeigen werde. Die Dampfer nach

Hamburg und nach Magdeburg, wie auch viele Seeschiffe mit und ohne Leinwandausrüstung, gehen bis heute noch ihren gewohnten Gang. Sie dürfen jedoch nicht glauben, daß es der Kaufmann als vortheilhaft für „das Geschäft“ — das wichtigste aller Hamburgischen Hauptworte — betrachte, wenn die Schifffahrt, was mitunter geschieht, einen ganzen Winter hindurch ununterbrochen bleibt. Nein, es gehört zur Regelmäßigkeit und deßhalb zum Flor des „Geschäftes,“ daß vom December bis März der Import auf dem Wasserwege aufhöre und dafür das Lager geräumt oder doch stark gelichtet werde. Das Frühjahr bringt dann nicht nur jenes interessante Schauspiel des Aufkommens der Hunderte von Schiffen, die in Kuxhafen freies Fahrwasser abwarteten, sondern es kehrt überhaupt Leben, Bewegung und ein gesunder, rascher Pulsschlag des Handels, wie auch ein frischeres Regen und Treiben aller mit ihm in irgend einer Verbindunn stehenden Elemente zurück. — So viele Schiffe wie am 31. Decbr. v. J. im Hamburger Hafen vor Anker lagen, hat derselbe bei Jahresschluß lange nicht gesehen. Ihre Zahl betrug 191, und es waren darunter außer den deutschen Fahrzeuge englischer, dänischer, chilischer, schwedischer, spanischer und russischer Flagge. Auffallend genug befindet sich unter diesen Spätlingen kein einziger Franzose. Sind die Herren Gallier so furchtsam oder so bequem geworden, daß sie sich zum Jahresschluß nicht mehr den Wellen anvertrauen?

VIII.

Riemer.

(Aus einem Privatbriefe vom Juli 1845.)

Eine interessante Bekanntschaft machte ich noch gestern an dem Geheimen-Hofrath Riemer, einem „Veteran aus der Kaiserzeit“, der vom Alten von Weimar die interessantesten und charakteristischsten Geschichtchen zu erzählen weiß. Der vortreffliche, gegen Fremde so liebenswürdige Kanzler Müller führte mich zu ihm auf die Bibliothek, denn er ist Bibliothekar, und die vielen werthvollen Sammlungen, Manuscripte, berühmten Autographen, Portraits und Reliquien aus der großen Zeit stehen unter seiner Obhut. Riemer nahm mich freundlich auf und machte das unangenehme Vorurtheil, das ich in Folge seines Buches über Göthe mitbrachte, durch seine Freundlichkeit und angenehme Unterhaltung schnell verschwinden. — Die Sonette und Terzinen, die ich geschrieben, gaben ihm sogleich einen Anknüpfungspunkt, denn er liebt diese fremde Versform, und sprach sich lang und weit über ihre Vorzüge aus. Ich fand zwar bald, daß hier mehr ein Philolog denn ein Poet sprach, da er sich immer mehr an das Aeußere und an die Construction hielt, ohne auf den inneren Geist dieser Formen einzugehen, doch erfuhr ich manches

Interessante, und es unterhielt mich, zuzuhören, wie der alte, dicke, unbeholfene, leider sehr kranke Mann vom „rhythmischen Tanze“ und von der „Tarantella in Worten“ sprach, und wie er endlich ganz stupefactus war, da ich ihm nach seinem langen Panegyricus der Terzinen ganz trocken erklärte, ich halte diese Form, trotz Platen und Chamisso, doch immer für eine Zwangsjacke der deutschen Sprache, oder wenigstens doch für ein Kleid, das ihr immer so stehen müsse, als wäre es nicht für sie gemacht; und wie ich meine Meinung eines Weiteren exponirte, machte der gute Greis ein Gesicht, als hätte ich ihm ein liebes Götterbild gestürzt. Trotzdem citirte er mir manchen eigenen Vers, und da klangen die Reime, Assonanzen und Onomatopäien so bunt unter einander, wie hunderttausend kleine Glöckchen und Schellen, daß man das verständige Wort kaum hören konnte. Wunderbar! während er so recitirte, erinnerte ich mich unwillkürlich an einen Sonettencyclus, den ich vor langen, langen Jahren einmal gelesen und an den ich seitdem nicht gedacht hatte. Es kommt so viel Spielerei mit dem Buchstaben L, und mit den Worten „Liebe, Lippe, Leben“ vor: er mußte von Riemer sein, und wenn ich jetzt darüber nachdenke, so ist er es auch wirklich. Seit Göthe giebt es überhaupt in Weimar eine Unmasse von Sonettenverfertigern. Riemer ist der geschickteste und steht an ihrer Spitze. Doch ich will ihm nichts Böses nachreden, und das müßte ich doch, wenn ich länger von seinen Sonetten sprechen wollte. Der alte Mann hat durch die jugendliche Heiterkeit seines Wesens, durch seine Anerkennungslust der jungen Literatur gegenüber, durch die Art, wie er fern von aller Pedanterie junge strebsame Geister aller Parteien besprach, den übeln Eindruck seines Buches, das ihn als grandiosen Pedanten erscheinen läßt, bei mir ganz verwischt, und mich seine minutiöse Anschauung von Poesie vergessen lassen. Er lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, „dann wolle er mir einige Sonette vorlesen!“ Als ich von ihm ging, mußte ich mir sagen, daß der geistreiche, liebenswürdige Schöll, mein lieber Freund, wieder einmal mit Allem recht gehabt, was er mir von Riemer vorausgesagt hatte; wie Schöll überhaupt der beste Cicerone auf den Weimarischen Ruinen und der beste Kenner des Weimarischen Epigonenthums ist. —

IX.

Notizen.

Bischof Alexander. — Der versetzte Berg Sinai. — Die russisch-griechische Kirche. — Eine Buchhändlerannonce.

— Unsere Zeit ist reich an romantischen Schicksalswechseln. Corporale haben legitime Kronen getragen, und Purpurgeborene sind im Exil gestorben. Nicht zu den wenigst interessanten Fällen gehört

die Geschichte jenes polnischen Juden, der als Herrscher über Palästina, Chaldäa, Aethiopien und Aegypten gestorben ist; nämlich als geistlicher Herrscher. Die Grenzboten haben bereits in einem frühern Jahrgange die Biographie des Bischofs Alexander von Jerusalem mitgetheilt, der, im Großherzogthum Posen (1799) geboren, als ein orthodox erzogener, armer Hausirer nach London kam, dort anglicanischer Christ, Professor des Hebräischen und endlich Oberhaupt des neugegründeten englisch-preußischen Bisthums in Palästina wurde. Die frommen polnischen Juden pflegten sonst eine lebhafte Sehnsucht nach dem Lande ihrer Urväter zu empfinden, und nicht selten gab es Pilger, die noch in alten Tagen aus Polen bis nach dem Thale Josaphat wanderten, um entweder dort zu sterben, oder ein Säckchen, mit heiliger Erde gefüllt, heimzubringen, welches ihnen nach dem Tode als Kopfkissen im Grabe dienen sollte. Nun, Alexander hatte vielleicht in seiner Jugend ähnliche Phantasien, ohne zu ahnen, auf welchen Umwegen und in welcher Metamorphose er zu ihrer Erfüllung kommen sollte. Wie man hört, hat Alexander, als Missionar der anglicanischen Kirche, in Palästina nur wenige Proselyten gemacht, gar keine aber unter den eingeborenen Juden, die ihn, trotz seiner persönlichen Gutmüthigkeit, als einen abtrünnigen und falschen Propheten verabscheuten. Ueber die Aufrichtigkeit seines apostolischen Feuereifers erlaubten sich auch englische Stimmen kein entscheidendes Urtheil; wie der bekannte Missionar Wolf und wie die meisten kleinen Paulusse, die in dem Institut zu Hackney in London gebildet werden, schien er halb Schwärmer, halb Abenteurer. Er starb auf dem Wege nach Cairo, in derselben Wüste, durch welche einst die Juden aus Aegypten kamen, und äußerte den lebhaften Wunsch, in Jerusalem begraben zu werden. Jedenfalls wäre es interessant, die Erinnerungen, die Bilder und Gedanken zu kennen, die in seinen letzten Augenblicken ihn beschäftigten. Wir entsinnen uns wenigstens nicht, daß einer von den vielen Romanschreibern neuerer Zeit, welche die Romantik der Judengasse ausbeuteten, eine so merkwürdige Situation erfunden und ein so fruchtbares psychologisches Thema behandelt hätte.

— Wie soll man nicht allen Glauben verlieren, wenn man sieht, wie nichtig Legenden und Traditionen sind? Oder, wie soll man nicht alle Wissenschaft verketzern, wenn man sieht, welches Unheil sie täglich unter dem Spielzeug unserer Kinderjahre anrichtet? Die freie Forschung wird nicht mit Unrecht als ein wahrer Knecht Ruprecht angesehen von allen frommen und bequemen Seelen. Nicht blos die Forschung auf historischem, theologischem und philosophischem Felde ist anstößig, nicht blos die Niebuhrs, die Strauße und Bauers, sondern selbst die Geologen und Naturforscher, die sich so unschuldig

stellen und jährlich mit bundestäglicher Erlaubniß Versammlungen und Zweckessen halten, waren von jeher die schrecklichsten Störefriede, die unangenehmsten Bibelkritiker. Das hat noch neulich der gefeierte Humboldt durch seinen Kosmos gezeigt. Es wird aber immer ärger. Die freie Forschung versetzt Berge; die ehrwürdigsten Häupter der Tradition fangen an zu wackeln. Jetzt hat der berühmte Dr. Robert Lepsius, wenn man der Augsburger Allgemeinen Zeitung glauben will, sogar den Berg Sinai — abgesetzt. Ja, den Berg Sinai, auf dessen Spitze Moses mit Jehovah gesprochen hat, von dessen Gipfel die zehn Gebote proclamirt wurden, auf dem überhaupt jene Offenbarung stattfand, über deren Authenticität und unmittelbar überirdische Natur sich so Viele den Kopf zerbrochen haben und auch jetzt so viele Forscher sich in den Haaren liegen, — diesen Berg Sinai hat Lepsius angegriffen. Zu seiner Entschuldigung dient allerdings, daß bereits vor ihm einige Reisende, wie Burckhardt und Leon Laborde, sich an dem heiligen Berge mit unmaßgeblichen Vermuthungen und Zweifeln vergriffen haben. Lepsius aber beweist mit Bestimmtheit, daß der sogenannte Berg Sinai gar nicht der rechte, sondern ein falscher Prätendent, ein Pseudosinai ist. Der wahre Sinai liegt über zwei Tagereisen weit entfernt von dem angeblichen, ist von einer wunderbaren Vegetation umgeben, sechstausend Fuß hoch, und verbirgt sein heiliges, bemoostes Haupt in den Wolken; unter den anwohnenden Araberstämmen ist er unter dem Incognitonamen Serbal bekannt. Also gegen zweitausend Jahre lang hat sich der Pseudosinai bewundern und verehren, von zahllosen Pilgern seine ganz profanen Füße küssen, mit Eremitagen, Calvarienberglein und Kreuzen, ja sogar mit einem großen Catharinenkloster beschenken und schmücken lassen, ohne die unverdienten Gaben abzulehnen. Die Steine haben nicht geredet, und der wahre Sinai stand seitwärts, wie ein Gerechter, der verkannt wird und schweigt. So geht es in der Welt. Vielleicht hat Serbal alle jene Huldigungen einer nur zu oft blos äußerlichen Frömmigkeit verschmäht. Wo nicht, so hat er mit seiner Enthüllung sich verspätet, und seine Anerkennung fällt in eine Zeit, die so erhabene, alte Häupter höchstens durch die Lorgnette besieht als mythologisch-antiquarische Raritäten, oder sie nur im Stahlstich eines malerisch-romantischen Reisewerkes bewundert.

— Die Augsburger Allgemeine bringt einen Artikel über die Stellung und die sittlichen Zustände der russisch-griechischen Kirche, den sie vermuthlich nur aufgenommen hat, um unseren guten Freunden im Norden ein Tröpflein Balsam zu reichen, für die Wunden, die sie dem Ansehen derselben durch frühere Darstellungen beigebracht hat. Der Verfasser, — ein Geistesverwandter jenes schlauen, vermittelnden Friedenspublicisten, der vor einem Jahre als „guter Deut-

scher" die antirussischen Artikel der deutschen Zeitungen heftig tadeln zu müssen glaubte, — also der Verfasser hat auch diesmal wieder einen „gut deutschen" Trost bei der Hand für alle Glaubensverfolgungen deutscher Katholiken und Protestanten in Rußland. Zwar, sagt er, sei es unmöglich (???), die russische Politik in ihrem Verfahren zu hemmen, das Moskowitenthum sei von Außen wie von Innen unnahbar und unangreifbar, die deutschen Elemente müssen sich daher ohne Pardon von ihm fressen, verdauen und assimiliren lassen, aber — — aber sie seien doch für die Menschheit nicht verloren! Man solle nur nicht verzweifeln an der Bildungsfähigkeit der russisch-griechischen Kirche; es sei zu hoffen, daß, wenn dieselbe nur erst ihrer für jetzt ganz natürlichen Intoleranz genügt, wenn sie nur erst gehörig um sich gegriffen und sich nach allen Seiten hin arrondirt und gesättigt haben wird, gewiß auch ein besseres, wahrhaft christliches Streben nach Reinigung und Läuterung der Lehre in ihr erwachen werde. „Die Menge" sehe freilich nur die Härte und Grausamkeit dieses Verspeisungs- und Assimilationsverfahrens, aber nicht die wohlthätigen Folgen dieser Diät, die man an dem Speisenden in künftigen Zeiten wahrnehmen werde. Wie dann auch in Rußland vortreffliche kirchliche Blüthen emporsprießen würden, um in dem Trifolium der drei großen Kirchen Europas auch das dritte Blatt glänzend zu vertreten. — — — Ist das nicht charmant, trostvoll, erhaben kosmopolitisch, echt oder vielmehr „gut deutsch?" Was liegt überhaupt daran, ob wir als Deutsche in der Welt fortexistiren! Und wenn wir auch von Kirgisen oder Mongolen aufgefressen würden, wir gehen ja doch nicht für die Menschheit verloren; die deutschen Elemente werden dann, sei es nun als Kitt und Mörtel an den fremden Festungswerken, sei es als Chylus und Blut in fremden Eingeweiden und Adern, der Welt zu Gute kommen. Denkt man, als echter Sproß des hindugermanischen Stammes, an die tiefsinnige Philosophie der Seelenwanderung, so läßt man gewiß alle Sorgen fahren, und ergötzt sich höchstens mit braminenhafter Weisheit, in träumerischem Phantasiespiel, an den überraschenden und seltsamen Gestaltungen, in denen, durch scheinbare Vernichtungsprocesse, vielleicht einst deutsche Kräfte eine Rolle spielen werden; manches deutsche Element kann einmal, als russischer Ronge, in die Weltgeschichte eingreifen, und wer weiß, wer weiß, was unserem Fleisch und Blut noch für verklärende Metamorphosen vorbehalten sind; durch welche Wandlungen, tief nach Asien hinein, es in neuen Formen auferstehen und avanciren kann, bis es in Tibet vielleicht gar als Dalai-Lama-Emanation göttlich verehrt wird. Es ist daher, um wieder ernst zu reden, lächerlich, darüber zu klagen, wenn ein paarmal Hundertausend Deutsche im Russenthume aufgehen, in jenem Russenthume, welches so tiefe Sympathien für jeden „guten Deutschen" und so großen Appetit nach unserer

Cultur bezeigt. Der Verfasser hat uns ja versichert, daß die griechisch=russische Kirche sich bilden oder vielmehr, daß sie von den russischen Administrationsbehörden aus= und umgebildet werden wird, und wir sind dem Berichterstatter dankbar für die Data, die er bei dieser Gelegenheit über die orientalische Kirche anführt, obgleich sie eben nicht Balsamtropfen, sondern eher Salz und Essig, für die obenerwähnten Wunden sind. Die russisch=griechische Kirche ist in völliger und sklavischer Abhängigkeit von der weltlichen Macht, und weit entfernt, selber einen Einfluß auf die Gesittung des Volkes zu üben, erwartet sie wie alle anderen Culturzweige und Institute Rußlands, ihre Civilisirung von Oben her; wie die Armee, wie die Polizei, wie die Industrie, so hofft man, daß auch sie durch Nikolaj's Intelligenz und durch die Ukase des Ministeriums der Aufklärung aus ihrer innern Nichtigkeit und moralischen Versunkenheit erhoben werden soll. Die russische Kirche hat nie etwas für Aufhebung der Leibeigenschaft gethan; unter Katharina II. hatte sie selbst noch 910,866 Sklaven. Die Mönche haben den Geldbesitz und die höhern Aemter, die Weltgeistlichen haben die Arbeit; jene verderben in Ueppigkeit, diese verthieren in Roheit. Obgleich ein Metropolit den Rang eines General en Chef, ein Erzbischof den Rang eines Generallieutenants und ein Bischof den eines Generalmajors besitzt — oder vielmehr eben deßhalb — erinnert die Behandlung, den diese Kirchenfürsten von ihrem Papst, dem Kaiser, erfahren, lebhaft an die Kaserne. Im J. 1824 wurde die Hofpredigerstelle in Petersburg eingezogen, weil der damalige Besitzer dieser Stelle, ein Metropolit, sich erlaubt hatte, eine strenge Sittenpredigt zu halten. Allein dergleichen ist noch nicht so specifisch russisch. Ein greiser Bischof aus dem Süden des Reiches ward mitten im Winter nach St. Petersburg beschieden, und da er sein Nichtkommen mit seinem hohen Alter und der Jahreszeit entschuldigte, wurde er nach Irkutzk — als nach einem stärkenden, gesunden Klima — „versetzt." An der Disciplin, die zur „Bildungsfähigkeit" gehört, fehlt es also der russischen Kirche nicht.

— Auch eine treffliche Buchhändlerannonce, die unlängst in mehreren Zeitungen zu lesen war: „Herold, der Zigeunerkönig. Historisch=romantisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert von Herrmann von der Sieg. Mit dem Bilde des Fürsten Johann Moritz von Nassau!" Läßt sich da ein Witz machen, ohne hochverrätherisch zu werden? — Vorbei, vorbei! —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Armand Carrel.

Ein Journalistenleben.

Bei dem Namen Armand Carrel hat in den dreißiger Jahren manches deutsche Herz gepocht, ist manches junge Blut in Enthusiasmus aufgelodert, und doch hatten die wenigsten dieser Verehrer einen klaren Begriff von der Bedeutung ihres Helden. Viele wußten nicht viel mehr, als daß der junge Mann in Paris mit gewaltiger Feder für die Freiheit focht und im Duell mit einem gesinnungslosen Schriftsteller erschossen wurde; das genügte, um sich den edlen und mit Recht berühmten Franzosen in ein deutschkosmopolitisches Fantasiebild zu übersetzen,. Sie dachten sich einen jugendlichen Börne, einen Byron in Prosa, überhaupt einen idealen, schwärmerischen Völkerfrühlingsapostel nach Art unserer Volkstribuns, von denen die größten nur durch politische Bergpredigten voll tiefer, allgemein menschlicher Ideen, durch geniale Geistesblitze oder durch die kühnste Satyre den stumpfen Widerstand des Philisterthums besiegen konnten. In der That, damals konnte man bei uns in andern Zungen, wohl zu Gelehrten und Staatsmännern, aber nicht zum Volke sprechen, wenn man sein Interesse für Politik erwecken wollte. Die deutsche Freiheit war etwas so Fernes, Romantisches, Ueberirdisches, was wie ein Wunder über Nacht oder niemals kommen konnte, daß sie, wie das goldne Zeitalter und wie das Jenseits, mit Recht als rein poetisches Thema behandelt wurde. Vom Dichter foderte man nur „verhaltene Parlamentsreden," am liberalen Journalisten goutirte man nur die verhaltene Lyrik, und was ein großer, publicistischer Held sein sollte, mußte auf jeder Seite ein Stück Sturm- und Drangpoet sein.

Sehen wir uns das Portrait des wirklichen Armand Carrel an. Wir zweifeln nicht, daß die meisten seiner Schriften und Zeitungsartikel, gegen die mancher deutschen Zeitgenossen gehalten, trotz der gewaltigen Rhetorik darin, bis zum Schein der nüchternsten Prosa erbleichen würden. Ohne gerade ein staatsmännisches Genie zu sein, war Carrel doch ein sehr positiver Kopf; und die Art wie er seine Partei beherrschte und zusammenhielt, zeigte ein bedeutendes Organisationstalent, und seine praktische Klugheit, welche sich meist innerhalb der gegebenen französischen Verhältnisse bewegte, läßt so wenig einen Vergleich mit deutschen Republikanern zu, wie die Reinheit seiner Bestrebungen einen Vergleich mit den Matadoren der heutigen Pariser Journalistik. Zu dieser Klugheit und Uneigennützigkeit kam eine gewisse soldatische Kühnheit und Thatkraft, die in den Abenteuern seines Jugendlebens sich bewährt hat. Carrel's ganze Persönlichkeit war nicht französisch, aber der nationale Typus war bei ihm in seiner edelsten und schönsten Weihe ausgesprochen; und das eben war die Poesie in ihm.

Wirklich tritt uns Carrel gleich Anfangs als echter Franzose, als Soldat entgegen. In seinem 23. Jahre ist er Souslieutenant im 29. Infanterieregiment. Man darf sich den künftigen Republikaner nicht als einen mit seinem Stande malcontenten, unglücklichen Jüngling denken, der, wie der österreichische Hilscher, bei einem aufgesparten Stümpfchen Licht in der Kasernenzelle Gedichte macht, oder wie den preußischen Sallet, dessen idealistische Richtung nicht zum Exercitium und zu den Vergnügungen seiner Kameraden paßt: nein, Carrel war mit Leib und Seele Soldat und dachte nur daran, eine militärische Carriere zu machen. Aber durch seine bonapartistischen Gesinnungen verdächtig geworden, erhielt er den Befehl, im Depot zu Aix zurückzubleiben, während sein Regiment über die Pyrenäen marschirte, um gegen die spanischen Constitutionellen zu fechten. Der junge Officier, der vor Thatlust brannte, beschwerte sich gegen diese Maßregel und da seine Klagen nicht erhört wurden, quittirte er den Dienst. Hätte man ihn mitgenommen: er würde sich wahrscheinlich als einer der Bravsten im Kampfe auch gegen die spanischen Constitutionsfreunde bewiesen haben. So aber kam er auf den Gedanken, sein Schlachtfeld sich selber zu wählen und für die Sache der Freiheit zu fechten, die von der reactionären

französischen Regierung unterdrückt werden sollte. Es ist möglich, daß er diesen Ausgang vorhergesehen und absichtlich herbeigeführt hat; gewiß aber ist es nicht. Am 20. März 1823 schiffte er sich heimlich, ohne Wissen seiner Eltern und Freunde, im Hafen von Marseille auf einem spanischen Schifferboot nach Barcelona ein. Freudig, ein Soldat auf eigene Faust, verließ er den heimischen Boden.

In Barcelona gab es Flüchtlinge aller Nationen, meist alte Soldaten aus der Kaiserzeit, welche die Lust nach Kriegsabenteuern und die Hoffnung, sich an den verhaßten Lilien der Restauration zu rächen, nach Spanien gelockt hatten. Während ein Haufe an der Bidassoa vor den Augen der bourbonischen Armee, mit Stolz und Hohn die Tricolore flattern ließ, bildeten die Franzosen ein „Bataillon Napoleons II.," welches die Uniform der alten Garde trug. Aber diese neue alte Garde schmolz durch die Erfolge der Invasionsarmee bald so zusammen, daß sie mit den andern Flüchtlingshaufen sich unter dem Namen: „liberale Fremdenlegion", zu einem Corps vereinigen mußte. Dieses Corps bestand aus einem einzigen Bataillon Fußvolk und einer schwachen Escadron Lanciers. Mehrere Compagnien bestanden aus lauter Officieren, zwei Generale trugen als gemeine Reiter die Lanze; zur Hälfte waren es Franzosen, die übrigen hatten meist unter dem kleinen Corporal gedient; das Commando führte der tapfere Oberst Pachierotti. Monate lang schlugen sich diese Männer aus den verschiedensten Ecken und Enden von Europa, die kein anderes Band verknüpfte, als die gemeinsamen Erinnerungen aus dem Lager des modernen Wallenstein, in einem fremden Lande, für eine Sache, die sie nur instinctmäßig begriffen, heldenmüthig allen Gefahren und Strapazen trotzend, ohne Hoffnung auf Ruhm oder Erfolg; in der That ohne andere Aussicht, als die auf ein klägliches Ende unter den Händen des bigotten Volkes, welches gegen seine eigenen Befreier, die Riegos und Torrijos, zum Landsturm läutete, oder, wenn sie gefangen wurden, auf den Tod des Deserteurs im Kasernenhofe durch drei Mal vier Kugeln.

In dieser rauhen Schule, in diesem blutigen catalonischen Feldzug, dessen Geschichtschreiber er später werden sollte, verdiente sich Carrel die ersten Sporen. Aber seine Tapferkeit wäre eines bessern Erfolges würdig gewesen, denn die liberale Fremdenlegion,

schlecht unterstützt von den constitutionell gesinnten spanischen Truppen, wurde nach und nach arg decimirt und endlich vor Figueras nach einem zweitägigen verzweifelten Kampfe bis auf ein Drittheil aufgerieben. Auch von diesem Drittheil blieb in der Mitte des dritten Tages nur noch eine kleine Phalanx stehen, die aber nicht weichen, und mit den Waffen in der Hand lieber fallen als sich schimpflich ergeben wollte. Da bot der General, Baron von Damas, den tapfern Ueberbleibseln eine ehrenhafte Capitulation an, worin er Spaniern und andern Fremdlingen die gewöhnlichen Bedingungen gewährte und den Franzosen völlige Begnadigung zu erwirken versprach.

Indessen war das Cabinet der Restauration nicht so großmüthig, diese Capitulation zu ratificiren, am wenigsten, so weit dieselbe die Franzosen betraf. Diese waren kaum in Uniform und Waffen nach Perpignan gekommen, als man sie ergriff und in den Kerker warf. Sie beriefen sich auf den General Damas. Dieser jedoch erklärte jetzt, er habe sich nur verpflichtet, dahin zu wirken, daß die Gnade des Königs ihnen das Leben schenke, nicht aber, sie dem Urtheil des Kriegsgerichts oder den Strafen zu entziehen, in welche das Todesurtheil verwandelt werden dürfte. Die meisten der Flüchtlinge protestirten gegen diese Auslegung des Vertrags von Figueras. Den größten Muth aber behielt Carrel. Der Gedanke, als ein Ueberläufer angesehen zu werden, der, das Schwert in der Hand, sich auf Gnade und Ungnade ergeben, empörte seinen Stolz. Lieber setzte er sich, trotz der inständigsten Bitten seiner Familie, den Wechselfällen eines gerichtlichen Kampfes aus, der, im Fall der Niederlage, seine Sache doppelt verschlimmern mußte.

Zweimal in Perpignan zum Tode verurtheilt, setzt er zweimal die Cassirung des Urtheils wegen Formfehler durch; vor dem dritten Kriegsgerichte zu Toulouse endlich vertheidigt ihn der berühmte Advocat Romignières. Die Leidenschaften, die den spanischen Feldzug dictirt, waren um diese Zeit schon kühler geworden; die Tapferkeit und Jugend des Angeklagten, sein offenes, ritterliches Wesen, endlich die ergreifenden Worte, die er selbst zu seiner Vertheidigung vorbringt, alles dies erweicht das Herz der Richter, und auf den einfachen Beweis von dem wirklichen Abschluß jener Ca-

pitulation, wird er mit einer Mehrheit von sechs Stimmen gegen eine freigesprochen, und tritt wieder in die Welt ein, nicht als ein begnadigter Verbrecher, sondern als ein besiegter Soldat, der sein Leben Niemand verdankt als der Tapferkeit seines Degens.

Doch dieser Degen war zerbrochen, und die militärische Laufbahn war dem jungen Souslieutenant auf ewig verschlossen. Das Schicksal hatte ihm dafür eine glänzende Entschädigung vorbehalten. Denn nach einigen Jahren wird dieser Souslieutenant, der das Schwert mit der Feder vertauscht, aber die Feder wie ein Schwert führt, sich zum Generalissimus einer andern großen Armee aufschwingen, die zu den irregulärsten der Welt gehört, und gleich jener liberalen Fremdenlegion eben so viele Officiere wie gemeine Soldaten in ihren Reihen zählt: der Journalistenarmee. Und nach einigen Jahren weiter wird der frühe Tod dieses bloßen Journalisten, der leider dem kriegerischen Comment zu treu blieb, in Frankreich, Deutschland und England wie ein trauervolles Ereigniß widerhallen. Dreißigtausend Menschen folgen seiner Bahre, und die unsterbliche Trauerweide Frankreichs, wie ihn Heine nennt, der Apoll des französischen Parnasses, der treueste Legitimist, der Vicomte de Chateaubriand, weint am Grabe des republikanischen Journalisten. Er hatte übrigens gut weinen, der classische Blondel der alten Bourbonen: denn mit Armand Carrel ward auch die Republik in Frankreich begraben. — — —

Wir müssen aber etwas gründlicher von der Wiege unseres Helden anfangen. Jean Baptiste Nicolas Armand Carrel ist zu Rouen in einer Kaufmannsfamilie im Jahre 1800 den 8. Mai geboren. Nachdem er im Collegium seiner Geburtsstadt die classischen Studien vollendet hatte, ließ ihn sein Vater der eigenen Neigung folgen, und er trat in die Militärschule von St. Cyr. Da machte er sich durch seinen Eifer in allen militärischen Uebungen, aber ebenso durch kühne politische Ansichten bemerkbar, so daß er vom Obercommandanten als unruhiger Kopf mit Argwohn überwacht wurde. Eines Tages sagte der General d'Albignac zu ihm: Bei dem dummen Zeuge, was Sie im Kopfe haben, thäten Sie besser, im Kramladen Ihres Vaters zu stehen, mit der Elle in der Hand, statt mit dem Degen. — Mein General, sagte Armand, wenn ich zur väterlichen Elle greife, werde ich Ihnen damit keine Leinwand

anmessen. Deshalb kam er in Arrest und sollte sogar ausgestoßen werden. Aber Carrel schrieb sogleich ans Kriegsministerium eine Rechtfertigung, und durfte bleiben. Da ihm an dem Grade, mit welchem er aus dem Institute treten sollte, nicht viel gelegen war, so trieb er die vorgeschriebenen Studien, namentlich Mathematik, nicht sehr eifrig, desto fleißiger trieb er Literatur und Geschichte, und in seinen freien Ausarbeitungen, die meist Feldherrenreden und Schlachtschilderungen im Style der bonaparteschen Bülletins enthielten, überflügelte er weit alle seine Mitschüler.

Im Jahre 1821, wo er als Souslieutenant den wirklichen Dienst angetreten hatte, kam er schon in einen ernsteren Conflict mit der Regierung der Restauration. Er betheiligte sich nämlich bei einem Militärcomplot, der sogenannten Verschwörung von Béfort, hatte jedoch das Glück, daß seine Mitschuld bei den polizeilichen Untersuchungen nicht herauskam.

In Marseille endlich, wo vor dem Ausbruche des spanischen Revolutionskrieges sein Regiment lag, schrieb er seinen ersten politischen Artikel: ein offenes Sendschreiben an die spanischen Cortes, welches ihm eine väterliche Ermahnung von Seiten des Generals Damas, seines Divisionscommandanten, zuzog, aber zugleich eine höhere Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Dieses Sendschreiben war Schuld, daß Carrel im Depot von Aix zurückgelassen wurde, und war die Veranlassung zu all seinen Abenteuern bis zu seiner Freisprechung in Toulouse.

Man sieht, Carrel hatte Bedeutendes erlebt und sich mit Politik bereits persönlich auf Tod und Leben beschäftigt, ehe er in die Oeffentlichkeit der journalistischen Arena trat. Unsere deutschen Journalisten kommen weit auf kürzeren Wegen und durch kleinere Conflicte mit der bestehenden Ordnung in den Dienst der Presse; viel Studium, philosophische Geisteskämpfe, überhaupt nur innere und Privaterlebnisse, oder höchstens, und das ist schon viel, Verlust einer Privatdocentenstelle oder Ausweisung wegen eines Wortes „in Sachen der Tscherkessen", das pflegt heutzutage unsere Bildungs- und Vorschule zu sein. Unsere Matadore bringen mehr Styl, mehr kritische und philosophische Bildung mit: die Schule, die Carrel durchmachte, hat mehr antiken Beigeschmack, sie bildet den Charakter.

Im September 1824 kam er nach Paris, ohne Bestimmung, ohne Hilfsquellen, gequält von der Unzufriedenheit seiner Eltern, die darauf drangen, daß er für die verlorene Carriere sich eine neue Stellung erobere. Er wollte Anfangs die Rechte studiren, um Advocat zu werden, aber er war nach St. Cyr gekommen, ohne zuvor den philosophischen Cursus durchzumachen, und hatte daher jetzt nicht das nothwendige Baccalaureatsdiplom. Obwohl er in der Garnison und in den Gefängnissen von Toulouse und Perpignan zu seiner eigenen Bildung viel geschrieben und gelesen hatte, dachte er doch nicht an eine literarische Laufbahn. Seine Familie suchte ihn zu bereden, sich dem Handelsstande zu widmen.

Herr Hambert, der ihn bei seiner Berufung ans Cassationsgericht vertheidigt hatte, gab ihm Empfehlungsschreiben an Lafitte; es war die Rede davon, ihn bei einem Banquierhause unterzubringen, aber auch diese Schritte führten zu Nichts, und schon fing der junge Carrel an zu merken, daß es nicht so leicht ist, in Paris sein Brod zu verdienen, wie in Catalonien Krieg zu führen, als sein Freund Arnold Scheffer ihn dem Historiker Augustin Thierry als Secretär vorschlug. Thierry bedurfte damals um so mehr eines Gehilfen von Geist und Bildung, als er mit seiner Geschichte der „Eroberung Englands durch die Normannen" beschäftigt war, und sehr an den Augen litt.

Der berühmte Geschichtschreiber gab dem jungen Officier einen Gehalt, der der Soulieutenantsgage gleich war, und behandelte ihn dabei mit dem größten Zartgefühle. Um ihn das Untergeordnete seiner Stellung nicht fühlen zu lassen, stellte er ihm die verlangte Arbeit als die eines Schriftstellers dar, der ihn, den berühmten Geschichtschreiber, in seinen historischen Forschungen unterstützen solle, und sagte: „die Arbeit wird nicht sehr anziehend sein, aber sie kann vielleicht doch manches Lehrreiche bieten." Carrel nahm diese Stellung mit dem dankbarsten Eifer an. Er hatte in der That nicht blos die Correcturen von Thierry's Werk zu lesen, sondern auch Bücher zu durchstöbern, Anmerkungen zu machen und Notizen zu sammeln. Dergleichen Arbeiten bleiben nur in talentlosen Händen unfruchtbar; ein geistvoller Kopf findet auch darin Gelegenheit, seinen Scharfsinn zu üben und seinen Geschmack zu bilden. Carrel entwickelte gleich Anfangs dabei ein solches Ge-

schick und so gediegene Anlagen, daß in kurzer Zeit die Grenzlinie zwischen dem Schreiber und dem selbständigen Schriftsteller verwischt war; und Thierry, dessen liebenswürdige Bescheidenheit deutschen und französischen Gelehrten ein Muster sein könnte, hat stets mit großem Eifer erzählt, was der letzte Band seiner Geschichte der Eroberung Alles Carrel's Mitarbeiterschaft zu verdanken habe. So verging ein halbes Jahr, und Carrel hatte noch keine Feder zu einer selbständigen Arbeit angerührt, als ein Buchhändler Herrn Thierry um einen Abriß der schottischen Geschichte bat. Thierry, der kaum Zeit hatte, die eigenen Pläne auszuführen, schlug dem Buchhändler seinen Mitarbeiter als Autor vor. Carrel machte sich ans Werk und schrieb, die Ideen der Geschichte der Eroberung Englands zu Grunde legend, einen gedrängten Abriß der Geschichte Schottlands, welchen Thierry mit einer Vorrede von seiner Hand in die literarische Welt einführte. Das Buch machte ein ziemliches Glück, so daß Carrel von seinem Gönner fortan keinen Gehalt mehr nehmen wollte. Allein das war wieder Herrn Thierry nicht recht, und es wurde endlich ausgemacht, daß Carrel noch drei Monate lang sein Honorar beziehen, und dann frei sein sollte. Inzwischen war Carrel's Mutter nach Paris gekommen, besorgt um die Zukunft ihres Sohnes und nicht sehr erbaut von dem Gedanken, daß derselbe weiter Nichts als ein Literat werden solle. — Sie glauben also, Herr Thierry, sagte sie, daß mein Sohn auf diese Art zu etwas kommen kann? — Ich stehe gut für ihn, wie für mich selbst, erwiederte Herr Thierry, ich habe einige Erfahrung in solchen Dingen, und erkenne ungefähr, ob Einer literarischen Beruf hat. Der junge Mann pflegte diese Gespräche in stumm bescheidener und fast furchtsamer Haltung vor seiner Mutter anzuhören, deren ehrwürdiger Charakter große Macht über ihn hatte. Carrel pflegte sich nur vor jenen Eigenschaften zu beugen, die das Innere seines eigenen Wesens bildeten; denn was er so hoch an seiner Mutter verehrte, war eben jene Charakterfestigkeit, die später ihn selbst zum Gegenstande der allgemeinen Achtung machte.

Indessen wollten die großen literarischen Erfolge nicht so bald kommen. Auf Thierry's Rath schrieb er einen Abriß der „Geschichte der Neugriechen", und vom Ertrage dieses und des frühe-

ren Werkes konnte er eine kurze Zeit unabhängig leben, dann überfiel ihn wieder das literarische Elend. Die precäre Existenz eines gemeinen Soldaten der Presse, eines penny-a-liner, der bald in dieses, bald in jenes Journal kleine Artikel liefert, die von der Redaction entweder zurückgewiesen oder zurückgelegt werden, dieses traurige Leben hätte Carrel nicht ertragen, wenn sein stolzes militärisch männliches Auftreten ihn nicht wenigstens vor geringschätziger Behandlung bewahrt hätte. Nach einigen Monaten kam er in solche Verlegenheiten, daß er wieder an den Handelsstand dachte, aber, um seinen literarischen Sympathien nicht untreu werden zu müssen, an den Buchhandel. Seine Familie gab ihm die Mittel, um, in Gemeinschaft mit einem seiner Freunde, ein kleines Geschäft anzufangen, bei welchem Nichts verloren ging, als das eingelegte Capital. In einem Hinterstübchen dieses Buchladens, auf einem alten Tisch, an dessen Fuß er einen großen Neufundländer angebunden hatte, da entwarf und schrieb Carrel, bald in einen Stoß englischer Scharteken vertieft, bald seinen treuen Hund liebkosend, seine „Geschichte der Contrerevolution in England im J. 1688."

Aber auch dieses Werk ging unbemerkt vorüber, wie die beiden frühern. Es war klar und einfach, mit Mäßigung und viel gesundem Verstande geschrieben, aber nirgendswo zeigten sich jene großen Blicke und tiefen Ideen, die den überlegenen Geist, den hervorragenden Schriftsteller verrathen. Erst ein Jahr später, anno 1828, als er in der Revue française zwei ausführliche Artikel über den spanischen Krieg veröffentlichte, wo er von Dingen und Menschen sprach, die er gesehen und erlebt, als er Leidenschaften malte, die er getheilt oder bekämpft, da mit einem Male enthüllte er sich vor den Augen der Lesewelt mit den ihm ganz eigenen Formen, mit jener kühnen, aber maßvollen Zeichnung, mit jenem kraftvollen und doch so gehaltenen, anmuthigen Styl, der seinen spätern Schriften ein so glänzendes Relief gab. Diese Aufzeichnungen eines bewährten Kriegers waren nicht bloß durch die strenge Schönheit der Form und den Schwung der Ideen merkwürdig, sondern der hohe Sinn für Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, der sich darin ausprägte, mußte an einem Soldaten doppelt rühmenswerth erscheinen.

Bald sollte sich nun dem jungen Helden die Arena aufthun, in der er alle Freuden und Leiden, alle Triumphe und Aufregungen des Schlachtfeldes wiederfand. Persönliche und politische Sympathien knüpften ihn damals eng an die Herrn Thiers und Mignet; im Verein mit ihnen und unterstützt von den Koryphäen der äußersten Linken gründete er jenes Blatt, welches in Frankreich eine Revolution, wie die englische von 1688, vorbereiten sollte: den National, dessen erste Nummer mit dem 1. Januar des großen Jahres 1830 erschien.

Leute, die Carrel's Ruhm zu verkleinern glaubten, wenn sie ihn nicht als einen geborenen Republikaner darstellten, haben sich bemüht, das Gerücht zu verbreiten, als ob gleich von Anfang an, zwischen Carrel und Thiers ein radicaler Meinungs- und Gesinnungszwiespalt bestanden hätte; Carrel's Tendenzen, sagen sie, seien schon damals weiter gegangen, als die seiner Collegen, und er habe mehr verlangt, als die Vertauschung einer Dynastie mit einer andern. Deswegen, meinen sie, sei Carrel selbst lange Zeit ein seltener Gast im National gewesen. Es ist wahr, vom Januar bis in den Juli 1830 fand man im National nur geringe Spuren seiner mächtigen Feder: ein Artikel über den Tod von Alphonse Rabbe, ein rührender Aufsatz über den Selbstmord des jungen Sautelet, Geranten des neuen Blattes, ein Versuch über Leben und Schriften von Paul Louis Courier und zwei sehr pikante Streifzüge gegen die Dramen der romantischen Schule, das war um diese Zeit die ganze Frucht seiner Mitarbeiterschaft. Allein, wenn man daraus auf einen Zwiespalt zwischen Carrel's republikanischen und seiner Collegen dynastischen Ansichten schließt, warum hätte Carrel nach der Julirevolution, als selbständiger Herr des National, fast ein Jahr lang, dieselbe Politik, wie unter Thiers und Mignet, in seinem Blatte walten lassen? Warum hätte er die Julimonarchie so lange gegen ihre Gegner aller Schattirungen vertheidigt? Oder soll man sagen, daß er eine Weile transigiren, laviren und temporisiren wollte? Alle diese Loosungsworte moderner journalistischer Diplomatie standen nicht in Carrels Wörterbuch. Wir nehmen lieber an, daß Armand Carrel aus redlicher Ueberzeugung für die Monarchie kämpfte, bis es seine redliche Ueberzeugung ward, daß nur die Republik Frankreich glücklich machen

könne. Jene Zurückhaltung seiner Feder hatte einen andern, viel natürlichern Grund in Carrel's Stolz. Nach dem bei der Gründung des National geschlossenen Contracte, sollten die drei Redacteure einer um den andern die Oberleitung des Blattes führen, und zwar, da Thiers und Mignet damals in einem höheren, literarischen und politischen Ansehen standen, im ersten Jahre Thiers, im zweiten Mignet, und erst im dritten Carrel. Dieser ward dadurch in eine untergeordnete Stellung gedrängt, und da er sich zum Commando berufen fühlte, widerstrebte es seinem stolzen Sinne, fortwährend in dritter Reihe, als Subalternofficier aufzutreten. Deshalb hielt er sich, während der ersten Periode des National, ein wenig im Hintergrund.

Aus diesem Zustande des Mißbehagens und der Unthätigkeit rissen ihn die verhängnißvollen Juliordonnanzen. Carrel war bereit zum Widerstande, hatte aber gleich vielen Anderen, kein festes Vertrauen auf den Sieg der Schilderhebung. Am 26. schrieb er in einer Beilage zum National, die am Mittag ausgegeben wurde, den ersten „Aufruf an die persönliche Thatkraft der Bürger". Dieser Aufruf weckte die Lawine; es war gleichsam jener erste Elbogenstoß, von dem Börne sagt, daß er hinreiche, um, durch die Massen sich fortpflanzend, das Gerüst der Tyrannei umzustürzen; und es gibt wohl kein zweites Beispiel, daß ein bloßer Journalartikel so unmittelbar in die Geschichte Europas eingegriffen hätte; von deutschen Journalartikeln gar nicht zu reden. Freilich muß man nicht vergessen, daß nur bei einem Volke, wie das von Paris, solche Aufrufe so mächtig widerhallen können. Am folgenden Tage unterzeichnete er die allgemeine Protestation der Journalisten, die, von Thiers redigirt, ebenfalls vom National veröffentlicht wurde. Als endlich das Gewehrfeuer zwischen Volk und Truppen begonnen hatte, da irrte Carrel, wie Louis Blanc erzählt, unbewaffnet, ein schwarzes Spazierstöckchen in der Hand, durch die Straßen, wo am wüthendsten gefochten wurde, den Kugeln trotzend, ohne mitzufechten, und fragte fortwährend seine vertrautesten Freunde: „Habt ihr denn nur ein einziges Bataillon?" Es ward dem ehemaligen Souslieutenant doch schwer, an die Möglichkeit eines Volkssieges über reguläre Truppen zu glauben.

Am 30. Juli wurde ihm von Laffitte das Commando über

die Nationalgarde von Rouen übertragen, die den Parisern zu Hilfe geeilt war, und während der ersten Tage der provisorischen Regierung ward er in die westlichen Departements gesandt, zur Reorganisation der Verwaltung. Diese Sendung erfüllte er mit Eifer und Talent, indem er die Maires und Unterpräfecten, je nach seiner Ueberzeugung von ihrer Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge, entweder bestätigte oder durch andere ersetzte. Als er Ende August nach Paris zurückkehrte, hatten seine Freunde vom National bereits Posto am Staatsruder gefaßt, und ihn selbst, ohne sein Wissen und Wollen, zum Präfecten des Cantal ernannt. Er lehnte jedoch diese Stellung dritten Ranges ab, als seiner Kräfte unwürdig; er strebte auch nach keinem Portefeuille, sein ganzer Ehrgeiz beschränkte sich auf das Scepter des National. Auch dieses erhielt er erst nach einigen Debatten, da Thiers während Carrels Abwesenheit es bereits den jedenfalls schwächeren Händen des Herrn Passy anvertraut hatte.

Noch immer ist man in gewissen höheren und niederen Regionen bei uns geneigt, die Julirevolution als eine mit Noth zur rechten Zeit gelöschte Weltfeuersbrunst zu betrachten; man will durchaus den Geist dieses legitimen Aufruhrs, wenn man so sagen darf, mit den alten Dämonen des Terrorismus und der Welteroberung identificiren. Republik und Krieg, redet man sich gern ein, das war die eigentliche Losung der tricoloren Partei, und den Strom dieser glühenden, ganz Europa bedrohenden Lavaüberschwemmung habe nur der Zauberstab Louis Philipps aufgehalten, dem die Einen dies eben so sehr zum Verdienst, wie die Anderen zum Vorwurf machen. Bedürfte es, außer der Haltung des Pariser Volkes in den drei Julitagen, noch eines andern Beweises für das Vorurtheilsvolle jener Ansicht, so wäre es die Haltung, die nach dem großen Ereignisse der National beobachtet hat, dessen Redacteur, schon persönlich nicht sehr gut gestellt mit den Hauptpartisanen der neuen Gewalt, gar keine Ursache hatte, dieselbe zu schonen. Viel später erst brachen die alten Wunden auf, und die republikanische Partei war 1830 noch so schwach, daß Carrel selbst bewies, die sehr kleine, angeblich aus den Provinzen an die Kammer gelangte Zahl von republikanischen Adressen sei in Paris fabricirt worden.

Gleich im Beginne seiner Redaction sagte Carrel: Der National hat kein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen; seine künftige Politik ist ihm vorgezeichnet in derjenigen, die er bisher befolgt hat; er ist stolz darauf, von Anfange an Das verlangt zu haben, was wir jetzt besitzen. Das glorreiche Ereigniß, welches die Familie Orleans auf den Thron brachte, ist die Erfüllung seiner ältesten Hoffnungen.

Und in derselben Nummer vertheidigt er sich und seine Excollegen wider den sonderbaren Vorwurf, den man ihnen daraus machte, daß sie der neuen Regierung dienten, nachdem sie die alte stürzen halfen. Ueberall und zu allen Zeiten gab es Leute, die nur im blinden Widerstande gegen jede mögliche Regierung wahre Gesinnung und wahren Charakter sehen.

In der Nummer vom 13. September 1830 kämpft Carrel gegen die Einflüsterungen, mit denen man die Arbeiterklassen wegen des Preises der Lebensmittel und der Concurrenz der Maschinen aufzuhetzen suchte, und weist mit sehr viel gesundem Verstande nach, wie viel eine Regierung für die Proletarier thun oder nicht thun kann. Und die erste republikanische Gesellschaft, die wegen ihrer tumultuarischen Versammlungen von den Bürgern aus ihrem Locale getrieben wurde, definirt er folgendermaßen:

Eine Gesellschaft von etwa hundert jungen Leuten, die, wie es scheint, bei der neuen Ordnung der Dinge ihren Platz nicht finden konnten und nun, vom Volke ausgezischt, den Schutz jener selben Nationalgarde anrufen mußten, der sie den Titel: „unterdrückungssüchtige Aristokratie" zu geben beliebten.

Dies war die erste Verbindung zwischen Armand Carrel und jener republikanischen Partei, die er später vergebens zu discipliniren suchte. — Auch in der Frage über Krieg oder Frieden stimmte er mit den damaligen Gewalthabern. Der belgische Aufstand setzte ihn eben so in Verlegenheit, wie sie. Er sagte:

Den fremden Cabinetten liegt nicht grade an der Größe des Hauses Nassau, sondern daran, daß 4 Millionen Belgier nicht französisch werden, und das ist sehr natürlich: wenn morgen Baiern sich Oesterreich oder Preußen einverleiben will, so wird ganz Europa dagegen aufstehen.

Aber gegen die carlistische Partei und deren Umtriebe wendet er sich oft mit der furia francese eines Soldaten. So ruft er im National vom 2. October Herrn von Kergorlay zu:

Ehrlich gesagt, kann man das wohl rührende, achtungswerthe Treue nennen, was Sie treibt, die Gesetze Ihres Vaterlandes zu beleidigen, einen Fürsten zu verleumden, dem Sie im Grunde Ihres Herzens Gerechtigkeit müssen widerfahren lassen, und eine Nation zu schmähen, deren Großmuth sich in der Frechheit zeigt, mit der Sie vor ihren Ohren ein Geschlecht von Meineidigen preisen, welches der Verachtung dieser und aller künftigen Generationen verfallen ist?

Von den ersten Monaten nach der Revolution bis zum Januar 1832, wo er offen in seinem Blatte die republikanische Fahne aufpflanzte, sieht man Carrel allmälig und in sehr merkbaren Abstufungen bis zur Kriegserklärung gegen die Monarchie sich erheben; aber, was sehr wesentlich ist, es handelte sich bei ihm nur um die verschiedene Wahl der Mittel zur Verwirklichung eines Principes, über welches er nie seine Ansicht änderte und welches stets seine Devise blieb: des Principes der Selbstregierung, des Selfgovernment. Und doch kann man fragen: wie kam Carrel so geschwind dahin, an der Lebenskraft einer Institution zu verzweifeln, die er Anfangs für das trefflichste Mittel zur Verwirklichung jenes Principes gehalten hatte?

Carrel warf einmal die ironische Bemerkung hin: „Vielleicht hätte man mich gewonnen, wenn man mir ein Regiment gegeben hätte"; eine Anspielung auf das Geflüster kleiner Seelen, die seinen Repubikanismus daher leiteten, daß man ihm nicht, statt einer Präfecturstelle dritten Ranges, einen Posten gleich dem seines früheren Mitarbeiters Thiers anvertraut. So viel mag daran wahr sein: wäre Carrel durch Uebernahme eines solchen Postens in ein intimeres Verhältniß zur Regierung getreten, so würde es ihm bei seinem zarten Pflichtgefühle schwerer geworden sein, dieselbe ganz aufzugeben; und selbst, wenn die Politik derselben sein höchstes Mißfallen erregt hätte, so wäre er gewiß der Flügelmann der Linken geworden, ohne jedoch den Boden des monarchischen Princips zu verlassen. So aber machte es ihm keinen Scrupel, mit der neuen Ordnung zu brechen, als er die Ueberzeugung zu haben glaubte, daß der Wille der Nation und die Wege der Regierung auseinander gingen. Ein Umstand ist hier besonders hervorzuheben. Das constitutionelle Leben Frankreichs war damals, und ist vielleicht noch jetzt in den Windeln; nur darin zeigte sich

schon dieselbe „Routine“, wie in den ausgefahrenen Gleisen alter Verfassungen, daß die Oppositions-Parteien ihrem persönlichen Ehrgeiz fröhnten; dieselbe Partei, die mit ihm in der Opposition einen so edlen Schwung gezeigt hatte, vergaß jetzt, da sie am Ruder war, viele ihrer guten Vor- und Grundsätze. Diejenigen, die es wagten, sie deshalb der Undankbarkeit zu zeihen, wurden, wie es überall geht, negative, impotente Köpfe gescholten. Die Herrn Thiers nnd Consorten fügten sich nur zu gern jener höhern Einsicht, die, wegen gewisser Krisen von Innen und Außen, deren Bedeutung man sehr übertrieb, es für nothwendig fand, das constitutionelle Leben „vorläufig“ ein wenig einzudämmen; was die Franzosen, ihrer Natur gemäß, sich nur zu leicht gefallen ließen, denn so souverain dieses Volk in Momenten großer Aufwallung sich zu benehmen weiß, so wenig besitzt es noch Geduld und Ausdauer, um die Früchte einer Revolution langsam anzubauen, um die Controlle der Regierung fortwährend mit nimmermüder Wachsamkeit zu führen, kurz, um das Princip des Selfgovernment täglich zu üben. Zum Beweise protestirte Frankreich weniger in den Kammern gegen jene klugen Manöver, sondern die Minorität träumte immer nur von glorreichem „Waffenkampf“, und zersplitterte sich in außerparlamentarischen kleinen Factionen und verschwörungssüchtigen Gesellschaften. Carrel nun war nichts weniger als ein Factionsmensch, als ein Danton paradirender Gewaltprediger, aber er war Franzose genug, um die Schuld statt auf den Mangel an Selbstregierungstalent seines Volkes, auf die Verfassung und deren Commentar durch die Diener der höhern Einsicht zu schieben. Er glaubte unter einer Republik würde das Selfgovernment in Frankreich eine Wahrheit werden. Ob er sich nicht auch darin täuschte, ob er nicht mit Unrecht den Franzosen Eigenschaften und Tugenden beilegte, die nur er und einige Wenige seines Gleichen besaßen, das wird am Besten daraus hervorgehen, wie er von der sogenannten republikanischen Partei verstanden und behandelt wurde.

Von dem Tage an, wo er das Banner der Republik aufgepflanzt, war sein Leben ein fortwährender und doppelter Kampf gegen die Disciplinlosigkeit der Seinen, wie gegen die Geschicklichkeit seiner Gegner. Wenn er einerseits durch den ritterlichen Muth,

mit dem er stets persönlich für seine Sache einzustehen bereit war, den bessern Theil seiner Armee zur Begeisterung hinriß, so flößte er dagegen durch seinen edlen Abscheu vor jeder demagogischen Brutalität, durch seinen gesunden Sinn, der den Charbatanismus und das blutrünstige Pathos sansculotter Beredtsamkeit verschmähte, der größern Hälfte seiner Partei Mißtrauen ein. Er bekämpfte jedes Gewaltmittel als ein Unglück für seine Partei, und wenn diese nicht auf ihn hörte und in die Falle ging, so rächte er sich an ihr nur durch den Muth, mit dem er stets nach der Niederlage der Seinen sich zwischen die Regierung und die Besiegten stellte. Vergebens rief er seiner Partei zu, sie müsse sich erst Ansichten und Ueberzeugungen bilden, und das Volk bekehren, statt es zwingen zu wollen. „Die Dynastie", sagte er (4. October 1833), „sucht uns fortwährend zum ungesetzlichen physischen Angriff zu reizen, um die Nation auf ihrer Seite zu haben; also muß unsere Taktik darin bestehen, daß wir die Dynastie zum Staatsstreiche zwingen, daß wir ihr keinen Vorwand geben, die Charte im scheinbaren Interesse der gesetzlichen Ordnung zu verletzen. — Wenn die Dynastie noch einen Sieg gegen die Republik davonträgt, so wird sie zur absoluten Monarchie alle diejenigen bekehren, die durch die Junitage noch nicht einmal zur constitutionellen bekehrt worden sind."

Der Bourgeoisie bemühte er sich zu beweisen, daß die Republik weiter Nichts wolle, als die erbliche Gewalt in eine wählbare verwandeln, das Stimmrecht ausdehnen, die Associations- und Discussionsfreiheit sichern, die Municipalfreiheit erweitern und die Nationalgardenarmee mit der stehenden zu einer und derselben Macht verschmelzen, dies alles aber nicht ohne die freie Zustimmung des Volkes erst erlangt zu haben; denn er wies mit Energie die brutalen Theorien der „Gesellschaft der Menschenrechte" und der „Tribune" zurück, und vertheidigte sich siegreich gegen die Ultras seiner eigenen Partei, deren Fanatismus die persönliche Freiheit und die Eigenthumsrechte mit Füßen trat.

„Wir wollen", sagt der National (13. Mai 1833) „die Freiheit für uns, heute, und morgen gegen uns, wenn wir die Herrn wären, nicht wie Jene, die nur aus Verfolgten Verfolger werden wollen." Wir sind gegen die Anarchie wie gegen die Monarchie." Natürlich ward er dafür von den grotesken Affen Marats ein

Elender, ein Gemäßigter gescholten, ein Aristokrat, „würdig, neben Laffayette, an der Laterne zu hängen."

In den Memoiren Gisquet's findet man ein vertrauliches Schreiben Carrel's an Petetin, mit merkwürdigen Enthüllungen über die moralische Anarchie, welche die republikanische Partei unterhöhlte. Marrat, damals Redacteur der Tribune, mußte sich mit einem Cameraden schlagen, der, ein noch stärkerer Jakobiner als er, ihn beleidigte, weil er (Marrat) Laffayette bloß einen „großen Verbrecher" und nicht einen „Auswurf der Menschheit" genannt hatte.

Carrel war (am 21. Januar 1835) wegen Preßvergehen im Gefängniß von St. Pelagie; seine Mitgefangenen forderten ihn auf, zur Feier des Jahrestags von Ludwig's des 16. Hinrichtung zu illuminiren. Da er nicht wollte, wie sie wollten, stürzte die ganze Bande auf sein Zimmer, mit dem Geheul: „Hängt ihn auf, den Gecken mit seinen Glaceehandschuhen!" Und Gisquet erzählt, daß Beamte und Soldaten einschreiten mußten, um aus den Händen dieser Wüthenden einen Mann zu befreien, der durch Talent nnd Charakter ihr natürliches Oberhaupt war.

Und dennoch blieb Carrel, auch als er einsehen mußte, daß diese Partei täglich mehr in der Achtung Frankreichs sank, mit ächt republikanischer Selbstverläugnung, seinem Princip treu, auf der Bresche stehen. Als sich, nach den wüthendsten Excessen, der Katzenjammer bei dieser Fraction einstellte, als sie, geschlagen im Parlament, vor den Tribunalen, auf den Straßen, vernichtet in ihren kühnsten Organen, verstrickt in einem kunstvollen Netz von Repressivgesetzen, anfing sich selber aufzugeben, da sah man ihn, der den blinden Tollköpfen vergebens Klugheit gepredigt hatte, mit der alten Festigkeit Hoffnung und Enthusiasmus schüren im Herzen einer demoralisirten Gesellschaft; da breitete er über sie den Schild der allgemeinen Achtung, den sein Charakter einflößte, und trotzte allen gerichtlichen Verfolgungen, um ihr wenigstens in der periodischen Presse ein letztes Banner zu erhalten.

Die Septembergesetze, welche die Principien-Erörterung unterdrückten, waren ein harter Schlag für Carrel, und er ertrug dieses Joch nur mit bebendem Zorn. Während bei Andern in Folge dieser Gesetze eine gewisse Heftigkeit der Gesinnung, die überhaupt

meistens nur Blutwallung gewesen, sich bedeutend zu legen anfing, ging mit seinen Ideen eine umgekehrte Umwandlung vor. Seine Freunde versichern sogar, daß er von jenem Tage an gewissen Erinnerungen und Namen, die er bis dahin gescheut hatte, weniger abhold wurde; daß er den Exaltirten zuweilen, wenn auch widerstrebend, die Hand reichte, und bei seinem Principe der „Freiheit für Alle" einige Einschränkungen zuließ. Im Ganzen gibt der National kein Zeichen von dieser Metamorphose, außer in der schneidenden Polemik, in die Carrel kurz vor seinem Tode wegen Alibauds sich einließ.

Bei seinen zahlreichen Preßprocessen vertheidigte er sich fast immer selbst, und meistens mit einer so geschickten Verschmelzung von trotziger Kühnheit und maßvollem Anstande, daß er oft freigesprochen wurde. Weniger glücklich war er vor der Pairskammer, doch hatte er auch hier schöne Momente, und man erzählt sich noch mit Begeisterung von jener famosen Apostrophe an den Schatten des Marschall Ney, die den General Excelmans so tief ergriff, daß er, Carrels Richter, für den Angeklagten Partei nahm.

Einen großen Fehler hatte Carrel, für den man in Frankreich mehr Nachsicht hat als in Deutschland: seine soldatische Empfindlichkeit im Punkte der Ehre, womit sich eine freie Discussion schwer verträgt; weil er bereit war, jeden Augenblick für seine Worte auf die Mensur zu treten, wurde er in seiner Polemik oft zur unrechten Zeit persönlich und gradezu herausfordernd. Bei uns freilich ist das anders, das Duell ist grade nicht die Leidenschaft unserer Journalhelden, und wir sind weit entfernt, ihnen das zum größten Vorwurfe zu machen, aber die Persönlichkeiten sind darum nicht seltener bei uns, als in Frankreich. Wie oft genießen wir das erbauliche Schauspiel, daß sich zwei Redactionen vermittelst des aschgrauen Löschpapiers täglich auf Tod und Leben befehden, sich Käuflichkeit und Gesinnungslosigkeit gegenseitig ins Gesicht werfen, und überhaupt Artigkeiten sagen, für die man sich anderswo den Hals abschneiden würde! Bei uns ist man gemüthlicher, man stopft eine neue Pfeife, nimmt eine neue Feder, und schneidet einander die Ehre, aber nicht den Hals ab. Denn man glaubt, Gesinnungslosigkeit sei am Ende noch nicht so ehrlos.

Carrel hatte schon unter der Restauration zwei Duelle, das eine mit einem Redacteur des drapeau blanc, wo es sich traf, daß beide Gegner mit den zwei Zeitungsartikeln, welche das Duell veranlaßten, eigentlich gar nichts zu schaffen hatten; das andere mit einem Legitimisten, in Folge eines Disputs über die Gefangenschaft der Herzogin von Berry. Carrel verwundete seinen Gegner, bekam aber selbst einen Degenstoß in den Unterleib. Die schmeichelhaftesten Zeichen einer allgemeinen Sympathie wurden ihm zu Theil und die wärmsten uud wohlwollendsten Vorwürfe seiner Freunde. Carrel hörte sie lächelnd an, und versprach sich zu bessern. Allein er besserte sich nicht.

Ein neues Journal, die „Presse", war von Emile de Girardin gegründet worden, und im Prospectus erhob Girardin sein Blatt als das billigste und beste aller Blätter. Ein Redacteur des Bon Sens griff diesen Prospectus in einer Reihe von injuriösen Feuilletons an, und Girardin hing dem Geranten des Bon Sens darüber einen Proceß an. Anfangs wollte sich Carrel in einen Streit dieser Art nicht mischen, aber endlich gab er den Bitten des Bonsensredacteurs, der seitdem ein Freund Girardins geworden ist, nach, und drückte im National seine Verachtung aus gegen die „Presse" und deren Gründer, namentlich, weil dieser vor dem Gerichtshof, statt auf der Mensur, Genugthuung sich zu verschaffen suche. Girardin antwortete den folgenden Tag in einer Note, worin er unter anderm sagte, der National zeige hier nicht die Loyalität, die man dem Charakter Carrel's nachzurühmen pflege; dann bedrohte Girardin noch andere liberale Blätter mit Processen und spielte zuletzt auf einen Freund Carrel's und Mitarbeiter an dessen Journal an, der sich gerade, als Chef eines industriellen Unternehmens, bankerott erklärt hatte.

Darüber kam es zu persönlichen Unterhandlungen auf Carrel's Stube und sollte der Streit durch eine „Erklärung" in beiden Journalen gütlich beigelegt werden, als Carrel darauf bestand, daß diese Erklärung nicht gleichzeitig, sondern erst in der „Presse" und dann im National erscheinen solle. Diesem Verlangen wollte sich Girardin nicht fügen und Carrel stand auf, mit den Worten: „Ich bin der Beleidigte, ich wähle die Pistole."

Das Duell fand am folgenden Tage, den 22. Juli 1836,

früh Morgens, im Gehölz von Vincennes statt. Die beiden Gegner feuerten und fielen gleichzeitig; Girardin leicht am Schenkel, Carrel schwer in der Hüfte verwundet. Carrels erste Frage war nach dem Befinden seines Gegners. Er wurde nach dem Dorfe St. Mandé gebracht, wo er im Hause eines alten Cameraden aus der Militairschule, der ihm jetzt eine neuauflebende Jugenderinnerung war, nach zwei schmerzvollen Tagen in einem, wie man sagt, merkwürdigen und beredten Delirium hinüberging, den **24**. Juli um **5** Uhr des Morgens, in einem Alter von **36** Jahren.

Dieser frühzeitige Tod ward wie ein öffentliches Unglück betrauert und die Journale aller Farben vereinigten sich im selben Ton der Klage. Halb Paris strömte zum Begräbniß nach St. Mandé, dessen bescheidener Kirchhof ein historisches Relief erhielt durch Carrel's Grab, welches eine Bronzestatue von der Hand Davids (aus Angers) ziert. Dieses Denkmal stellt den Journalisten dar, den rechten Arm ausstreckend, das Haupt ein wenig zurückgeworfen, in jener stolzen rhetorischen Haltung, die er hatte, als er vor dem Pairshof den Schatten Neys heraufbeschwor.

Man versichert, daß Carrel in seinen letzten Tagen, müde des unfruchtbaren Kampfes gegen den Lauf der Dinge, daran dachte, zu den großen historischen Arbeiten zurückzukehren; namentlich trug er sich mit einer Geschichte Napoleons. Eben so lockte ihn von einer andern Seite die Tribune, auf der ihm gewiß große Erfolge vorauszusagen waren. Gewiß ist, daß Carrel nicht nach dem was er geleistet hat, sondern nach dem was er noch hätte leisten können, beurtheilt werden muß: sein Leben gleicht jenen classischen Torsos, jenen halbvollendeten Monumenten, deren fragmentarische Schönheit nur den Verlust des Ganzen um so bitterer empfinden läßt.

In seinem Privatleben war der berühmte Redacteur des National ein bewunderungswürdiges Muster von Güte und Großmuth. So herb und schneidend er als öffentlicher Charakter auftrat, so sehr er da etwas vom altrömischen Brutus hatte; so vielfach erinnerte er bei sich zu Hause durch Anmuth, Eleganz und Liebenswürdigkeit an den altfranzösischen Edelmann. Wer ihn vor **1830** sah, damals, da sein Name sich kaum zu verbreiten anfing, da nur die uneigennützigen unter seinen Freunden sein Talent prie-

sen, der ward überrascht von der Kraft, die sich auf seinem originellen Antlitz und in seinem ganzen Wesen ausprägte. Unter dieser Kraft verrieth sich aber auch eine edle Freiheit, die besonders in der Bildung der Lippen und in seinem sanftstolzen Auge ausgesprochen war. Dagegen äußerte sich in seinem Benehmen eine peinliche Empfindlichkeit und Gezwungenheit, wie die eines Mannes von Ehre, der sich verkannt, oder doch nicht recht gewürdigt glaubt. Man sah ihm überdies den Militär in Civilkleidern an. Nach der Revolution war es, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen, als habe er zum zweiten Mal im Proceß Leben und Freiheit gewonnen. Die Größe seiner Aufgabe, und die Bedeutung der Rolle, die er zu spielen hatte, die Erwartung großer Gefahren nnd großer Erfolge, alles was mehr untergeordnete Geister berauscht und aufgeregt hätte, alles das beruhigte ihn. Sein sonst düsteres Antlitz hatte sich aufgehellt, seine Züge, ohne von ihrem scharfen Gepräge zu verlieren, waren sanfter geworden, und seine einfache, höchst natürliche Höflichkeit, seine ungesuchte Liebenswürdigkeit im Umgange gab ihm einen so verführerischen Reiz, daß man bereits in dem ausgezeichneten Schriftsteller die schöne Persönlichkeit hervorhob, und daß die Cyniker seiner Partei ihm seine Glacéehandschuhe und seine aristokratischen Prätensionen vorwarfen.

Armand Carrel hat keine Kinder hinterlassen und war nicht verheirathet: er lebte viele Jahre in freier Ehe mit einer von ihrem Manne geschiedenen Frau. Die tiefste gegenseitige Achtung und die edelste Hingebung beider Theile heiligten diese Verbindung, welche die gesetzliche Sanction nicht durch Carrel's Schuld entbehrte. Denn das Scheitern des Ehescheidungsgesetzes, welches mehrmals von der Deputirtenkammer angenommen und von der Pairskammer stets verworfen wurde, schmerzte ihn tief und er hat sich nur schwer darüber trösten können. Aber ungleich mancher legalen Wittwe, die durch unwürdige neue Verbindungen das Andenken eines mehr oder weniger berühmten Gatten entweiht, — wie man in unsern Tagen nur zu häufig sah — hat die Dame, die Carrel's Herz besaß, sich in Trauer zurückgezogen und gleich Moore's irischer Wittwe, kennt sie keine andere Liebe mehr als Carrels Grab.

Auch ein Wort über dramatische Zustände.

Die Literatur, und namentlich die Journalistik, hat sich in letzterer Zeit wieder mit Eifer unserer neu aufstrebenden Dramatik angenommen; aber nicht der Literatur allein liegt es ob, ihre Zeit zu verstehen, sondern allen Denen, welche berufen sind, Leiter zu sein in dieser oder jener Beziehung des Lebens, welche durch Zufall oder menschliche Wahl an einen Platz gestellt wurden, von wo aus ihnen eine reichere Einwirkung auf die Geschicke der menschlichen Thätigkeit gestattet ist. Reden wir von der dramatischen Poesie und von Deutschland, so sind es die deutschen Theater-Directionen und die deutschen Regierungen, denen ein Haupttheil der Aufgabe zufällt, dem regeren Streben fördernd ihre Unterstützung zu weihen. Denn es ist kein Spiel, wenn eine ganze Literatur sich mit aller Intensität einem besonderen Zweige des poetischen Schaffens zuwendet, es ist vielmehr eine wichtige historische Nothwendigkeit.

Was thun zunächst die Theater zur Begünstigung der jungen deutschen Dramatik? Lassen sie es sich angelegen sein, alles Erscheinende liebevoll und aufmerksam zu prüfen, fördern sie Erstlings-Werke, ohne Rücksicht auf äußere Vortheile zur Darstellung, ist es überhaupt die Schönheit, der Werth einer dramatischen Arbeit, was die Wahl bestimmt? So im Allgemeinen die Frage gestellt, kann nur eine traurige verneinende Antwort folgen. Gerade die am reichsten dotirten Theater thun das Wenigste aus reinem Interesse

an der Sache. Gedrängt, gezwungen von der öffentlichen Meinung weichen sie langsam, mit Widerstreben, einen halben Schritt nach dem andern von der faulen Bahn des Alt-Herkömmlichen; fast nirgend erfreut uns die Rüstigkeit und Rührigkeit eines schnellen, kräftigen, consequenten Eingreifens in die Erscheinungen der Zeit. Vereinzelt tritt einmal hier, einmal dort, dieses oder jenes Werk eines neueren Autors auf die Bühne, und selbst das Berliner Hoftheater, das, vermöge seiner Stellung, allen anderen voranzugehen berufen wäre, wartet meist die Erfolge neuer Stücke auf anderen Bühnen ab, ehe es schlaftrunken die Hände danach ausstreckt, um den übrigen nachzuhinken. Was helfen die Tantiemen in Wien, Berlin, München, wenn diese Schläfrigkeit, dieser Schlendergang die Früchte derselben vor dem Reifen verfaulen macht? Bevor die Theater-Directionen nicht aus eigener, innerer Nöthigung das neu Entstehende für berechtigt halten, ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, bevor nicht ein klares, herzliches Bewußtsein sie mit ihrem Volke und dessen Dichtern zusammenschließt, haben wir keine Besserung dieser matten, lässigen, allen Aufschwung hemmenden Zustände zu gewärtigen. Um einen solchen geistigen Zusammenschluß der Theaterleitungen mit dem Volksbewußtsein und den Interessen der Dichter zu erwirken, ist aber vor Allem nothwendig, daß jene ihre Zeit zu begreifen verstehen, daß sie von der Intelligenz ihrer Zeit genugsam durchdrungen sind, um den Strömungen der Geschichte des Geistes folgen, um mit richtiger Förderung in dieselben eingreifen zu können. Als erste und nothwendige Bedingung also ist die Forderung hinzustellen, daß nur Männer von gereifter, in Erkenntniß der Gegenwart gereifter Bildung an die Spitze von Kunst-Instituten berufen werden, deren Zweck die öffentliche Darstellung des lebendigen Dichterwortes und werkes. Wie weit gerade die Hoftheaterintendanzen, denen die bedeutendsten Mittel zu Gebote stehen, zum größten Theile die Erfüllung jener Forderungen schuldig bleiben, bedarf von meiner Seite keines Beweises. Sie selbst liefern den augenscheinlichsten durch die Art ihrer Wirksamkeit. Sie hemmen, statt zu fördern.

Gesetzt aber nun, die erste gerechte Forderung, Männer von Intelligenz, Kunstverständniß, zeitgemäßer Gesinnung an der Spitze

der ersten Theaterinstitute zu erblicken, würde uns gewährt, die Intendanzen der Hoftheater, auf die wir unser Hauptaugenmerk zu richten haben, würden der nichts weniger als geachteten Stellung *) entrückt, die man ihnen im Geiste der Dichter durch verfehlte Besetzung bereitete, wäre damit allein schon der Zustand erreicht, der für freie Entwickelung der nationalen Dramatik nothwendig ist? Nein! Wohl würde dadurch ein Fortschritt gewonnen sein über die gegenwärtigen jammervollen Zustände hinaus, wo die Theaterverwaltung meist in den Händen von Männern liegt, die, aller Selbständigkeit baar, nur den Einflüssen der Camarilla gehorchen, auf Einflüsterungen, Protectionen und Connexionen merken, das öffentliche Urtheil entweder ganz verachten, oder, das Wahre vom Unwahren darin nicht zu sondern wissend, um den Lobqualm einer erbärmlichen in Persönlichkeit befangenen Journalistik mehr noch buhlen, als um die Anerkennung einer gesinnungsvollen Kritik. Männer von tüchtiger, mit der Zeit in Einklang stehender Intelligenz würden mit reiferem Urtheil und freierer Einsicht in die Verhältnisse der nationalen Kunst, zugleich im Bewußtsein und Selbstgefühl ihrer geistigen Bildung, die Interessen der Dichter und die Kunst überhaupt gegen die hindernden Einflüsse von Oben und Außen selbständiger und nachdrücklicher zu vertreten vermögen, als Kammerherrn und sonstige Hofmänner, denen das Bücken und Schmiegen zur Lebens-Aufgabe geworden, als Leute, deren einziges Verdienst der Adel oder — ein ökonomisches Talent. Ein Fortschritt also wäre durch solche Aenderung gewonnen, aber doch immer nur ein sehr geringer, so lange dynastische und Regierungs-Sympathien, royalistische und diplomatische Rücksichten die Wahl der auszuführenden Stücke beschränken. Wie matt, wie kränklich, wie abhängig zeigt sich die deutsche Politik, wenn sie die vaterländische Kunst verkürzt und verwirft, um einer auswärtigen Macht keinen Anstoß zu erregen. Zwei Momente aber greifen in diesem Bezuge besonders lähmend ein, zunächst das Gesetz, welches die Verwandten herrschender Dynastien von der Bühne ausschließt, und dann die Furcht

*) Keine Regel ohne Ausnahme. Zu den ehrenvollsten Ausnahmen rechne ich Herrn v. Gall in Oldenburg.

vor dem Geiste der neuen Zeit. Man scheint es noch immer für eine Entweihung zu halten, daß z. B. ein König auf die Bühne gebracht werde, und doch ist so mancher König erst durch die dramatische Poesie zu einem ewigen Leben gekommen! Freilich kann die Poesie nicht nach Art Derjenigen verfahren, welche jeden König als einen Gottgesalbten, als unfehlbar und makelfrei hinstellen möchten, sie darf, wenn sie ein Charakter-Gemälde liefern will, die Schwächen eben so wenig verschweigen als die Vorzüge. Sagt nicht aber auch die Geschichte dasselbe? Läßt das Urtheil der Geschichte sich erkaufen? Es kann wohl keinem erleuchteten Herrscher des neunzehnten Jahrhunderts mehr einfallen, die Geschichte als von der Königsmacht abhängig zu betrachten, noch weniger aber zu verläugnen, daß auch seine Vorfahren keine Götter, sondern eben Menschen waren, wie wir Alle sind. — Wozu also dieser Schleier über das Leben derselben, der auf anderem Gebiete längst gelüftet worden, wozu dieses Leichentuch vor die Coulissen gehängt? — Wie weit erstreckt sich die Verwandtschaft herrschender Dynastieen? Preußens Königshaus z. B. ist verwandt mit Meklenburg, Meklenburg wurde es durch die jetzige Herzogin von Orleans mit dem Königshause Frankreichs. Dürfen Frankreichs Könige noch auf preußischen Bühnen erscheinen, oder wo liegt hier die Grenze der für das Theater geeigneten Verwandtschaft? Das Gesetz ist auf einen Rechtsboden gar nicht zu stellen, öffnet der Willkür Thür und Thor, und kann, in Verbindung mit der Furcht vor den Gedanken der Neuzeit, die man vom Theater fern halten will, nach Belieben leicht alle deutschen Stücke von deutschen Bühnen ausschließen. Diese Furcht vor oder Abneigung gegen diejenigen geistigen Richtungen, welche der Gegenwart als ihr eigenthümlichste angehören, und innerhalb deren jeder Schriftsteller von Bedeutung sich bewegt, weil er ein Kind seiner Zeit, führt dazu, daß man den besseren Werken die Aufführung versagt, dagegen aus längst untergegangenen Richtungen Veraltetes hervorsucht, um das Abgestorbene und Todte mit fruchtlosen Anstrengungen zu einem Scheinleben zu erwecken. Das aber gerade ist eine tief verletzende Verhöhnung der Gegenwart und muß den Verfall der Kunst beschleunigen. Ich komme hier auf einen Ausspruch zurück, den ich

an anderem Orte that. Will man der dramatischen Kunst und mittelbar dem ästhetischen Sinn des Volkes förderlich sein, so ist am wenigsten die Auferweckung solcher Theaterstücke, welche in einer einseitigen, der Vergänglichkeit und Vergangenheit gehörenden Richtung geschrieben wurden, der Weg dazu. Der lebendige Irrthum der Gegenwart hat, wenn er mit Talent oder Geist vertreten wird, seine Rechte auf Berücksichtigung, denn er steht mitten im unbeendeten Kampfe, er bildet eine nothwendige Seite im dialektischen Gebärungs-Proceß eines neuen Fortschritts. Nicht so der todte Irrthum der Vergangenheit, den die Geschichte bereits im Bewußtsein der Menschen gerichtet hat. Als er auftrat, ein neu geborener, da hatte er ein Recht zu fordern, daß ihm eine Stimme auf dem Kampfplatz, heiße dieser Wissenschaft oder Kunst, gestattet werde, daß man auch ihm die Wege öffne, um zu Ohr, Sinn und Geist des Volkes zu gelangen, damit dieses zum Theil, soweit es in gleichem Irrthum befangen, ihm den Zoll der Spanne Zeit entrichte, welche sein Leben bedingt, zum Theil, soweit es in entgegengesetzter Richtung, Meinung und Gesinnung befangen, den Kampf gegen ihn beginne. So allein bildet sich in geistigen Dingen auf ungestört organischem Wege das Urtheil der Geschichte, das unwiderruflich ist, nachdem es gesprochen. Wer daher ein Schätzer und Pfleger der Kunst heißen will, der hat sich zur Aufgabe zu stellen, der Vergangenheit nur das zu entlehnen, was die Krone der Unvergänglichkeit im Tempel der Schönheit empfangen, die Gegenwart aber in allen ihren bestimmten und verschiedensten Geistes-Richtungen in die unbeschränkte Oeffentlichkeit zu fördern und unverkümmert dem Richterspruch der Lebenden zu unterwerfen. So allein, wenn man eine ästhetisch gebildete Kritik, Hand in Hand mit dem öffentlichen Urtheil des Volks und der Zeit, über dem Vergangenen, die volle, frische, parteilose Liebe über dem neu aus dem Leben der Gegenwart Entstehenden walten läßt, erringt man mit Recht den Titel eines einsichtsvollen Beschützers der Kunst.

Gesetzt nun, auch dieser zweite Wunsch würde uns gewährt gleich dem ersten. Die Intendanzen besäßen die erforderliche Intelligenz, das erforderliche Kunstverständniß, um ihre Zeit und

die in ihr wurzelnde Kunst zu begreifen und zu vertreten, die Regierungen entschlössen sich zu jener parteilosen Liebe bei Entgegennahme der neuen Dramatik, würde dann ein deutsches National-Drama zu voller, reiner Blüthe gelangen und in die Vollendung treten? Wiederum: Nein! Ein ungeheurer Fortschritt gegen Jetzt wäre allerdings geschehen, die Lebenden würden anerkannt werden, sie würden zahlreiche Fesseln abwerfen von Geist und Phantasie, würden freier, lebenskräftiger auftreten können, denn sie würden Luft gewinnen zum Athmen, — und diese den Lebenden zu entziehen, ist ein Verbrechen an der Menschheit. Innere und äußere Vortheile für Dichter und Publicum würden sich vielfach zeigen durch den erleichterten Zugang der ersteren zur Bühne, durch die unbeschränktere Wahl des Stoffs und den nicht mehr verkümmerten Hauch des Geistes, den der Dichter aus dem innersten Seelen-Drange seinem Werke verleihen muß. Aufathmen würde die deutsche Dramatik, aber neu erschaffen werden nicht. Zu einer neuen, ächt nationalen, großen und genialen Dichtung auf dramatischem Gebiet wäre auch dann immer noch der Boden nicht vorhanden, bevor nicht eine Umgestaltung vor sich ginge in allen Beziehungen des deutschen Lebens. Der Grund und Boden alles Völkerlebens ist die Politik. Ohne politische Freiheit wird ein einseitiges Gestalten größerer Freiheit auf diesem oder jenem Einzel-Gebiete immer nur Anstrebungen und Versuche hervorrufen, die, je energischer sie werden, um so mehr die Einzelfreiheit in Gefahr bringen, doch ein neues dauerndes Kunstleben nicht erzeugen. Politische Freiheit also! In erregter und befriedigter Lust und Liebe zur öffentlichen Sache allein, vor dem hellen Sonnenschein der Oeffentlichkeit, dem offenen Austausch des freien Wortes kann die Unbehaglichkeit, Gedrücktheit und Thatlosigkeit des jetzigen deutschen Lebens schwinden, nur im freien, männlichen Handeln für das Allgemeine, getrennt von allen Standes-Interessen, der deutsche Sinn zu neuer Größe und Jugendkraft erstehen. So allein kann aus dem breit getretenen Sumpfboden der Mattheit und Indifferenz das Samenkorn des Bewußtseins zu treibenden Pflanzen und Blüthen energischer Thätigkeit erwachsen. So allein würde sich das in lyrische Trübheit und dürre Reflexion zerspaltene deutsche Leben zu dramatischer Concentration

zusammenraffen. Die neueste Philosophie ist in's Leben getreten, ist innere Anschauung praktischer That geworden im Gedanken der Menschen, aber der Zwiespalt zwischen Gedanke und Erscheinung lastet mit Bleigewicht auf allen Gemüthern, auf allen Regungen und Bewegungen, also auch auf der Poesie. Dieser Zwiespalt des Suchens nach der That in der bewußten Ueberzeugung, daß eine Katastrophe erfolgen müsse, und des Nicht-Vollbringen-Könnens derselben drückt die Volkskraft zu Boden und erstickt im ersten Keimen jeden Aufschwung des Genius. Ohne politische Freiheit, ohne Reform aller Zustände im deutschen Gesammtleben, wird jedes Streben auf halbem Weg zum Ziele stehen bleiben. Politische Freiheit allein schafft dem Volk ein neues, frisches Dasein, politische Freiheit allein kann das stockende Blut neu pulsiren machen durch alle Adern der Nation, an der Sonne der politischen Freiheit nur werden deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst, deutsches Leben ihre Auferstehung feiern, wird endlich die Centifolie der Poesie, das Drama, in voller Schönheit sich entfalten.

Unter den gegenwärtigen gedrückten Verhältnissen nun ist es eine ernste Pflicht der Literatur, die Aufmerksamkeit auf Diejenigen hinzuleiten, welche mitten unter Hemmungen und Druck dennoch im Auftrag des Zeitbewußtseins ein Feld bebauen, dessen dürrer Boden vergebens auf den befruchtenden Regen wartet. Die Früchte, welche sie mühsam erziehen, können der scharfen Kritik nicht als vollkommen erscheinen, aber als erster Ertrag einer neu beginnenden Cultur werden wir sie mit Wohlwollen zu betrachten haben. Es ist kein Genius unter ihnen, der neue Bahnen bricht — wir wissen ja wohl, warum das nicht sein kann! — aber viel Talent und Geist, viel ernstes und bewußtes Streben finden wir unter ihnen. Sie gehören der Periode des Ringens nach dem Ziele, der Vermittelung zwischen den zerspaltenen Kräften des Wollens und Vollbringens an, und dieser Charakter ihrer Zeit spricht aus ihren Werken. Sie stehen mitten in einer kämpfenden Zeit, die nach innerer Kräftigung ringt, und kämpfen in dieser Richtung als Vorkämpfer einer neuen Zeit, wo dramatische Thatkraft Leben wie Kunst durchathmen wird.

Anton Gubitz.

Tagebuch.

I.

Ein neues Lustspiel.

Aus Paris.

Eine ächt französische politische Komödie! Sie ist aber nicht auf der Börse, nicht in der Pairs- und nicht in der Deputirtenkammer, sondern, was eben das Wunderbare, auf einem wirklichen Theater, dem Odeon oder Second Theatre français aufgeführt worden und hat gestern Abend halb Paris in Aufregung versetzt. Der Beifall des Publicums war eine doppelte Demonstration, er galt den pikanten Anspielungen des Stückes auf die Gegenwart und der eigenthümlichen Lage des Autors, des Herrn Felix Pyat, der nicht einmal die Erlaubniß erhalten konnte, der ersten Aufführung seines Dramas beizuwohnen. Sie erinnern sich, daß Pyat, wegen seiner Angriffe auf den Hoffeuilletonisten Jules Janin, zwei Jahre zu sitzen verurtheilt wurde, und diese Zeit ist noch nicht um; indeß er wird den Erfolg von gestern Abend gehört und auch im Gefängniß gut geschlafen haben, besser vielleicht als Jules Janin, der noch nicht weiß, was für eine Kritik er über die neue Komödie schreiben soll.

Das Stück ist sehr, sehr französisch, denn es spielt im alten Griechenland, und zwar in Athen, etwa 400 Jahre vor Chr. Geb. Es versteht sich von selbst, daß Athen nur eine bescheidene Folie für Paris, und daß der Held des Stückes, Diogenes, eigentlich nur ein antiker Robert Macaire ist. Auch mit der Chronologie nimmt es der Verfasser nicht sehr genau; die Zeit vor oder nach Perikles ist ihm einerlei, und er hat Recht daran. Aus einer satyrischen Komödie will man ja nicht Geschichte lernen.

Vorspiel. Wir stehen also in Athen auf einem öffentlichen Platz. Man athmet antike Luft, die Sonne des Perikles vergoldet

noch die Säulen und Stufen der attischen Tempel und Paläste. Ein Mann tritt auf, in Reisekleidern, mit bestaubten Schuhen, den Wanderstab in der Hand. Er kommt direct aus Sinope und gehört einer ehrbaren Familie an, die vom Falschmünzen seit undenkbaren Zeiten sich ernährt hat. Sein Vater hat wegen einer Lumperei von ein Paar tausend Drachmen, die er fabricirte, Reißaus nehmen müssen; er aber ist auf den großen Gedanken gekommen, sich einmal Athen, das Athen anzusehen, welches da maschirt à la tête de la civilisation, welches der Brennpunkt aller schönen und großen Geister ist, die einzige unter allen Städten Griechenlands, die den Talenten des jungen Diogenes von Sinope einen würdigen Spielraum bieten kann. Denn er hat sich entschlossen, sein Brod als ehrlicher Mann zu verdienen, und wie er die Statue des Miltiades sieht, die, ganz in Gold und gloire gehüllt, von ihrem hohen Sockel den Platz beherrscht, so ruft er: bon, ich werde Soldat; ich werde siegen, Razzias machen, und man wird mir Monumente errichten. Aber in diesem Augenblick naht sich ihm ein alter Invalide, ein Stelzfuß, der in den großen Perserschlachten (!) verstümmelt worden, und bettelt um ein Almosen. Diogenes sieht ihn an, wirft ihm einen Obolus hin und sagt: Nein, ich werde kein Soldat.

Aber, ich bin ein gesunder Kerl, ich werde arbeiten, ich werde den Meißel führen und den Marmor hauen zum Ruhm des Vaterlandes . . . da wird eine Bahre von zwei Arbeitern vorbeigetragen, ein dritter liegt auf der Bahre, mit zerschmetterten Gliedern, und ein vierter, der hinten nachgeht, sammelt Almosen für die Wittwe und die Waisen des armen Arbeiters, die nun ohne Brod sind. . . Diogenes gibt wieder einen Obolus aus, und ruft mit einem Seufzer: Nein, ich werde kein „Ouvrier!"

Wie, wenn ich Poet würde? Poet! wiederholt er mit saurer Miene, — bah! meinetwegen, ich werde Poet! Da hört er Geschrei und Gezeter. Ein Dichter kommt über die Bühne, von seinen zwei Söhnen, die ihn für verrückt ausgeben wollen, vor den Richter geschleppt. Der Greis vergießt Thränen, ruft die Götter zu Zeugen und declamirt Verse. Diogenes horcht auf, erkennt den großen — Sophokles (!), beugt sich vor ihm, nimmt sich aber vor, kein Poet zu werden.

Beim Herkules! sagt er, die Geschichte wird immer verwickelter. Soll ich am Ende nach Sinope zurück? Nein! . . Halt, jetzt hab' ich's. Ja, ich werde ein Philosoph. Seinen Nächsten Weisheit lehren, daß muß schön sein. . . In diesem Augenblick bewegt sich ein Zug über den Platz; es sind Leute ans dem Volk, die Verwünschungen rufen, und Bewaffnete, die den Säbel schwingen. Zwischen den Bewaffneten geht ein Mann, dessen Haupt ein schwarzer Schleier bedeckt. Und dieser Mann ist kein Anderer als — Sokrates (!), der in

den Kerker geführt wird, wo er den Schierlingsbecher trinken soll. O Athener! so ehrt ihr eure Weisen? Nein, nein, ich werde kein Philosoph!

Ach! sagt der junge Diogenes, ich sehe schon, ich muß wieder ein Dieb werden, wenn ich in Ruhe mein Brod verzehren soll. Ich habe nur noch zwei Obolen... Sogleich kommen zwei Kerle, mit dem Dolch in der Hand, und bitten sich die zwei Obolen aus, als Lehrgeld vom Novizen. Eine gute Lection! aber das Handwerk hat auch seine schlechten Seiten, denn die beiden Spitzbuben sind kaum am Ende des Platzes, so werden sie von einer Patrouille, — was? eine Patrouille in Athen? Schadt nichts, also — von einer Patrouille beim Kragen gepackt. — Meine zwei Obolen! schreit Diogenes, gebt mir meine zwei Obolen zurück! — Deine Obolen gehören der Justiz als Beweisstücke! erwiedern die atheniensischen Municipalgardisten. — Beim Styx! sagt Diogenes: ich mag auch kein Dieb werden!

Es wird Nacht und ihre Schatten fallen auch in Diogenes Seele. Er überlegt, wie viel er in so kurzer Zeit gesehen und was für Enttäuschungen er erlebt hat. Ich mag kein Soldat, kein Ouvrier, kein Poet, kein Philosoph, nicht einmal ein Dieb mag ich werden, d. h. also, ich will gar kein Mensch sein. Auch gut! Meinetwegen gar kein Mensch... Ein Hund zieht seine Aufmerksamkeit auf sich. Der Hund hat Durst, Diogenes auch. Der Hund trinkt unmittelbar aus der Fontaine. Diogenes wird's auch so machen. Der Hund hat keine Trinkschale, der Glückliche! Er hat, als Hund, das Recht, sich ganz ungenirt zu benehmen; er zahlt keine Miethe, er trägt keine Glaceehandschuhe und wird von keinem Räuber bestohlen. Der Himmel ist sein Dach, die Natur sein einziger Herr, der Instinct seine unfehlbare Philosophie. Ach! wie beneidet Diogenes diesen Hund!... Er wirft seinen Becher hin und wird ein Cyniker.

Werden Sie es glauben? Dieses Vorspiel hat großen Effect gemacht. Freilich schreibt Pyat für Pariser und nicht für deutsche Kritiker. Und wenn auch der Geschichte eine kleine Gewalt angethan wird, ist die psychologische Erklärung des Cynismus, ist die Logik dieses Diogenes nicht — ächt französisch? Und man weiß, daß die Franzosen vor Allem auf die Logik halten.

Ein hiesiger Feuilletonist sagt von diesem „Prologue:" Er ist einfach in seinem Gang, ungeheuer in seiner Wirkung, und von Anfang bis zu Ende behauptet er jene eherne Einheit, die der natürliche Rahmen aller großen Conceptionen ist!"

Im ersten Act sehen wir Aspasia, die ein Bankett gibt. Perikles ist todt, und um die Geliebte des großen Todten drängt sich eine Masse von Herzensprätendenten. Da ist Alkibiades, zugleich mit Demosthenes und Euripides, mit Milon von Krotona und dem „Ban-

quier" Gorgias, kurz da sind Philosophen, Künstler und Patricier aus dem Faubourg St. Germain und aus der Chaussee St. Antin von Athen. Ein Sklave meldet, daß es Tag geworden sei. — Ich will keinen Tag, befiehlt die Courtisane. Schließt alle Thüren und zündet die Lampen an.

Das Fest beginnt erst recht. Die Hauptsache aber ist, daß Aspasia eine geniale Blasirte ist, die bei den Liebeserklärungen ihrer Freier sich entsetzlich ennuyirt. Laïs — bald hätte ich vergessen zu sagen, daß auch sie unter den Gästen ist — Laïs also hat dies bald bemerkt, und in eifersüchtiger Angst, daß Aspasia ein Auge auf Alkibiades werfen könnte, sucht sie der Nebenbuhlerin ein pikantes Gelüste einzuflößen, indem sie von dem bizarren Cyniker Diogenes zu erzählen anfängt. Die Intrigue glückt. — Was ist das für ein Thier? fragt Aspasia. Nun schmückt Jeder das sonderbare Bild mit einem neuen Zuge aus, und Aspasia wird begierig. Man soll ihr den Cyniker bringen, sie will den Hund kennen lernen, auf die Gefahr hin, gebissen zu werden. Welch ein haut goût! ruft sie, wenn er zufällig ein bischen toll wäre! Aber Diogenes kommt nicht in die Stadt und läßt sagen, er logiere in seiner Tonne, und wer ihn sehen wolle, könne sich zu ihm bemühen. — Geschwind, meinen Schleier! ruft Aspasia, kommt, ich will diesen Diogenes besuchen.

Im zweiten Act sieht man die Tonne und ihren Bewohner, der den Vögeln Brodkrümchen streut, wie Aspasia auftritt. — Wer ist da? fragt er. — Die Blüthe von Athen; entgegnet Alkibiades. Diogenes sieht sie Alle an. Die Hefe von Athen, willst Du sagen... Dann nimmt er seine Laterne, leuchtet Einem nach dem Andern unter die Nase, und gibt Jedem ein Epigramm zu schlucken, was offenbar die hübscheste und geistreichste Scene des Stückes ist. Endlich kommt die Reihe an Aspasia. Er reißt ihr wüthend den Schleier vom Gesicht, und — bleibt geblendet stehen. Diesmal ist der Cynismus besiegt. Aspasia zieht sich zurück, und Diogenes reibt sich die Augen. Er fühlt sich verwandelt, sein Herz schlägt, er ist wieder Mensch, denn er — liebt.

Der dritte Act spielt wieder bei Aspasia. Laïs hatte recht gerathen. Aspasia hat so lange Hunde in Menschengestalt geliebt, daß sie auch einmal einen Menschen lieben will, der den Hund spielt. Sie schreibt ihm ein Billet = doux: „Gelübde, Schwüre, Himmel und Erde, Alles fahre hin, ich liebe Dich. Komm." Diese Zeilen soll ihm Laïs überbringen. Aber Diogenes hat sein Faß verlassen, und rennt wie ein Verrückter durch Athen, die Leute bittend, ihn zum Archonten zu machen, „damit er Aspasia's würdig sei", was freilich eine sehr moderne und unphilosophische Bräutigamsansicht ist. Alkibiades, der natürlich voraussah, daß Aspasia seinem Nebenbuhler schreiben könnte, hat sich indessen in das Faß versteckt und fängt

daher das Billet = doux auf, welches für den Cyniker bestimmt war. Dann begiebt er sich in das Hotel Aspasias. Es ist die zweite Stunde in der Nacht, und sie hatte versprochen, bis dahin unter ihren Freiern zu wählen. Alle sind daher versammelt mit pochenden Herzen. Endlich spricht Aspasia. „Ich schwöre bei Diana, daß ich Niemandem gehören will als dem Diogenes" . . . Im rechten Moment springt auch der Cyniker auf die Bühne. Zweifacher Aufschrei, Umarmung, und dann wendet sich die Herrin des Palastes zu den Anderen: „Entfernt euch, ihr Profanen!" Alkibiades aber beschließt, sich zu rächen.

Man sollte denken, Diogenes, der Cyniker, dem der Triumph über den ersten Lion von Athen, über den schönen und genialen Alkibiades, gelungen, werde nun zufrieden sein, da doch die Liebe das einzige war, was ihn verleiten konnte, wieder Mensch zu werden, und er werde nun in dulci jubilo mit seiner göttlichen Maitresse leben und höchstens etwas elegantere Manieren annehmen und seine Locken salben. Aber nein! Ist man wieder einmal Mensch geworden, so weicht der Cynismus allmälig allen menschlichen Eitelkeiten. Diogenes will durchaus Archont werden. Im vierten Acte sehen wir ihn auf dem Markt von Athen. Herolde rufen zur Archontenwahl. Da man weiß, daß Diogenes unter den Candidaten ist, so sagen die Plebejer zu ihm: Gieb uns die Vorrechte der Patricier und wir wählen dich. — Dann sagen die Patricier zu ihm: Gieb uns die Macht der Archontenstelle, und du hast unsere Stimmen. — Diogenes, in seinem Unwillen über solche Intriguen, wünscht sie in die Unterwelt, und hätte bald Lust, wieder in seine Tonne zu kriechen. Nur Aspasia tröstet ihn und fesselt ihn an die civilisirte Gesellschaft. Aber da treten neue Herolde auf und citiren Aspasia, auf die Anklage des Hyperboles, vor die Archonten, weil sie bei Diana geschworen habe, nur dem Diogenes anzugehören und diesen Schwur verletzt habe. Da schäumt Diogenes auf. Also auch die Liebe war eine Illusion! — er kriecht in seine Tonne.

Fünfter Act. Wir sind vor dem Tribunal der Archonten. Der Ankläger Hyperboles ist ein Mann des Gesetzes, ein Advocat, ein gewesener Dieb, ja derselbe Spitzbube, der dem Diogenes am ersten Tage in Athen das Diebeshandwerk verleidet hat. Er hat von Alkibiades hundert Drachmen erhalten, damit er Aspasia denunciren und sich als ihren Mitschuldigen nennen solle. Er erklärt also nun den Herrn Richtern, wie er den vorigen Abend ein Billetdoux von Madame Aspasia bekommen und die Nacht bei ihr verbracht habe. Diogenes kauert in einer Ecke, als verborgener Zeuge; er will den Becher seiner Leiden bis auf die Hefe leeren. Da tritt eine verschleierte Frau vor die Richter und klagt, daß ihr derselbe Hyperboles, der als Ankläger da stehe, ein Armband gestohlen. Der

läugnet und ruft die Götter zu Zeugen seiner Unschuld. Aber die Frau zieht ihn bei Seite, lüftet ihren Schleier ein wenig und fragt: Sieh mich an; erkennst du mich nicht? — Nein, beim Styx, nicht. — Wie, du wagst noch zu schwören, daß du mich nicht kennst? — Ich schwöre es bei allen Göttern des Olymps. — Hört es, Archonten, er schwört, daß er mich nie gesehen hat. Und darauf läßt sie ihren Schleier ganz fallen und giebt sich als Aspasia zu erkennen. Hyperboles entflieht unter dem Gezisch und Gepfeife des Volkes. Diogenes aber springt, mit einem rechtzeitigen Theatercoup, aus seiner Tonne und seiner gerechtfertigten Geliebten zu Füßen. In diesem Augenblick fällt der Vorhang.

Wir wissen nun aber nicht: wird Diogenes mit Aspasia glücklich leben und auf seine cynische Philosophie verzichten? Wo bleibt die Moral der Fabel? War Diogenes nur ein genialer Abenteurer, der auf so bizarre Weise im altgriechischen Paris debutirte, bis er die glückliche Partie Aspasiens machte? Das weiß weder das Pariser Publicum, noch Felix Pyat selbst.

Ich sage Ihnen: Wäre diese Komödie das Stück eines deutschen Autors, wie wollte ich es in Fetzen reißen, um mein kritisches Talent zu zeigen; und wie würde es vom deutschen Publicum ausgezischt werden. Da es jedoch ein französisches Stück ist, und ins Deutsche übersetzt und vom deutschen Publicum applaudirt werden wird: so empfehle ich es hiermit allen löblichen deutschen Theaterdirectionen.

II.

Berliner Vereine.

Aus Berlin.

Weiteres in der Moskitosache. — Associationsfreiheit. — Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. — Handwerkerverein. — Verein für Verbreitung von Volksschriften. — Pestalozzistiftung. — Christenthum und Humanismus. — Muth und Demuth.

Der Streit über die Moskitogesellschaft hat hier einen sehr persönlichen Charakter angenommen, indem der brasilianische Consul, Herr Sturz, in den Zeitungen eine weitläufige Erklärung drucken ließ, durch welche einer der Herren, welche die Moskitoküste bereist hatten, Herr Hesse, sich beleidigt fand, und wegen welcher er, wie er nun ebenfalls öffentlich erklärt, klagbar geworden Ich behalte mir vor, auf diese Angelegenheit später zurückzukommen, da sie der Betrachtung noch manche Seite darbietet. Für heute will ich an das anknüpfen, was ich in meinem letzten Schreiben erwähnte, daß der in Bezug auf die Auswanderungssache dringend nöthigen Thätigkeit der deutschen Regierungen die philanthropischen Bemühungen von Privatvereinen über lang oder kurz werden zu Hülfe kommen müssen,

wenn für die Auswanderer etwas Erkleckliches geschehen soll. Und zwar aus dem Grunde, weil Geldmittel dazu erfordert werden, welche nicht leicht anders als durch freiwillige Beiträge wohlwollender Menschen zusammengebracht werden können. In dieser Beziehung tritt nun aber eine eigenthümliche Schwierigkeit bei uns in Deutschland ein. In England, wo die Associationsfreiheit unbeschränkt ist, konnten sich Gesellschaften bilden wie jene der Negerfreunde, welche den ungeheuern zwanzigjährigen Kampf gegen die übermächtigen Interessen der Pflanzerpartei, die von allen Tories eifrig unterstützt wurde, und selbst gegen die anfängliche Ansicht der Regierung mit Ausdauer, Nachdruck und endlich siegreichem Erfolge durchgeführt hat. Bei uns aber werden Associationen, besonders in diesem Augenblicke, da das Gespenst des Communismus am hellen Tage spuken geht, von vorn herein mit mißtrauischen Augen angesehen. Zwar sind Vereinigungen rein wohlthätigen und menschenfreundlichen Charakters durchaus nicht verpönt, werden sogar von oben her gern gesehen und begünstigt, wie das z. B. bei der hiesigen Pestalozzistiftung der Fall zu sein scheint. Aber um Duldung oder gar Gunst zu erwerben, müssen die Vereine gewisse Garantien darbieten, oder darzubieten scheinen, aus gewissen ruhigen, durch Stellung im Leben und gestempelten Charakter empfohlenen und berechtigten Elementen bestehen, deren sich nicht leicht eine hinlängliche Menge für ein so umfassendes und so viel Kraft, Jugendmuth, Freudigkeit und Aufopferungslust erheischendes Unternehmen als ein großartiger Verein für die Angelegenheit der Auswanderungen sein würde, zusammenbringen läßt. Hiervon haben wir an dem gescheiterten Vereine, dessen ich in meinem vorigen Schreiben gedachte, eine klägliche Erfahrung vor Augen. Die Herren, welche zur Bildung dieses Vereines zusammentraten, hatten sicherlich den besten Willen und die redlichsten Absichten; aber wie hätte es Männern, die theils mit Geschäften überhäuft, Manche selbst schon bei einer Menge von andern Vereinen betheiligt, theils ihrer Stellung wegen zu tausend Rücksichten und Bedenklichkeiten genöthigt sind, gelingen können, die unternommene Sache rüstig und muthig gegen wohlberechnete Angriffe, Kabalen, feindselige und mächtige Interessen zu vertheidigen und zu behaupten? Kräfte, die recht gut geeignet sind, für Kleinkinderbewahranstalten, Armenbeschäftigungsanstalten u. dergl. in aller Sanftmuth und Ruhe auf glattem, dornenlosem Pfade wirksam zu werden, reichen natürlich nicht aus, um Unternehmungen zu begründen, deren Schöpfer von vorn herein auf Anstrengungen und Opfer aller Art gefaßt sein müssen. Die jungen und frischen Kräfte aber, von deren Wirkungslust und Wirkungsvermögen sich etwas hoffen ließe, werden ebenso natürlich mit beargwöhnenden Blicken angesehen, und, kaum daß sie sich regen, sogleich eng gebunden.

Auch in dieser letzteren Hinsicht fehlt es uns nicht an einer

überzeugenden Erfahrung. Ich meine das Schicksal des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen. In der Generalversammlung, welche kürzlich stattfand, wurde den Versammelten mitgetheilt, daß das Ministerium schon im November 1844 um Bestätigung der demselben überreichten Statuten ersucht worden war, worauf denn nicht eher als unter dem 4. April 1845 ein Bescheid erfolgte. Die Erfahrungen, die man an dem Vereine bis dahin gemacht, hieß es in diesem Bescheide, hätten Verirrungen in das Gebiet des Idealen gezeigt, maßlose, unerfüllbare Hoffnungen hervorgerufen; die Zwecke, welche sich der Verein gesetzt, wären solche, durch deren Verfolgung er in den Wirkungskreis der Staats- und Communalbehörden eingriffe; man möge sich denn nur vor der Hand auf Errichtung von Spar- und Prämienkassen beschränken, Se. Majestät würde das (freilich Anfangs unter der Bedingung, daß sich der Verein nicht auf Errichtung von Sparkassen beschränke) zugesagte Geschenk von 15000 Thlr. dem Vereine dennoch belassen. — Unterm 10. Juni hatte darauf der Vorstand in einem abermaligen Gesuche, gegen die gedachte Ministerialverfügung remonstrirend, auf Genehmigung der zuvor überreichten Statuten angetragen. Auf diese Eingabe war derselbe gänzlich ohne Bescheid geblieben. — Die Versammlung beschloß fast einhellig, (indem nur der Professor v. Henning anrieth, den Verein als aufgelöst zu betrachten und die ganze Sache der Fürsorge der Regierung anheim zu stellen), die Aufrechterhaltung des Vereins. — So steht nun die Sache. Dem Centralverein würde wohl schwerlich hemmend entgegengetreten worden sein, wenn nicht die etwas unruhigen Geister, welche sich in dem Localvereine regten, Besorgnisse erweckt hätten. Diese unruhigen Geister besaßen zwar, wie bekannt, die Selbstüberwindung, von ihren ersten Anfoderungen an den Verein abzustehen, um nicht, was die Folge des Beharrens auf diesen Anfoderungen gewesen sein würde, den Verein noch vor seiner Geburt zu sprengen; allein vielleicht erschienen sie gerade wegen dieser Selbstbeherrschung und Resignation nur um so gefährlicher. Genug, die Löschanstalten, welche gegen das Jugendfeuer des Localvereines vorgekehrt wurden, richteten, wie das beim Feuerlöschen zu geschehen pflegt, das heile und vom Brande gar nicht ergriffen gewesene innere Haus, den Centralverein, mit zu Grunde. — Ich, für mein Theil, habe mir von der zukünftigen Wirksamkeit dieser Vereine nie etwas wahrhaft Förderliches für das Wohl der arbeitenden Klassen versprochen; denn die Geschichte lehrt, daß eine ganze Menschenklasse durch die Wohlthätigkeit einer anderen, welche über ihr steht, niemals wirksam gehoben worden ist, sondern daß immer nur diejenigen Klassen emporkamen, welche sich selbst emporbrachten. Wenn nicht die Klasse der Aerarii im alten Rom um die Mitte des 5. Jahrhunderts sich selbst Eingang in die Tribus und sogar Zutritt zu den obrig-

keitlichen Würden verschafft hätte, die „wohlgesinnten“ Bürger (der integer populus fautor et cultor bonorum drückt es Livius aus), sowohl Patricier als Plebejer — die damaligen Tories und Whigs — würden den horreur nimmer zugegeben haben. Von der englischen Chartistenpartei wird dies sehr wohl gefühlt, indem dieselbe mit der Anticornaw-league nicht gemeine Sache machen will. — Indessen hätte ich doch gewünscht, daß man die Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen ihren Gang hätte gehen und ihre Versuche machen lassen. Wenigstens hätte es ihnen doch gelingen können, über manche Zustände, welche bei uns noch ganz im Dunkel liegen, Aufklärung zu verschaffen, und — was ich noch höher anschlage — manches einzelne Elend zu lindern. In letztrer Hinsicht freilich steht neben dem Guten was von Privatvereinen geleistet werden kann, auch viel Bedenkliches; wie dies z. B. neuerlich die zum Besten der schlesischen Spinner und Weber errichteten Unterstützungsvereine bewiesen haben, — worüber ich Ihnen vielleicht ein anderes Mal Näheres schreibe. Hauptsächlich aber aus dem Grunde würde ich den Vereinen für das Wohl der arbeitenden Klassen Fortgang gewünscht haben, damit sich ihre Unzulänglichkeit für den beabsichtigten Zweck durch die Erfahrung hätte herausstellen können, während jetzt, da diese Unzulänglichkeit ebensowenig erfahrungsmäßig feststeht, als die Furcht vor Ausschreitungen dieser doch aus den besitzenden Klassen gebildeten Vereine gerechtfertigt erscheint, die Regierung sich den Vorwurf aufladt, einem möglicher Weise heilsamen Unternehmen in den Weg getreten zu sein.

Wenn ich meine, daß diejenigen gedrückten Klassen, denen geholfen werden soll, sich nothwendig selbst helfen müssen, so wird vielleicht Mancher Communismus dahinter wittern. Jedoch ich bitte wohl zu unterscheiden, was an solchen Richtungen, die man communistische nennt, Idee, Hirngespinnst, Glaubensvorstellung, und was wirkliches praktisches Bedürfniß ist. Das Communistische am Communismus sind seine Träume, seine Dogmen, für welche freilich gerade die Communisten mehr schwärmen und fanatischer sind, als für das Sattwerden Aller die einen Magen haben. Das ist das alte Lied. Mit dem Christenthum ging es ja ebenso. Die Bruderliebe, das Gemeinhaben aller Dinge, derjenige Communismus, welcher Apostelgeschichte 2, 44. erwähnt wird, der Humanismus davon Luc. 10, 37. geschrieben steht — alles das, womit sich die ersten Jünger des Christenthums trugen, verschwand sehr bald vor den heiligen Dogmen, vor den großen Wahrheiten, ohne die man nicht selig werden könne, als da ist: ob der heilige Geist nur vom Vater oder vom Vater und vom Sohne ausgehe u. dgl. m. Anfangs handelte es sich im Christenthume um das gemeine Volk: die armen Fischer, die Zöllner und die Sünder, alles was von der vornehmen und wohlgesinnten Welt verachtet und verstoßen war, wurde berufen,

sollte zu Ehren gebracht werden. „Gehe auf die Straßen und Gassen und führe die Armen und Krüppel herein zum Mahle", das die geladenen Vornehmen verschmäht haben (Luc. 14.). Aber auf die Letzt kam nicht das arme Volk durch das Christenthum empor, sondern nur die christliche Lehre, nur das Dogma, das die Gemeinden der Fischer u. s. w. zu ihrem Schilde gemacht hatten. Der Himmel verdrängte den Olymp, aus den armen Fischern wurden feiste Bischöfe, aus dem Wundöl des barmherzigen Samariters wurde das Oel, das man leugnenden Ketzern zum Brennen unter die Fußsohlen strich, und den Armen, die es nach wie vor gab, den Gedrückten und Getretenen wurde — das Evangelium gepredigt, nämlich die Botschaft, daß alle Dinge im Himmel und auf Erden in die Gewalt der hohen Geistlichkeit gegeben sind. Ich weiß natürlich nicht, und das wird man mir wenigstens gewiß aufs Wort glauben, was aus unsrem heutigen Communismus und seinen Propheten noch dermaleinst werden wird; aber gesetzt, es gelänge ihm in so viel hundert Jahren zur Geltung, oder gar zur Herrschaft in der Welt zu gelangen, gewiß würde das was er endlich emporbringen würde, wieder nichts anderes sein als eine neue Art Glaubensbekenntniß, und das Stadium in welchem sein Humanismus in einen Satanismus umschlägt, würde gewiß nicht ausbleiben. — So furchtbar scheint mir nun zwar der Communismus vor der Hand noch nicht, daß man alle möglichen Vereine oder Versammlungen verbieten oder unter polizeiliche Aufsicht stellen müßte, bei denen etwa eine Redensart die nach Communismus schmeckt, fallen könnte oder irgend einmal gefallen ist. Dessenungeachtet begreife ich es sehr wohl, wenn die Polizei hierin anders denkt. Wo derjenige Stand, der heut zu Tage doch nun einmal der herrschende, und da wo er noch nicht herrscht, wenigstens zur Herrschaft hin drängende ist, der Bürgerstand, nicht der Freiheit genießt, Versammlungen in seinem Interesse zu halten, wie könnte da diese Freiheit einem Stande gewährt werden, der noch nirgend an der Herrschaft einen Antheil nimmt? Es darf wohl zugelassen werden, daß der abhängige Arbeiter wohlmeinend belehrt, über seine Pflichten unterrichtet, oder in Andachtsstunden erbaut werde, aber es darf nicht zugelassen werden, daß man ihm zur Ausbildung eines Bewußtseins über die Unzulänglichkeit seiner Stellung und zur Bethätigung seines lieben Ich eine Anleitung gebe.

Dergleichen mag man wohl von den Vorträgen, die im hiesigen Handwerkervereine gehalten wurden, gefürchtet haben. Der Candidat Behrends, welcher dabei besonders thätig war, ist sogar schon früher in Folge einer Wahlpredigt, in welcher man communistische Elemente entdeckt haben wollte, von dem Consistorium der Wahlfähigkeit zu einem geistlichen Amte und vom Provincial-Schulcollegium der Be-

rechtigung zur Ertheilung von Unterricht beraubt worden. Nun hat ihn kürzlich auch noch das Polizeipräsidium, wie es scheint, der Vorträge wegen welche er im Handwerkervereine hielt, aus Berlin gewiesen. Es ist noch nicht gewiß, ob diese Maßregel wirklich zur Ausführung kommen werde; aber seltsam bleiben dergleichen Ausweisunchen immer, da der Ausgewiesene an einem anderen Orte doch schwerlich anders wirken wird, als am hiesigen. Außer dieser Maßregel gegen den Herrn Behrends ist übrigens gegen den Handwerkerverein auch noch die ergriffen worden, daß man den Vorsteher, Stadtrath Hedemann, ausdrücklich für alles was in den Versammlungen des Vereines vorgehen würde, verantwortlich gemacht hat. Einen verwandten Charakter scheint die Weisung zu haben, welche an den hiesigen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Volksschriften ergangen ist, jede Schrift die er herauszugeben Willens sei, dem Polizeipräsidio zuvor zur Genehmigung einzureichen. Es ist sogleich darüber geschrien worden, daß diese Maßregel ungesetzlich sei, da Schriften aller Art unter 20 Bogen nur der gewöhnlichen Censur, und solche über 20 Bogen der Vorlegung 24 Stunden vor der Ausgabe unterworfen sind; jedoch was will man? es ist eine Präventivmaßregel wie so viele andere; in Betracht des besonderen Zweckes welchen der Verein hat, auf die untern Klassen zu wirken, ist eine besondere Controlle nöthig befund.n worden; ohne Zweifel wird dieser nöthigen Falls die königliche und somit gesetzliche Bestätigung nicht entstehen.

Ich habe schon beiläufig von der Pestalozzistiftung gesprochen. Dem Pestalozzifest ist hier bekanntlich im vorigen Jahre zu Ehren Diesterwegs vorgegriffen worden, indem man zu gedachter Stiftung am Geburtstage des genannten Seminardirectors den Grund legte. Dieses Jahr hat nun die eigentliche Jubiläumsfeier in einer zahlreichen, meist aus Lehrern bestehenden Gesellschaft statt gefunden. Diesterweg hielt dabei eine Rede, in welcher er unter Anderem den Humanismus als das wahre Christenthum bezeichnete. Humanismus und Christenthum, meinte er, sei eines und dasselbe, oder wenigstens sollte es doch so sein. Ist aber dann wohl abzusehen, warum man noch auf den Namen Christenthum bestehen sollte, warum auf einen „christlichen" Staat? Sei man alsdann doch ehrlich, und sage: was wir am Christenthume noch erkennen und zu haben vermeinen, ist weiter nichts als was, unserer Ansicht nach, das rein Menschliche an ihm ist, die Bruderliebe! Das ist aber eben dann Menschenthum und nicht Christenthum. Soll vom Christenthume die Rede sein, so gehört dazu nothwendig irgend etwas Specifisches, was das Christenthum zum Christenthume macht, und das ist die Gottheit Christi, diese Idee, dieser Name, durch welchen man — in welchem Sinne es nun immer sei — selig zu werden hofft. — Der Prediger Pischon brachte mit Recht einen Streitpunkt des vorigen Jahres wieder aufs Tapet

Diesterweg hatte nichts von Demuth, sondern nur von Muth wissen wollen. Nun schob ihm Pischon ziemlich taktlos, die Sache ins Gewissen; taktlos, weil dies die schlechteste Manier ist, Jemanden zu Zugeständnissen zu zwingen. Pischon fragte nämlich Diesterweg, ob nicht des Letzteren eigenes bescheidenes Benehmen bei den Ehrenbezeigungen des vorigen Jahres „Demuth" gewesen sei? Diesterweg scheint dies bei dem Festmahle stillschweigend bejaht zu haben. Allein wir Anderen müssen es nothwendig verneinen. Wenn man jede natürliche Scham, jede Bescheidenheit, jedes Gefühl der eigenen Beschränkung, und dergleichen, Demuth nennen will — gut! Aber was ist damit gewonnen? — Demuth ist vielmehr die specifisch christliche Tugend, die Verleugnung der eigenen Kraft, um in Allem Gott allein die Ehre zu geben. Diese Tugend besitzt aber Der nicht, welcher im Christenthume nichts Gutes als den darin steckenden Humanismus erkennt. Die Tugend des Humanismus ist eigene Kraft und eigener Muth; sein Wahlspruch: Hilf dir selbst und den Anderen!

Ich hätte diesmal noch Vieles zu besprechen, aber dieser Brief ist ohnehin schon so lang geworden, daß ich es, um nichts übers Knie zu brechen, lieber auf den nächsten Brief versparen will.

III.

Aus Wien.

1.

Lage der arbeitenden Klassen. — Wohlthätigkeit. — Blindeninstitut. — Graf Laderchi. — Summarisches Rechtsverfahren. — Quarantaine. — Schlachthaus.

Der ausnehmend milde Winter, der hier herrscht, indem das Thermometer selten unter Null sinkt, macht die Besorgnisse zu Nichte, welche man in Bezug auf den Nothstand der arbeitenden Klassen im Herbste gehegt hatte; die Bauten und Erdarbeiten können ungehindert ihren Fortgang nehmen, und dieser Umstand verschafft den Proletariern ihr tägliches Brod, welches freilich bei der leider noch immer andauernden Theuerung der Lebensmittel ziemlich klein ausfällt. Der Kaiser hat zur Vertheilung an die Armen neuerdings 15,000 Gulden angewiesen; überhaupt muß man staunen, welche bedeutende Summen binnen einem Jahre in die Kassen des Armeninstituts und anderer wohlthätiger Anstalten fließen. In Bezug auf Mildthätigkeit dürfte kaum eine zweite Stadt Deutschlands, mit Ausnahme Hamburgs, mit der österreichischen Hauptstadt zu vergleichen sein, indem außer den beträchtlichen Sammelgeldern von Seiten der Künstler, welchen bei ihrer Ankunft im Falle mehrerer Concerte, ein Wohlthätigkeitsconcert zur Pflicht gemacht wird, viel Geld in das Opferbecken der Dürftigkeit gespendet wird. So hat z. B. die letzte Akademie Saphirs im Theater an der Wien der Versorgungsanstalt für Blin-

de als die Hälfte des Reinerträgnisses wieder den Betrag von 1762 Fl. C. M. zugewendet. Leider geht dieses Institut doch einer beklagenswerthen Umwandlung entgegen, da ein Decret der Regierung die Bestimmung aufgestellt hat, daß in Zukunft wegen Mangels an Fonds diejenigen Blindenzöglinge nach ihrem Austritt aus der Bildungsanstalt in die Versorgungsanstalt aufgenommen werden sollen, welche eine jährliche Unterstützung von 100 Gulden nachzuweisen im Stande sind. Durch diese Beschränkung ist die Lebenszukunft sehr vieler Blinden, welche sich in der Bildungsanstalt, die unter der Leitung des vortrefflichen Klein steht, so viel Fertigkeit in irgend einer mechanischen Beschäftigung angeeignet haben, um sich in der Folge einen Theil ihres Lebensunterhalts selbst verdienen zu können, schwer bedroht, denn während sie bei der früheren Einrichtung des Versorgungsinstitutes für den Fall, daß sie keine Verwandten hatten, welche sie in ihr Haus aufnehmen, in die Anstalt übertreten konnten, wo sie angemessen beschäftigt und für ihre Bedürfnisse gesorgt wurde, stößt man jetzt die Unbemittelten, die nicht den erforderlichen Zuschuß zu leisten im Stande sind, in die kalte Welt hinaus, wo die Concurrenz der Vollsinnigen sie ohne Zweifel erdrücken muß, indeß die Bemittelten, welche der Anstalt weniger bedürfen, darin Aufnahme finden. Diese Wandlung der Verhältnisse haben den Director der Blindenanstalt, welcher zugleich Director des Versorgungshauses gewesen, bewogen, diese letztere Stelle sogleich niederzulegen. Herr Klein ist von Geburt ein Würtemberger und hat sein ganzes Leben der Bildung jener Unglücklichen geweiht, denen ein hartes Geschick die kostbare Gabe des Augenlichtes entzogen hat; schon im Jahre 1803 begründete er hier ein Bildungsinstitut für Blindgeborne und wußte seine Lieblingsschöpfung durch alle Stürme einer vielbewegten Zeit hinüberzuretten in unsere friedlichen Tage von denen er hoffte, daß sie den heißesten Wunsch seiner menschenfreundlichen Seele, nämlich die Uebernahme des von ihm mit großen Anstrengungen erweiterten Instituts von Seite der Staatsverwaltung, realisiren würden. Darin täuschte er sich aber; man belohnte seine unwiderlegbaren Verdienste um den Staat und die Menschheit durch die Civilehrenmedaille und den Rathstitel, allein von der Erhebung der Anstalt in ein vom Staate zu unterhaltendes Institut war nie die Rede.

Am 2. Jänner starb der Graf Felix Montecuculi-Laderchi, k. k. Kämmerer und Verordneter des niederösterreichischen Herrenstandes in dem noch kräftigen Alter von 46 Jahren, mitten in seiner energischen Thätigkeit, durch welche das ständische Leben unseres Landtages in den letzten Jahren einen sehr bemerkenswerthen Impuls empfangen hat. Der Graf war 1799 geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung in der Theresianischen Ritterakademie, welche, nachdem sie Joseph II. aufgehoben, von Kaiser Franz eiligst wieder her-

gestellt worden, und trat sodann als Auscultant beim Landrechte der Provinz Niederösterreich in den Staatsdienst, worin er alle niederen Grade ziemlich schnell durchlief und 1833 zum Landrath befördert ward. Nach einer 22jährigen Wirksamkeit im Staatsdienste, fand er sich 1843, angeregt durch die Erscheinungen der Zeit und das Erwachen des corporativen Geistes im Schooße der ständischen Versammlung, welcher er durch Geburt und Grundbesitz angehörte, bewogen, seine Landrathsstelle niederzulegen. Für diese Entsagung, belohnte ihn der Herrenstand des niederösterreichischen Landtages durch Erwählung zum Verordneten, als welcher derselbe im Ausschuß die Wahrung der ständischen Rechte und die Vorbereitung aller legislativen Schritte der Versammlung zu besorgen hatte.

Unsere Justizverfassung hat durch die kaiserliche Entschließung vom 18. October 1845, womit in allen Provinzen der Monarchie, in denen das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch gilt, mit Ausnahme Dalmatiens und der Lombardei, für alle Civilrechtsstreitigkeiten, wo der Gegenstand die Summe von 200 fl. C. M. nicht überschreitet, ein summarisches Verfahren eingeführt wird, eine scheinbar unbedeutende, aber im Princip nicht unwichtige Modification erlitten, zumal der Beisatz eingeflochten ist, daß dieses mündliche Rechtsverfahren auf Verlangen der Parteien auch bei Rechtsstreitigkeiten von größerem Belang angewendet werden dürfe. Mit dieser Erstreckung des summarischen Verfahrens, welches bis jetzt blos auf Streitigkeiten unter 25 Gulden Anwendung gefunden, auf die beträchtliche Summe von 200 fl., ist die Bahn gebrochen, auf welcher eine weitere Ausbildung der Mündlichkeit in der Gerichtspraxis erstrebt werden kann, ja, es ist so zu sagen in die Hände des Publicums gelegt, ob es den in der Herstellung des angedeuteten Verfahrens gebotenen Spielraum benutzen und die Durchführung des Princips selbst übernehmen wolle.

Die Anwesenheit des Gouverneurs von Istrien, Graf Stadion, der in Angelegenheiten der Stadt Triest hieher gekommen, hat bereits gute Früchte getragen, da eine Verordnung der k. k. Hofkanzlei die Quarantaine in dem dortigen Hafen auf eine besonders liberale Weise regulirt. Fortan ist der Seeverkehr mit dem Königreiche Griechenland und den jonischen Inseln völlig frei, sowie nicht minder mit Marocco. Für Schiffe aus Tunesischen Häfen und aus Centralamerika wird dagegen eine fünftägige Contumazfrist anberaumt, wenn letztere mit dem Patente tacca brutta versehen sind, dürfen sie auch die Waarenladung an Bord behalten. Kriegsschiffe, welche pestfangende Stoffe am Bord haben, sind gleichfalls einer Quarantaine von fünf Tagen unterworfen, sonst aber contumazfrei. Diese energische Reform wird zugleich die übrigen Nationen zwingen, ähnliche Modificationen in Betreff des meist veralteten Quarantaine-Reglements ein-

treten zu lassen, wodurch eine billige Gleichheit in der Behandlung sämmtlicher Fahrzeuge in allen Häfen Europas erzielt würde.

Mit Beginn des Frühlings soll in der Nähe der Thore der Hauptstadt, bei dem Badeort Meidling, nach dem Muster des großen Schlachthauses in Paris, eine für das hiesige Bedürfniß ausreichende Schlachthalle erbaut werden. Bei der Wahl dieser Baustelle fällt es nur auf, warum dieselbe nicht lieber an einem wasserreichen Flusse, statt an dem in der heißen Jahreszeit immer ausgetrockneten Wienflüßchen genommen wurde, da reichlich vorhandenes Wasser ein Haupterforderniß für derlei Gebäude ist. Es scheint, als hätte es so nahe liegen müssen, die ungarische Seite, wo die Donau, die Mauern bespült, zu wählen, daß die Nichtberücksichtigung dieser Gegend schwer zu erklären, zumal der Viehzutrieb aus Ungarn und den Donaufürstenthümern in derselben seine Hürden hat, in welchen das Schlachtvieh von den Metzgern besichtigt und übernommen wird. Am zweckmäßigsten dürfte ohne Zweifel ein mittelst Wasserpfählen über einem Flusse erbautes Schlachthaus sein, wie man sie in manchen Städten findet, die sich sonst nicht eben durch eine Großartigkeit der öffentlichen Bauwerke auszeichnen.

2.

Veränderungen in der Journalistik. — Archivarische Ernennungen. — Die „Legenden der heiligen Hedwig." — Stifters Werke. — Theaterangelegenheiten.

Mit dem Beginn des neuen Jahres hat unsere hiesige Journalistik einige wesentliche Veränderungen erlitten. Der Buchdrucker Sollinger, der sich um den Fortschritt der im Ganzen leider noch sehr unvollkommenen österreichischen Typographie schätzbare Verdienste erworben hat, verstand sich in Folge längerer Unterhandlungen zu einem Arrangement mit dem Eigenthümer und Redacteur der Theaterzeitung zur Uebernahme der sehr bedeutenden Schuldenlast, man spricht von 162,000 Gulden C.=M. — wogegen die Regie des noch immer höchst rentablen Blattes in seine Hände gelangte, und Herr Bäuerle bis zur völligen Abzahlung der erwähnten Summe einen jährlichen Redactionsgehalt von 4000 Gulden erhält. Eine der ersten Reformen, welche der neue Verleger mit dem unter seine Leitung gekommenen Blatte vornahm, bestand in der Ausscheidung des xylographischen Elements, dessen Heranziehung ohne Zweifel eine unglückliche Idee des sonst so speculativen Bäuerle gewesen, welcher von der irrigen Vorstellung ausging mit den beschränkten Geldmitteln, die ihm zu Gebote standen, und den ungenügenden Kunstkräften über welche er verfügen konnte, gegen das großartige Unternehmen des Buchhändlers Weber in Leipzig mit Erfolg auftreten zu können. Es zeigt von dem praktischen Blick des Verlegers, daß er er das unnütze Prunkwerk der

Holzschnitte fern hält und seine Sorge mehr auf die Verbesserung des Textes richtet, welcher in der That einer solchen gar sehr bedurfte. — „Der Humorist" Saphirs hat durch Beiziehung eines so gewandten Journalisten wie Julius Seydlitz, und durch die Vergrößerung des Formats eine neue Gestalt gewonnen, und fängt an sich frischer und freier zu bewegen. Das Arrangement mit seinen Gläubigern bewährt sich als vollkommen gut, wobei zu bemerken ist, daß die mehrfältigen Vorlesungen, welche der geistreiche Humorist zu halten pflegt, ihm eine artige Nebenquelle eröffnet haben, wie denn z. B. die letzte von ihm im Theater an der Wien veranstaltete Akademie als halbes Reinerträgniß den Betrag von 1700 Gulden abwarf. — Das jüngste hiesige Blatt, welches durch den Ankauf der Zeitungsconcession des Dr. Groß-Hoffinger durch den Buchdrucker Schmid unter dem Titel: „Die Gegenwart" ins Leben getreten, hat bereits den Besitzer gewechselt und ist durch Kauf an einen Privatmann übergegangen; die Redaction bleibt in den Händen des Herrn Schuhmacher, unter dem diese Zeitschrift bereits 1500 Pränumeranten errungen hat. — Die alte, über dreissig Jahre bestehende Zeitschrift „Der Sammler", einst ein gediegenes belletristisches Blatt, in der letzten Zeit aber zu einem Jammerbild herabgesunken, hat gleichfalls seinen Besitzstand verändert und ist von dem gegenwärtigen Redacteur der „Literaturblätter," Dr. Schmidt, von der Strauß'schen Verlagshandlung käuflich erworben worden, welche es wieder zu seinem ehemaligen Ansehen und seinem frühern Gehalt zurückführen will. — Außer diesen Verwandlungen ist nur noch das Entstehen einer neuen „ökonomischen Zeitschrift" zu melden, die vom 1. Jänner 1846 angefangen im Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung und unter Redaction des Wirthschaftsrathes André erscheint.

In diesen Tagen endlich ist die Ernennung des Dr. Hurter aus Schaffhausen zum Hofrath und Reichshistoriographen in der Hofzeitung publicirt worden; mit dieser Beförderung wurde eine Reorganisation des Staatsarchivs verknüpft, zu dessen Director der Hofrath der Staatskanzlei, Baron Clemens von Hügel, der Bruder des berühmten Reisenden, ernannt ward, indeß der Archivar Dr. Chmel, Ordenspriester von St. Florian, zum Regierungsrath und Vicedirector befördert wurde. Als letzter Staatsarchivar wurde durch den Einfluß seines Schwiegervaters, des Malers Krafft, der die Stelle eines Schloßhauptmanns und Galerieinspectors im Lustschloß Belvedere bekleidet, der Geschichtsforscher Kaltenbäck angestellt. Um durch die Beamtung des Dr. Hurter nicht einheimisches Verdienst zu kränken, hat man den Chorherren des Stiftes St. Florian, Herren Stölz, einen wackern Historiker, der neben dem verstorbenen österreichischen Geschichtsschreiber Kurz vielleicht die umfassendsten Kenntnisse im Quellengebiet der vaterländischen Geschichte besitzt, zum „zweiten Hi-

storiographen" des Reiches ernannt, ohne daß jedoch seine übrige Stellung irgend eine Veränderung erlitte. Wie wir hören, soll Dr. Hurter bereits mit einer Geschichte des Kaisers Ferdinand II. beschäftigt sein, dessen Regentenleben vom katholischen Standpunkte aus beleuchtet werden und eine Rechtfertigung der durch die Jesuiten geleiteten Reaction enthalten dürfte.

Der gelehrte Ritter von Wolfskron in Brünn hat ein sehr interessantes Werk herausgegeben, welches jedem Kenner der mittelalterlichen Literatur auf das wärmste anempfohlen werden darf und sowohl in literarischer als artistischer Beziehung die vollste Beachtung verdient. Wir meinen das Buch über die Legenden der heiligen Hedwig, nach einem aus dem Jahre 1353 stammenden und in der Bibliothek des Piaristenklosters zu Schlackenwerth befindlichen Manuscript, für dessen Ausgabe der Antiquarbuchhändler Kuppitsch, sehr zierliche und kunstreiche, ganz im Geiste des vergilbten Codex angefertigte Miniaturbilder besorgte. Der Aufwand von Gelehrsamkeit und Geld, welchen diese Auflage des alten Codex bedingte, hat auch von verschiedenen Seiten ehrende Anerkennung gefunden, und während dem Schriftsteller von dem Könige von Preußen die große goldene Medaille für literarisches Verdienst zu Theil ward, ist dem Verleger vom Kaiser von Oesterreich gleichfalls die für schriftstellerische Belohnungen gestiftete goldene Medaille verliehen worden. — Von Stifters „Studien" deren dritter Band eben unter der Presse ist, wird bereits eine zweite Auflage veranstaltet. Eine Sammlung seiner kleineren zerstreuten Aufsätze wird gleichfalls für den Druck vorbereitet.

In den Theatern herrscht eine unerquickliche Ruhe; weder die beiden Hofbühnen noch die Vorstadttheater entfalten eine ihren Kräften angemessene Regsamkeit, und vielleicht halten sie diese auch nicht für nothwendig, da die Vergnügungslust des Publicums so groß ist, daß sie gar keiner besondern Reizmittel bedarf, um täglich die Räume der Schauspielhäuser zu füllen. Die Directtionen finden sich bei der ohnehin so lebendigen Theilnahme des Publicums keineswegs veranlaßt ihre Schuldigkeit zu thun und halten es für bequemer, mit geringeren Unkosten und weniger Ehre denselben Vortheil zu ziehen, den ihnen die äußersten Anstrengungen verschaffen könnten. Unlängst äußerte ein deutscher Bühnendichter, der jetzt hier verweilt, um eines seiner Bühnenproducte auf die Bretter zu bringen, wohl nicht mit Unrecht, daß die meisten Bühnendirectionen Deutschlands froh wären, wenn sie jeden Abend nur soviel Personen im Parterre hätten, als hier bei den fünf verschiedenen Schauspielhäusern wegen Mangels an Platz um 7 Uhr Abends fortgehen müssen. Im nächsten Sommer soll die Operngesellschaft des Theaters an der Wien, welche bis zu Ostern mehrfache wichtige Aquisitionen machen wird, unter Staudigls Leitung einen dreimonatlichen Ausflug nach London unterneh-

men, wo ihr bei der großen Beliebtheit dieses trefflichen Sängers in der englischen Hauptstadt, ohne Zweifel ein günstigeres Schicksal bevorstehen dürfte, als die deutsche Oper bisher in der Weltstadt an der Themse getroffen hat.

IV.

Aus Laibach.

Die Eisenbahn und das Philisterium. — Das Erdbeben. — Maschinenbauanstalt. — Zeitungsmetamorphose.

Unsere ziemlich obscure Stadt, welche kaum halb so bekannt wäre, als sie trotz dem noch immer ist, wenn sie die liebe Schuljugend nicht als die Hauptstadt des Herzogthums Krain kennen lernte, wird nun bald in die Kreise des modernen Lebens hineingezogen werden und in den deutschen Blättern in hundert verschiedenen Reisebildern als willkommene Staffage figuriren müssen. Der Bau der großen südlichen Staatseisenbahn hat das stille Eiland unseres hiesigen Treibens allgemach wie eine colossale Kreuzspinne in ihr ehernes Netz eingesponnen, und in Jahresfrist wird das arme Philisterthum wie eine gefangene Fliege in den Fäden des ihm feindlichen Weltlebens gar kläglich zappeln. Darum mag die kleinbürgerliche Selbstelei, ihre baumwollene Schlafmütze noch so trotzig und absichtsvoll über die Ohren ziehen, ihre Stunde hat gleichwohl geschlagen, und der erste Pfiff der Locomotive wird für sie die Posaune des Weltgerichts sein. Diese Betrachtung läßt mich das Gebahren des ehrlichen Philisteriums mit einem eigenthümlichen Gefühl von wehmüthiger Toleranz ansehen, eben weil ich weiß, daß seine Stunden gezählt sind und es sein Thonpfeifchen auf einem Vulcane raucht, der es in Bälde verschlingen wird. Die Nähe eines gewissen Untergangs verleiht dem steifleinenen Spießbürgerthume plötzlich einen Anstrich von Poesie, und die heroische Ruhe, mit welcher das alte Element seine Auflösung erwartet, hat etwas Großartiges, das selbst seine Feinde auf einen Augenblick versöhnen könnte. Alles Vergängliche und im Vergänglichkeitsprozeß Begriffene hat einmal einen dichterischen Reiz, während das Feste und Kräftige, dem keine Zukunft droht, oft prosaischer scheint, als es in der That sein mag. Ich freue mich schon auf den Augenblick, wo man mir das Licht im Kaffeehause nicht vor der Nase auslöschen wird, sobald ich einen Moment von dem Zeitungsblatte weg und einem eintretenden Freunde entgegensehe, ich freue mich bereits recht herzlich auf den Augenblick, wo der lächerliche Kastendünkel und die vornehme Ignoranz verschwinden und einem ungezwungenen Ton, einem geistig belebten Geprächsverkehre Platz machen wird. Wer Laibach in seiner gegenwärtigen Verfassung kennt, der kann schwerlich an die Möglichkeit der ersehnten socialen Verwandlung glauben, allein wie er auch über meine utopischen

Träumereien lächeln möge, ich bin meiner Sache gewiß, und prophezeihe, daß Laibach in Folge der Eisenstraße, welche von der Ostsee an den Busen der Adria führt, in kurzer Frist aufhören muß ein Krähwinkel zu sein! — Als ich diese kühnen Worte der Weissagung Abends am 21. December des Jahres 1845 in einem Kreise vertrauter Freunde aussprach, erbebten die Grundfesten des Erballs, daß die Mauern der Häuser borsten und die Thürme wankten, ein Windstoß fuhr gespenstisch durch die öden Gassen und blies die letzten flackernden Lampen der Straßenbeleuchtung aus, welche pflichtvergessen fortbrannten und nicht zu ahnen schienen, daß bereits die 10. Stunde geschlagen, und die Gesichter der Anwesenden wurden fahl wie das Jabot, das in den Händen einer hiesigen Wäscherin gewesen. Als ich diese Wirkung meiner Seherworte wahrnahm, gereute mich die vorschnelle That, allein sie war nicht so leicht wieder gut zu machen; die etliche funfzig Schornsteine, welche zertrümmert auf dem Pflaster lagen, konnte nicht ich, sondern höchstens ein Maurergeselle wieder an ihren Platz bringen und der verdorbenen Thürschlösser mußte sich irgend ein weichherziger Schlosser annehmen, sollten sie anders die Mysterien des Laibacher Lebens auch fürderhin vor den Augen der Proletarier verbergen. — Der Schrecken dieser Nacht wird mir kaum je aus dem Gedächtniß kommen, und ich wäre ohne Zweifel noch mehr erschrocken gewesen hätte das gute Philisterthum nicht alles Mögliche gethan mich aufzuheitern. Bei einiger Aufrichtigkeit muß ich das offene Geständniß ablegen, daß mich in der Verwirrung, die in Folge der Erdstöße unter den Einwohnern einriß, nichts mehr bei Besonnenheit erhielt, als die komischen Gruppen, welche das wackere Philisterthum mit seltener Selbstverläugnung zum Besten gab. Es ist doch merkwürdig, wie kleinlich kleinliche Lebensbezüge machen können.

Die Staatsverwaltung hat die Hauptstadt Krains zum Sitz der größten Maschinenwerkstätte der ganzen Südbahn bestimmt, indem die Räumlichkeiten des zum Bahnhof zu Gratz verfügbaren Bauplatzes den Anforderungen einer solchen Anstalt nicht völlig entsprachen und darum die dortige Maschinenerzeugung sich in bescheidenen Formen bewegt, indeß hier der industrielle Heerd des Schienenweges errichtet wird, welcher jährlich einen sehr bedeutenden Bedarf in Anspruch nehmen dürfte. Anfangs beabsichtigte man, Triest dazu auszuerwählen, allein, die Nähe der den Rohstoff liefernden Eisenwerke in Krain, Kärnthen und Steiermark ungerechnet, ist der Tagelohn bei den hohen Preisen der Lebensmittel und der ungleich üppigeren Lebensweise der arbeitenden Klassen in Triest bedeutend höher, als in der Hauptstadt des Herzogthums Krain, das der erwerbsuchenden Menschen genug hat und alljährlich einer Anzahl derselben in die Hafenstadt abgibt. Bis zum August 1846 muß die Bahn fahrbar sein.

Um auch von geistigen Dingen zu sprechen, so erwähne ich für

heute blos, daß die hiesige politische Zeitung mit ihrer belletristischen Beilage, welche unter dem Titel „Illyrische Blätter" erscheint, im Jahre 1846 fünfmal in der Woche ans Licht treten wird und ihr aschgraues Papier mit weißem Milchpapier zu vertauschen gesonnen ist. Daß die Veränderung keine blos äußerliche sein, sondern auch in das innere Leben des Journals eindringen wird, dafür bürgt der Redactionswechsel, welcher die Leitung des Provinzorgans in die Hände des früheren Redacteurs der „Carniolia" legt, des Herren Kordesch, eines jungen Mannes von Geschmack und Talent, der sich aus einem Infanteriecorporale zu einem Literaten metamorphosirte. —

V.

Notiz.

Wohlthätigkeitsliteratur.

Die Theorie der Kritik fordert, sie soll gerecht, wahr, ohne alle Privatrücksichten urtheilen, und dennoch wird ihr in der Praxis fortwährend das Gegentheil von dem Allen zugemuthet. Da macht bald die Lebensstellung, bald die Jugend, bald das Geschlecht des zu kritisirenden Schriftstellers den Anspruch auf Rücksichtsnahme, bald der Zweck und die Bestimmung des Buches. Es ist beinah zum allgemeinen Uebereinkommen geworden, gegen Damen mild zu sein und die Bücher, welche zu Wohlthätigkeitszwecken herausgegeben werden, durchweg zu loben. Das ist ein großes Unrecht, welches der Kritiker gegen das Publicum begeht, weil dieses derartige Bücher kaufen soll, um die Wohlthätigkeit in's Werk zu setzen. Es ist aber auch ein Unrecht gegen die Hülfsbedürftigen selbst; denn thaten sich nun wirklich Schriftsteller zu einem derartigen Unterstützungsunternehmen zusammen, so mußten sie auch Gutes liefern und nicht nur die Abschnitzel ihres Papierkorbes. Dies aber ist in solchen Fällen beinah eben so gäng und gäbe, als die Lobpreisung von Seiten der Kritik. Die neuesten Beispiele für ein solches Verfahren, lieferte das „Album zum Besten der durch die Ueberschwemmungen im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten." Wir finden in dem 426 Seiten starken Buche nur äußerst wenig Bemerkenswerthes. Außerdem finden wir unendliche Mengen von Bruchstücken, ja eigentlich nur von wenigen Autoren ganze und wirklich nennenswerthe Arbeiten, wie z. B. von Frankl, Grillparzer, Grün, Moshammer, Betty Paoly, Landesmann. Stark's und Bauernfeld's Beiträge sind dagegen schon anderwärts gedruckt.

— A —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda
Druck von Friedrich Andrä.

Englische Dichter.

I.

Thomas Moore.

Gewiß erinnert sich mancher Leser noch jener Zeit, da die sogenannte „classische Cabinetsbibliothek" uns die gesammte Weltliteratur, den Raupach und den Calderon, den Dante und die Schopenhauer, im selben Format ans Herz legte. Die Cabinetsbibliothek war eine Walhalla, in der kein europäischer Classiker fehlen sollte, und worin manch Neuer aufgenommen wurde, der seitdem gar nicht mehr zu den Classikern gezählt wird. Das waren uns selige Tage! Das Publicum selbst kritisirte sehr wenig und hatte einen liebenswürdigen Appetit. Es betrachtete sich noch immer wie einen Reconvalescenten, der sich für die Angst und die Leiden des Freiheitskrieges, ein wenig zerstreuen und stärken mußte und sich daher von allen Seiten mit zarten Hühnersuppen, ästhetischen Compots und leichten Süßigkeiten füttern ließ. Unsere Romantik war etwas kränklich, in Folge des Katzenjammers, der auf den ersten Freiheitsrausch der Deutschen folgte, und konnte keine Kraftbrühen für das Volk liefern; sie wies mit blasser, schwindsüchtiger Hand nach dem Ausland im Süden und Norden. Damals wurde viel übersetzt; nicht so viel wie heut, aber sehr oft mit größerer Liebe und mit besserer Auswahl. —

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß Tausende unter den Gebildeten Deutschlands den berühmten Dichter Thomas Moore zum erstenmal aus jener schätzenswerthen Cabinetsbibliothek kennen lernten, durch die Uebersetzung von Lalla Rookh; und sie haben dies Gedicht voll orientalischer Farbengluth vielleicht mit eben so großem Vergnügen gelesen, wie Morier's Hadschi

Baba. Auch von Moore's „Paradies und die Peri", wie von seiner „Liebe der Engel" wurden viele schöne Seelen und Geister bei uns hingerissen. Um jene Zeit kamen die Adrianschen Byronübersetzungen, die Theodor Hell'schen Verarbeitungen von Scott's erzählenden Gedichten, und die Zwickauer Ausgaben seiner Romane in Mode. Scott, Byron und Moore waren damals, in den Augen des deutschen Publicums, drei gleich fremdartige, gleich merkwürdige, gleich große Dichter! Aber wie viel hat sich seitdem geändert! Byron, dessen Gesänge der erschütternde Wehlaut einer kreisenden Zeit waren, hat bei uns einen Anstoß gegeben, der die junge Generation ins innerste Herz traf, und dessen Nachwirkungen noch nicht ausgezittert haben. Walter Scott, der im Gegentheil das klare Bild vergangener Kämpfe und Herrlichkeiten heraufbeschwor, und dessen Romane vielleicht die letzte Form historischer Dichtung in unserer Periode waren, hat die Stürme, die Byron in allen Gemüthern weckte, nur kurze Zeit aufhalten und beruhigen können. Die Walter Scott-Manie erzeugte nur einen Heishunger, der durch eine ganze Reihe von legitimen und illegitimen Nachfolgern des schottischen Romankönigs mit Noth gestillt wurde. Die buchhändlerische Speculation war meistens die Autorität, welche diese Nachfolger salbte und auf den Modethron setzte; sie aber sah, in ihrem Interesse, nur auf die Fruchtbarkeit der neuen Prätendenten. Während daher mancher treffliche englische Erzähler, wie Hood, Monk, Lewis, Halliburton u. A. in Deutschland kaum bekannt wurden, sahen wir nicht blos Cooper, Bulwer und Dickens, sondern selbst einen Ainsworth das deutsche Publicum beherrschen und gleich den englischen Fabriken, den deutschen Markt mit seinen Waaren überschwemmen. Längst hatte jedoch, mit der Julyrevolution und dem jungen Deutschland, der Geschmack eine höhere, wenn auch einseitige Richtung genommen, und man schied sich schärfer in Unterhaltungs- und Tenzenzpublicum. War nun Thomas Moore von der Menge über den Fleischtöpfen der Romanliteratur vergessen worden, so trat er auch bei den Verehrern politischer und skeptischer Poesie ein wenig in den Hintergrund; denn diese sahen nur zwei große Gestirne aus England herüberleuchten. Wie man einst Byron und Scott, oder Byron und Moore immer zusammen genannt hatte, so hieß es und heißt es noch jetzt immer nur: Byron und Shelley. —

Und dennoch ist Thomas Moore mit Recht ein gefeierter Name, und sein Ruhm stützt sich nicht auf eine vorübergehende Vorliebe des Publicums, nicht auf seine Verbindung oder scheinbare Aehnlichkeit mit jenen bewunderten Söhnen Albions. Vielmehr gewinnt das Bild seiner Poesie, wenn man es für sich betrachtet, und jetzt, wo er, beinahe der letzte eines glorreichen Sängerkreises, allein steht, erscheint sein Genius als ein voller, glühender Stern über der dunkeln, von matten Glühwürmern erhellten Nacht der heutigen Literatur Englands. Frelich wird einem größern nichtenglischen Publicum seine Schönheit schwer genießbar werden: Byron hat, auch in der ungenügendsten Uebertragung, durch die Kühnheit der Reflection, durch das Hervortreten seiner heroischen Subjectivetät, große Macht und Wirkung; einen Hauptreiz Moore's aber bildet der leichtverwischbare Duft, die unübertragbare Musik seiner Sprache. Seine irischen Melodien sind eben so wenig wiederzugeben, als seine satyrischen Gedichte, mit ihren tausend gegen englische Besonderheiten gerichteten Pointen, dem Fremden verständlich zu machen sind. Endlich will Moore, der fast in jeder Einzelheit klein und niedlich erscheint — wie seine leibliche Gestalt — in seiner ganzen genialen Vielseitigkeit überschaut werden, wenn ihm nicht Unrecht widerfahren soll.

Wenn der Reisende von England oder Schottland nach Irland kommt, so glaubt er sich plötzlich in eine andere Zone versetzt; weichere, wärmere Lüfte umwehen ihn. Eben so der Leser, der von Coleridge, Southey, Wordsworth, Crabbe oder Byron zu Thomas Moore übergeht. Darin liegt eine Hauptbedeutung des Letztern. Er hat die Sommerwärme seiner Heimath in den Nebelhimmel der englischen Literatur gebracht und ist in englischen Versen ganz Irländer geblieben; seine Poesie, die lieblichste Verkörperung des irischen Nationalcharakters, mit ihrer katholischen Sinnlichkeit, ihrer Naivetät, ihrem leichten Witz und Flattersinn und ihrem bald aufbrausenden bald klagenden Patriotismus, war ein Phänomen in dieser Hinsicht zu nennen. Lächelnd und scherzend, aber keck, bekriegte Thomas Moore die Prüderie und Intoleranz der herrschenden Nation der drei Königreiche. In den Salons der britischen Aristokratie sang er bald seine schelmischen Liebesromanzen, seine gereimten Verwünschungen gegen die „Saxons," und

die britische Großmuth lohnte ihm dafür durch Beifall und Popularität. Die Erfolge, die O'Connel für Irland auf politischem Gebiet erfocht, ersang Thomas Moore für sein Volk in der Gesellschaft, und der Dichter hat seine Siege mit reinern und unschuldigern Waffen, als der listige politische Agitator, erkämpfen können. Moore's Jugend fiel in die Zeit der letzten gewaltsamen Erhebungsversuche seines Volkes, sein Alter fällt in die Zeit größerer Milde von englischer und größerer Versöhnlichkeit von irischer Seite. Eine kurze Darstellung seines Lebens wird wohl der beste Commentar seiner Werke sein.

Thomas Moore ist am 28 Mai 1780 zu Dublin geboren in einer ehrbaren Kaufmannsfamilie. Ich kann nicht sagen, erzählt er selbst in einer seiner Vorreden, wann ich zu reimen und zu dichten anfing, aber es war sehr früh. In meinem dreizehnten Jahre sandte ich ein Paar Gedichte an den Herausgeber der „Anthologia" in Dublin und hatte das Vergnügen, sie ein Paar Monate darauf abgedruckt und mich selbst als „unser geschätzte Mitarbeiter T. M." begrüßt zu sehen. In meinem vierzehnten Jahre schrieb ich für dasselbe Blatt ein Sonnet an meinen Lehrer, Mr. Samuel Whyte; ein komisch eitler, aber gutmüthiger Mann, war dreißig Jahre vorher der Lehrer von Brinsley Sheridan gewesen und hatte denselben, nachdem er ein Jahr seinen Bakel über ihn geschwungen, für einen Dummkopf erklärt, an dem Hopfen und Malz verloren sei. Unter den Privatzöglingen Whyte's waren auch die schönen, von Jossua Reynold's Pinsel verunsterblichten Miß Montgomeries und andere Fräulein aus den ersten patriotischen Häusern Irlands. Whyte spielte noch eine andere Rolle. Seit Jahren war nämlich in der höhern irischen Gesellschaft ein lebhafter Sinn für Liebhabertheater aufgekommen; beim Herzog von Leinster in Carton z. B. wurde sehr häufig gespielt, und da machte Whyte sowohl den Director als den Prolog- oder Epilogdichter. In Marley, bei den Latouches, wurde einmal die Maskerade des Comus aufgeführt, wozu er den Prolog, und kein Geringerer als der berühmte patriotische Redner Grattan den Epilog lieferte. Whyte suchte, zum Aergerniß vieler Eltern, seine Schüler zu derlei bildenden Uebungen anzufeuern, und da ich sehr lebhaft in seine Pläne einging, war ich sein Liebling. In der That spielte ich mit großem Glück in

Kilkenny, besonders in solchen komischen Rollen, die auf meine kleine Statur anspielten, und in meinem zehnten Jahre schrieb ich sogar einen Epilog zu einem Stück meines Schulmeisters. Während so die heitere Liederlust in mir rege wurde, erwachte auch ein viel tieferes Gefühl in meinem Herzen. Als Kind katholischer Eltern, war ich mit dem Sklavenjoch am Halse auf die Welt gekommen; die Advocatenlaufbahn, auf der mich meine zärtliche Mutter gern gesehen hätte, war dem jungen Papisten verschlossen, und selbst die Universität war mir „ein versiegelter Bronnen." Kein Wunder, daß ein so getretenes Volk die Flammenzeichen der französischen Revolution mit Enthusiasmus begrüßte. Ich erinnere mich, daß mich mein Vater im J. 1792. zu einem Zweckessen mitnahm, welches dem großen Ereigniß zu Ehren gegeben wurde, und da hörte ich, auf den Knieen des Präsidenten sitzend, folgenden Toast die Runde machen: „Möge im Sturmhauch, der aus Frankreich kommt, unsere irische Eiche von Neuem ergrünen!"

Einige Monate später ging die Parlamentsacte von 1793 durch, die einige der monströsesten Artikel des irischen Strafcodex abschaffte. Irland hatte diese Milderung offenbar nur der französichen Revolution zu danken. Moore war, in Folge davon, einer der ersten irischen Heloten, der, dieses neue Recht benutzend, die Landesuniversität besuchte, — wo er übrigens noch von allen Prämien und Stipendien ausgeschlossen blieb.

Im J. 1794 versuchte sich der junge Student zum ersten Mal in politischer Satyre; der irländische Humor ließ sich auch von der schwersten Noth der Zeit niemals ganz unterdrücken, und in jener Periode aufkeimender Hoffnungen war unter den mittlern Ständen Dublins ein doppelt heiteres Leben. Moore wurde bald das nützlichste Mitglied eines burlesken Clubs, der auf Dalkey, einer kleinen Insel bei Dublin, ein Spottkönigreich (à la Herzogthum Lichtenhain bei Jena) errichtet, und einen Pfandleiher, Stephan Armitage, der sich durch seine angenehme Tenorstimme auszeichnete, zum Monarchen gekrönt hatte. Jährlich wurde die Thronbesteigung Stephan's gefeiert, und das war immer ein Volksfest. An diese Spottmajestät schrieb Moore unter Andern eine Ode, worin er den glücklichen Zustand der Sicherheit und des Friedens pries, der in König Stephans Staaten herrsche, im

Gegensatz zu der „metallenen Kutsche" und anderen Vorsichtsmaßregeln, deren sich sein königlicher Bruder von England beim Ausfahren bedienen müsse.

Um dieselbe Zeit fing Thomas Moore an, den Anakreon in englischen Versen und Reimen zu übersetzen, so glücklich und originell, daß ihm dafür allgemeine Aufmunterung zu Theil ward. Er folgte hierin gewiß nur einem tiefen Triebe seines Talents, und in der That ist der Sänger der irischen Melodien auch bei seinen kühnsten Flügen anakreontisch geblieben, und die unnachahmliche anakreontische Grazie, die ihn nirgends verläßt, gehört zu seinen Hauptvorzügen. Er legte eine Auswahl dieser Uebersetzungen dem Dr. Kearney, einem der Senioren des Collegiums vor, der sie sehr belobte, aber meinte, die Universität könne nicht gut die Uebertragung eines so frivolen Poeten, wie Anakreon, durch irgend eine öffentliche Aufmunterung oder Unterstützung sanctioniren. Uebrigens hatte dieser würdige protestantische Prälat ein Exemplar desselben frivolen Poeten zum Geschenke vom Papst erhalten; nämlich eine Copie des von Spaletti im Vatican gefundenen Manuscripts von Anakreons Symposien.

Eben so wichtig, wie für Moore's Entwicklung die Beschäftigung mit Anakreon war, und vielleicht noch wichtiger, waren die Erlebnisse, aus denen später die irischen Melodien entstanden, jene berühmten Lieder, welche, nach des Dichters bescheidenem Geständniß, unter allen seinen Werken allein fortzuleben hoffen dürften, und zwar nur deshalb, weil die nationale Musik, zu der sie die Worte gaben, diesen gleichsam als eine köstliche „Einbalsamirung" diene.

Die irische Musik, das einzige Element, worin die Ueberlegenheit Irlands über England anerkannt wurde, theilte, während der Herrschaft des Strafcoder, das Schicksal des unterdrückten Volkes, und die alten Nationalmelodien, die kaum noch in den Hütten ihre süße Stimme hören lassen durften, drohten vergessen und ausgerottet zu werden. Selbst die vagabundirenden Harfner, welche eine lange Zeit hindurch die alte Musik am Leben erhalten hatten, waren selten geworden; und das große Musik-Meeting zu Belfast im J. 1792, wobei noch zwei oder drei jenes populären Minstrelgeschlechts figurirten, war die letzte öffentliche Anstren-

gung, um Irland aus dem Schiffbruch aller Freiheiten, diese seine einzige Zierde zu retten. Da kam ein Mr. Bunting auf den Gedanken, jene Melodien, welche in der lebendigen Tradition ganz auszusterben drohten, zu sammeln, in Noten aufzuschreiben und herauszugeben. Im Jahr 1796 erschien der erste Band dieser Musikstücke und wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Im J. 1797 lernte Moore durch einen Freund seines Hauses, Namens Edward Hudson, der gern Flöte spielte, zum ersten Mal das Werk des Herrn Bunting kennen. Dieses Werk machte Epoche in seinem Leben, denn gleichzeitig wurde er mit dem schwärmerischen, edeln und bald darauf so unglücklichen jungen Robert Emmet bekannt und innig befreundet. Mit diesem kam er in die sogenannte Redner-Gesellschaft, wo die jungen Studenten, unter höherer Aufsicht, sich im Debattiren übten, und wo Emmet sich durch seine patriotische Begeisterung nicht nur einen großen Anhang erobert, sondern auch den Verdacht der Behörden zugezogen hatte.

Robert Emmet, erzählt Moore, pflegte oft neben mir zu sitzen, wenn ich auf dem Piano spielte; und ich entsinne mich, daß er eines Tages, da ich gerade die Melodie, „der rothe Fuchs" genannt, geklimpert hatte, aus seinen Träumen auffuhr und rief: „O stände ich an der Spitze von 20000 Mann, die zu dieser Melodie marschiren!" Wie wenig ließ ich mir damals träumen, daß eine der rührendsten Weisen, die ich ihm zu spielen pflegte, bald einen so würdigen, traurig stolzen Text in Emmet's letzten Worten finden würde *); oder daß eine andere jener Trauerme-

*) Robert Emmet, der nach der Verschwörung von 1798 als Hochverräther hingerichtet wurde, sagte in seiner Abschiedsrede: „Niemand schreibe meine Grabschrift; man lasse meinen Leichenstein leer, bis andere Zeiten und andere Menschen kommen, die mir Gerechtigkeit werden widerfahren lassen." Darauf bezieht sich das Lied, welches Moore zu jener rührenden Melodie gedichtet, und welches, auf deutsch, ungefähr lauten würde:

Hauch nicht seinen Namen, laß schlummern beschattet,
Den hier sie so frostig und ehrlos bestattet:
Still, nächtiglich fließe die Thräne herab
Wie nächtiger Thau, der da sinkt auf sein Grab.

lodien in allen irischen Herzen mit dem Angedenken an sie*) verknüpft bleiben werde, die Emmet's letzten Gruß und Segen mit Irland theilte!

Ehe die irische Verschwörung zur tragischen Katastrophe kam, betheiligte sich Moore, der kein thätiges Mitglied und kaum ein Mitwisser derselben, wohl aber von ihren Ideen und Gefühlen mit erregt war, publicistisch an einem Organ, welches die Verschworenen herausgaben. Es war die von Arthur O'Connor, dem älteren Emmet und andern Häuptern des „Vereinigten Irland" — welches Protestanten wie Katholiken in seinen Reihen zählte, — gegen Ende des J. 1797 gegründete „Presse". Der kleine Moore wäre gern ein Märtyrer geworden, und der Autorstolz kitzelte ihn vielleicht eben so sehr wie der Patriotismus, aber die fortwährende Angst seiner Familie um ihn, hielt ihn von gewagten Schritten ab. Endlich hatte er den Muth, eines Abends ein Blatt in den Briefkasten der Presse zu werfen, und dies war — ein Gedicht in Ossianischer Manier. Er hatte gedacht, es werde die Welt in Brand setzen, allein es ward gedruckt und ging sehr ruhig vorüber. Darauf ging er weiter und warf einen langen, in wilder Prosa geschriebenen politischen Artikel in den Briefkasten der Presse. Diesmal zündete seine Rakete. Der Aufsatz, der gleich einen Tag darauf gedruckt erschien, erregte allgemeines Aufsehen durch seine Kühnheit. Moore's Mutter, die hinter das Geheimniß seiner Autorschaft durch Edw. Hudson gekommen war, nahm ihm das feierliche Gelübde ab, daß er nie mehr für die „Presse" schreiben werde; was aber noch mehr ist — und beinahe an die Mückenvergrößerungssucht bei ähnlichen deutschen Geschichten erinnert — dieser

---

Doch der nächtige Thau, der da weint im Geheimen,
Wird mit glänzendem Grün sein Grab bald umsäumen;
Und die Thräne die uns im Geheimen entquillt
Wird grünend im Herzen erhalten sein Bild.

Robert Emmet und jene Verschwörungsgeschichte ist auch von einem deutschen Autor, als Romanthema behandelt worden, von G. Kühne in seinen „Rebellen von Irland."

*) Miß Curran, die Tochter des berühmten Volksredners und Geliebte Emmet's, den sie bis an ihr Ende beweint hat. Die irische Melodie lautet: „Sie ist ferne vom Land, wo ihr junger Held schlummert."

Aufsatz eines jungen Poeten, der nicht einmal zu den Verschworenen gehörte, und mit dem blos die junge, der Prosa ungewohnte Feder durchgegangen war, wurde vom geheimen Comittee des Unterhauses vorgelegt, unter den Actenstücken, die da beweisen sollten, welche entsetzliche und staatsgefährliche Pläne das vereinigte Irland im Schild geführt habe.

Als einige Wochen vor der schrecklichen Katastrophe eine strenge Untersuchung über die Studenten der Dubliner Universität verhängt wurde, deren Gesinnungen längst verdächtig geworden, kam auch Moore zum Verhör vor dem Tribunal, welches aus dem Lord Vicekanzler und dem Doctor Duigenan — bekannt durch seine wüthenden Pamphlete gegen die Katholiken — zusammengesetzt war; Moore benahm sich hier mit so ehrenhaftem Muth und solcher Klugheit, daß er freigesprochen wurde, ohne die geringste Aussage sich entlocken zu lassen, die einen seiner Bekannten hätte compromittiren können. Viele, selbst Mitverschworene, bekannten alles was sie wußten, um sich nicht ihre Carriere zu verderben, ein Camerad Emmets, der auch mehrere bedenkliche Fragen, so wie der junge Dichter nicht antworten wollte, wurde in perpetuum relegirt, Moore aber hatte es seiner offenen und kühnen Beredsamkeit zu danken, daß er mit ganz heiler Haut davon kam. Er sei in das Collegium getreten, redete er den Lord Clare an, um sich zum Gelehrten und zum Ehrenmann auszubilden, und er wisse nicht, wie sich damit die Rolle eines Angebers seiner Cameraden vereinigen lassen; seine eigenen Reden in der Rednergesellschaft habe man verdreht und falsch ausgelegt, während das Schlimmste was ihnen ein Wahrheitsliebender hätte nachsagen können, warmer Patriotismus gewesen sei, . . . er wisse wohl, mit welchem hochsinnigen Edelmann er es zu thun habe, . . . seine Lordschaft solle sich einen Augenblick herablassen von Dero hoher Stellung und sich in seine (Moore's) Lage versetzen, um ihm zu sagen, wie Sie unter ähnlichen Umständen als Ehrenmann handeln würden. — Diese Worte fanden allgemeinen Beifall und der gestrenge Richter, ein so finsteres Gesicht er Anfangs gemacht hatte, fühlte sich erweicht und entwaffnet.

Der neunzehnjährige Poet konnte also seine Studien fortsetzen und begab sich nach London, um in den Middle Tempel zu treten der die Pforten der Advocatur öffnet. Aber die Musen entrissen

ihn bald für immer der Themis. Seine „Oden Anakerons", die im J. 1800 erschienen, und mehr eine reizende Modernisirung, als eine getreue und einfache Uebersetzung des antiken Liebesdichters waren, machten vielleicht eben deshalb Furore. Sie waren dem Prinzen von Wales gewidmet, der, wie alle Kronprinzen, sehr liberal, ein Freund von Sheridan und Fox, ein Anhänger der Whigs, und ein Mäcen der schönen Künste war. Es konnte nicht fehlen, daß Moore unter solchen Auspicien in die vornehmsten Cirkel eingeführt wurde; und die großen Erwartungen, die man von seinem dichterischen Talent hatte, bewogen ihn, das Jus ganz über Bord zu werfen. Ein Jahr später gab er einen Band erotischer Poesien (die juvenile poems), theils Original, theils Nachahmung der Alten, unter dem Pseudonym Little (Klein) heraus. Mr. Little, sagt Moore in der Vorrede, war einundzwanzig Jahre alt, als er starb; er hatte keinen Ehrgeiz, war etwas träge und ein großer Verehrer von Tibull, Catull und Properz. Sein Leben und seine Herkunft können das Publicum nicht sehr interessiren, aber die meisten seiner Verse sind in einem so zarten Alter verfaßt, daß die Kritik einige Nachsicht mit ihnen haben muß. — Das zarte Alter hatte übrigens diesen kleinen Amor nicht verhindert, die poetische Licenz oft so weit zu treiben, daß die Prüderie der großen Kinder daran Anstoß nehmen konnte. Selsamer Weise aber biß das prüde Albion, oder doch die Gesellschaft des high life, mit großem Behagen in die verbotene Frucht. Tom-Little, oder Moore-Anakreon, wie man ihn zu nennen pflegte, besaß außer seinem poetischen Talent auch auch alle gesellschaftlichen Talente; er war ein guter Musiker, ein angenehmer Sänger, ein witziger Plauderer, ein Verehrer des schönen Geschlechts und bei seinen 4 Fuß, acht Zoll gar niedlich gebaut; man kann sich daher denken, wie sich die Blaustrümpfe und die romantischen Wittwen um den kleinen Lion zu reißen anfingen. Wir setzen natürlich voraus, daß seine schönen und geistreichen Verehrerinnen nicht auch die Noten lasen, mit denen Moore nach englischer Sitte überall so verschwenderisch umgeht, so wie wir glauben, daß die heutigen Ladies sich über die Mottos aus Pindar nicht den Kopf zerbrechen, die Bulwer vor jedem Kapitel seiner fashonablen Romane prangen läßt. Mit Moore's Noten hat es gleichwohl eine ernstere Bewandtniß; sie verrathen eine erstaunliche

Belesenheit in alten und neuen Classikern, die, bei so viel Leichtigkeit und Leichtfertigkeit, an unsern Wieland erinnert. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man sieht, wie unter einem neckischen Liebesliedchen von zehn Zeilen oft alle griechischen Gnostiker und Philosophen commentirt, mit ihren Varianten citirt und manchmal noch in fließenden englischen Versen und Reimen übersetzt sind. Vielleicht sollten diese classischen Gesichterschneidereien von unten den Uebermuth von oben ein wenig vergessen machen, und gleichsam als Bollwerke und Kanonen der Gelehrsamkeit den englischen Kritikern und ihrer bulldugartiger Grobheit Respect einflößen.

Jeffrey aber, der damalige Müllner oder Menzel des Edinburgh Review, ließ sich weder imponiren, noch seinen Ingrimm besänftigen. Er nergelte so lange an dem kleinen Irländer, der den Anakreon schminkte, und in der Sprache Milton's seine unnationale Frivolität zum Besten gab, daß ein hostile meeting daraus erfolgte, oder vielmehr bald erfolgt wäre; denn die beiden Todfeinde kamen nur zusammen, um Freunde bis in den Tod zu werden, und statt sich zu schießen, tranken sie Brüderschaft. Man machte sich damals sehr lustig über den friedlichen Ausgang dieses Duells, und erzählte, ein Friedensrichter, der es verhindern wollte, und die Pistolen in Beschlag nahm, habe dieselben blind geladen gefunden. Darauf hätten die Secundanten erklärt, beim Hinausfahren auf den Kampfplatz sei im Wagen die eine Kugel aus dem Laufe gefallen, so daß sie es für rathsam gehalten, die Kugel aus der andern Pistole herauszuziehen, um fair play, d. h. um die Waffen gleich zu machen. Dem sei wie ihm wolle, es spricht jedenfalls für Moore's persönliche Liebenswürdigkeit, daß Niemand ihm auf die Dauer gram sein konnte, und daß Leute, die ihm den Hals brechen wollten, bei näherer Bekanntschaft seine besten Freunde wurden. Wie mit Jeffrey, so ging es ihm später mit Byron.

Noch vor seinem Abenteuer mit Jeffrey, welches 1806 stattfand, hatte Moore, während eines Whigministeriums, die einträgliche Stelle eines Admiralitätsbeamten auf den Bermudas bekommen, aber nachdem er diese Koralleninseln gehörig besehen, und die Scenerie ihre Neuheit für ihn verloren hatte, wurden ihm die Geschäfte lästig, und er übergab dieselben, für die Hälfte seines Einkommens, einem entweder unfähigen oder treulosen Stellvertreter,

dessen Schnitzer er später büßen mußte. Die Rückreise nach England machte er über Nordamerika und Canada. Ich kam nach den Vereinigten Staaten, sagt Moore, mit den größten Vorurtheilen für sie und gab mich all jenen Illusionen über die Reinheit der republikanischen Regierung, das patriarchalische Leben und das Glück des Volkes hin, die ich als Kind in meinem Geburtslande eingesogen, wo unglücklicher Weise das heimische Mißvergnügen jede Ferne verführerisch ausmalt und wo namentlich Nordamerika lange als ein Asyl der Unterdrückten, als die elysische Atlantis angesehen wurde, wo verfolgte Patrioten ihre Visionen verwirklicht fänden. — Bei so honigsüßen Erwartungen und Phantasiebildern mußte der irische Dichter natürlich enttäuscht werden. Uebrigens dauerte sein Aufenthalt nicht lange genug, um die politischen Zustände der Union, wenn dies überhaupt in seinem Plane lag, gründlich zu studiren, und wir sehen aus seinem eigenen Berichten, daß er sich rein auf den Umgang mit Federalisten, Anhängern der antidemokratischen Partei, beschränkte. In Washington war er beim Lever des Präsidenten Jefferson, den er in demselben häuslichen Negligé fand, in Pantoffeln und Connemara-Strümpfen, — worin der Demokrat auch den englischen Minister Merry empfangen hatte, als dieser, in voller Uniform, ihm seine Creditive überreichte. Im Jahre 1806 erschienen seine **Poems relative to America**, worin die herrlichsten Schilderungen transatlantischer Naturscenen mit den bittersten Ausfällen gegen die amerikanische Demokratie abwechseln. In den Satyren **Corruption and intolerance** (erschienen 1808) wendet sich der Dichter aber auch gegen die Illusionen englischer Freiheit und Aufklärung. Hier spielen die Noten eine gar ernste Rolle. Dem Irländer, sagt Moore, mag es erlaubt sein, sein freies Urtheil über die Maßregel jener Periode (1688) auszusprechen, ohne daß man ihn deshalb der Undankbarkeit zeihen oder eines jakobitischen Papismus verdächtigen darf. Keine Nation, es ist wahr, hatte je eine so goldene Gelegenheit, ihre Freiheiten für immer zu sichern, als die britische in der Periode von 1688 hatte. Aber die schmachvollen Regierungen von Karl und Jacob hatten den Nationalcharakter geschwächt und erniedrigt. Die kühnen Ideen von Volksrecht, die aus den Kämpfen zwischen Karl I. und dem Parlamente hervorgegangen waren, weichen allmälig jenen sclavischen

Doctrinen, für welche jetzt Lord H—keob—ry die Geistlichkeit von damals belobt; und wie die Reformation zu früh kam für die Reinheit der Religion, so kam die Revolution zu spät für den Geist der Freiheit. . . — Moore zeigt in jenen Satyren eine Kraft, die man dem kleinen Anakreon nicht zugetraut hätte, aber die Bitterkeit des Katholiken und des Irländers treten darin zu sehr hervor, als daß die Kritik des englischen Publicums nicht etwas parteiisch hätte ausfallen sollen. Man sagte, Moore sei glücklicher, wenn er mit leichten Witzen und Spötteleien, als wenn er mit der Geißel Juvenals auftrete.

Moore wurde überhaupt etwas ernster. Der schlagendste Beweis davon war, daß er (1810) eine schöne junge Engländerin, Miß Dyke, heirathete, die eben so wie er der Musik ergeben und in jeder Hinsicht ein ausgezeichnetes Wesen war. Wie der Dichter aus seinem Elternhause nur Erinnerungen des Glücks und des gemüthlichsten Friedens hatte, so war auch seine Ehe voll poetischer Freuden. Moore ist vorzugsweise ein Sänger des Glücks, und unterscheidet sich darin wesentlich von der düsteren Lyrik Byrons; dieser bedurfte der Stürme und Kämpfe, um seine Schwingen zu regen, und in den Gewittern seines Gemüthes fand er dann mehr als Ersatz für den Zwiespalt, den Neid, den Haß und die Verläumdung, die seine irdische Laufbahn so dornig machten. Moore selbst bettete sich stets auf weiche Gartenerde und wußte aus Giftblumen Honig zu saugen. Selbst die Leiden Irlands werfen nur malerische Schatten in seine Dichtung und klingen als süße Traurigkeit aus seinen Liedern.

Im Jahre 1810, dem Jahre seiner Verheirathung, erschienen die ersten Lieferungen seiner Irish Melodies, das heißt irische Lieder, angepaßt den alten Nationalmelodien. Sie hatten einen unerhörten Erfolg und wurden, so gut es ging, in alle europäischen Sprachen, ja in französische Prosa! und in lateinische Reime! *) übersetzt. In der That war Moore mit diesen Gedichten auf dem Gipfelpunkt seiner poetischen Größe. Doch würde man irren, wenn man sich unter den Irish Melodies lauter gepanzerte Tyrtäusge-

*) Von einem Engländer Nicholas Lee Torre. (Cantus Hibernici, London 1835.)

sänge oder lauter Elegien à la Jeremias vorstellen wollte; sie erinnern fast niemals an unsere politische Poesie. Es galt, die irische Musik, welche der getreueste Spiegel des irischen Volkscharakters ist, in Worte zu übersetzen; eine Aufgabe, die schwerer ist, als sie aussieht. Wie beim irländischen Volk Trotz und Muthlosigkeit, aufblitzende Thatlust und schmachtende Melancholie, elegischer Schmerz und ritterlicher Leichtsinn ein chevalereskes Gemisch bilden, eben so wechseln bei Moore Schlachtgesänge mit Liebesromanzen, Todtenklagen mit Festhymnen ab. Halbmythologische Erinnerungen mischen sich unter die Anspielungen auf die Gegenwart oder nächste Vergangenheit, Brien the Brave steht neben Robert Emmet, Rosna Hall, Tara und die runden Thürme der alten Zeit sind die Schauplätze, die das Echo moderner Empfindungen verstärken. Das ist ächt irisch, und man kann dieselben Decorationsmalereien noch in O'Connel's neuesten Reden finden, denn es scheint, daß die Erinnerungen aus den Zeiten vor H. Patrick in Irland eben so populär und vielleicht eben so heilig sind, wie die katholischen Traditionen und Mythen. Wunderbar ist zugleich in diesen Liedern der vollkommene Zusammenklang von Wort und Musik, die unendliche Mannigfaltigkeit der Rhythmen und die glückliche Anwendung des Refrains. Wie ein Componist, der die innerste Seele eines Götheschen Liedes erräth und in Musik kleidet, mit Recht für einen Meister gilt, so hat Moore umgekehrt sich als Meister bewiesen, indem er den irren Seelen vaterländischer Musik die schönsten Leiber, die ausdrucksvollsten sichtbarsten Physiognomien gab. Moore's Lieder werden gesungen werden, so lange ein Irland und ein irländisches Volk existiren. Byron sagte öfters: Moore hat in seiner Musik, seiner Stimme, seiner Poesie e i n Etwas, das ihm Keiner nachmacht oder je nachmachen wird.

Aus jener Zeit stammen die ersten Beziehungen zwischen Thomas Moore und Lord Byron. Der letztere hatte in seiner Satyre „Englische Barden und schottische Kritiker" das Duell zwischen Moore und Jeffrey persifflirt. Moore verlangte dafür Genugthuung, aber sein Brief traf Byron nicht mehr, da dieser eben nach dem Orient abgereist war. In seinem zweiten Briefe bat er daher — sich auf Weib und Kinder besinnend — blos um Unterdrückung der betreffenden Stelle. Byron erklärte darauf, er habe blos Jef-

frey und nicht Moore beleidigen wollen, und da sich Tor-Little damit zufrieden gab, so wurden die beiden Dichter bald die besten Freunde.

Im Jahre 1812 gab Moore eine geistreiche komische Oper „der Blaustrumpf" heraus und schlug einen neuen Ton politischer Satyre an, der ihm unvergleichlich besser glückte als der Juvenalsche in seiner „Corruption und Intoleranz." Die „Aufgefangenen Briefe oder das Zwey-Pennypost-Felleisen," eine fingirte Correspondenz zwischen den Hauptpersonen des Hofes, voll pikanter Malice und stechender, häufig sogar persönlicher Anspielungen, wurde vom hohen und niedern Publicum Englands verschlungen und erlebte in anderthalb Jahren 14 Auflagen. Er gab sie unter dem Pseudonym Thomas Brown junior heraus. In einem ähnlichen Ton pflegt Moore noch jetzt manchmal im Morning-Chronicle als satyrisch-politischer Gelegenheitsdichter aufzutreten, ohne seinem Ruhm damit etwas zu vergeben.

Meine Scherze, sagt Moore, fanden selbst Gnade in den Augen meiner Gegner. Die Tories amüsirten sich daran und der Regent lachte darüber. Man hat mir Undank gegen ihn (den einst liberalen Prinzen von Wales) vorgeworfen; nun, alle Wohlthaten, die er mir erwiesen hat, bestehen darin, daß er die Widmung meines Anakreon annahm, mich zweimal zum Diner und einmal zu einer fête einlud, wo ich der 450te seiner Gäste war .. — Man erzählt auch, daß der Regent, dessen politische Apostasie in den aufgefangenen Briefen scharf gegeißelt war, zu einem seiner Höflinge sagte: „Er mag sich in Acht nehmen, der Kleine!" — Sie wollen ihn also vor Gericht ziehen? fragte der Höfling — „O nein! Aber ich sperre ihn ein, in meinen Becher."

Byron schrieb, von Moore angeregt, ebenfalls Satyren, aber sie fielen blutiger aus. Man erinnert sich des Gedichts an den Regenten, als dieser sich die königliche Gruft öffnen ließ: „Zwischen Heinrich ohne Herz und Carl ohne Kopf ꝛc."

Seit den Erfolgen seines „Postfelleisens" wurde Moore gedrängt, sich in einer größern poetischen Erzählung à la Marmion oder Rokeby von Scott zu versuchen. Aber der Occident schien damals erschöpft, Byron hatte sich in die türkisch-hellenische Welt, Scott in das Mittelalter zurückgezogen, Moore warf sich daher auf

Hindostan. Sein „Lalla Rookh," welches 1817 erschien und von Longman mit 3000 Guineen bezahlt wurde, ist in Deutschland hinlänglich bekannt; und es war in England lange Zeit Lieblingslectüre. Moore hatte dazu fleißige Studien gemacht und die Localfarben so richtig getroffen, daß Engländer die aus Indien kamen, behaupteten, der Autor müsse selber am Ganges gewesen sein. Einzelne Stücke des Gedichts wurden sogar ins Persische übersetzt. Wenn indessen Form und Schauplatz des Buches ächt orientalisch sind, so haben dafür die Personen, wie die türkisch-hellenischen Helden Byron's, einen sehr occidentalen Charakter; namentlich ist der „Feueranbeter" in Lalla Rookh eine irländische Heldengestalt, gehüllt in einen Schleier von Benares. Fadladeen, Großkämmerer der Princessin Lalla Rookh, ist die groteske Silhouette Jeffreys.

Fortwährend wechseln bei Moore Satyre und Lyrik ab. Kurz nach Herausgabe von Lalla Rookh machte er mit seinem Freunde Samuel Rogers eine Reise nach Paris und schrieb dort „die Familie Fudge in Paris." Fudge ist nämlich ein Londoner Cockney oder Kümmeltürke, der, von Castlereagh als Spion nach Paris gesandt, die lächerlichsten Berichte über französische Zustände an das englische Ministerium schreibt. Fudge machte so viel Glück wie das Postfelleisen. Darauf kamen „biblische Gesänge" (Sacred songs) und 1820 eine Satyre im Boxerjargon auf den Congreß von Aachen.

Auf einer Reise nach Italien, die er in Gesellschaft Lord John Russel's machte, traf er in Venedig mit Byron zusammen, der ihm seine Memoiren schenkte. Dann lebte Moore mit seiner Familie drei Jahre in Paris, wo er die Beilegung eines unangenehmen Processes abwarten wollte, den ihm sein Stellvertreter auf den Bermudasinseln eingebrockt hatte. Er sollte an verschiedene amerikanische Kaufleute eine Summe von 6000 Pfund bezahlen, und da er die angebotene Hilfe seiner Freunde nicht annahm, so mußte er arbeiten. In der That bezahlte er die Amerikaner mit dem Ertrag seiner „Liebe der Engel" und seiner „Fabeln für die heilige Allianz."

Thomas Moore hat überhaupt in der letztern Periode seines Lebens mehr gearbeitet, als gedichtet. Doch haben auch diese „Arbeiten" mancherlei Verdienste. Dahin gehören das Leben Sheridan's, das Leben Fitzgerald's, die Memoiren des Kapitän Rock, der Epikuräer, die „Reisen eines Irländers der eine Religion sucht," und die „Geschichte Irlands."

Wegen der Memoiren Byron's, die er nach dem Tode des Dichters herausgeben sollte und statt dessen, im Einverständniß mit der Familie des Verstorbenen, unterdrückte, haben sich bekanntlich zahlreiche Stimmen gegen Moore erhoben. Wir glaubeu indessen, die Neugier und Scandalsucht waren bei diesem Geschrei eben so mächtig, wo nicht mächtiger als ein edleres Interesse an den Schicksalen des Dichters von Childe Harold und Don Juan, der sich ja ohnedies am schönsten und besten in seinen Werken studiren läßt. Uebrigens hat man Briefe Byron's, Gespräche mit Byron, und endlich authentische Memoiren Byron's, denen die bei Moore hinterlegten nur als Ergänzung dienen sollten. Man behauptete, Moore habe, im Interesse von Byron's Familie, diese Supplemente unterdrückt, während Moore versichert, er habe es eben so sehr im Interesse des Dichters gethan. Wie es scheint, waren diese Memoiren für etwas über **2000** Pfund an den Buchhändler Murray verkauft. Moore gab im Jahre **1831** diese **2000** Pfund an Murray zurück, und weigerte sich, die Rückzahlung der Summe von der Familie des Lords anzunehmen.

Thomas Moore lebt jetzt friedlich und als frisch blühender Greis auf seinem Gute Sloperton, in Wiltshire, seit **40** Jahren. In der Jugend anakreontisch, ist er im Alter ein fleißiger Bibelleser geworden. Sei es nun englischer Einfluß oder die natürliche Verwandlung, welche die Jahre mit sich bringen; diese Richtung hatte sich schon vor dem Tode Byron's bei Moore gezeigt, sowohl in seiner „Liebe der Engel", wie in den „Sacred Songs" und in den „Legendary Ballads". Wir wissen nicht einmal, ob Moore in den Schoß der anglikanischen Kirche getreten ist, doch konnte es so scheinen, nach der vorwaltenden biblischen Färbung seiner Frömmigkeit. Daß er aber nicht gerade ein Betbruder geworden, zeigen seine häufigen satyrischen Momente, von denen die englischen Zeitungen manchmal Proben liefern, bald in derben Knittelreimen, bald in hüpfenden, daktylischen Strophen, die immer seine besonderen Lieblinge waren.

König Wenzel der Faule.

I.

Susanna.

Ein altes, altes Haus im alten Prag
Das heißt das Königsbad noch heut zu Tag,
Und es bespült's der Moldau blau Gewässer,
Darauf ein Bild das mit beredtem Munde
Von dem was einstens hier geschehn gibt Kunde,
Doch wird das Bild von Jahr zu Jahre blässer.

Und mag das Bild auch endlich ganz verblassen,
Und mag ersterben nach und nach die Sage,
So Manches, was geschieht noch heut zu Tage
Wird uns sobald dran nicht vergessen lassen.

Im Bade dehnt sich König Wenzeslaus.
Die laue Welle spielt um seine Glieder
Wie süße Wollust weicher Liebeslieder,
Wie üppger Schlaf nach schwelgerischem Schmaus.

Dem König Wenzel ist so wohl zu Muth,
Daß er wie Kindlein spielet mit der Fluth;
Er läßt sie über Hals und Locken schäumen
Und überläßt sich lächelnd süßen Träumen;
Und träumt so wahrhaft süß, als wär' hienieden
Errungen schon der ew'ge Völkerfrieden,
Als wäre nicht das heilge römische Reich,
Das ganze, Einem blutgen Schlachtfeld gleich,
Als bebte nicht am eignen Heerd der Bürger,
Als zöge nicht durchs Land der Judenwürger,

Als drückte nicht den Wandrer unbehaust
Wohin er zieht das Recht der blutgen Faust,
Als flöße nicht um ihn das Blut in Strömen
Aus den entflammten Herzen seiner Böhmen,
Als keuchte nicht die blasse Hungersnoth
Rings durch die Gassen Prags und schrie nach Brod.

Da träumt ein König nur wie Wenzeslaus,
Schwankt wie ein Nachen auch sein Königshaus --
Ein König, der des Geistes Sonnen preist
Und seinen Henker gern Gevatter heißt,
Der seine Königin vorwarf den Hunden
Und süße Lieder singt zu allen Stunden.

Ja, auch ein Sänger ist der holden Minnen
Der zubenannte faule Böhmenkönig;
Mild klingt sein Lied und kirchenglockentönig.
Wie er im Bad sich streckt — in tiefes Sinnen,
In aufgelöste Träumerei versenkt —
Vielleicht, daß eines süßen Lieds er denkt.

Da stört ihn auf ein Lärm, ein fernes Schrein,
Ein wildes Stimmenrufen mittendrein,
Ein tolles Jauchzen und ein dumpfes Heulen,
Ein Dröhnen wie von Lanzen, Schwert und Keulen,
Wie Sturm und Wirbelwind in Eins verflossen.
Der König hebt im Bade sich verdrossen
Und streckt das bärtge Haupt empor zu lauschen:
„Sind es der Moldau Wellen, die so rauschen?
„Schlägt so der Sturm an dieser Hütte Planken
„Die, ob sie stürzen wollten, bebend schwanken? —

Da schallt herein des Aufruhrs erster Gruß:
Den Pfaffen Tod! — und hoch Johannes Huß! —
„Ists das? — ich geb euch gern die Pfaffen drein."
„Hoch lebe Huß! ich stimme mit euch ein!" —
Ein zweites Grüßen: Nieder mit den Räthen
Die uns die Seele aus dem Leibe treten! —
Der König spricht: „Ist euch dies Volk zur Last,
„So nehmt es hin — s'ist mir wie euch verhaßt."

Doch immer wilder tönt des Aufruhrs Stimme,
Das Haus erzittert von des Volkes Grimme;

Hier ruft es: Fauler König, gieb uns Brod!
Dort schreit die Wuth: Seid frei und schlagt ihn todt! —

Die Keulen dröhnen an geschloßner Pforte
Und an des Königs Ohr mordlustge Worte —
Er bebt — da ist kein Weg, der ihn errette —
Die Moldau hier und hier des Volkes Kette! —

Da stürzt des Hauses starke Magd heran,
Sie wirft ein Linnen um des Königs Lenden,
Dann faßt sie ihn, und mit gewaltgen Händen
Fort zieht sie ihn — hinaus und in den Kahn.
Fort, ruft sie, fort, eh sie das Thor erbrechen
Und ihre Noth in deinem Blute rächen!

Das Ruder faßt sie an, und weit vom Ufer
Das Schifflein fliegt auf sturmbewegter Welle,
Indessen ferner an des Bades Schwelle
Verhallt das Schreien der rebellschen Rufer.
Stromaufwärts fliegt's — die Sturmeswellen heben
Und werfen es, als wollten sie erfühlen
Die süße Lust mit einem Königsleben
Gleich wie mit einem leichten Ball zu spielen.
Susanna aber schlägt sie mit Gewalt
Aufs Haupt mit ihrem Ruder, daß es schallt
Wie eines Schwertes Schläge ohne Zahl
Auf eines Feindes Helm= und Schilderstahl.

Vorüber an der Inseln grünem Rande
Und an des Wissehrades felsgem Strande
Lenkt sie das Schifflein mit gewaltger Hand
Und weiter immer fort ins offne Land.
Auf niedrer Bank der König Wenzel sitzt;
Kaum daß er seine Blöße kann bedecken
Vor Well' auf Welle, die herüberspritzt
Und höhnend nach ihm scheint die Hand zu strecken.

Doch wie die Well' ihn wirft, ihm ist es recht! —
Fürwahr, der kennt den König Wenzel schlecht,
Der meint, daß ihm vor Volk und Welle bangt;
Nicht doch — in stiller Lust sein Auge hangt
An der gewaltgen wellenmächtgen Magd,
Die, wie sie vor ihm steht mit losen Haaren
Durch die die Winde stürmisch wühlend fahren

In ihrer Schönheit seinem Sinn behagt.
Er sieht sie an mit lächelndem Gesicht,
Wie sie das Ruder schwingt, wie ihre Glieder,
Selbst wellenähnlich, wogen auf und nieder,
Wie sich ihr Antlitz röthet — und er spricht:

„Du Jungfrau, also schön und kühn und stark,
„In deren Gliedern glühet Wlastas Mark,
„Dir schuld' ich Dank — ich will in Hermelin
„Und Sammet hüllen deinen schönen Leib —
„Du seist als schönstes und als kühnstes Weib
„In Zukunft meines Hofes Königin.
„Mit Gold und Edelstein will ich dich schmücken
„Und Perlen reihn um deinen schönen Hals,
„Du wirst die Sänger meines Hofs entzücken
„Und leben in den Liedern ewgen Schalls."

Susannas Stirne flammt — ihr Auge blitzt —
Sie lenkt mit Einem Stoß den Kahn ans Land
Und auf das Ruder ihren Leib gestützt
Spricht sie also zum König hingewandt:

„Ich bin ein Weib des Volks und will es bleiben! —
„Dir lass' ich Hermelin und Edelstein
„Und deines Hofes fluchbeladnes Treiben
„Dazu des Volkes jammervolles Schrei'n.
„Nicht will ich mich vom Mark und Schweiß und Blut,
„Von des zermalmten Volks gestohlnem Gut
„Mit deinen Sängern und gekrönten Gästen
„An deinen königlichen Tafeln mästen.
„Hast du's gehört, wie es in seiner Noth
„Aufschreit und ächzt nach einem Bissen Brod,
„Nach deines Tisches abgefallnen Resten,
„Und ich soll folgen dinen Freudenfesten? —
„Ich fluche dir so sehr wie sie dir fluchen,
„Und schwere Sünde scheint mir jetzt fürwahr,
„Daß ich nach Weiberart so weibisch war,
„Der Rache dich zu stehlen, die sie suchen.
„Jetzt fliehe schnell, daß mich zu spät nicht reue,
„Daß ich dem Volk gebrochen meine Treue,
„Daß ich von Neuem nicht das Ruder fasse
„Und von den Wellen, die darob empört,
„Daß ich das heilge Volksgericht gestört,
„Entgegen dich den Rächern treiben lasse!"

Der König floh ins offne Land dahin
Gleich einem Bettler kaum verhüllt die Glieder; —
Sie aber schwamm gleich einer Königin
Auf wildem Strom zu den Rebellen wieder.

II.

Der blinde Jüngling.

Ein altes Büchlein mit vergilbten Blättern,
Mit sonderbar gebeugten, grauen Lettern
Schleicht heut' noch wie ein Greis von Haus zu Haus:
Der Urahn liest den Enkeln vor daraus
Und durch des Volkes Glauben ists geweihet.
Es klinget wie ein geisterhafter Gruß
Und kündet was zur Zeit des Ketzers Huß
Ein weiser blinder Jüngling prophezeihet.

Der König Wenzel hat die böse Stunde;
Da hilft nicht Saitenspiel und Becherklang,
Nicht die geheimnißvollste Reichsurkunde,
Nicht das Gekläff der wilden Bastardhunde,
Nicht fremder und nicht eigner Minnesang.

Er schweifet durch des Schlosses weite Gänge;
Da schrecket ihn bei jedem Tritt und Schritt
Der Wachen Ruf, der Glanz der Partisanen,
Vom Giebel hoch der Pfiff der Wetterfahnen,
Vom Thurm die mitternächtgen Glockenklänge
Und wie er an des Schlosses Pforte tritt
Der Bettler selber, der die breite Schwelle
Sich auserwählt als gute Lagerstelle.

Der König lehnt sich an die Pfoste schweigend
Und lauschet auf des Bettlers guten Schlaf

Und denkt, zu seinem Haupt sich niederbeugend:
„Wohl dir, daß du nicht König Wenzeslav."
Ihm ist so weh, als zuckten alle Krämpfe
Des weiten Reichs durch seine eignen Glieder,
Und also wüst, als dröhnten alle Kämpfe
Der deutschen Zwietracht ihm im Herzen wieder.
Und zu sich selber spricht er: „Wer zu sagen
„Mir wüßte, was sich bald mit mir begiebt,
„Ob neu in Pracht ersteht in nahen Tagen,
„Ob meine Herrlichkeit in Nichts zerstiebt? —
„Ich hörte sagen, daß in jenem Hause,
„Das einsam stehet in des Walds Gebrause,
„Ein blinder Jüngling lebt, der geistgen Blicks
„Zu deuten weiß die Räthsel des Geschicks
„Und wohl zu lesen in der Zukunft Buche. —
„Ob ich des Blinden dunkle Kunst versuche? —"

Den Bettler stört er auf vom harten Bett,
Er wirft ihm hin so Mantel als Barett
Und reißt den schlechten Kittel ihm herab
Und den zerfetzten Hut, den Bettelstab,
Und eingehüllt in niedre Bettlertracht
Geht hin der König durch die düstre Nacht.

Er schreitet schweigend durch die öden Gassen,
Dann über Stege und verlassne Straßen
Und weiter über Berg und Thal und Wald,
Und immer weiter ohne Aufenthalt.
Im Ton des Windes, in der Blätter Rauschen
Hört er Verräther, die ihn feig belauschen;
Ihm ists auf diesem Weg, ob das Geschick
Ihm folgt' und säß' ihm würgend im Genick.

Schon will der Morgen lieblich auferstehen:
In hoher Krone lacht der Auerhahn,
Die Vöglein stimmen ihre Lieder an,
Aus Gras und Büschen hundert Augen sehen
Von Eichhörnlein, Kaninchen, Hirsch und Rehen,
Als wollten sie verwundert freudig sagen:
Vor König Wenzel ist heut nicht zu zagen,
Heut kommt er nicht mit Lanze, Pfeil und Bogen,
Heut kommt er mit dem Bettelstab gezogen.

Schon steht er vor der Hütte der Propheten,
Noch hält er weilend an der Schwelle inne,
Ob er sich selber auf sich selbst besinne,
Dann schnell entschlossen ist er eingetreten.

Auf einem schlechten, strohbedeckten Lager
Liegt eines Jünglings krankende Gestalt;
Blond ist sein Haar, doch seine Stirn ist alt
Und seine Glieder sind gebleicht und hager.

Ansieht man's diesen ausgebrannten Augen,
Daß sie das Nächste nicht zu schauen taugen,
Doch wie so stier hinschaun die blassen Sterne
Wohl scheinen sie zu sehn in weite Ferne.

Er hebt vom Lager sich und hin zur Pforte
Sich neigend spricht er sinnend diese Worte:
„Was bebt die Schwelle so von meinem Haus?
„Ich grüße dich, mein König Wenzeslaus!" —

Der König fragt: „So hast du schon vernommen,
„Daß ich zu deiner Hütte wollte kommen?"
Der blinde Jüngling aber lächelnd spricht:
„Dein Pförtner weiß von deinem Ausgang nicht,
„Des Waldes Thier allein, der Blätter Rauschen
„Hat es gewagt dich wandernd zu belauschen.
„Dem Bettler neidest du, o König Wenzeslav,
„Auf hartem Lager seinen süßen Schlaf
„Und kommst nun selbst in niedrer Bettlertracht
„Zu betteln bei der Zukunft heilger Nacht,
„Und durch des Blinden geisterhafte Blicke
„Zu deuten dir die Räthsel der Geschicke. —"

„Nun dann so sprich, du Blinder, ohne Zaudern!"
Der König ruft es, seine Glieder schaudern,
Er lehnt sich horchend an der Hütte Wand,
Und deckt die Augen zu mit kalter Hand. —
Der Blinde neigt das Haupt, die Zunge lallt,
Kaum hörbar bebt das Wort aus seinem Munde,
Bis immer stärker, immer düstrer schallt
Wie Sturmgebrause die Prophetenkunde:

„Ich sehe lodern einen Scheiterhaufen —
„Sancta simplicitas — sie wollen taufen

„Den lichten Gottesschwan in Feuersgluthen —
„Es sprühen Funken aus dem Aschenhauf
„Ins Böhmerland — es brennt, es lodert auf,
„Und aus den Flammen seh ich hohe Fluthen
„Aus tausend Herzen strömen, die verbluten —
„Und eine lange Reih von Gräul und Morden,
„Und heimische und fremde Kriegerhorden —
„Bis an das Knie im Blute geht ihr Fuß.
„Dann seh' ich Noth und lange Pein unsäglich —
„Gebrochne Wappen — Herzen — Geister — kläglich —
„Dann Heilige durch heilgen Martyrkuß.
„Und wehen fremde Fahnen von den Zinnen
„Dann wird das stille stumme Reich beginnen —
„Der alte Gott, die Lieder sind gebannt
„Und tiefe Ruh ist auf das grüne Land
„Als wie ein weißes Leichentuch gebreit.
„Doch ist die stille Zeit noch weit — noch weit —"

„Was kümmert mich die weite ferne Zeit?"
Der König ruft, „von morgen sprich, von heut'!"

Der blinde Jüngling aber grollend spricht
Mit aufgehobner Hand: „Dieweil dich kümmert nicht
„O König Wenzeslaus, die ferne Zeit
„Gieb Acht, gieb Acht, daß die von deinem Heut
„Mein Seheraug nicht Böses prophezeit! —
„Als König Saul zu Endors Hexe ritt,
„Trug er sein Todesschwert zur Seite mit;
„Als Belsazar gesehn des Himmels Rechte,
„In selber Nacht erschlugen ihn die Knechte."

Der Blinde schweigt; er schließt die Augenlieder,
Er neigt sein Haupt tief bis zum Herzen nieder,
Dann ruft er aus mit schaurig tiefem Ton:
„Faul ist dein Reich — es stürzt dein Königsthron!" —

„Und wann?" — Der König Wenzel ruft's entsetzt.
Der Blinde raunt: „Laß mich der Sanduhr lauschen —
„Noch zwanzig Körnlein — ha, wie schnell sie rauschen! —
„In kurzer Frist — zehn Körnlein noch — bald — j e t z t!" —

„„Ha! jetzt!?"" Der König lacht des Trugpropheten.
Er schwingt den Bettelstab als wär's ein Schwert,

Und aus der Hütte, wie er eingekehrt,
Ist er mit wilder Hast hinausgetreten.

Er eilet über Berg und Thal und Wald
Und immer weiter ohne Aufenthalt. —
Schon neiget sich der süße Frühlingstag,
Die Sonne sinkt, als er vor seinem Prag
Noch unerkannt in Bettlerkleidern stund; —
Da glänzen von den Thürmen fremde Fahnen,
Und von den Thoren fremde Partisanen —
O falscher Bruder, Bruder Sigismund! —

Moritz Hartmann.

Tagebuch.

I.

Deutsche Zeitungen.

Mit dem neuen Jahre ist in den Reihen der Zeitungspresse manche bedeutsame Veränderung eingetreten. Die Zeitungen sind die Wetterfahnen oder die Schildhalter der öffentlichen Meinung; und wenn es sich unter ihnen rührt, darf man schon immer ein wenig aufmerken. Einige, und nicht die schlechtesten Parteigänger sind eines unnatürlichen Todes gestorben; mögen die Lücken bald durch tüchtige Nachfolger ausgefüllt werden! denn auch das Corps der Nachtwächter wird überall verstärkt: in Baden durch die Mannheimer Morgenzeitung, in Königsberg durch die Zeitung für Preußen, am Rhein durch den Rheinischen Beobachter, in Sachsen durch den ritterlichen Bayard und das sächsische Volksblatt und in Schlesien durch ein unlängst angedrohtes katholisch=absolutistisches Journal, dessen rothen oder vielmehr schwarzen Faden der morsche Großhoffinger aus Wien bilden soll. — Mit Freuden heißen wir die Bremer Zeitung willkommen, die, mit neuem Takelwerk ausgerüstet, unter Andree's Leitung alle Segel aufspannt. Dieses Blatt war schon bisher ziemlich beachtenswerth und neben der tüchtigen und reichhaltigen Weserzeitung ein guter Hafen für preußische Stimmen; eben so hat Andree bis jetzt auf seinen verschiedenen schwierigen Posten Muth und Talent in hohem Grade bewiesen, wie denn die Kölnische seiner Redaction einen großen Theil ihrer Erhebung zu einem allgemein deutschen Blatte verdankt. Jetzt findet Andree zum ersten Male freieren Spiel=

raum; wir glauben daher, er und die Bremer Zeitung geben ein hoffnungsvolles Paar, und wir wünschen nur, daß die hanseatische Antizollvereinstimmung ihm nicht so viel eheliche Zwiste schaffe, wie die ultramontanen Blähungen in Köln.

Das Cabinet von Augsburg hat eine zu feste Politik, um von einem Jahreswechsel merklich berührt zu werden. Viele Blätter sind aufgeblüht und abgefallen vom Baume der deutschen Presse, und die Augsburger ist ein mächtiges altes Haus geblieben. Wir gehören nicht zu Denen, welche die Bedeutung dieses großartigen Blattes verkleinern möchten, weil es in der innern deutschen Politik nur zu oft eine diplomatische Neutralität beobachtet. Es ist wahr, die erste deutsche Zeitung ist die letzte in den Reihen der liberalen Opposition; selten hat sie in Reformangelegenheiten die Initiative ergriffen, aber wie eine kluge conservative Regierung, die bei Zeiten den Liberalen beistimmt, wenn sie die Majorität errungen, oder zu erringen die Aussicht haben, so weiß sie, den voraussichtlichen Sieg der öffentlichen Meinung anzuerkennen und ist in dieser Beziehung ein Barometer, auf den alle Blicke gerichtet sind; seit mehrern Jahren gehört sie schon zu den Fürsprechern der öffentlichen und mündlichen Gerichtsbarkeit, und man kann überhaupt gewiß sein, wenn eine politische Frage einmal auf das Tapet gebracht ist, bei ihr die gründlichste Erörterung und die diplomatisch genauesten Details, die zur Entscheidung gehören, anzutreffen. Wenn sie den Bewegungen im Innern, constitutionellen wie kirchlichen, nur als Chronikenschreiber, als vornehmer und oft ironischer Beobachter folgt, wenn sie hier noch immer den schüchternen, unmaßgeblichen, gebildeten Deutschen der Zwanziger Jahre spielt, so möge man nicht vergessen, daß sie nur um diesen Preis jene tiefwurzelnde und weitreichende Stellung erlangen konnte, die sie zur Vertretung Deutschlands gegen Außen und zur Förderung nationaler Interessen im Großen nnd Ganzen zu benutzen weiß. Die Augsb. Allg. muß in ihren Spalten noch immer den ganzen alten Chor hofräthlicher Residenzchronisten, Geburtstags- und Entbindungshistoriographen, Illumination- und Vivatrufcorrespondenten auftreten lassen, nachtragend die erbauliche Schleppe unseres ancien régime, aber in denselben Spalten treten auch die besten deutschen Federn, Patrioten der ernsthaftesten Gesinnung, der reifsten Intelligenz und der fruchtbarsten Sachkenntniß zusammen. Man denke nur an die systematische und durchdringende Beleuchtung der deutsch-russischen Wechselbeziehungen, mit der sich die Allgemeine seit Jahren beschäftigt; kein Blatt, sein Programm sei noch so national, und noch so laut zwischen jedem Zeilenpaar ausgesprochen, hat dem nordischen Erbfeind in aller Ruhe so unausgesetzt und scharf ins Gesicht geleuchtet. Eben so umsichtig vertritt sie Deutschland vor dem Westen. Wo es die Zukunft deutscher Indu-

strie=, Schifffahrts= und Handelsinteressen, wo es die Entwicklung des Zollvereins, oder die Betheiligung Deutschlands bei den Lebensfragen der europäischen Politik gilt, da sucht und findet man doch die entscheidendsten und nachdrücklichsten Stimmen in der Augsb. Allgemeinen. Der Aufschwung dieses Blattes fällt in eine Zeit — und diese ist leider noch nicht überwunden — wo an ein eigentliches Partei= oder Tendenzblatt, in englischem oder französischem Sinne, nicht zu denken war, wo eine große, allgemein deutsche Zeitung nur durch ein gutes Verhalten mit einer unserer beiden Großmächte sich halten konnte. Um gegen Norden die Wahrheit halb und halb sagen zu dürfen muß man sie gegen Süden verschweigen, und umgekehrt. Unsere Zustände haben es dahin gebracht, daß man nur auf diese Weise sich mit der deutschen Gradheit und Offenheit abfinden kann. Die natürliche Allianz der Allgem. Zeitung war der Süden. Denkt man an jene Organe, die eine ähnliche Stellung durch ein Concordat mit der nordischen Großmacht, mit Preußen, zu erringen versuchten, so fällt der Vergleich nicht zum Nachtheil der Augsburger Allgemeinen aus. Sie hat in ihrer rücksichtsvollen Stellung zu Oesterreich immer noch eine gewisse ehrenhafte Zurückhaltung behauptet. Die Opfer, die sie brachte, sind im Ganzen Opfer des Schweigens; und man muß sagen, daß sie dafür den gemäßigten Reformfreunden im Norden stets eine verläßliche Stütze war.

Die preußische Zeitungspresse, das heißt die in den alten Provinzen, läßt keine Diagnose und keine bestimmten Erwartungen zu, so sehr Preußen von intelligenten, dialektischen, debattirlustigen Köpfen wimmelt: ein Ueberfluß, über welchen man von gewissen Seiten sogar zu klagen pflegt, ohne zu bedenken, daß nur durch den Mangel an freier Beschäftigung mit gegebenen Stoffen jene diealektischen Geister immer mehr zu Windmühlengefechten oder unfruchtbaren Negationen getrieben werden. Stoßweise flackert wohl einmal das publicistische Licht empor in der traurigen Mark, ohne die Hoffnungen erfüllen zu können, die es jedesmal anregt. Inzwischen steigen immer mehr die Ansprüche des Publicums und das bischen Luftlassen, mit dem jede neue günstigere Periode beginnt, steht dann immer weniger im Verhältniß mit dem allgemeinen Stande der Bildung in Preußen. Hätte man vor vier Jahren den Muth gehabt, ohne langes Experimentiren, geradezu die Presse frei zu geben, so hätte sich, nach einem kurzen Federtumult, nach einigem Wandmitdemkopfeinrennen und Hörnerabstoßen, die „nöthige Reife" längst eingestellt, während man so das Lied wieder von vorn anfangen und an dem letzten Termin der Reife endlich verzweifeln muß. Selbst eine langsame, aber stätige Entwicklung ist nicht möglich, so lange die Presse unter dem Gestirn einer eifersüchtigen Büreaukratie steht, und größere oder geringere Freiheit von Wind und Wetter abhängen, das Urtheil

des Obercensurgerichts aber stets nur wie ein hinkender Bote nachkommen kann oder wie das Verdict des Todtenbeschauers, um zu sagen: dieser Artikel ist unschuldig hingerichtet worden. Steh auf, Lazarus, und preise meine wunderbare Gerechtigkeit: — es versteht dich so Niemand mehr, außer dem, der dich geschrieben hat. . . . Wo sind jetzt die leitenden Artikel, jene vielversprechenden Anfänge der Berliner Vossischen und der Königsberger Zeitung? Waren sie nicht längst zum Schweigen gebracht, noch ehe die Zeitung für Preußen ihre fernhin nicht treffenden, aber dumpf brummenden, übertäubenden Batterien aufführte?

Die Berliner Stimmen hört man deshalb jetzt meistens nur am Rhein, wo sich eine interessante Constellation von Zeitungen gebildet hat, welche den Federn aus der Mark eine Zuflucht gewähren; die abstracten, überalleshinausfigen in der Trierer Zeitung, die besonnenen, constitutionsharrenden in der Kölnischen und Aachener Zeitung, im Rheinischen Beobachter aber jene alten Stimmen, die man verklungen wähnte, die noch immer von der politischen Erbsünde der Völker und der verlorenen Paradiesesunschuld des beschränkten Unterthanenverstandes predigen. Die Aachener Zeitung ist ein kluger, praktischer Jurist, der seine liberalen Grundsätze Paragraph für Paragraph vertheidigt, und einen gewissen trockenen Sarkasmus in der Politik besitzt. Weniger consequent, doch dafür lebhafter und mit reichhaltigern Correspondenzen ausgestattet, ist die kölnische Zeitung, die unter Brüggemann den steilen Weg des Fortschritts muthig weiter geht. Municipalfreiheit, volle Oeffentlichkeit und Repräsentativverfassung, oder — wie es in der modernen unbestimmten Formel klingt — „Betheiligung der Bürger am Staat," das sind die . . . . pia desideria, die auf ihrem Banner stehen. Man sollte es nicht glauben, daß wegen solcher bescheiden ausgesprochenen, wahrhaft frommen Wünsche ein deutsches Blatt noch eine systematische Polemik sich zuziehen kann; aber es ist seltsam zu sehen, wie die Kölnische zugleich vom Rheinischen Beobachter und von der Rhein- und Moselzeitung angegriffen, und wie sie vom Ultramontanen und dem symbolgläubigen Protestanten zugleich um ihren Katechismus bedrängt wird. Der Eine will keinen politischen Liberalismus ohne das kirchliche Gegentheil, der andere will überhaupt keinen Liberalismus am katholischen Rhein gelten lassen.

Eigentlich sollten die Elberfelder und die Rhein- und Moselzeitung einander fortwährend in den Haaren liegen; und kommt es einmal in dem glücklichen Deutschland zu einer 2. Auflage des Religionskrieges, so würde gewiß von einem dieser beiden Organe der erste Kanonenschuß ausgehen. Die Elberfelder Zeitung, sehr zahm und „wohlwollend" in politischer Hinsicht, ist ungemein laut als deutschkatholischer Prädicant, eben so wie die Rhein- und Moselzeitung in

ihren reinkatholischen Artikeln sich auszeichnet. Doch thu ich dieser zu viel Ehre an, wenn ich sie der Elberfelder gegenüberstelle, die wenigstens anständig geschrieben ist und zu den gebildeten und aufgeklärten Leuten gehört. Die Rhein- und Moselzeitung, in politischen Dingen so confus, daß sie legitimistisch, radical und absolutistisch in Einem Athem ist, scheint auch den katholischen Parteiinteressen keine sehr wichtigen Dienste zu leisten. Ein Jesuitenblatt ist sie gewiß nicht, sonst würde sie mehr Kopf haben. Wenn man sie ultramontan und undeutsch nennt, so kommt dies weniger daher, daß sie durch welsche Feinheit gefährlich wird, als weil ihr Deutsch oft ein wahres Kauderwälsch ist.

Der Rheinische Beobachter hat mit dem neuen Jahre nicht nur an Format, sondern auch an Wichtigkeit zugenommen. Dieses halboffizielle Blatt fing sehr unscheinbar an und ergötzte Anfangs durch seine steifen Capriolen, seine insipiden Ausfälle, sein pedantisches Keifen. Aber allmählig ist aus dem komischen Schulmeister ein spitzfindiger Criminalinquisitor, ein sophistischer und manchmal scharfsinniger Advocat geworden. Offenbar wird der Rheinische Beobachter jetzt von bedeutendern büreaukratischen Kräften unterstützt, und vertheidigt von vornherein jede Maßregel von Ober- und Unterbeamten nach allen Seiten hin. Dem katholischen Rheinland gegenüber zeigt er eine protestantische Strenge, die oft lebhaft an den Orangismus in Irland erinnert; gegen die protestantischen Lichtfreunde spricht er mit der Starrheit eines Hochkirchlichen, obwohl Preußen keine Hochkirche hat; den Deutschkatholicismus protegirte er, so lange derselbe nicht so weit ging wie die Rationalisten; Lehr-, Preß-, Glaubens- und Redefreiheit will er nicht angreifen, aber er beweist, daß Preußen bereits all diese schönen Güter — so weit es dieselben nöthig hat — besitzt, und nennt jede Forderung nach ein bischen mehr, wie der Master im englichen Armenhause, Rebellion. Will man dem Rhein. Beob. glauben, so ist die preußische Presse voll von radicalen, subversiven, revolutionären, anarchischen Pulverfässern; denn der Rhein. Beobachter nennt jedes Kind bei seinem Spitznamen, legt in jeden liberalen Satz einen versteckten Sinn, der sich aus „Feigheit" nicht deutlich auszusprechen wage, und construirt sich selber, was die Censur etwa herausgestrichen haben mag. Da er den Tendenzen der Regierung immer vorausläuft, und dann nicht weiß, ob er vorwärts oder rückwärts, ob er rechts oder links laufen soll, so thut er lieber zu viel — als zu wenig und ist darum stets königischer als der König, ja es kann ihm wohl noch passiren, daß die höhere Politik des Cabinets ihn beschämen und manche von den Forderungen, die er als radical und revolutionär bezeichnet, einfach erfüllen wird. Zu bemerken ist noch, daß der Rhein. Beobachter so patriotisch ist, seinen mächtigen Arm eben nur Preußen zu bieten, denn in Bezug auf andere

deutsche Staaten ist er lange nicht so streng conservativ, und die Leipziger Vorgänge hat er ganz anders besprochen, als er Kölnische oder Königsberger Vorgänge derselben Art besprochen hätte.

Eines aber müssen wir anerkennen; alle diese angedeuteten Manöver werden oft mit einem Aufwand von Geist und Geschick durchgeführt, den bisher kein preußisches Blatt dieser Art gemacht hat; und halbwegs neutrale Gegenstände erfahren häufig eine gründliche Behandlung im Rhein. Beobachter. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die „gute Presse" selbst der censirten Opposition gegenüber sich anstrengen muß, daß man die Liberalen nicht mehr ignoriren oder mit allgemeinen Phrasen abfertigen kann. Die Zeiten des vornehmen Schweigens sind vorüber. Die Preußische Staatszeitung, die sich noch immer in diesen Mantel hüllt, ist uns daher lange nicht so lieb, als der Rhein. Beobachter und die Zeitung für Preußen. Die letzteren sind gewissermaßen Kinder der Zeit, sie haben von der liberalen Presse gelernt, und wir hätten gar Nichts dagegen, daß die Advocaten der Büreaukratie im Antlitz der Oeffentlichkeit mit allen möglichen geistigen Waffen ihre Sache verfechten, nur sollte man, gleichsam dem Staatsprocurator gegenüber, auch dem Vertheidiger der Volkswünsche, völlig freies Wort gönnen. Dann wäre der Kampf ein ehrlicher, ein öffentlich geführter Proceß. Dann möge die Rabulisterei noch so arg sein; die sophistischen Spitzen würden bald abbrechen, und wir wollten sehen, wer zuletzt Recht behält.

II.

Aus Paris.

Correspondentennoth. — Felix Pyat. — Jules Janin. — Die Soirée des Feuilletonisten. — Musikalisches Babel. — Die Krippe der rue S. Lazare. — Die Lotterie von Monville. — Der Polenball. — Jacob Venedey.

Ich kann mir die Enttäuschung des deutschen Lesers denken, wenn er eine jener dürren Correspondenzen, welche wir armen Berichterstatter in dieser ausgetrockneten Zeit den deutschen Blättern einsenden, zu Ende gelesen hat. Ueber die armen Arbeiter die durch die Kartoffelkrankheit in Noth gebracht sind, hat die Welt Mitleid, aber kein Mensch hat Mitgefühl mit uns armen Correspondenten, die wir nicht minder fleißige Arbeiter sind und denen doch der erste Nahrungszweig, die Neuigkeiten, dieses Jahr so elendiglich mißrathen sind. Da sitzt der fleißige Dr. Haller von Früh bis Abend im Cabinet de Lecture Montpensier, und wühlt sämmtliche französische und spanische Blätter, wie ein erschöptes Bergwerk durch, um nur noch einige Fünkchen Erz auszugraben die sich zu einer Correspondenz für die Augsburger Allgemeine verarbeiten ließen, da läuft der betriebsame Börnstein von Hodu bis Kusch, von Gagliani bis zur „Tente"

von der Börse bis zum Palais Luxemburg, um wie eine Biene den süßen Honig für den Nürnberger und Hamburger Correspondenten zu sammeln. Und was ist der Lohn ihrer Ausbeute? Sie können es nachlesen. Nicht etwa daß es in Paris an Neuigkeiten gebricht, wir haben Ueberfluß an langweiligen Kammerverhandlungen, an schwindsüchtigen Theaterstücken, an scandalösen Börsenereignissen, an eingestürzten Eisenbahnbauten, an gefühlsempörenden Criminalverhandlungen; aber diese Langweile, Schwindsucht, Scandale, Einstürze und Gefühlsempörungen findet der Deutsche ja auch bei sich zu Hause in hinlänglicher Quantität, darum braucht er nicht erst Briefe aus Paris zu lesen. Von der Hauptstadt Frankreichs war er seit langen Jahren gewohnt Außergewöhnliches, Wunderbares und Anregendes zu hören, und darum ist seine Enttäuschung jetzt um so größer. Wo liegt die Ursache? Ist Frankreich herabgesunken, oder ist Deutschland hinaufgestiegen? Hat das öffentliche Leben Frankreichs so sehr an Licht und Glanz abgenommen, daß es nicht mehr die Neugier und Erwartung spannen kann, oder hat das öffentliche Leben in Deutschland an Interesse und Gestalt so zugenommen daß es die Aufmerksamkeit der Nation absorbirt? Die Antwort liegt wahrscheinlich in der Mitte. Die Deutschen aber die seit Jahren von der Heimath entfernt hier leben, wollen das nicht zugestehen, sie glauben noch immer, alles Interesse im Vaterlande drehe sich noch um Paris, und darum kommen so verkehrte Aussprüche zum Vorschein, wie in Arnold Ruges neustem Buche, wo Frankreich noch immer als das Herz der Weltgeschichte dargestellt wird, als der Messias von dem allein Deutschlands Erlösung und jüngster Tag und Todtenauferstehung zu erwarten ist.

Vor der Hand und bis zur Zeit wo die Chronikenbücher von Paris wieder ein Mal ein bedeutendes Ereigniß einzuregistriren haben, müssen Sie Ihrem hiesigen Correspondenten Nachsicht schenken, und nicht die Zumuthung an ihn stellen, er soll interessanter sein als die übrigen Berichterstatter in deutschen Blättern, was er schon aus guter Nachbarschaft und Collegialität unterlassen muß, zumal unter diesen Collegen Familienväter sich befinden, denen man aus Menschlichkeit den Markt nicht verderben darf. Gestatten Sie also hübsch nachsichtig auch ferner, daß ich Sie mit der Nachlese aus dem dürren Stoppelfelde unserer Tagesereignisse unterhalte und strafen Sie mich erst dann, wenn Sie in andern Blättern volle Garben finden.

Eine Berichtigung vor Allem. Ich meldete Ihnen in meinem Letztem, es sei Felix Pyat nicht gestattet worden, sein Gefängniß zu verlassen um den Proben seines Lustspiels Diogenes beizuwohnen. Hierin sind wir Alle durch eine falsche Nachricht der „Réforme" getäuscht worden. Vielmehr hat der Polizeipräfect dem jungen Dichter acht Tage hintereinander die Erlaubniß ertheilt, von Früh bis Abend auszugehen, um Alles was seine Dichtung nöthig machte, persönlich

besorgen zu können. Diese Berichtigung scheint mir um so nöthiger, als die deutsche Büraukratie die Nachrichten von Ausweisungen und harter Begegnung der Schriftsteller aus Paris mit Begierde einsaugt, und einen Beleg zu ihren eigenen Thaten darin findet, ohne zu bedenken, daß die Pariser Schriftsteller andererseits mehr Macht und Einfluß haben, als unsere sämmtlichen Kammerdeputirten und mediatisirten Peers. Der „Diogenes" hat übrigens einen nachhaltigen Erfolg, und es ist noch immer schwer einen Platz zur Vorstellung zu finden. Das Odeontheater hat hier fast einen gleichen Fischzug wie mit Ponsards Lucretia gethan. Neugierig ist man auf das Montagsfeuilleton des Journal des Débats, und wie Jules Janin über das Stück urtheilen wird, dessen Verfasser auf seine Verläumdungsklage zu einer so langen Gefängißstrafe verurtheilt wurde. Die Beliebtheit dieses Hoffeuilletonisten nimmt übrigens in dem Maße ab, als er an Beleibtheit zunimmt. Sei es Phlegma, sei es Sicherheit die ihm die Mitgift seiner jungen Frau verleiht, genug, der gute Janin läßt sich seit einiger Zeit sehr gehen, seine Kritiken sind fahrlässiger als je und er nimmt sich nicht ein Mal die Mühe seine Unwissenheit zu verbergen. Vorige Woche sprach er z. B. von der Vergessenheit denen sämmtliche Städte der neuern Zeit bald heimfallen müssen, und brauchte dabei die Phrase: „das Publicum werde sie alle in den Styx tauchen;" wahrscheinlich hat Janin seine Schulkenntnisse bereits in Lethe getaucht. Dieser dicke Jules Janin bewohnt übrigens eine kleine Reihe von Zimmern, von denen jedes so eng ist, daß man kaum versteht wie er selbst drin Platz hat. Nichtsdestoweniger drängte sich vorigen Dienstag jener Theil von Paris der die Feder des kleinen Styxfeuilletonisten zu fürchten hat, in diesen kleinen aber prächtig geschmückten Gemächern, wo die schönsten Gemälde und Prachtkupferstiche die dem privilegirten Kritiker von allen Seiten als Tribut zugeschickt werden von Girandolan und Lampes-Carcel ganz magisch beleuchtet waren. Es war großer Empfang, grande soirée bei Dionys dem Feuilletontyrannen, und wer hätte gewagt zu fehlen? Sogar Lamartine war da Die Musiker jedoch drängten sich in Mehrzahl; Halevy, Auber, Spontini, Adam. Daß Lißt nicht fehlte, versteht sich von selbst — wie wird Lißt fehlen wo ein kritischer Sultan, Beherrscher von 10,000 Gläubigen und Abonnenten sein Aufgebot erschallen läßt? Sogar O. L. B. Wolf, der den Dolmetscher am Rheine bei den französischen Beethovenfestreisenden gemacht hat, war im Geiste da. Es wurde nehmlich die von ihm gedichtete und von Lißt in Musik gesetzte Beethovencantate in der Originalsprache aufgeführt; zwanzig deutsche Sänger unter der Leitung des Herrn Stern sangen die Chöre. Auch Italien hatte seine Abgesandten, die famose Altistin Alboni sang aus der Sonnambula. Schweden hatte Ole Bull abgeschickt, der ein Violinconcert spielte, und um die baby-

lonische Völkermusikverwirrung voll zu machen, schloß Lißt mit einer Fantasie über ungarische Originallieder. Um zwei Uhr erst ging man auseinander. Was Lißt betrifft, so fuhr er auseinander, denn vor Janins Thüre hatte der extravagante Musikheld den Postwagen bestellt, in den er sich im Concertanzuge einsetzte, um schnurstracks über Brüssel nach Wien zu reisen. In allen Extravaganzen Lißts liegt immer ein feiner wohlberechneter Zug. Mußte es Janin nicht ganz besonders schmeicheln, den Künstler einige Minuten vor der Reise noch in seinem Salon fantasiren zu hören?

Ich ging vor einigen Tagen durch die rue St.-Lazare und benützte die Gelegenheit um die vielbesprochene, vor kurzem erst neu eingerichtete „Crèche" (Krippe, Christuswiege) zu besehen. In der That ein schönes Monument der Humanität. Die „Creche" ist eine Kleinkinderbewahranstalt für Wiegenkinder. In einer Reihe von geräumigen und luftigen Sälen stehen gegen zweihundert kleine Betten und Wiegen, wo die Kinder, von denen keins über zwei Jahre alt ist, waren gebettet und trefflich gefüttert worden, wo Alles reinlich, gesund und heiter ist, und wo sie gegen all die Unfälle und Leiden geschützt sind, welche den armen Volksclassen, bereits die Anfänge des Lebens verkümmern, und die Entwicklung der Kraft ersticken, die sie später bei der Arbeit zu der sie heranwachsen nöthiger, als jeder Andere brauchen. Die „Creche" in der rue St.-Lazare nimmt nur Kinder von armen Frauen auf, die außer ihrer Wohnung arbeiten müssen und sich durch guten Lebenswandel auszeichnen. Die Wärterinnen sind streng überwacht, aber gut bezahlt und verköstigt. Meist werden Mütter, deren Säuglinge in der Anstalt selbst sich befinden, zur Bedienung verwendet, und man kann sich das Glück einer solchen armen Frau denken, die gestern noch nicht wußte wie sie für sich und ihr Kind einen Schnitt Brot erarbeiten wird, und heute sammt diesem beherbergt, genährt wird, und obendrein noch 25 Sous per Tag „Wiegengeld" erhält. Merkwürdige Beobachtungen kann der Psycholog in der Mitte einer solchen Menge kleiner Geschöpfe machen, die noch vom Thiere mehr haben als vom Menschen, und bei denen sich doch schon kleine und entscheidende Charakterzüge, Sympathien und Abneigungen kund geben. Man zeigte mir unter andern zwei kleine Wesen die Maria und Gerard getauft sind, die unzertrennlich mit einander spielen, Alles was man ihnen gibt mit einander theilen, und ihre kleinen Gedanken sogar einander mitzutheilen verstehen, ohne noch ein Wort sprechen zu können. Indem ich die Säle dieser menschenfreundlichen Anstalt durchlief, dachte ich an unsern gemeinsamen Freund, den trefflichen Joseph Wertheimer in Wien, der unermüdlich im Dienste der Menschheit, so außerordentliche Verdienste um die Begründung und Ausdehnung der Kleinkinderbewahranstalten in jener Stadt sich erworben. Wäre er doch in diesem Augenblicke an meiner Seite —

dachte ich — und bevor wenige Monate vergehen, würde meine Vaterstadt, das gutherzige, für Alles Menschliche rasch entflammte Wien, mit ähnlichen Anstalten gesegnet sein.

Der Gegenstand eines seit vielen Wochen existirenden Tagesgesprächs ist gestern endlich zum Abschluß gelangt: die Lotterie von Monville (zu Gunsten der Armen), zu welcher Preise von der Königin, so wie von vielen der ersten Damen, Künstler und Industriellen eingeschickt wurden, ist gestern zur Ziehung gekommen. Die Journale sind voll der Listen gewonnener Prachtgegenstände. Die drei höchsten Treffer waren: ein vollständiges Salonmöblement, im Werthe von 15000 Franken, ein prächtiges Silberservice, im Werthe von 20,000 Franken, und ein Diamantenschmuck, im Werthe von 36,000 Franken. Die Namen der Glücklichen, welche „zum Benefiz der Armen" diese Prachtgegenstände gewonnen, ist noch unbekannt. — Eine andere Armenunterstützung wird dieser Tage in dem feenhaften Hotel Lambert, bei der Fürstin Czatorisky getanzt werden. Es ist der alljährliche Polenball, der dießmal jedoch mit ungewöhnlicher Pracht ausgestattet wird, und während von Neuem ganze Schaaren unglücklicher Polen in Warschau, Posen und Galizien in die Gefängnisse geführt werden, schmückt, musicirt, hüpft und tanzt die Pariser Polensympathie in den Sälen des zukünftigen „Königs von Polen." Ich muß Sie bei dieser Gelegenheit auf einen kleinen Umstand aufmerksam machen, den ich bisher noch nicht in deutschen Zeitungen hervorgehoben fand. In den Reihen der flüchtigen Polen giebt es bekanntlich einen heftigen Zwiespalt zwischen der demokratischen und aristokratischen Parthei, welche erstere Lelewel und die andere den Fürsten Czatorisky zum Führer hat. Die aristokratische Fraction hat unter anderm lange Zeit sich geweigert, das Eigenthumsrecht der polnischen Bauern anzuerkennen. Seit der letzten Jahresfeier der polnischen Revolution ist jedoch eine Art Vermittlung zwischen beiden Principien eingetreten: Fürst Czatorisky hat in seiner Gelegenheitsrede das Eigenthumsrecht der Bauern endlich ausgesprochen! Soll man weinen, soll man lachen über diese Tragicomödie, über diesen ernsthaften Kampf um des Kaisers Bart? Es gehört dieser volle Glauben der unglücklichen Polen an ihre Zukunft dazu, diese begeisterte Ueberzeugung von der einstigen Auferstehung ihres Vaterlandes, um bei solchen Dingen eine ernsthafte Miene zu behalten. Die Polen erklären diesen kleinen Zwischenfall als einen wichtigen Fortschritt ihrer Sache, indem nunmehr der Bauer daheim einen doppelten Grund hat, für seine nationale Freiheit sich zu erheben.

Die hier lebenden deutschen Flüchtlinge sind wieder um einen vermehrt worden, es ist jedoch ein alter Bekannter: Jacob Venedey,

der in den letzten drei Monaten in Brüssel lebte, und der nun wieder hieher zurückgekehrt ist, um — wie es heißt — mit einer liebenswürdigen und geistreichen Französin sich zu vermählen.

III.

Aus Wien.

Carneval. — Ein neuer Ballsaal. — Juristenball. — Theatralisches. — Erzherzog Karl. — Dr. Lepsius. — Nosologisches. — Censurwesen.

Der Carneval hat bereits sein buntflatterndes Panier ausgesteckt und der Signalschuß der Freude ruft die fröhliche Bevölkerung auf ihre Sammelorte, worunter nichts anderes zu verstehen als die zahllosen Tanzsäle, in denen die heiteren Terpsichore ihren Thronsitz aufgeschlagen. Die verschrumpfte „Birn" ist wieder frisch, und neugeboren lachen den Vergnügunssüchtigen die früher vielbesuchten Hallen entgegen; das Lustreich des Sperls hat seine Pforten geöffnet, und in allen Vorstädten tauchen neue Ballsäle auf, in denen sich die schönere Hälfte ganz besonders glücklich fühlt. Unter diesen Neubauten fesselt besonders der große Ballsaal, welcher in einem Anbau des unter der Leitung des blinden Mornartz stehenden Sophienbades entstand, die allgemeine Neugier durch die Neuheit und Originalität des Arrangements und durch den Glanz und den Geschmack der Decoration. Nach einem Plan der Architecten Van der Nüll und Siccoralsburg erbaut, ist der Salon darauf berechnet, daß er im Sommer als Schwimmschule dienen kann; seine Länge beträgt 20 Klafter, die Breite 9 und die Höhe 8 Klafter. Die Parketten, über den Bauch des Wasserbeckens gelegt, besitzen einen gewissen Grad von Elasticität, welche den — Tänzern sehr gut zu Statten kommen dürfte, und ein sinnreich angewendetes Ventilationssystem sorgt dafür, daß die Hitze nicht allzu groß werde. Zudem strömen über hundert helle Gasflammen auf vier prachtvollen Kronleuchtern ein blendendes Lichtmeer in die elegant decorirten Räume, denen vorzüglich ihre kunstvollen Freskomalereien nachgerühmt werden. Doch alle diese Vorzüge sollten unsere sonst so strenge Baupolizei nicht abhalten, die Benutzung der Localität für die laufende Saison zu untersagen, indem es nicht anders als höchst verderblich für ein leichtgekleidetes Ballpublicum sein kann, eine ganze Nacht hindurch in einem Raume sich zu bewegen, den erst vor wenigen Tagen der Maurer und Stubenmaler verlassen haben. Die Wände sind noch feucht von Kalk, und während ein gewöhnliches Wohnhaus längere Zeit unbewohnt stehen und austrocknen muß, ist man so gewissenlos einen kaum vollendeten Salon der öffentlichen Benutzung zu übergeben? — Als eine Curiosität unseres Carnevals und als einen spaßhaften Beleg der kindischen Arroganz und dünkelhaften Vornehmthuerei unseres Studententhums, wel-

ches nichts weniger als der Gegensatz des Philisterthums ist, muß ich doch des Umstandes erwähnen, daß die Studirenden der juristischen Facultät, welche alljährlich einen glänzenden Ball zu veranstalten pflegen, der sich sonst stets eines ausgezeichneten Renomées erfreute, diesmal auf den sinnreichen Einfall gerathen waren, in das Festprogramm die Klausel einzuschalten, daß Nichtjuristen unter fünfzig Lebensjahren keinen Zutritt haben. Die nächste Folge dieser komischen Bedingniß war eine trostlose Oede im Ballsaale, in dem meistens nur ehrwürdige Matronen ihre Reize zur Schau trugen, indeß die junge Damenwelt diese beleidigende Zurücksetzung der ihr befreundeten Herren durch ein schnödes Ausbleiben zu rächen wußte.

Sämmtliche Dramen Gutzkows; heißt es hier, würden vom Repertoir der Hofbühne auf den Wunsch des Staatskanzlers entfernt werden; eine Maaßregel, die in der Verstimmung wurzelt, welche durch Gutzkows schneidendes Urtheil in den „Wiener Eindrücken" in gewissen Regionen gegen diesen geistreichen Schriftsteller hervorgerufen ward. Heute kommt Oehlenschlägers: „Dina" zur Aufführung, eine Dichtung, der man wenig theatralischen Effect zutraut. Im Theater an der Wien singt Herr Pischek aus Stuttgart und macht volle Häuser; Gestalt, Spiel, Organ befähigen diesen ausgezeichneten Künstler zum ersten Baritonsänger, obschon sein Vortrag an einer gewissen süßlichen Manier leidet und manchmal in girrende Koketterie überzugehen pflegt.

Die gefährliche Erkrankung des Erzherzogs Karl, der an einem Schlagfluß schwer darniederliegt, ließ einige Zeit den Hintritt des greisen Feldherrn besorgen, allein diese Befürchtung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen und der Kranke bereits wieder auf dem Wege der Besserung, wenn auch noch nicht alle Gefahr vorüber sein dürfte, da der Erzherzog ein Greis von etlichen siebzig Jahren ist und ein Rückfall leicht möglich scheint.

Dr. Lepsius ist auf der Rückreise von seiner großen Expedition nach Egypten über Athen und Triest hier angekommen, wo ihm die auszeichnendste Aufnahme zu Theil wurde. Die gelehrten Kreise sehen der Veröffentlichung der genauen Resultate seiner im Gebiete der archäologischen Forschungen so reichen Ausbeute mit Begierde entgegen. — Höchst interessante Beobachtungen hat unlängst Dr. Dittl in einer gelehrten Versammlung mitgetheilt, die sich auf die Wahrnehmung einer neuen, ganz eigenthümlichen Knochenkrankheit bei den in den Phosphorzündhölzchen-Fabriken verwendeten Arbeitern bezogen und die Aufmerksamkeit der Aerzte sowol als der Staatsverwaltung verdienen. — Ein vielgereister Arzt Dr. Reider dagegen wies darauf hin, daß die vielbesprochene Kartoffelkrankheit schon in früheren Perioden dagewesen sei, und daß die Frucht ohne menschliches Zuthun in den folgenden Jahren wieder gesund, schmackhaft und genießbar

geworden, was sich in dem gegenwärtigen Falle wohl gleichfalls wiederholen wird.

Unsere Censurverhältnisse gehen einer neuen Phase entgegen, ob einer Entwicklungsstufe, das wissen die Götter. So viel ist gewiß, daß man an die Errichtung eines Censurcollegiums denkt, dessen Präsident Hofrath Hurter werden soll. Dieser weigert sich indeß den Posten anzunehmen, wenn ihm nicht eine vollständige Unabhängigkeit vom Ressort der Polizeihofstelle zugestanden wird, und geht in der Beharrlichkeit, womit er dieses Princip der Selbständigkeit festhält, sogar so weit, die Einräumung der nöthigen Amtslocalitäten im Amtsgebäude der Polizeihofstelle in der Herrngasse abzulehnen. Es muß sich indeß bald entscheiden, wohin diese Bedenklichkeiten führen, und ob die Preßpolizei eine abgesonderte Behörde bilden wird.

IV.

Triest's Lage und Bedeutung.

Aus Triest.

Einst und jetzt. — Venedig nnd Triest. — Umfang des Verkehres. — Rang des Hafens. — Weltstellung. — Anfang eines Differentialzollsystems. — Gehringers Sendung. — Verhältniß zur Pforte.

Schwerlich kam es den Staatsmännern, welche unter der Regierung des Kaisers Karl VI. das Ruder in der Hand hatten, als sich damals die freie Stadt Triest mit ihrem Gebiet freiwillig dem Doppeladler unterwarf, nur im Geringsten in den Sinn, daß sich diese noch sehr unbedeutende Seestadt jemals zu jener Bedeutung erheben werde, welche sie dermalen besitzt, und die sich in Folge der neuesten Bewegungen in der Handelswelt mittelst der Eisenbahnen ohne Zweifel noch beträchtlich steigern wird. Triest hatte damals ungefähr 5600 Einwohner und war ein Commis des handelsmächtigen Venedig, dessen Nähe sie kaum aufathmen lassen konnte. Und was ist jetzt die alte Dogenstadt in den Lagunen, und wohin hat sich das kleine, schwache Triest gegenwärtig emporgeschwungen? Man spricht so oft von der Poesie zerbrochener Kronen und zerschmetterter Reiche, allein ich finde auch in den Veränderungen und Glückswechseln der mercantilen Weltgeschichte, in den tyrannischen Launenhaftigkeiten der Handelswege eine tiefe und ergreifende Poesie, welche ein dichterisches Gemüth entzünden oder mit elegischer Trauer erfüllen kann. Nicht blos der Griffel der Clio, auch der Stab Mercurs ist ein ehernes Schwert des Schicksals, das die tödtlichsten Wunden schlägt, und wie im Leben der Völker, aus dem großen Brand den Staaten neue Daseinskeime und politische Blüthen sich entwickeln, so steigt aus dem zur einsamen Bucht gewordenen Hafen verödeter Handelsplätze der goldene Phönix des weltverkettenden Verkehrs verjüngt und mit schimmerndem Gefieder empor, um sich an andern Küsten unter an-

dern Völkerschaften ein neues Nest zu gründen. — Giebt es denn eine schönere commercielle Tragödie, als zwei Städte, wie Triest und Venedig, die an demselben Meeresbusen gelegen, von denselben Wellen bespült, von denselben Stürmen umtobt, einander scharf ins Antlitz schauen, und wovon die eine die andere beerbte? Dort in dem Wunderbau der Lagunen thront die Erinnerung, während hier in dem geräuschvoll bewegten Triest der Augenblick sein strotzendes Füllhorn ausschüttet, dort die stille, verklärte Vergangenheit, hier die lebendige, rothwangige Gesundheit der Gegenwart. Venedig repräsentirt die Handelsblüthe des republikanischen Staatswesens am Golf der Adria, indeß Triest den commerciellen Aufschwung im monarchischen Staate versinnlicht; das Steigen des einen und der Sturz des anderen war bedingt durch die Entscheidung des gewaltigen Ringkampfes der beiden mächtigsten Principien der politischen Welt, und Triest gehört eben so nothwendig zu dem Gesammtbilde des monarchischen Europas, wie Venedig zu dem kosmopolitischen Gemälde des Mittelalters mit seiner Ausbildung des Individuellen in der Völkerentwicklung.

Von der Größe und dem Umfange des hiesigen Geschäftsverkehrs kann man sich erst dann einen richtigen Begriff machen, wenn man weiß, und man kann es leicht wissen, weil die Schifffahrtstabellen des Lloyd Jedermann zugänglich geworden sind, daß im 1. Semester des Jahres 1845 am Platz allein 66 Mill. Gulden umgesetzt wurden, so daß, da der Handel in der schönern Jahreszeit eine höhere Ziffer ausweisen dürfte, der jährliche Umsatz allhier jetzt auf 140 Mill. Gulden C. M. angeschlagen werden kann. Die rasche Zunahme des Verkehrslebens erhellt zugleich aus dem Umstande, daß im 1. Semester der frühern Jahre der Gesammtumsatz stets nur zwischen 29 bis 37 Millionen geschwankt hatte und die oben ausgedrückte Ziffer folglich eine Verdopplung der Handelsbewegung darstellt. Unterstützt wird dieselbe von den beneidenswerthen Privilegien, derer unser Hafen genießt, aber völlig zu erzeugen vermag kein Rechtsbrief den imposanten Aufschwung, welchen derselbe in der jüngsten Zeit genommen, denn sonst wäre Venedig längst wieder zu seinem verlornen Glanze gekommen, und Fiume müßte bereits ein gefährlicher Rivale geworden sein, während es blos der Kammerdiener Triests genannt werden kann. Unser Hafen ist der siebente in der ganzen Welt, indem ihm nur London, Liverpool, Marseille, Hamburg, Neu York und Bordeaux im Range vorangehen; alljährlich wird derselbe von 6711 Segelschiffen und 317 Dampfschiffen besucht, die Anzahl von Küstenfahrzeugen ungerechnet, von welchen jene Fläche im Laufe der 12 Monate unablässig zu wimmeln pflegt. Die Zukunft unserer Stadt hängt hauptsächlich von der Lösung der orientalischen Frage ab und der Gestaltung, welche die Verhältnisse in jenen gesegneten Ländern erhalten.

die ein stumpfsinniger Despotismus aller jener Vortheile beraubt hat, womit die Natur sie so großmächtig beschenkte. Das mittelländische und ägäische Meer, die griechischen Küsten, Aegypten, Kleinasien und der Hellespont, ja das schwarze Meer sind der Schauplatz, auf welchen die geographische Lage unsere Stadt angewiesen hat, und es liegt darum mehr als alles Andere in der natürlichen Tendenz der österreichischen Politik, den Einfluß seiner Macht in jenen Gegenden zu stärken und zu befestigen, damit nicht etwa die Ungunst der Verhältnisse den Unternehmungsgeist der hiesigen Kaufleute lähme und alle Thätigkeit und Berechnung der Privatspeculation vereitelt werde. Die Regierung hat durch den Anfang eines Differentialzollsystems, in der neuen Tonnengebühr, wenigstens den guten Willen gezeigt, den Schifffahrtsinteressen unter den Arm zu greifen und die vaterländische Rhederei zu schützen, wie sie die Fabrikanten schützt mittelst der Zölle. Erweist sie der commerciellen Sache eine gleichmäßige Aufmerksamkeit durch vortheilhafte Handelsverträge mit den östlichen Staaten und durch eine durchgreifende Reform des Consulatwesens, das noch großer Verbesserungen fähig wäre, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die Blüte unseres Hafens in Kürze ins Unglaubliche zunehmen wird. Des Hofraths Baron von Gehringer, der so lange Zeit im Bureau des Hofkammerpräsidenten Baron Kübeck gearbeitet hat, und somit am Besten die Absichten und Wünsche dieses erleuchteten Staatsmannes kennen mag, des Baron v. Gehringer Sendung nach Constantinopel, wo derselbe mit der hohen Pforte einen Handelsvertrag abschließen soll, scheint unsere Hoffnungen in dieser Beziehung auf die erfreulichste Weise zu bestätigen; doch darf man sich leider in diesen Dingen, zumal in der Hauptstadt des osmanischen Reiches, wo es keine zwingende Macht der öffentlichen Meinung gibt und die verführerischen Goldquellen fremder Staatskunst die Herzen des Divans verlocken, keinen sanguinischen Hoffnungen überlassen. Baron Gehringer hat bereits in einer frühern Mission mit ähnlicher Tendenz die bittere Erfahrung gemacht, daß die österreichische Finanzweisheit gegen die russische Freigebigkeit nicht so leicht aufkommen kann. Die Stellung des österreichischen Unterthans in den türkischen Ländern ist im Vergleiche zu der eines englischen, französischen, oder gar russischen Unterthans nichts weniger als beneidenswerth, und das Verfahren welches unser Botschafter in Constantinopel, Graf Stürmer, der übrigens ein ebenso kenntnißreicher, als geachteter Diplomat ist, in derlei Fällen beobachtet, entbehrt allzu sehr jener Energie, mit der man allein den barbarischen Moslim auf die Dauer imponiren kann. Mag nun diese fehlerhafte Milde in der Persönlichkeit des Botschafters, oder was wahrscheinlicher sein möchte, in den Instructionen liegen, an elche Graf Stürmer gebunden ist, und die ihm vom Ballplatz in Wien zugesendet werden, genug, die üblen Folgen dieses scho-

nenden Systems bleiben nicht aus und treten leider überall auf die betrübendste Art zu Tage. Die Donauschifffahrt des österreichischen Lloyd auf der untern Strecke des Stroms und auf der Seelinie hat mancherlei Plackereien zu erleiden und sieht sich einem Zustande der Unsicherheit und der Rechtlosigkeit überliefert, der selbst das redlichste Streben einschüchtern, den feurigsten Eifer ermüden muß. Alberne, von der Bestechlichkeit und von Bosheit dictirte Verordnungen hemmen den Lauf ihrer Schiffe und berauben sie monatelang der Frequenz, welche ihnen der Natur der Sache nach und ohne die tölpische Dazwischenkunft einfältiger Satrapenlaune zugefallen wäre. Noch neulich war die Gesellschaft genöthigt, die ihr gehörigen Schmieden und Maschinenwerkstätten in Therapia, auf den einfachen Wunsch des Kapudan Pascha, der hohen Pforte käuflich zu überlassen, wofür dann freilich der Lloyd-Director Herr Bruck einen türkischen Orden und Herr Marinitsch, der Leiter jener Etablissements, eine kostbare Tabatiere zum Zeichen der Allerhöchsten Zufriedenheit erhielt.

Der von dem britischen Schiffslieutenant Waghorn unternommene und in allen Zeitungen Europas vielfach besprochene Versuch, die indische Post statt über Marseille und Frankreich, über Triest und Deutschland zu befördern, hat zwar nicht den erwünschten Erfolg gehabt, da der neueste Gegenversuch mit dem französischen Dampfsboot Alexandre ein Uebergewicht für die französische Route herausstellte, das man kaum wird mit Erfolg bekämpfen können. Der Lloyd geht zwar mit dem Plan um, ein neues Dampfschiff von 350 Pferdekraft anzukaufen und dasselbe lediglich zu diesen Fahrten für die Ueberlandspost zu verwenden, und will überhaupt kein Mittel unversucht lassen, um die indische Postbeförderung an sich zu reißen, doch dürfte ihm dies kaum gelingen, da die Franzosen gleichfalls Alles aufbieten, um in diesem Wettlauf nicht zu unterliegen. Zudem darf man nicht vergessen, daß die deutsche Route bedeutende Höhenzüge zu überwinden hat, die zumal im Winter sehr schwierig zu passiren sind und den Vorsprung so ziemlich wieder absorbiren, welchen sie in Bezug auf Eisenstraßen und Stromlinien vor Frankreich besitzen mag. Indeß verdient das genannte Experiment, auch wenn dasselbe nicht zum erwünschten Ziele führen sollte, doch den entschiedensten Beifall, indem es jedenfalls die vorhandenen Kräfte aufregen und üben dürfte, so daß der Nutzen des Versuchs über Kurz oder Lang in irgend einer Art glänzend ans Licht treten wird, ist es eben auch nicht in jener Richtung, die man von Anfang her im Auge gehabt hatte. Ein schönes Verdienst um das probeweise Gelingen hat sich namentlich unser Gouverneur Graf Stadion erworben, welcher seinen ganzen Einfluß und alle Hebel seiner Macht ansetzte, um unserem Hafen den angestrebten Vortheil des indischen Brieffelleisens zuzuwenden. In finsterer Nacht harrte er mit noch einigen Beamten des

österreichischen Lloyd auf die Ankunft des Dampfschiffes welches Waghorn trug, und empfing den Engländer bei Landung mit herzlichem Glückwunsch. Der Thätigkeit des Grafen Stadion verdankt es auch unsere Stadt, daß die Interessen derselben in jüngster Zeit bei der Centralregierung in Wien mehr Beachtung finden, und eben jetzt war der Gouverneur wieder in der Residenz, um bei dem Obersten Kanzler Graf Inzaghi und dem Finanzminister Baron Kübek dahin zu wirken, daß der Bau einer neuen Börse, sowie eines Zollhauses, da das gegenwärtige nicht mehr genügt, beginnen dürfe. Auch die für uns so überaus wichtige Entscheidung bezüglich der Führung der Staatseisenbahn über Oberlaibach in das Seebecken von Bossowicz in der unmittelbaren Umgegend unseres Hafens, dürfte den dringenden und wohlmotivirten Vorstellungen zuzuschreiben sein, welche Graf Stadion hohen Orts im Interesse des Triestiner Welthandels unterbreitete.

Der Reichthum der Stadt spricht sich am rühmlichsten in dem großartigen Walten der Gemeindebehörden aus, und in den Anstalten für die Armuth und das Siechthum der untern Volksklassen, wie dies denn in den meisten großen Handelsplätzen zu finden ist, und namentlich in der ersten Handelsstadt Deutschlands, in dem reichen Hamburg. Triest hatte bereits im 14ten Jahrhundert, wo es noch ein höchst unbedeutender Hafenort in der Halbinsel Istrien war, zwei, und im 16ten Jahrhundert 4 Krankenhäuser. Im Jahre 1819 beschäftigte sich der Magistrat schon mit dem Bau eines großen Spitals, da zerstreute Krankenhäuser dem Zweck eines solchen keineswegs entsprechen können und es immer an der gehörigen Ueberwachung fehlen muß. Im Jahre 1822 wurde endlich die Campagne Hoffmann in der Vorstadt Chiadino, 72 Fuß über der Meeresfläche und eine Miglie im Umfang um die Summe von 29,000 Gulden angekauft. Der Bau, der durch mancherlei Streitigkeiten bis zum Jahre 1836 verzögert ward, war auf 1000 Kranke berechnet, und wurde von dem Baumeister Conti mit einem Kostenaufwande von ½ Million Gulden 1841 vollendet. Dieses solide Prachtgebäude fesselt den Blick jedes Ankömmlings schon auf der Anhöhe von Optschina, und bildet eine der ersten architektonischen Zierden der Stadt. Das Spital ist wie gesagt für die Aufnahme von 1000 Kranken eingerichtet, allein die Geräumigkeit der herrlichen Corridors würde dasselbe im Nothfall in den Stand setzen, noch 800 Sieche mehr unterzubringen; der Krankenstand schwankt gewöhnlich zwischen 700 — 850 Personen, welche in 58 Krankensälen versorgt sind.

Ich will dieses Schreiben nicht beschließen, ohne auch einiger geistigen Regungen zu gedenken, damit es nicht ganz den Schein gewinne, als sei das geistige Leben hier völlig erstorben und nichts zu berichten, als von den jetzt so beliebten materiellen Inte-

30*

ressen. Ich kann nicht leugnen, daß die Literatur hier einen harten Stand hat, allein das liegt in der materiellen und kaufmännischen Richtung des hiesigen Treibens und wird sich in allen Handelsstädten wiederholen. Die Lage Triests sowohl, als ganz hauptsächlich die stark gemischte Bevölkerung weisen die hiesige Literatur auf das Gebiet der literarischen Vermittlung zwischen Deutschland und Italien, und auch die hiesige Bühne hat bereits diese Aufgabe begriffen und zu wiederholten Malen zu lösen gesucht, indem sie in den Sommermonaten eine deutsche Schauspielergesellschaft berief, und durch die Gastrollen bewährter Künstler vom Hofburgtheater ihren Vorstellungen einen höhern Reiz verlieh. Von ähnlicher Tendenz ist ein Buch, das Werkchen „Die literarische Bildung der Jugend" von Dr. Zajotti, der unlängst gestorben, und das der hier lebende Heinrich Stieglitz bei Favarger in deutscher Sprache erscheinen ließ. Zajotti war ein geistvoller Jurist und kenntnißreicher Schriftsteller, dessen Feder mehr zum Verständniß deutscher Poeten in Italien beigetragen hat, als sämmtliche Uebertragungen von Maffei u. A. Die von Stieglitz geschriebene Einleitung, welche die Hälfte des Buches einnimmt, giebt einen vortrefflichen Ueberblick der literarischen Thätigkeit in der Periode von 1818 — 1840, welche dem deutschen Leser besonders willkommen sein muß, da dieselbe genaue Detailkenntnisse mit Geschmack und kritischem Urtheil vereinigt.

VI.

Notizen.

Wahrhafte und erschreckliche Geschichte von der großen Volksversammlung in Trier. — Das Deutschthum in Hamburg. — Die in Voraus allgeliebte Landesmutter. — Der verbotene Shakespeare. — Prophetischer Scherz. — Die Kritiker Mosen's.

— Was die Rheinpreußen für ein gefährliches Volk sein müssen! Obwohl die Landtagsabschiede — nach einem officiellen Blatt — allgemein einen guten Eindruck hervorgebracht haben, scheint man den Leuten am Rhein und der Mosel doch nicht recht zu trauen. In Trier z. B. pflegten in einem Wirthshäuschen allabendlich einige Stammgäste zusammenzukommen — stets unter 20 Personen, denn was drüber, das ist, umgekehrt wie bei den Druckbogen, verboten und heißt im Bundestagsgesetz Volksversammlung — und was thaten diese Stammgäste? Nun sie tranken ihr Schöppchen Wein und plauderten. Aber das Schöppchen Wein war blos ein tückischer Vorwand, denn was sie dabei, und zwar ohne hochobrigkeitliche Erlaubniß, plauderten, das war, erschrecken Sie nicht, meine Herrn und Damen, das war — Politik! . . . . Unglaublich! Ja, es gehen Dinge vor zwischen Stallupönen und Buxtehude, von denen

sich mancher Staatsmann Nichts träumen läßt, obgleich man daraus die schönsten politischen Märchen componiren könnte. Genug, sie sprachen von ihren Steuern und Abgaben, von ihren Vertretern beim Landtag, kurz von tausend Angelegenheiten, welche sie nichts angingen. Wenn die Censur ein Journal beim Schreiben nicht genug im Zaum halten kann, so wird das Journal verboten; da man aber auf das Reden nicht einmal eine Censur hat, so müssen andere Präventivmaßregeln ergriffen werden. Eines Abends also macht sich die Polizei auf und intervenirt in jenem Wirthshäuschen; es waren grade nur 11 oder 12 Personen an dem verdächtigen Tische beisammen, aber die hochweise Polizei durchschaute die List, die darin lag, daß sie stets in so geringer Anzahl zusammenkamen; sie wollten nämlich das Gesetz umgehen, indem sie sich genau an den Buchstaben desselben hielten. Die Polizei also rief: Im Namen des Bundestags! Ihr seid eine Volksversammlung! Jedermann gehe auseinander! — Und sie gingen auseinander. Der Rhein. Beob. ist entzückt über diese Maßregel, da er seine väterliche Besorgniß nicht verhehlen mag, die guten Landeskinder möchten über solchen Abendplaudereien ihr Gewerbe vernachlässigen und sich ruiniren. Der gute Professor Bercht! Man dankt es ihm nicht einmal, daß er sich dazu hergiebt, das Kindermädchen des großen Bengels von deutschem Volk zu machen. Indeß der wahre Patriotismus rechnet auf keinen Dank. Noch nicht beruhigt durch jene Polizeimaßregel, hofft er, die Behörden würden das Ihrige thun. Videat Policeia, ne quid respublica detrimenti capiat! — Leider müssen wir auch das Unsrige thun, und auf die Gefahr hin, daß man uns für Denuncianten hält, offenherzig erklären, daß dergleichen Volksversammlungen, wie die in Trier, in ganz Deutschland nicht zu den Seltenheiten gehören. Ueberall, am Rhein wie in Schwaben, in Altpreußen wie in Sachsen, giebt es solche verderbliche Wirthshäuser. Wir erinnern uns, daß bei Noack in Leipzig sehr oft zwanzig, ja ein bis z w e i u n d z w a n z i g Personen an einem einzigen großen Tische zusammensaßen, lauter tägliche und regelmäßige Stammgäste, die mitunter am hellen lichten Tage, Nichts als Politik sprachen. Wäre es nicht an der Zeit, für die Größe der Wirthshaustische ein bestimmtes polizeiliches Maaß festzustellen und vor Allem das Zusammenrücken mehrerer kleinen Tischchen ohne obrigkeitliche Erlaubniß zu verbieten? Gewiß. — Wenn wir uns indessen das Gesetz und die Art seiner Anwendung recht überlegen, so scheint uns darin blos eine Demonstration gegen das Ausland zu liegen. Man will Denen an der Seine und an der Themse zeigen, was wir für gewaltige und furchtbare Kerle sind. Wenn sich in England zwanzigtausend Menschen auf freiem Felde versammeln und politische Reden halten, so ist das noch gar Nichts; da kräht kein Hahn darnach, da kümmert sich keine Maus

darum. Aber zwanzig Deutsche machen schon eine Volksversammlung; wenn zwanzig Deutsche zusammensitzen, da zittert die Erde unter ihren Füßen, da kommt der Bundestag aus dem Gleichgewicht. Ja, wir sind ein ungeheueres Volk! —

— Gustav Kühne hat in der Augsb. Allgemeinen eine Reihe interessanter Reiseskizzen: „Ueber Bremen und Hannover nach Hamburg" mitgetheilt, worin unter Anderm nachgewiesen wird, wie Hamburg, mit seinem blühenden Handel, seiner Seefahrt, seinem praktischen Sinn und seinem republikanischen Gemeingeist, seiner Bürgerfreiheit und Selbstregierung sich stets vom Treiben im Binnenlande fern gehalten, von den deutschen Interessen abgesondert, und in politischer Hinsicht eigentlich nie zu Deutschland gehört habe und auch jetzt noch nicht gehöre Man muß gestehen, es ist etwas Wahres dran, und es thut Einem weh zu denken, daß wir als Deutsche nicht einmal recht stolz sein dürfen auf die reiche, große Hammonia, daß die Stadt, worin das Bürgerthum sich am selbständigsten und blühendsten entfaltet hat, mehr eine fremde Colonie als ein deutscher Staat sein soll, und nichts weniger als durch nationale Bestrebungen auf diese Höhe gelangt ist. Und wir dachten und sannen: Sollte es im Herzen Hammonia's keinen Winkel geben, in dem es noch ganz national und entschieden deutsch ist? Giebt es, außer der Judenfresserei, (ein anrüchiges Thema, von dem man nicht gerne mehr spricht) giebt es kein zartes Band und keinen sympathetischen Faden mehr, zwischen uns und Hamburg? Keine Wahlverwandtschaft, keinen ähnlichen politischen Geschmack, an dem wir uns erkennen? — Halt, es ist gefunden! Noch ist Hamburg für Deutschland nicht verloren! In Einem Punkt ist es sogar noch viel, viel deutscher, als alle unsere festen Burgen; ur-, alt- und stockdeutsch, so zu sagen. In Hamburg wird geprügelt! Mit Rührung und Triumph haben wir diesen schönen Zug, unlängst in den Zeitungen bestätigt gefunden. Und wie wird dort geprügelt! Ohne alle Sentimentalität und Flachheit, systematisch, gründlich. Gesunde, gemüthliche deutsche Hiebe; nicht zur Strafe, sondern zur Untersuchung; wenn Einer z. B. so boshaft ist, daß er nicht gestehen will. Zwar glauben wir nicht, daß Senatoren- und reiche Bürgerkinder über die Bank gelegt werden, denn ein kleiner Unterschied der Stände muß selbst in einem Freistaat herrschen; dafür werden die geringern Leute desto patriarchalischer behandelt, und einem des Diebstahls verdächtigen Hamburger ist bei der Polizeiuntersuchung jüngst so „eindringlich zugeredet" worden, daß er erst auf dem Krankenlager hörte, der wahre Verbrecher habe sich indeß gefunden und seine Unschuld sei anerkannt. O du liebes deutsches Bürgerthum! Mit deinen gemüthlichen rothen Bausbacken und deinen gesunden Fäusten! An mehr als einem Ort hat es sich aus alten Zeiten ein Stück Souverainität erhalten, und in Hamburg ist es dadurch reich geworden. Sein

größtes und sein größter Verdienst. Aber gehet nach Lübeck, Frankfurt oder den reichsfreien Städten welche die Schweiz bilden, und fraget nach geistigem, nach politischem Fortschritt. Bei uns hat die Noth beten gelehrt, und auch das können wir noch nicht recht. Aber wo der altdeutsche Bürger quasi frei geblieben ist, da blieb er auch der zäheste Feind jeder Verbesserung, besonders, wenn sie nicht seinen Beutel betraf.

— Eine deutsche Zeitung schrieb vor einigen Jahren: „Wir wissen noch nicht, ob die Princessin Olga oder Helena unsere allgeliebte Landesmutter wird.“ Diesmal ist endlich so Viel entschieden, daß Princessin Olga weder in Böhmen als zweite Libussa thronen, noch in Ungarn die Paladinin des Slaventhums darstellen wird. In allen österreichischen Herzen wird Te Deum geläutet. Einige Journale bestätigen die von uns schon früher mitgetheilte Nachricht, daß die Kaiserstochter einen würtembergischen Prinzen heirathen soll. Russische Einflüsse können hoffentlich in constitutionellen Staaten nicht so bedenklich sein!

— Shakespeare ist in ganz Preußen verboten worden ... Das ist so zu verstehen. Man wirft den jungen Dramatikern, gleichsam zur Erklärung der tausend Schwierigkeiten, die jede Bühne ihren Stücken macht, gerne vor, sie seien keine Shakespeares. Aber wenn die deutsche Poesie so glücklich wäre, einen Genius wie Shakespeare zu besitzen, was sollte aus seinen historischen Dramen, was sollte überhaupt aus ihm werden, da man fast nirgendswo einen historischen deutschen König oder seinen Vetter oder seinen Urgroßoheim auf die Bühne bringen darf? Ist doch selbst Laube's „Gottsched und Gellert“ verboten worden wegen eines Prinzen Heinrich aus dem vorigen Jahrhundert. Ueber das Thema ließe sich sehr viel reden. Genug, ein preußischer Shakespeare dürfte vor Allem nicht national sein. Und das ist so deutsch, daß sich daraus allein erklärt, warum Deutschland nicht nur keinen Shakespeare hat, sondern auch nicht haben kann oder zu haben verdient. Unsere Zustände und Thaten sind zu miserabel, um eines großen Dichters werth zu sein. Wenn man schon mit den Brettern, welche die Welt blos bedeuten, so großsinnig verfährt, so läßt sich schließen, wie groß man erst auf den Brettern der wirklichen Welt einher- und auftritt.

— Der spanische General Prim wurde vor einigen Jahren von einem Leipziger Scherzblatt für einen Deutschen und ehemaligen preußischen Corporal Preuß ausgegeben; die Mystification glückte und lief durch alle Zeitungen von Augsburg bis Hamburg; eben so wie General Amettler mit dem Journalisten Rudolph Mettler identificirt wurde. Nun zeigt es sich, aus einer Bekanntmachung des Herrn von Suckow, daß Prim, Graf von Reuß, der Sohn einer Deutschen ist. Es ist also doch etwas Wahres an dem Scherz gewesen. Unsere

deutschen Mystificationen sind unwillkürlich prophetisch; wenn das so fortgeht, wird am Ende auch die preußische Constitutionssage zur Wahrheit.

— Der Freundesenthusiasmus, welcher sich in unserer heutigen Literatur nur zu oft eine breite Bahn bricht, spricht auch aus Adolph Stahr's neuester Brochüre, betitelt: „die moderne Tragödie und Julius Mosen's Trauerspiel Don Johann von Oesterreich.“ Dagegen muß die dramaturgische Exposition des Stückes mit vollstem Lob anerkannt werden, wenn man gleich nicht mit dem Urtheil übereinstimmen kann, daß Julius Mosen im Johann von Oestreich den Kranz der modernen Tragödie vollständig errungen habe. Ueber den Werth des Stückes hat sich jedenfalls J. Mendelssohn kritisch richtiger in „Eine Ecke Deutschlands; Reisesilhouetten, Charaktere und Zustände,“ wenngleich nur beiläufig ausgesprochen. Ueberhaupt ist diese Brochüre gerad in Hinsicht auf Oldenburger Theater- und Literaturzustände wohl am bemerkenswerthesten, während ihr übriger Inhalt bloß eine höfliche Visitenkarte für Oldenburg, ein Zeichen dankbaren Andenkens für freundliche Aufnahme zu sein scheint. — A —

Zur Erklärung. In Bezug auf den Artikel „Ständisches in Böhmen“ (Grenzboten Nr. 3.) ist uns aus Prag eine Reclamation zugekommen, „zum Privatgebrauch“ (!) wie der Herr Einsender sich ausdrückt. Mit Privatberichtigungen und Privatpolemik ist jedoch keiner politischen Sache gedient. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß der erwähnte Artikel an Einseitigkeit leidet und die Bestrebungen der Herren Stände Böhmens noch eine ganz andere Beleuchtung zulassen. Allein warum gibt sich keiner der betheiligten Herrn die Mühe, der öffentlichen Meinung in Deutschland über ihre Tendenzen und den wahren Gehalt ihrer Bestrebungen Aufschlüsse zu verschaffen? Seit mehreren Wochen läuft ein vages Gerücht durch die deutschen Journale: die böhmischen Stände haben eine außerordentliche Versammlung gehalten, bei der es sehr stürmisch zugegangen sei. Nun kömmt uns ein Bericht zu, der einiges Licht auf diese Sache wirft. Sollten wir ihn etwa zurückweisen? Ist die Beleuchtung partheiisch, einseitig, leidenschaftlich, um so mehr ist es Pflicht, ihn öffentlich zu widerlegen. Unsre Spalten stehen bereitwillig jeder Widerlegung offen; ausführliche und freimüthige Berichte über die ständischen Bestrebungen Böhmens werden uns stets willkommen sein. Die genannten Herrn Stände besitzen in ihrer Mitte manche publicistisch erprobte Feder, und unsere Discretion hat sich hoffentlich seit dem fünfjährigen Bestehen unseres Blattes hinlänglich bewährt.

Die Redaction der Grenzboten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Madrid im Jahre 1845.

Physiognomien der spanischen Städte. — Sevilla und Barcelona. — Madrid. — Der alte Adel und die Geldaristokratie. — Chocolade und Thee. — Die conservativen Bettler. — Das goldene Zeitalter der Mönche. — Die Soldaten ohne Sold. — Barmherzigkeit der Madrider Damen. — Die Reformen der Toilette. — Ein Blaustrumpf aus der Havanna. — Theaterzustände. — „Er muß auf's Land" und die Cameraderie. — Die italienische Oper in Madrid und die Stiergefechte. — Alte und neue Sitten. — Moderne Widersprüche. — Triumph und Bedeutung des schwarzen Fracks.

Ein berühmter englischer Reisender sagt, in Spanien machen zwei Mal zwei nicht vier; und in der That scheint dieses Paradoxon sehr glücklich die wilde Regellosigkeit des heutigen Spaniens zu bezeichnen. Da ist Nichts verläßlich, Nichts zu berechnen; Alles unerwartet, unbewußt und überraschend. Die wüthendsten Parteigänger wissen kaum ihren nächsten Zweck zu nennen. Von allen Seiten Umsturz, Auflösung, Unsicherheit; der harmlose Krämer weiß nicht, wenn er eine Elle Tuch verkauft, ob er nicht mit einem Edict von gestern oder einer Ordonnanz von morgen in einen gefährlichen Conflict geräth. Der alte nationale Typus wird immer mehr verwischt und die verschiedenen Stände vermischen sich, nicht zu einem harmonischen Ganzen, sondern zu einem formlosen und farblosen Gemengsel nichtssagender Atome.

Indeß haben einige Stände im Innern des Landes noch etwas von dem unauslöschbaren altspanischen Gepräge bewahrt. Cordova, mit seiner maurischen Kathedrale und seinen Tauben, die auf der Straße spazieren, erinnert immer noch an das fünfzehnte Jahrhundert; Toledo mit seinen schweigsamen Straßen und zahlreichen Klöstern gemahnt an die Monarchie Philipps des Zweiten;

und Sevilla, die Coquette, die sich im Guadalquivire spiegelt, die leichtsinnige, verliebte, carnevalssüchtige, unverbesserliche Andalusierin, Sevilla wimmelt immer noch von Abenteuern, wie ein Kapitel von Gil Blas oder eine Reisenovelle von Heine.

Dagegen sind die Küstenstädte durch ihre geographische Lage und ihre Handelsbeziehungen allmählig dem fremden Einfluß immer mehr erlegen; da verschwinden die nationalen Traditionen, eine nach der andern, wie romantische Schatten vor dem Gaslicht prosaischer Neuerung. Barcelona, das spanische Hamburg, hat kaum noch einen katalonischen Zug in seiner Physiognomie; es ist eine Mosaik mittelländischer Völkerschaften; der Engländer aus Malta, der Grieche aus Livorno, der Provençale aus Toulon und der Jude aus Solonichi oder Smyrna, das sind die Tonangebenden, die Honoratioren in Barcelona. Eben so hat Cadix — besonders seit seiner militärischen Besetzung durch die Franzosen — kaum noch eine schwache Reminiscenz altcastilischer Herrlichkeit; eine Promenade von Orangenbäumen und die leuchtenden Augen der Frauen, das ist das einzige bißchen Spanisch hier, was die Zeit nicht vertilgen konnte. Gibraltar ist bekanntlich eine englische Hafenstadt.

Madrid ist voll von Gegensätzen und Inconsequenzen. Madrid ist wie ein mittelalterlicher Don, den man plötzlich und gewaltsam in den französischen Frack gesteckt hat. Hier vor Allem fühlt man jenen Kampf zwischen Gegenwart und Vergangenheit, der jenseits der Pyrenäen so viele Köpfe verrückt; die Sitten haben noch einen starken feudalen Beigeschmack, die Gesetze dagegen sind quasiconstitutionell. Es ist ein chronischer Krampf und ein erbittertes Ringen zwischen nationalen Institutionen, die sich fast überlebt haben, und zwischen fremden Reformen, die noch nicht recht verstanden werden; ein Uebergangszustand, der damit enden wird, daß Spanien seine Originalität, seine Poesie, seinen Fanatismus und seine pittoresken Lumpen einbüßen und dafür Kleinkinderbewahranstalten, Fabriken, Eisenbahnen und unmalerische Proletarierlumpen gewinnen wird.

Diese Einflüsse lassen sich im Leben und Treiben von Madrid bedeutend spüren. Mehr als Ein Edelmann aus altem Hause affectirt die größte Verachtung gegen seine Ahnen, und um seine philosophische Aufklärung voll zu machen, speculirt er an der Börse

und „macht" in Cochenille. Die sogenannten gebildeten Klassen sind dem Geiste der Zeit gefolgt; der Adel existirt nur noch auf dem Pergament, die wahre Aristokratie haftet an Dublonen und Piastern.

Die prachtvollen Paläste, wo einst die adeligen Familien hausten, sind jetzt größtentheils parcellirt und dienen mehreren bürgerlichen Familien zur Wohnung. Kaum daß noch einige Granden, wie der Herzog von Osanna und der Herzog von San-Fernando, den erblichen Wohnsitz ihrer Vorfahren pietätsvoll fortbewohnen. Aber diese Edelleute sind auch Millionäre, die unter der ruinirten Noblesse von Spanien eine Ausnahme bilden. Ueberhaupt aber verliert sich der Adelsstolz vor dem Geiste des Handels und der Industrie. Sonst rühmten sich selbst Bastarde in Spanien ihrer adeligen Abkunft „ohne Flecken," jetzt denken kaum die legitimen Adelssöhne daran, sich eine besondere Ehre daraus zu machen.

Jene Fragen über Geburt und Herkunft, die sonst unübersteigliche Grenzlinien zwischen einzelnen Häusern bildeten, haben in der Madrider Gesellschaft ganz aufgehört. Mehr als eine Mesalliance, die einst für monströs gegolten hätte, wird heutzutage geschlossen, ohne das geringste Aufsehen zu machen. Wenn der junge Don sein Erbtheil verschwendet hat, wirbt er um eine reiche Erbin, ohne sich viel nach ihrem Stammbaum zu erkundigen. Nicht das Blut will er kennen, das in den Adern seiner Braut rinnt, — ihre Rente, das ist die Hauptfrage.

Die hohe Handels- und die reiche Bürgerwelt bestrebt sich nach dem Vorbild des Madrider Adels, auch die altmodischen spanischen Gewohnheiten abzulegen und sich auf englischem oder französischem Fuß einzurichten. Wer den geringsten Anspruch auf Lebensart macht, hütet sich, um Mittag zu Mittag zu essen, oder auf deutsch zu diniren, denn dies wäre gegen alle moderne Aufklärung; die einst so berühmte spanische Chocolade hat, als ein unzeitgemäßes Getränk, dem Kaffee weichen müssen, und in gewissen Bürgerfamilien setzt man einen Stolz darein, jeden Abend seinen Gästen einen Ocean von Thee in den Leib zu gießen, gerade wie es unter dem Nebelhimmel Londons Mode ist. Die am weitesten vorgeschritten sind, affectiren sogar einen unaussprechlichen Abscheu gegen die Stiergefechte und gehen lieber ins Theater del Principe

um ein übersetztes Drama von Dumas oder Victor Hugo zu sehen, wo eben so viel Blut fließt, als beim Stiergefecht, aber feiner, literarischer.

Nur im gemeinen Volke hat sich noch der spanische Geist erhalten. Auf dieser breiten untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter sitzen noch gewisse typische Gestalten, die in Spanien unvergänglich und ewig dieselben zu sein scheinen; da ist z. B. der Barbier, der sich noch nicht, wie in Frankreich und den französirten Ländern, zum Coiffeur promovirt hat. Dann der Gallego oder Ekkensteher, der immer unfehlbar aus Galizien sein muß, wie der französische Wasserträger aus der Auvergne. Dann unter den Weibern die Manola, die einige Touristen mit der Grisette verwechselt haben, während sie mehr dem Fischweib ähnlich ist. Endlich kommt der unwandelbare Typus des spanischen Bettlers, der noch derselbe ist, wie zu Michel Cervantes Zeiten, genäschig und ausgehungert, kriechend und arrogant, stoisch und epikuräisch zugleich. Den findet ihr noch immer, wie einst, als gebeugte Karyatide an den Kirchthüren stehen, mit kläglicher Stimme Ihro Gnaden um einen Maravedi anflehend, und immer noch sein rechtes oder linkes Bein ausstreckend, welches er heroisch mit künstlichen Wunden ausgestattet hat, um die frommen christlichen Seelen zu rühren. Oft auch, wie sonst wenn er sein Tagewerk vollbracht, wirft er plötzlich seine Krücken hin und hüpft in die erste beste Kneipe, wo er ein köstliches Abendessen einnimmt und den besten Valdepenas durch die Gurgel jagt.

Nur Ein Punkt hat sich, durch die Versuche socialer Wiedergeburt, im Leben des Madrider Bettlers wesentlich geändert: er hat die Mönche verloren, die geliebten und großmüthigen Mäcenaten seiner freien Kunst. Sonst ernährten die Klöster täglich die ganze Bettlerbevölkerung Spaniens; darum sind auch heutzutage die Lumpe und die Vagabunden die größten Feinde der neuen Ordnung und die lautesten Reactionsprediger.

In der That eine radicale Veränderung im Madrider Leben ist durch das plötzliche Einschmelzen der Unzahl von Mönchen eingetreten, welche sonst die Hauptstadt Ihrer katholischen Majestät überfüllten. Seit undenklichen Zeiten, und noch unter Ferdinand VII., gab es kaum Ein Haus in Madrid, in welchem sich nicht ein

Mönch als unerläßlicher, beständiger Familien- und Tischgenosse, als Schutzpatron, Hausfreund und major domus in jeder Beziehung einquartirt hätte. Das war überall eine wichtige Person und mit den verschiedensten Aemtern betraut; übrigens hielt er regelmäßig seine vier Mahlzeiten. Aber trotz seines sprichwörtlichen Leckermauls konnte man den heiligen Mann doch nie einen Schmarotzer nennen; er suchte sich auf jede Weise nützlich und angenehm zu machen. Er unterrichtete die Kinder im Abc, im Katechismus und in den vier Rechenspecies; manchmal spielte er auch Guitarre und girrte dazu andalusische Arien, oder er machte sich in der Küche zu thun und ließ sich herab, kantharidenscharfe Ragouts höchst eigenhändig zu bereiten; im Allgemeinen gab er dem Manne gute Rathschläge, der Frau Bonbons und der Duenna seinen Segen. War's ein studirter Mönch, so citirte er Aristoteles, trug eine Brille und spielte den Hausarzt; war's aber ganz einfach ein braver Mönch, der seine Schuldigkeit that, so mästete er sich. In beiden Fällen jedoch pflegte er sich fleißig mit der Frau vom Hause einzuschließen und stellte sorgsam seine Pantoffeln vor die Thüre, um nicht vom Ehemann gestört zu werden.

Heutzutage jedoch ist Madrid nicht mehr das Eldorado der Pfaffen. Wie es in einem Lande natürlich ist, wo die Revolution sich permanent erklärt hat und dann und wann ein bischen militärische Oligarchie herrscht, haben die Mönche den Soldaten weichen müssen. Im Jahre des Heils 1845 ist Madrid weniger eine Residenz- als eine Garnisonsstadt.

Und doch können wir versichern, so sehr man im Vaterlande des Cid kriegerischen Muth liebt und ehrt, doch führen die Militärs in Madrid kein so glänzendes Leben und haben nicht so viel Einfluß durch den Reiz ihrer Epauletten, wie einst die Mönche durch die Macht ihrer Beichtstühle. Seit dem Vertrage von Bergara ist eine Unzahl von Offizieren aus Navarra und Guipuzcoa nach Madrid geströmt, um dort ihr Glück zu machen. Die meisten haben sich durch ihre Tapferkeit unbestreitbare Anrechte auf Avancement und Belohnungen erworben; mehr als Einer von ihnen hat sein Blut reichlich vergossen vor Bilbao und bei Hernani, aber nachdem sie Don Carlos und Zumalacarreguy besiegt, haben sie's jetzt

mit einem schrecklichern Feinde zu thun: mit dem Hunger, mit der unblutigen Misere.

Und wir sprechen erst nicht vom gemeinen Soldaten, der seinen Sold wie ein Almosen nach monatelangem Darben nur zum Theil erbetteln oder ertrotzen kann: nein, von Offizieren aller Grade; Capitän, Lieutenant und Serschant sind in derselben Lage, und zuweilen braucht man auch die Feldmarschälle nicht auszunehmen. Trotzdem kann man noch hie und da ein paar brillante Offiziere sehen, die, galant und beinahe weibisch aufgeputzt, unter den Balkonen von Madrid ihre Pferde bäumen lassen; aber wenn sie nicht zufällig eigenes Vermögen besitzen, so kann man gewiß sein, daß ihr Glanz eben so illusorisch ist wie der manches geschnürten Berliner Lieutenants, der sich bei Spargnapani mit Baisers füttert. Uebrigens muß man sagen, daß die spanische Regierung, wenn sie diese armen Manichäer nicht bezahlen kann, sie wenigstens mit musterhafter Höflichkeit behandelt.

Freilich kann man nicht von Höflichkeiten satt werden, und es fragt sich immer noch, wie diese Masse von Helden ohne einen Maravedi in Madrid durchkommt. Die Vorsehung, welche die Raben speist und den Spatzen ihre Uniform gibt, die Vorsehung allein thut's gewiß nicht, und so groß ist die traditionelle Frugalität des Spaniers auch nicht, daß er von einer Papiercigarre des Tags leben könnte. Möge ihnen Unsere liebe Frau del Pilar helfen in dieser schweren Zeit der Noth.

Oder vielmehr die lieben Frauen von Madrid. Man weiß, das schöne Geschlecht hat von jeher für Epauletten und Tschakos oder auch Helme geschwärmt; nun gar erst, wenn unter den Tschakos oder Helmen benarbte Stirnen leuchten! Am schönsten äußerte sich diese Schwärmerei beim Tode Diego Leon's, des Husarencid's.

Die Madrider Ehemänner werfen den liebenswürdigen Castilianerinnen oft ihre gar zu große Güte gegen die Fremden vor; und so viel ist gewiß, daß die Madrider Damen nur zu schnell mit dem ersten besten Touristen vertraut werden, der ein Empfehlungsschreiben bringt, was sich unsere deutschen Reisenovellisten, die immer nur nach Rußland, Frankreich oder Scandinavien laufen, gesagt sein lassen mögen. Ewig Schade, daß Heine niemals in Spanien war! — Trotz der Anglomanie und der Gallomanie

hat sich Gottlob in Madrid noch ein Anflug maurischer Gastfreundschaft erhalten. Nicht nur, daß die Madrider Damen dir bei der ersten Begrüßung ohne Umstände das Händchen reichen: sie stellen dir gleich ihr Haus, ihren Tisch, ihre Freundschaft zur Verfügung; ihnen brauchst du nicht, wie den Ladies von Albion, dreimal vorgestellt zu sein, ehe sie dich kennen. Und aus der Freundschaft erwächst sehr oft, mit der Geschwindigkeit des südlichen Pflanzenwuchses, ein innigeres Verhältniß, welches, ohne grade Liebe und sentimentale Seelenverschmelzung zu sein, Früchte trägt, die der spanische Katechismus Todsünden nennt, aber süße, leicht abzubüßende und darum sehr populäre kleine Todsünden.

Der Geist der Reform und Nivellirung hat sich auch in die weibliche Toilette eingeschlichen; die nationale Basquina verschwindet täglich mehr, die Frauen vom guten Ton bilden sich, zu ihrem eigenen Schaden, nach den lithographirten Pariser Modenbildern; und das Schwarz, die castilische Lieblingsfarbe, wird allmälig von einer Mosaik bunter Farben verdrängt. Nur die Mantille und der Fächer sind auf dem Thron geblieben. Aber welch ein zauberisches Scepter, welch ein vielsagender Telegraph ist auch der Fächer zwischen den weißen Fingern der spanischen Sennora. Er ist ein Dragoman des Herzens, ein Herold der Liebe, ein Beichtvater, ein Wächter und Warner zu gleicher Zeit. Zwar verstehen sich die Madriderinnen nicht so ausgezeichnet auf die hieroglyphische Fächersprache, wie die Damen von Cadix und Sevilla, aber Stümperinnen sind sie eben auch nicht darin. Eben so tragen sie, trotz der Invasion nordischer Spitzenhauben und Federhüte, die malerische Mantille aus Politik. Die Mantille ist eine Kleidung voll diplomatischer Schelmereien und eben so unentbehrlich wie der Fächer. Sie ist bald ein durchsichtiger, bald ein undurchdringlicher Schleier, ganz nach Belieben; die Taktik ist sehr einfach. Die Sennora tritt aus der Hausthüre; will sie erkannt sein, so schlägt sie die Mantille in die Höhe: wo nicht, wirft sie sie in drei Falten, und ist maskirt. Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, welche Vortheile ein solcher Schleier bietet und wie oft er, im Lande der Abenteuer und Intriguen, ärgerlichen oder blutigen Katastrophen zuvorkommt. Auch ist zu hoffen, daß die spanischen Damen diese Liebestracht noch lange nicht ablegen werden, und mehr als Eine

hübsche Sennora agitirt gegen die Einführung der Hüte, dieser häßlichen Fensterrahmen für graciöse Gesichtchen.

Von dem geistreichen Briefstyl und dem ästhetischen Theegeschwätz unserer norddeutschen Frauen ist keine Spur in der gebildeten Madrider Gesellschaft zu finden, und wir wissen nicht, ob man diesen Mangel sehr beklagen soll. Die sprichwörtliche Unwissenheit der Spanierinnen ist eine größere Wahrheit, als die spanische und manche andere Charte. Dies kommt daher, daß sie meist noch in Klöstern erzogen sind, wo sie Nichts als Taschentücher säumen und die Litanei singen lernen. Dafür gibt es in Madrid nur einen einzigen Blaustrumpf: Sennorita Gertrude Avellaneda, Verfasserin eines sehr wildlockigen Dramas „Alfonso Munio" und einiger lyrischen Gedichte voll schwülstiger Langweiligkeit. Mlle. Avellaneda ist etwa 30 Jahre alt und stammt aus der Havanna, wo die trefflichen Cigarren wachsen. Dies Alles zusammen hat sie zur Löwin von Madrid gemacht, und was ihren Ruhm noch mehr erhöht, ist, daß ein deutscher Baron, der selbst schlechte Verse machte, wegen der schönen Augen dieser creolischen Corinna im Duell gefallen ist.

Wenn indessen der Blaustrumpf sich noch nicht in der pyrenäischen Halbinsel acclimatisirt hat, so fängt Madrid doch immer mehr an, eine literarische Stadt zu werden; und es wird dort bald eben so viele Literaten zum Ausweisen geben wie in Leipzig. Allein abgesehen von der ernsten publicistischen Presse und den belehrenden Revuen mit dem Pfennigmagazincharakter, die seit einigen Jahren unglaublich in Schwung gekommen sind, und abgesehen von den wenigen strebenden Talenten, die eingedenk der Sonne des Cervantes und des Calderon, im Schatten ihrer Einsamkeit stehen, ist der literarische Unterhaltungsmarkt überschwemmt von einem Troß von Uebersetzern, Bearbeitern und Nachahmern, die zur Französirung des spanischen Geistes das ihrige beitragen. Kein Pariser Feuilleton von einem nur irgend renomirten Autor, das nicht übersetzt, kein Pariser Drama und Melodrama von nur einigem Bühnenglück, das nicht bearbeitet, und zwar oft noch ins Wildere und Tollere metamorphosirt würde. Gewöhnlich werden auch die Titel geändert. Einer der fruchtbarsten und geschicktesten dieser dramatischen Afrancesados ist Ventura de la Vega. Aber auch größere Talente, die durch ihre Original-

arbeiten glänzen könnten, wie Breto de los Herreros und Navarrete, geben sich zu solchem Flickwerk her. Freilich ist es sehr lohnend und die täglichen Lorbeeren sind auf diese Weise wohlfeil zu erringen; denn das spanische Publicum, dessen Belesenheit eben so gering wie sein Geschmack gebildet ist, applaudirt diese spanisch-französischen Stücke wie Originaldramen, namentlich da man in Madrid, grade wie in Deutschland, oft die allerliebste Naivetät hat, das „nach dem Französischen", oder den Namen des ausländischen Verfassers auf dem Theaterzettel wegzulassen.

„Er muß auf's Land" ist auch in Madrid gespielt worden, und zwar mit solchem Beifall, daß der Uebersetzer Navarrete dreimal herausgerufen und mit Blumenkränzen überschüttet wurde. Ein spanischer Oberst, der die „Camaraderie" zuerst in Madrid und dann in Paris aufführen sah, behauptete steif und fest, das Stück sei aus dem Spanischen übersetzt, und Scribe sei ein unverschämter Plagiator. Das ist doch spanisch!

Wenn das Drama großentheils französischen Ursprungs ist, so ist die Oper italienisch. Der Musikdilettanten-Fanatismus ist in Madrid größer, als in irgend einer außeritalienischen Stadt Europas, Paris und London nicht ausgenommen. Madrid, obgleich unendlich kleiner als jene beiden Weltstädte, hat zwei italienische Operntheater, die das ganze Jahr spielen, während Paris wie London nur eine italienische Oper besitzt, die noch dazu ein halbes Jahr geschlossen bleibt. Die beiden Madrider Opernhäuser bekommen keine Unterstützung von der Regierung und werden von zwei Directoren ausgebeutet, die bei der heißesten Concurrenz, die sie einander machen, Millionaire geworden sind. Die Prima Donnas sind nicht stets mit einer Grisi oder Schröder, oft nicht mit einer Lutzer zu vergleichen; trotzdem werden sie oft mit Fanatismus applaudirt und zuweilen mit Geschmack beurtheilt.

Aber der Sinn für Musik ist bei dem allen nicht so mächtig, als die antike Passion für die Stiergefechte, und der Stierkämpfer Montés ist in Spanien populärer als bei uns ein Lißt, eine Jenny Lind oder ein berühmter Kritiker oder Dichter. Dieses Nationalvergnügen ist in Spanien die zäheste und gewissermaßen heiligste aller alten Traditionen.

Im Prado, einem großen eleganten Garten mit Statuen, Fontainen und schattigen Alleen, trifft man noch immer alle Stände von Madrid in demokratischem Durcheinander täglich promenirend. Da begegnet die große Dame oft der Manola, welche, nach der Chronique scandaleuse, die Maitresse ihres Mannes ist; der Franciskanermönch brennt seine Cigarre an der eines Offiziers vom Regiment der Princessin an, und der Dandy im Frack stößt an den Studenten in Lumpen. Dann läutet man Angelus, die bunte Masse verläuft sich, und in dem Schatten balsamischer Gebüsche bleiben nur einige Liebespärchen sitzen und erwarten den Mondschein.

Die Hausfrauen von Madrid haben bereits die moderne Sitte angenommen, daß sie wöchentlich an einem bestimmten Tage „empfangen." In diesen Tertullias oder Soireen giebt es Erfrischungen, Geklatsch und Langeweile, wie in allen großen Städten. Außerdem wüthet hier das Pianoforte, das unvermeidliche Pianoforte, welches, wie die Cholera, bis an die Säulen des Herkules gedrungen ist, und die spanische Guitarre von ihrem Thron zu stoßen droht. Unter die alten Gewohnheiten dagegen gehört, daß man noch regelmäßig, während der heitersten Tagesstunden, seine Siesta hält; diese Sitte wird wohl das Klima gegen alle Neuerungslust aufrecht halten. Auch bringt man den Sterbenden immer noch die letzten Sacramente mit dem Accompagnement eines traurigen Glockenspiels. Endlich scheint die ungesunde miasmatische Luft von Madrid zu den alten Dingen zu gehören, die dem Fortschritt der Zeit nicht weichen wollen.

Welche Widersprüche in diesem Fortschritt, welches sonderbare Gemisch von alten und neuen Moden! Die junge Generation schreit nach constitutionellen Reformen, und gehorcht blind jedem Alguazil; sie prahlt mit Atheismus, und wirft sich gern vor jedem holzgeschnitzten Madonnenbild auf die Kniee; sie stimmt noch die alten Töne von spanischer Ritterlichkeit und Romantik an, während sie Nichts mehr für positiv hält als den Thaler in der Tasche. Die allgemeine Tendenz des Zeitalters, sein Schiboleth, und seine Devise ist der — schwarze Frack. Er wird die Uniform Europas, er herrscht in Petersburg, wie in Madrid, in Stockholm wie in Rom, und bald auch in Konstantinopel. Ist er das Symbol der Civilisation oder das Trauerkleid der Nationalitäten? —

Arm und Reich.

Lieder vom armen Mann. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild. Von Karl Beck. Leipzig 1846.

Die Lebensfarbe aller der Fragen welche uns noch vor gar nicht langer Zeit die wichtigsten und höchsten däuchten, die Geister beschäftigten, die Presse in Bewegung setzten, die heißesten Kämpfe entzündeten, verbleicht sichtlich immer mehr und mehr vor dem unheimlichen, fieberischen Roth der einen riesengroßen Frage, welche die Schriftsteller seit Kurzem, weil sie sich gewissermaßen beruhigt finden, wenn nur das Kind einen Namen hat, die sociale zu nennen pflegen.

Es wäre gewiß eine große Selbsttäuschung, wenn man sich einreden wollte, das sei nun wieder nur so ein Tick der Presse, welche Mode mit Mode wechselt; auch die „sociale" Mode werde nach kurzer Zeit abgenutzt sein, langweilig gefunden und mit abermals einer andern vertauscht werden.

Das sogenannte „öffentliche" Leben in Deutschland könnte zwar diese Meinung zu unterstützen scheinen; in der That sehen wir da in unseren Ständeversammlungen und Seitens der liberalen Presse den Kampf um politische Rechte seinen Gang gehen; den er gehen muß, weil dieser Kampf bei uns noch lange nicht zu Ende gekämpft, und für jenen anderen, dessen fernes leises Grollen sich übrigens auch bei uns schon hin und wieder vernehmbar macht, noch kein eigentlicher Boden geschaffen ist.

Aber werfen wir einen Blick auf diejenigen Staaten, welche den politischen Kampf bei sich durchgeführt und uns in der Poli-

tik bisher den Ton angegeben haben, so finden wir, daß den politischen Parteien ihr Stündlein geschlagen hat; das Lämpchen flackert in letzten Zügen nur matt noch einige Male auf, und Niemand weiß, was werden soll und werden wird. England vor allen. England arbeitet sich in diesem Augenblick an der ungeheuern Exposition einer neuen „göttlichen Komödie" ab, deren handelnde Personen nicht mehr die Conservativen und die Liberalen sind, sondern — die Reichen und die Armen. Was sind jetzt die Whigs und die Tories? Alle Welt fragt: Was thut die Partei der Reichen, die im Regiment des Staates noch nicht wirksam gewordene Anticornlaw-league? was thut die Partei der Armen, die politisch nicht berechtigte und in den Organen der Staatsordnung nirgend vertretene Masse der Chartisten? Man fragt nicht mehr: wer wird siegen, der Wollsack oder die Spindel? es wird schon ganz offen gefragt: wer wird siegen, der Geldsack oder die Faust des Arbeiters? Wir sahen die beiden Parteien der letzteren Frage, die einander innerlich und mit Bewußtsein feindlich gegenüberstehen, für einen Augenblick sich die Hände reichen, O'Connor und Cobden, um, des lieben Brotes wegen, gemeinsam Front gegen die politischen Parteien, gegen Peel und Palmerston zu machen; und die Angelegenheit, über welche sich jene, doch mit dem ausdrücklich ausgesprochenen Vorbehalt ihrer Verschiedenheit und Entgegensetzung, vereinigten, sahen wir in Bezug auf die politische Existenz der Landesregierung entscheidend werden. Hier sprechen nicht Abstractionen, sondern es spricht die Geschichte; nicht die Denker, sondern die Lenker der Landesgeschicke treten hier in Handlung.

Vorhanden ist das was sich in England auf diese Weise im praktischen Staatsleben kund giebt, überall; nur daß es sich, je nach dem Charakter der verschiedenen Völker verschieden offenbart. Die Engländer sind ein durch und durch theoretisches Volk; womit ich natürlich nicht sagen will: ein unpraktisches. Im Gegentheile: Theorie und Praxis gehören aufs engste zu einander; je praktischer der Mensch ist, desto mehr ist er für Theorie eingenommen, desto strenger bindet er sich an das was er für theoretisch richtig hält. Die englischen Publicisten sind daher in dem Augenblicke in welchem sich der Uebergang in einen veränderten Zustand

so fühlbar wie bei der jetzt eben vorübergegangenen Ministerkrise herausstellt, sogleich aufs angelegentlichste beschäftigt, Theorien der neuen Verhältnisse auszubilden; die Theorien, für welche sich die verschiedenen Parteien entscheiden, werden sie dann mit aller Anstrengung, mit der größten Beharrlichkeit und mit allen erdenklichen Mitteln durchzusetzen, ins Leben einzuführen suchen. Die Franzosen sind dagegen ein idealistisches Volk; nicht Theorien bilden sie aus, sondern Ideale, die sie, sobald sie sich mit denselben erfüllt haben, mit Begeisterung, mit Gewalt, mit Ungestüm verwirklichen. Frankreich ist daher das Land der Baurisse für eine neue Gesellschaftsordnung, jener Menge von platonischen Republiken des Socialismus, die wir nach einander entstehen sahen. Wie die Ideen des Rousseauschen Contrat social in Saft und Blut des Volkes übergingen und eine Revolution im Staatskörper erzeugten, welche die mörderische Bürgertugend auf den Thron hob, um nach langen und furchtbaren Krämpfen zuletzt, nachdem alle Schranken der alten Zeit niedergestürzt, freies Feld für den Triumphzug des Geldsacks zu machen, so werden nun vielleicht die Fourierschen Ideen in Blut und Saft des Volkes übergehen, und was dann geschehen wird — wer weiß es?

Und in Deutschland? — Nun in Deutschland haben wir von dem Allen die Religion, — heiße sie nun Religion im engeren Sinne, oder heiße sie Philosophie, oder Poesie. Als die Religion im eigentlichen Sinne an der Zeit war, als das Christenthum wirklich die Welt beherrschte, als die Menschen insgemein danach rangen, Geist zu sein, und Fleisch und Blut zu tödten — da war Deutschland oben an, da war Deutschland das Land der That, da war Deutschland „die Welt", das sichtbare Gottesreich, das Land, dem die Macht des weltlichen Schwerts gegeben war, da brachte Deutschland endlich aus seinem Schooße seine Reformation hervor, und richtete die Weltanschauung und den Weltzustand, dessen vornehmster Träger es gewesen war, zu Grunde. Deutschland gebar das Kind der neuen Zeit, und säugte es mit seiner Milch; aber die andern Völker rissen es bald vom Mutterbusen, und in ihren Händen wuchs es zum wilden Jungen auf, und durchtobte seine Pflegeljahre. Erst als es in das tiefsinnige Jünglingsalter trat, besann sich Deutschlaud wieder auf sein Kind

holte es sich zurück aus der Fremde, um mit ihm zu schwärmen, zu dichten und zu philosophiren. Die Franzosen hatten ihren Marat und Robespierre, ihren Napoleon und ihren Triumph der bourgeoisie, wir hatten unseren Schiller und Göthe, unseren Schelling und Hegel, unsere Religion der Poesie und unsere Religion der Philosophie, und unseren, zwar blutigen, aber nur desto romantischern Befreiungskrieg. Und so sind wir denn nun, immer philosophirend und dichtend, und dichtend und philosophirend, selbst unter dem „Donner der Geschütze", in die allerneueste Bahn der Lebensentwicklung hineingerathen, wir wissen selbst nicht wie, und unsere neuesten Philosophen geben sich viel Mühe, sich und uns darüber aufzuklären.

Lassen wir die Philosophen machen: sie werden schon mit der Sache, wenn sie nur erst ganz aus und vorbei ist, und kein Fünkchen Leben mehr in sich hat, hinterher ins Reine kommen. Inzwischen fühlt der Dichter den Pulsschlag der Zeit an seinem eigenen klopfenden Herzen; sein schweifendes Auge bleibt an denjenigen Gestalten und Erscheinungen hangen, in denen sich das am schärfsten ausdrückt was gegenwärtig, bewußt oder unbewußt, die Seelen bewegt, was sie mit Furcht, mit Grauen, mit Abscheu, mit Scham, mit Gram, mit Rührung, mit Sehnsucht und mit Hoffnung erfüllt. Alle diese Gefühle durchzucken, durchwühlen die Brust des Dichters. Weh mir — ruft Beck,

> Weh mir! wenn ich in langer Nacht
> Mit heißem Hirn es durchgedacht:
> Dann starb die Jugend in meinem Busen,
> Die Musen flohen — ich sah Medusen.
> Dann hob sich bäumend meine Locke,
> Mir wars, als riß ich an Gottes Herzen,
> Ein Glöckner an der Feuerglocke.

Und indem er singt, singt er sich die Last vom Herzen:

> Mir war's als hätt' ich die giftige Hyder,
> Indem ich sang mit Milch gezähmt;

und er hofft mit Recht, daß jeder Klang seines Liedes Wiederhall finden werde in unsern Herzen;

> Mag's wie Lawinen und Wasserfälle
> Allmächtig durch die Stille toben,
> Wie Aar und Gemse die Freiheit loben,
> Und starren wie des Gletschers Wälle,

Wie Alpenglühen zum Himmel brennen,
Verbürgend ein herrlich Morgenroth,
Und gastlich gleich der Hütte des Sennen,
Sich öffnen dem müden Kind der Noth;
Gleich üppigen Matten und kühlendem Born
Die Seelen erquicken im schwülen Brande,
Wie Herdenglocken und Alpenhorn
Das Herz vermählen dem Vaterlande.
Denn auf den Alpen empfand ich die Wehen
Des Liedes das mir im Geist erwachte,
Als ich die Gesundheit der Erde gesehen
Und ihrer hinsiechenden Menschen gedachte.

Da wäre ich denn in Beck's „Lieder vom armen Mann" unversehens schon mitten hineingerathen. Lächle nur lieber Leser! Sprich: das war ein gewaltiger Anlauf, um mit einem kleinen Sprunge über die Barriere eines geschickten Anfangs zu hüpfen! Du hast Unrecht. Man kann Becks Liedern nicht anders beikommen, als indem man vor allen Dingen mit ihm auf den hohen Berg klettert, von wo man den Ausblick nach allen Seiten, auf alle Völker hin, auf die ganze Welt hat, und dann wieder mit ihm herniedersteigt und den Schmutz und Qualm, das Elend und den Jammer des menschlichen Lebens betrachtet.

Anders wäre es, wenn uns der Dichter nur Bilder vorführte, wie er sie aus dem vollen uns umringenden Leben hier und da aufgegriffen hätte, um uns zu erschüttern, zu quälen, und dann wieder durch irgend einen schönen, aus dem Schlamme der Misere, gleich einer reizenden Teichrose, hervorblühenden, lieblichen Zug von Menschlichkeit und Natürlichkeit zu besänftigen, zu versöhnen. Aber damit begnügt er sich nicht. In jedem Tropfen Elend welchen er uns zeigt, spiegelt er uns den ganzen großen wilden Ocean alles Elends unserer Zeit ab. Er läßt uns auch darüber nicht in Zweifel, daß dies seine Absicht ist; er malt nicht blos mit leichten, sichern, einfachen, meisterhaften Strichen jene mannichfaltigen Bilder, er verwebt sie vielmehr mit Reflectionen und mit Winken über ihre tiefere Bedeutung: so gaben alte Maler den Figuren ihrer Bilder Zettel in die Hand oder in den Mund, damit jeder Betrachter gleich wüßte, was er bei diesen Gestalten und Gruppen zu denken habe.

Beck gesteht uns sogar am Schluße der Sammlung, daß er nicht blos, was besonders die Eingangsepistel anzeigt, über Ursach und Zusammenhang der Erscheinungen, die er uns schildert, nachgedacht, sondern daß er bei der Schilderung derselben auch noch einen besonderen wohlthätigen Zweck vor Augen gehabt, oder wenigstens hinterher sich mit dem Gedanken eines vollbrachten, guten Werks geschmeichelt habe.

Ihr wisst es, schlummerlose Nächte,
Wie meine beste Thräne rann
  Den athemlosen Knechten,
  Die mit dem Hunger fechten:
Ich sang das Lied vom armen Mann, —
O, daß es Trost und Hülfe brächte!

Wie bezeichnend ist ein Zug wie dieser für die jetzige lyrische Dichtung! — Göthe, der fast nach allen Seiten hin Bahn gebrochen, hat auch die Möglichkeit Gestalten, Handlungen und Vorgänge des ganz gemeinen alltäglichen Lebens in poetische Stoffe umzuwandeln, und zwar ohne daß man sie mit falschen Flittern zu behängen braucht, gezeigt. Aber Göthe hat noch nicht umhin können, uns diese gemeine Wirklichkeit, damit wir nicht von ihr abgestoßen würden, stets unter einer gewissen romantischen Lampenbeleuchtung vorzuführen. Man denke z. B. an Gretchen, wie sie die „kleine Wirthschaft, die doch versehen sein will" und „ihre liebe Noth mit dem Kind" beschreibt, oder an so vieles in „Herrmann und Dorothea," oder an „die Fischerin" u. dgl. m. Da ist nun freilich alles so natürlich, alles so aus dem plackseligen, erbärmlichen Leben heraus, wie auf einem niederländischen Gemälde; und doch zeigt es sich alles, vermöge der Magie, welche diese Dichtungen in ihrem Ganzen und Vollen auf uns üben, wie unter einem zarten Schleier von fernendem Duft; wir fühlen uns trotz aller Gewöhnlichkeit der Thatsachen, Lagen und Verhältnisse doch aus unserer bekannten Welt hinaus und, wir wissen selbst nicht wie und wodurch, in eine unbekannte, mystische Welt versetzt, eben in — das Reich des Ideals, der Poesie; jene Region, von der in derselben Epoche Schiller sang:

„Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur;"

und weiter dann:

„Dringet ihr bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück;
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick."

Wie anders, wenn Beck im kalten Winter in die Vorstadt hinauspilgert, in das „wilde Viertel," wo die Hütten morsch, wo frierende barfüßige Kinder verlassen und müßig hocken, wo Einer der noch einige Lumpen und Socken anhat, als ein Glückskind angestaunt wird, und findet da

Was täglich und unverdrossen
Nach Kehricht sucht in verpesteten Gossen;
Was wie der Spatz nach Futter schweift,
Was Töpfe flickt und Scheeren schleift,
Was starren Fingers die Wäsche steift;
Was keuchend schiebt des Karrens Wucht,
Beladen mit kaum gereifter Frucht,
Und weinerlich singt: wer kauft, wer kauft?
Was um den Heller im Schmutze rauft;
Was täglich an den Steinen der Ecken
Den Gott besingt, an den es glaubt,
Kaum wagt die Hände hinzustrecken,
Dieweil das Betteln nicht erlaubt;
Was tauben Ohrs in Hungers Nöthen
Die Harfen spielt und bläst die Flöten,
Jahr aus, Jahr ein denselben Chor —
Vor allen Fenstern, an jedem Thor —
Die Kindermagd zum Tanze stimmt,
Doch selber nie das Lied vernimmt;
Was Nachts die große Stadt erhellt
Und selbst kein Licht im Hause hat;
Was Lasten trägt, was Holz zerspellt,
Was herrenlos, was herrensatt;
Was beten und kuppeln und stehlen läuft,
Den Rest des Gewissens wüst versäuft.

Und dann, nachdem er noch die versiechten und verwilderten Weiber und Kinder sich auf dem Zimmerplatze um ein paar elende Spähne Holz, die sie des Weihnachtsfestes wegen auflesen dürfen, sich raufen gesehen, hört er auf dem Stübchen des Leichenkutschers, dem er eine Flasche Wein spendet, von dem und seiner Frau die traurige Geschichte eines armen braven, nicht schönen, aber ächt weiblichen, weiblich liebenden, weiblich stolzen Mädchens, das, den reichen, wankelmüthigen, herzlosen Geliebten, da sie ihn ihrer überdrüßig sieht, seines Worts entbindet, und gebrochenen Herzens hinstirbt. Und am Ende erquickt uns nichts nach all der Marter unseres Gefühls, als die rührende Anhänglichkeit jenes Leichenkutschers, der die Gute gekannt und lieb gehabt hat, und der mit seinem Kameraden, dem Leichenkutscher des andern Viertels, tauscht, um ihre armen Reste auf den Kirchhof zu fahren. Uebrigens bleibt der Mißton ungelöst, der Schmerz der Vernichtung nach einem Dasein voll Weh ungelindert:

Wer aber weiß, daß du gewesen?
Auf keinem Grabstein ist's zu lesen.
Schriebst einst in eine harte Seele
Mit deinem Blut den Namen: Adele!
Da war er verwischt nach wenig Tagen,
Das hat dich, mein armes Veilchen erschlagen. —

So zeigt er ferner uns Knecht und Magd, die in ihrer Jugend und Liebeszeit einander nicht genießen können, in stetem Sehnen und Warten rasch altern, endlich an das Ziel ihrer Wünsche gelangt, einander besitzen, nun, da die Jugendglut erloschen, da sie nur noch „Blumen im Eise" pflücken können — „ein Tanz auf Krücken," eine Erfüllung der Sehnsucht, die ein Spott ist. Er zeigt uns den Vater welcher seine Tochter betteln und die mitleidige Reiche belügen lehrt; diese gutmüthige, welche Almosen giebt, sagt er, büße für die anderen hartherzigen Reichen. Er zeigt uns den Trödeljuden, der von aller Welt verlacht wird und „lächelt vielleicht noch selber mit," dem der Christ so viele Erwerbszweige verschließt, — er darf „wohlthun, Stiftungen machen, Kranke heilen und Trödeljude sein" — und der mit dem mühseligen Tagewerke Salz und Brot gewinnt; nun, und er ist ein Mensch, er blickt, ermüdet heimgekommen, sein schlafend Kind an, und das Herz geht ihm auf.

Auf einem andern Blatte zeigt uns Beck den armen Bauer, der gezüchtigt wird, weil er aus Hunger ein Reh geschossen, dessen todtem Weibe sie den Kirchhof verschlossen haben, weil er das Grab nicht bezahlen konnte, der nun endlich auswandert übers Meer. „Nie ließ ich dich Bürden tragen," sagt er zu dem Pferde das ihn zum Hafen führt, „die für dich zu schwer" u. s. w.

Hätt' mir zur Hälfte dies Gute
Ein Mensch gethan — dann — Stute,
Siehst du die Schiffe dort?

Er zeigt uns den Leinweber, der sich bemüht für die Reichen, und selber darbt, das von der Schwester Hochzeit her im Hause, abergläubischem Brauch zufolge, versteckte alte hart gewordene Brot hervorsuchen muß, um sich und den Seinigen den Hunger zu stillen, und dabei vom alten Fugger erzählt, der auch nur ein Weber gewesen und ein herrlicher Mann, ein Wohlthäter der Armen — „doch das ist lange her." Er zeigt uns die Amme, die mit ihrer Muttermilch der Reichen Kind ätzt, während ihr eigenes Kind ein Bauerweib „mit Schlägen und mit Wasser erzieht," und was sie zu guter Letzt davon trägt, da ihr Dienst um ist — und ihr Kindchen todt — das ist ein elend Geschenk, und — eine Kupplerin macht ihr Anerbietungen. In immer neuen Bildern zeigt er uns die Armuth als einen Fluch, den nichts von den Häuptern Derer nimmt die damit beladen sind. Es giebt für den Armen nichts das ihn zu laben, das ihn zu erquicken vermöchte. Selbst der Lenz, der Alles beseliget, den Armen erfreut er nicht, der in den dumpfigen Gassen um sein elendes Brot kämpft, der nur an den Vögeln die im Käfig ein Knabe vorbeiträgt und an den Blumen die ein Bettelkind im Körbchen feil bietet, merkt, daß Frühling ist; nicht nur beseliget der Lenz den Armen nicht, sein Weib klagt: ja wohl, Gott hat ihn geschickt, den Lenz; was ist's für uns? dies, daß der Tag, den wir in Qual verleben, nun immer länger und die Nacht, mit ihrem Schlafe, des Armen einzigem Labsal, immer kürzer wird. — Ja, endlich auch selbst die Religion! Da wird Alles umher auf einmal fromm, und geistlich, Juden und Christen, Protestanten und Katholiken; und — wer weiß, es sitzt vielleicht in irgend einer fernen Schenke

in weiser jetzt noch unbekannter Mann
Und brütet was er brüten kann;
Und wärmt und pflegt
Vielleicht schon wieder ein neues Ei,
Das er in frommer Schwärmerei
In einen Winkel hingelegt;

Da werden die Liberalen zu Predigern des neuen Glaubens und wol gar — wenn sie das Glück haben, vierzehn Tage eingesperrt zu werden — zu Märtyrern und Propheten; der Barbier schneidet seinen Kunden in die Lippe vor Religionseifer u. s. f.

Ich sah entrüstet zu, dem wüsten Treiben,
Wie sich die holden Völkerseelen
Ins Jenseits nur den Freibrief schreiben
Und — Sclaven auf der Erde bleiben. —

So sind die alten Ideale allesammt zerstört, hier nicht von einem Radicalen, Subversiven, Negativen, Speculativen und wie diese Iven alle heißen, nein, sogar vom Poeten, von dem Manne mit dem Seherblick, mit dem Blicke der die Erscheinungen des Lebens ergreift, durchbohrt. Sehet da, die Subversion ist auch in die poetische Welt eingedrungen, die Poesie unserer Reactionsepoche, sie, welche Poesie der Ideale, Poesie um ihrer selbst willen, absolute Poesie war, ist auf einmal umgestürzt, die Poesie hat sich gegen sich selbst gekehrt, und frißt, ein neuer Prometheus, der aber, ungleich dem alten, sein eigener Geier ist, sich selbst das Herz aus der Brust. — Wie mag nur die ästhetische Kritik, jene ächte, aus der guten Zeit her, wo die Poesie noch der Idee, dem Gespenste des Schönen nachjagte, es anstellen, sich mit dieser modernen Poesie von Fleisch und Blut abzufinden? — Nun, doch wohl so, wie der alte Glaube mit allem was der Welt und ihres Fürsten ist — verdammend!

Ihr, der ästhetischen Kritik, mögen noch Gedichte wie das: „Auch eine Dorfgeschichte" am meisten zusagen; wo der wilde Schotte, der Bauernquäler, in dem Augenblicke da ihn zum ersten Male in seinem Leben ein menschliches Gefühl beschleicht und er sich's vornimmt nun ein anderer Mensch zu werden, von dem rächenden Blei ereilt wird. In der That ein prachtvolles Gedicht, von gewaltiger Wirkung; das aber in dieser Sammlung der „Lieder vom armen Mann" eher

ein wenig fremd und verloren dasteht. Und doch liegt auch hier das versöhnende Element nicht, nach dem Canon der Idealaesthetik, in irgend etwas „Höherem", dem der Mensch sich unterwirft und das ihn entsühnt und ihm die Seligkeit in der Ferne zeigt: in keinem „Sie ist gerettet!", in keinem „Das Leben ist der Güter höchstes nicht," u. dergl., sondern ganz nur in dem Hervorbrechen des natürlich menschlichen Gefühles, des Menschlichen, des Diesseitigen, des Natürlichen. Wie denn überhaupt bei Beck die hin und wieder auftauchenden Beziehungen auf Gott und den Himmel durchaus nur discursiv erscheinen, — das worauf es ankommt, ist ihm nur: „zu lieben mit dem allertiefsten Herzen" —; und wie er trotz seiner ausdrücklichen Versicherung: „ich bin fürwahr ein guter, Christ", thatsächlich überall nur als Humanist auftritt. Beck hat nicht mit Bewußtsein von den Idealen und von den Abstractionen losgelassen. In der Epistel an das Haus Rothschild stellt er „Großes", „Herrliches" — so allgemein hin — „Aufopferung," „Licht," „Freiheit," Begeisterndes" über alles, und wirft eben dem Banquier-Könige vor, daß er die Bürger nur wolle „friedlich grasen" lassen. Aber Beck ist sich hierin nur nicht ganz klar. Während er solche Phrasen gebraucht, fällt unwillkürlich sein Blick immer und immer wieder nur auf das Natürliche, Leibliche, Reale; und das „ringende große Herz," dessen Befriedigung er ersehnt, ist wirklich ganz nur das irdische Herz.

„Lieder vom armen Mann" hat Beck die Sammlung genannt. In Wahrheit sind es Lieder von den Armen und den Reichen. Durch und durch zieht sich dieser Gegensatz. Daß die Einen so reich, die Anderen so arm sind, das ist der Fluch der Zeit; weil die Einen so reich sind, darum sind die Andern so arm; die Armuth der Armen macht Beck den Reichen zum Vorwurf. Er seinerseits ist aber der Anwalt des armen Mannes; und daher hat er denn seine Lieder, wiewohl „Arm und Reich" ihr Inhalt ist, doch mit Recht nur „vom armen Manne" genannt. Den ganzen Köcher seines Zornes leert er gegen den Reichthum, ja, noch mehr, gegen die Reichen. Dem Armen hat er nichts vorzuwerfen, als das eine, eben nur dies, daß er arm ist, und daß er es erträgt, arm zu sein. Wer arm ist, der mag sterben und verderben, die Reichen bedienen, ihren Launen fröhnen, seine Töchter ihnen zur Lust hingeben — alles, alles,

des Armen Sache ist „verloren und faul“. Warum? Immer nur deshalb, weil der Arme arm ist, während das Geld die Herrschaft, die Macht hat, das Geld, diese Loreley, die Alles lockt und verdirbt. Das ist der ewige Referain:

„Denn warum sind wir arm?! —“

Ja, und warum ist der Arme arm? das ist die letzte Frage. Darum, weil er nichts thut als beten und dulden:

„Dies Dulden ist unser unendlich Verschulden.
„Und — darum sind wir arm.“ — —

Und dieses Lied also vom armen Manne ist gesungen mit dem frommen Wunsche:

O, daß es Trost und Hülfe brächte!

Wer soll aber dem Armen helfen? Der Arme sich selbst? Das „Warum sind wir arm?“ macht uns glauben, daß dies des Dichters Meinung sei; auch ist es ein vortrefflicher Rath. Nur das „Wie?“ Das „Wie,“ das ist der gordische Knoten.

Der Poet hat ihn nicht gelöst, und wird ihn freilich nimmer lösen; aber er hat ihn auch nicht einmal zerhauen. Er wendet sich andrerseits an den Reichen und macht Dem die bittersten Vorwürfe, daß er die Armuth zulasse, daß er den Armen nicht helfe. Nimmt man diese Vorwürfe prosaisch ernst — und man muß sie wirklich so nehmen, denn Becks reflectirende Streifzüge, oft fast im Predigtton, sonderlich in der Eingangsepistel „an das Haus Rothschild“ zwingen dazu — nimmt man sie also prosaisch ernst, so sind sie in hohem Grade ungerecht.

Denn wenn Wohlthätigkeit verlangt wird, — nun wahrlich, Mangel an dieser Tugend kann man unserer Zeit so allgemein hin gewiß nicht vorwerfen. Man sieht die Reichen, sagt Beck, ihre Hunde und Pferde pflegen,

Euch rührt das Würmlein auf der Erde,
Doch nicht mit flehender Geberde
Ein trostlos Menschenkind.

Solche Hartherzigkeit ist aber sicher nicht die Regel. Und die Aufforderung an die Reichen, barmherziger zu sein, widerspricht ja doch geradezu der Aufforderung an die Armen, sich von der Armuth loszukämpfen. Für wen man Hülfe von Anderen erwartet, der braucht sich selbst nicht zu helfen, und wen man zur Selbsthülfe anspornen will, den muß man nicht an das fremde Erbarmen verweisen. Endlich noch: Was würde mit diesem Erbarmen gewonnen sein, wenn es im allerausgedehntesten Maße geübt würde? Die Vernichtung der Armuth? Keinesweges! Die Einstellung von Genüssen der Reichen würde alle Die zu Armen machen, welche von der Befriedigung dieser Genüsse leben, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Künstler u. s. f.

O wär' dein Werk so schön, o wäre
Dein Herz so groß wie deine Macht! —,

ruft der Dichter dem Könige der Banquiers zu. Aber diese Macht ist im Verhältniß zum Ganzen, im Verhältniß zu der Summe der Noth und des Elends doch nur eine sehr beschränkte. Und wenn das Herz dieses Reichen so groß als seine Macht wäre, und er gäbe alles dahin, so würde er werden — wie der vom Dichter gepriesene Lafitte: sie würden ihn endlich wie den, einen Bettler, auf den Kirchhof tragen; er würde die Armen nicht reich gemacht, sondern nur die Zahl der Bettler um einen vermehrt haben, und vielleicht noch um Viele, denen jener Eine zuvor Nahrung gegeben hatte. Das ist die Prosa der Sache.

Das Räthsel ist noch nicht gelöst; das Räthsel einer solchen Gütervertheilung, mittelst deren die Armuth aus der Welt zu schaffen wäre. Die Aufgabe ist nicht neu. Gearbeitet ist an ihrer Lösung worden, soweit die Geschichte zurückreicht. Auch der Gedanke der Gütergemeinschaft in den mannichfaltigsten Formen erträumter Durchführung, sogar in einzelnen Versuchen der Verwirklichung für kleinere Kreise, ist Jahrtausende alt. Am ältesten aber diese Weisheit, daß der Reiche nur barmherzig sein und nur dem Armen helfen möge, so wäre alles gut. Oder aber umgekehrt, daß der Arme nur sich selbst helfen möge. Und dies nun, was heißt es? Wenn nicht: den Reichen todtschlagen und dessen Gut nehmen, so heißt es: durch Arbeit sich zur Wohlhabenheit emporschwingen. Das ist der Punct.

Wie Arbeit finden für Alle und die rechte für Alle und immer zur rechten Zeit und am rechten Orte? Da kehrt die ganze Verwicklung der Verhältnisse, die ganze Schwierigkeit, die volle Aufgabe, das ganze dunkle Räthsel wieder. Die Socialisten und Communisten suchen nach einem neuen Organismus der Gesellschaft, durch welchen es gelöst werden könnte. Theilt unser Dichter die süße Hoffnung, daß sie den Schlüssel finden werden? —

Rechten wir denn nicht weiter mit ihm! Verzeihen wir es ihm, um seiner schönen Lieder willen, daß er beiher auch in Versen „philosophirt" und gepredigt hat! Es war ihm zu weh; er mußte sich Luft machen, die giftige Hyder seines schmerzlichen Mitgefühles mit der „Milch" der Betrachtung und der Hoffnung „zähmen;" er mußte sich zum Anwalt der Armen aufwerfen, und also mit Augen des Armen den Reichthum ansehen, und also einseitig sein und den Reichen Unrecht thun. Er wäre nicht so sehr Poet, als er es ist, wenn ihm etwas anderes hätte begegnen können.

Und so denn zum Schlusse nur noch seinen Schlußseufzer — wer stimmte nicht von Herzen mit ein? —:

Laß Elend, laß den Herd der Brüder!
Heil, endlich decke du den Tisch! — —
Ich bin an Sehnsucht doppelt frisch,
Drum an Geduld ein doppelt Müder.

G. Julius.

Nachträgliches über die Reise des Czaaren.

Aus Wien. — *)

Zur Beschämung der Gesammtjournalistik Europas klärt es sich jetzt auf, daß der Heiratslärm der bei dem Eintritte des Czaaren in die italienischen Staaten nach zweijähriger Pause wieder auftauchte, ein ganz leerer gewesen ist. Dem Journal des Débats gebührt die Ehre den Spectakel zuerst angeregt zu haben. Der Thatbestand — den ich Ihnen aus unzweideutiger Quelle mittheilen kann — ist folgender. Der hiesige Hof ward im Herbste von der Nachricht, der Czar wolle seine Gemahlin persönlich nach Italien begleiten nicht wenig überrascht. Das Heiratsproject war bereits vor zwei Jahren, seit der Anwesenheit des Grafen Orloff, abgethan, und in der That hatten die kleinen Anspielungen und die Versuche den Faden wieder aufzunehmen, die einige diplomatische Damen in weiblichen Kreisen versuchten, keinen Erfolg; auch wußte man das russischer Seits so genau, daß der Czar auf der Heimreise nach Palermo Wien umging, obgleich er nur wenige Meilen davon entfernt war. Nichtsdestoweniger soll das russische Cabinet auf eine Vermittlung von Rom aus gehofft haben. Der Czar ging mit dem Vornehmen, den polnischen Katholiken einige Concessionen zu machen, nach Italien und glaubte hierdurch den heiligen Stuhl für seine Sache zu gewinnen. Aber ein böses Prinzip bleibt niemals ungerochen, und jahrelanges Unrecht ist nicht mit einer Handbewegung zu verwischen. Ein Incidenzpunkt dessen Niemand

*) Von keinem unserer gewöhnlichen Correspondenten.

sich versah, machte die feincombinirten Pläne alle mitsammt scheitern: es war dies die Ankunft der Basilianerinnen in Rom, jener unglücklichen Nonnen, deren Folter und Martyrthum an die ersten Zeiten des Cristenthums erinnern. Der Anblick solcher Grausamkeit, in einem Augenblicke wo das Haupt der griechischen Kirche in Italien sich befand, änderte die ganze Stimmung der Kirchenfürsten und machte einen Querstrich durch die moscovitische Berechnung, die freilich auf einen solchen Zwischenfall nicht vorbereitet war. Es wird behauptet, daß wenn der Czar von der Wirkung, welche die gefolterten Nonnen in Rom hervorbrachten, im Voraus Kenntniß gehabt hätte, sein Römerzug vollständig unterblieben wäre. Aber erst während seines Aufenthalts in Palermo, wurde er von dieser, der russischen Diplomatie so fatalen Incidenz unterrichtet, und auch das nur in homöopathischer vorsichtiger Weise. Noch hoffte man Alles von der siegenden Gewalt seiner Persönlichkeit; aber nach der ersten Unterredung mit dem greisen Kirchenoberhaupte ward dem Kaiser die ganze Situation klar, und die Anstalten zur Abreise wurden rasch gemacht. Einmal in Kenntniß von der Lage der Dinge, behauptete der Czar seine Würde und suchte nicht durch Concessionen seiner Politik ein Dementi zu geben. Der Cardinal Lambruschini soll so wohl an den hiesigen Nuntius wie an andere diplomatische Agenten geschrieben haben: Ha negato molto, premesso poco e farà nulla. (er hat viel verweigert, wenig versprochen und wird gar nichts halten.) Diese römischen Scenen hatten, mit Ausnahme ihrer Wirkung auf die öffentliche Meinung im Allgemeinen, keinen Einfluß auf die Politik des Wiener Hofs in der erwähnten Heiratsfrage, und es war namentlich lächerlich, wenn die englischen und deutschen Zeitungen stets auf die religiösen Ursachen hinwiesen und bald das Verlangen der kaiserlichen Familie, die Prinzessin Olga solle katholisch werden, bald (was kaum ein größerer Unsinn ist) der Erzherzog Stephan solle zur griechischen Kirche übergehen und ein ganzes Dutzend ähnlicher Albernheiten in den Vordergrund schoben. Als ob die politischen Motive, die einer solchen Verbindung entgegenstunden, nicht ausreichend, nicht hundert Mal wichtiger sind, als alle die religiösen, ohnehin nur chimärischen Widerstände. Die Tochter des Czaren am österreichischen Hofe wäre für alle Zukunft ein Banner für alle Intriguen

der russischen Ehrsucht gewesen. Und nun denke man sich die prächtige Olga, mit ihrer wahrhaft königlichen Gestalt, mit der Gracie und der Schönheit einer griechischen Göttin, mit Entschlossenheit und Scharfsinn ausgerüstet, ein Erbe des Geistes ihres Vaters, in seine Pläne eingeweiht – als die Gattin des Statthalters in Prag. Die Hauptstadt Böhmens, ohnehin auf die österreische Residenz eifersüchtig, noch immer in den Erinnerungen ihrer frühern Geschichte, Macht und Herrlichkeit schwelgend, belebt von einer nach politischer Geltung strebenden Slavenbevölkerung, und in ihrer Mitte eine Prinzessin die durch Abstammung, Schönheit und Reichthum strahlt, und einen Hofstaat um sich versammelt, der die alte Czechenstadt neu belebt. Welcher Enthusiasmus, welche gefährliche Propaganda hätte sich an die Person der glänzenden Czarentochter geknüpft! Prag wäre eine Colonie russischer Diplomaten, Agenten und Spione geworden. Unter dem Vorwande den Hofstaat seiner Tochter zu verherrlichen, und die Anhänglichkeit für ihre Person zu belohnen, hätten die Malachitvasen, Annenorden und Silberrubel in den Palästen der Großen und in den Häusern der Kleinen ihre glänzende Beredsamkeit versucht. Wir sind ja alle Eines Stammes, Brüder und Sprachverwandte, hätte man in rührender Großherzigkeit gepredigt, die ostslavischen Crocodille hätten Thränen der Bruderliebe an dem Halse der gerührten Westslaven geweint, die Königinhofer Handschrift wäre auf Kosten des Czaren in einer Prachtausgabe erschienen, und an einem Morgen — doch lassen wir den Vorhang fallen! Ihre Leser werden hoffentlich überzeugt sein — daß es um andere Dinge sich handelte, als „um den Uebergang des Erzherzogs Stephans zur griechischen, oder der Prinzessin Olga zur katholischen Kirche.“ Denn nicht bloß in Böhmen, auch in Ungarn gibt es nationaleifrige Slaven, und in Pesth oder in Prag, als Gattin eines Palatins, oder als Statthalterin von Böhmen, überall wäre die schöne russische Libussa ein feuriger Engel panslavistischer Eroberung gewesen. Was in Rom sich ereignete, war also von wenig Einfluß auf die Politik des österreichischen Hofes — wenn man des Gebot der allereinfachsten Vorsicht Politik taufen will. Eine kleinere Rückwirkung jedoch hatte die römische Episode immerhin, sie machte endlich auch jene weibliche Diplomatie, deren oben erwähnt wurde verstummen. Der Kirche

beugen sich die Frauen gern, und namentlich so gottesfürchtige und fromme Beichtkinder! Der kurze Aufenthalt, den der von allen diesen Dingen verstimmte Autocrat hier genommen, hat diesmal nicht dazu beigetragen, ihm viel Sympathien zu gewinnen, mit Ausnahme etwa bei seinem Regimente, dessen Officiere und Gemeine er, treu seinem Systeme, reichlich decorirte und beschenkte. Im Uebrigen that sich der Selbstherrscher keinen Zwang an, er beherrschte sich nicht selbst und zeigte seinen Unmuth offen. Wie Sie wissen, ist der Kaiser spät Abends hier angekommen; er hatte den größten Theil des Tages so zugebracht, daß er in der Dunkelheit in die Stadt einfahren konnte. Unsere kaiserliche Familie, welche den hohen Reisenden bereits seit zwei Tagen erwartete, war in dem Augenblicke seiner Ankunft in pleno in der Hofburg versammelt. Alle Säle waren glänzend erleuchtet, der Hof sämmtlich in großer Staats-Galla wartete mit dem Diner. Aber der Czar ließ sich entschuldigen, schützte Müdigkeit vor und legte sich schlafen. Am frühen Morgen des anderen Tags — irre ich nicht bereits um 8 Uhr — überraschte der Czar die kaiserliche Familie mit einem Besuche. Niemand hatte an eine solche Frühvisite gedacht; die Kaiserin war in der Messe. Sämmtliche Glieder der kaiserlichen Familie strömten in freundlicher Hast herbei, und um 10 Uhr holte S. M. der Kaiser den Czaren zu einer großen Revüe ab. Die Details hierüber sind Ihnen bekannt. Leider aber hatte diese Revüe die unglückliche Folge, daß unser ehrwürdiger und allverehrter Erzherzog Karl sich dabei erkältete und in eine Krankheit verfiel, die alle Gemüther für das Leben des greisen Helden zittern machte. Der Czar soll sich ziemlich piquirt gezeigt haben, daß der Erzherzog Palatin — gleichfalls ein hochbejahrter Greis und der Erzherzog Stephan — nicht aus Prag und Pesth zu seinem Empfang herbei geeilt seien. Noch mehre andere kleine Züge von Unmuth und Gereiztheit erzählt die Stadtchronik, die aber zu sehr an Unhöflichkeit und Unklugheit gränzen, als daß wir sie von einem so vollkommenen Cavalier und gewiegten Staatsmann wie Kaiser Nicolaus ist, glauben könnten. So viel aber ist gewiß, als der Czar abreiste, athmete manche Brust wieder lebhafter auf.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Alte Leier. — Ein theurer Deputirter. — Vertretene Stellvertreter. — Die reine Pomaré. — Leon Pillet's Ball. — Louis Blanc und Ludwig Buhl. — Französische und deutsche Socialisten. — Ein „rallirter" Legitimist. — Theaterconcessionen. — Alex. Dumas. —

Hundert gegen Eins wette ich, Ihre Leser wissen mir mehr Dank, wenn ich vom Theater, Bällen und Soireen erzähle, als von den Tagessatzungen, von dem Leben und Fahrten unserer Deputirten- und Pairskammer. Ein Correspondent soll geistreich sein, soll Neues erzählen; aber offen gestanden, wäre ich so geistvoll um über unsere jetzige Politik Neues sagen zu können — dann schriebe ich keine Correspondenzen für deutsche Blätter. Sie haben ja alle die Speeches gelesen, welche Guizot, Thiers, Toqueville, Barrot, Ledru Rollin und wie die Rednergötter des Julifrankreichs alle heißen, dieser Tage von der Tribune herab gehalten haben; haben Sie nur einen Span, die Hälfte von einem Zündhölzchenkopf, ein Viertheil eines Funkens Neues darin gefunden? Ist dies nicht Alles, Alles schon voriges Jahr, vorvoriges Jahr gesagt worden? Und was ein Minister mit 80,000 Franken jährlichen Gehaltes nicht vermag, das soll ein Correspondent für funfzehn, zwanzig, dreißig, funfzig Thaler pr. Bogen? Man muß vor Allem hübsch gerecht sein — wo nichts ist, da hat auch ein Redacteur sein Recht verloren. Sehen Sie, ich habe diese Woche recht eifrig sämmtliche Kammerverhandlungen durchgelesen, ich habe an diesem verteufelten Miniaturdruck meine Augen mehr verdorben als der schönste Liebesblick einer deutschen Redaction mit je vergüten kann. Dießmal willst du den Grenzboten etwas recht Pikantes, Frisches zusammenstellen — dachte ich mir. Aber ich will

verdammt sein, drei Mal des Tags die preußischen Landtagsabschiede lesen zu müssen, wenn ich aus sämmtlichen Hin- und Herreden über die Wahlcorrugionen, über die Entente cordiale, selbst über die amerikanische Frage irgend einen originalen Zug, irgend eine schlagende Idee herausgefunden habe.

An Anekdoten und komischen Situationen fehlt es freilich nicht. So z. B. die Geschichte jenes Deputirten, der sich fürchtet, nicht wieder gewählt zu werden und in sein Wahlbezirk sich begiebt, die einflußreichsten Wähler zusammenberuft, und in einer schmeichelhaften Rede abdankt. Wie? Sie wollen uns verlassen, und warum? — Ich fürchte das Vertrauen meiner Wähler nicht mehr zu besitzen. — Bah, wer hat Ihnen das weis gemacht? — Ich wette 3000 Franken, ich falle bei den nächsten Wahlen durch. — Topp, die Wette gilt, schreien ihm fünf, zehn Stimmen entgegen. — Ich halte sie gegen alle zehn. — Der gute Deputirte verlor 20000 Franken, aber — er wurde gewählt!

Aber so foppt man ja die Kinder? Freilich, aber es giebt Zeiten, wo es einträglich ist, sich foppen zu lassen. Oder ist z. B. die Geschichte mit den stellvertretenden Stellvertretern eine geringere Fopperei? Und doch behielt Herr Guizot sein strenges Hugenotten-Gesicht in ernsten Falten. Wie Sie wissen, werden zur Zeit wichtiger Kammerdebatten zur Verstärkung des Ministeriums die diplomatischen Agenten, die einen Sitz in der Pairskammer haben, nach Paris berufen. Diese erhalten nun auf ihren Posten einen interimistischen Stellvertreter. Mittlerweile aber braucht man auch einen getreuen Mann, um ihn irgendwo als Deputirten wählen zu können, der Stellvertreter wird also auch einberufen und erhält wieder einen Stellvertreter. Nun aber erhält der eigentliche Gesandte seine hundert, zweimalhundert, viermalhundert Tausend Franken jährlichen Gehalt fort, obgleich er, statt in Berlin, Wien, London zu sein, hier im Palais Luxembourg gesandschaftet. Der Stellvertreter aber bezieht während seines Interims ein höheres Gehalt, und bekömmt nun der Stellvertreter wieder einen Stellvertreter, so bleibt Ersterem die Gehaltserhöhung und Letzterem wird sie darum nicht minder verliehen. So z. B. während Herr Perrier, der wirkliche Geschäftsträger in Hannover, gegenwärtig hier auf seinem Pairskammersitz sich befindet, versieht in Hannover der Marquis von Lavalette seine Stelle als agent supplémentaire; nun aber soll dieser Marquis für die Deputirtenstelle in Bergara als ministerieller Candidat auftreten und es wird wieder ihm ein Stellvertreter gesetzt. Der Paire de France Hr. v. Bussiers ist titulaire der Gesandtschaft in Dresden. Nun braucht man aber seine Stimme hier, es wird ihm daher in der Person des Herrn Ciragne ein Vicar, ein „intériminaire“ gegeben. Allein die-

ser Herr Ciragne ist titulaire in Carlsruhe, und es wird ihm daher dort in der Person des Herrn von Langendorf ein intériminaire gestellt. Und dieß Alles, damit die Personen, die von der Nation bezahlt werden, um in diesem oder jenem Lande ihre Interessen zu vertreten, hier in Paris dem Minister ihr Votum geben, von dem sie abhängen! Muß man nun aber schon von derlei Mummereien und närrischen Maskeraden sprechen — dann ist der bal de l'opera und der bal Chicord mit seinen Debardeurs und Polichinellen doch wenigstens amüsanter. Da erzählt man sich z. B. heute ein treffliches Wort von der reine Pomaré, jener famosen Venuspriesterin, die seit einem Jahre die Modegöttin unsererer Dandies ist. Es war nämlich vorgestern Armenball im ersten Arrondissement. In Mitte der züchtigen Bürgerstöchter, die von den Augen getreuer Mütter bewacht, ihre schüchternen Quadrillen tanzten, sah man auch ein junges schlankes Weib in blauem Kleide mit schwarzen Locken, die durch die fröhliche Wuth, mit der sie alle Cotillons, Mazurkas, Walzer, Polkas mittanzte, auffiel. Wer ist die junge Frau? fragte man leise. — Wie, Sie kennen Sie nicht? Das ist . . . Alle Heiligen! Da darf ja eine ehrliche Frau nicht da bleiben — da kann man ja seine Tochter nicht weiter tanzen lassen. In solcher Gesellschaft! — Davon muß man den Polizeicommissär unterrichten . . . Als der Cotillon zu Ende war, trat der Commissär in der That zu der blauen Tänzerin und kündigte ihr in höflichen Worten das Ultimatum der Damen an. Pomaré verneigt sich mit einem graciösen Lächeln: Dieser Ball ist zu Gunsten der Armen veranstaltet, sind etwa nicht alle Gaben gleich der Armuth gegenüber? — Heute berichten alle Journale diese Antwort, als wäre es ein politisches Ereigniß.

Also von Bällen. Ich habe Ihnen vorige Woche von einer Soiree bei Jules Janin geschrieben; ein viel glänzenderes Seitenstück sah ich einige Tage darauf mit eigenen Augen: es war der erste Ball bei Leon Pillet, dem Director der großen Oper. Arme deutsche Theaterintendanten! Dieser gute Herr von Küstner auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin, seine kleinen Diners sind gar nicht übel, dieser kluge Herr von Holbein in Wien, der Niemand einladet, selbst Se. Excellenz der Herr Graf Dietrichstein, Seine Excellenz der Herr von Lüttichau in Dresden und wie ihre Namen alle sind von dem geizigen Schneider = Impressario Balloisini in Wien bis zu dem honetten Aesculap. Director Dr. Schmidt in Leipzig — hieher müssen Sie kommen, meine Herrschaften, um die Macht und die Herrlichkeit eines Theaterdirectors kennen zu lernen! Eine solche Gesellschaft wie bei Leon Pillet, ist in der That nur in Paris zusammen zu finden, denn ein Viertheil dieser Personen hat europäische Celebrität. Ich spreche nicht von den singenden und tanzenden Theatergöttern, von der feurigen Stolz (der Gebieterin des Hausherrn), von der graciösen Car-

lotta, von dem dicken Lablache und dem magern Duprey — das versteht sich von selbst. Aber hier steht der Minister des Innern in höchst eigener Person, und um ihn herum eine solche Menge von Pairs und Deputirten, daß man zur Noth in diesen Ballsälen Kammersitzung halten könnte. Befehlen Sie in zwei, drei Stunden einen dreibändigen Roman fertig zu haben, wenden Sie sich an Frederik Soulié und an Theophile Gautier, die ohne Rivalität dort neben einander sitzen. Befehlen Sie ein Vaudeville, ein Lustspiel, ein Melodrama, hier ist Herr Ancelot, Bayard (nicht der fromme Ritter des Leipziger Conservatismus), hier ist Scribe, Paul Fouché. Wünschen Sie eine Oper — mein Gott, greifen Sie nur zu — zwar Meyerbeer ist nur ein Paar Mal durch den Saal gegangen und ist schnell wieder verschwunden, aber da steht Spontini, von oben bis herunter mit Orden besäet wie ein mediatisirter Reichsfürst, da steht der blonde Balfe, Halevy mit dem orientalischen Gesichte und noch zwanzig Andere. Wollen Sie ein Anlehen machen, hier ist der englische Großbanquier Baring, der Weltregierer Rothschild; haben Sie einen Proceß, hier wenden Sie sich an Chaix d'Est-Ange. Wollen Sie einen Historiker, hier tanzt Louis Blanc. An Letzterem habe ich mich nicht genug satt sehen können, er war buchstäblich der unermüdlichste Tänzer auf dem ganzen Balle. Ich dachte an den armen Ludwig Buhl in Berlin, der wegen einer ungelesenen, unter Censur erschienenen Brochüre, ich weiß nicht zu wie langer Gefängnißstrafe verurtheilt wurde und in der Hausvogtei Louis Blancs Histoire des dix ans übersetzte, während der Verfasser dieses in mehr als dreißig Tausend Exemplaren verbreiteten Werks, der Louis Philipp und den gegenwärtigen Machthabern in Frankreich die heftigsten Wunden in der öffentlichen Meinung geschlagen, hier lustig und unbefangen des Lebens Freuden und Ehren genießt. Das ist der Unterschied zwischen den französischen Socialisten und den deutschen. Der Franzose, selbst wenn er der alleräußersten socialistischen Doctrine, dem Communismus angehört, hört nicht einen Augenblick auf ein fröhliches Mitglied der gegenwärtigen Gesellschaft zu sein. In seinen Schriften macht er ihr den Krieg, im Leben reclamirt er und behauptet er seinen Antheil an dem Bestehenden. Die deutschen Socialisten aber, gehen murrköpfig, sauertöpfisch außerhalb der Gesellschaft umher; weil man sie ausstößt und verdächtigt, bleiben sie selbst verbittert in der Ferne stehen — und der Bruch zwischen Beiden ist unheilbar. Der französische Socialist ist liebenswürdig, geistreich, voll geselliger Bildung, er macht Propaganda durch seine Persönlichkeit, der deutsche hingegen ist ein nergelnder unerquicklicher Patron, der seine Kritik bis auf den modernen Schnitt am Frack seines Gegners ausdehnt, und dem Glaceehandschuh und dem Frack ewige Feindschaft schwört, als ob die Handschuhmacher und Schneider in dem Reiche seiner Ideale zum Tode

verurtheilt werden mußten. Der Franzose ist tolerant gegen jede Meinung, der deutsche ist unduldsam, sei er nun in der Opposition oder in der Majorität. Darum ist die französische Gesellschaft bei aller Meinungsverschiedenheit doch ein gemeinsamer fester Körper, während die deutsche trotz aller Majorität des Philisterthums eine zerhackte und zerstückelte bleibt.

Bei Gelegenheit von Duldsamkeit. Der Herzog von Guiche, aus einer der ersten legitimistischen Familien Frankreichs, ein junger Mann, der mit dem Herzog von Bordeaux erzogen wurde, hat die Parthei der Legitimisten verlassen und hat sich „rallirt", wie der herkömmliche Ausdruck für diese Art Aussöhnung mit den gegenwärtigen Zuständen und Anschluß an die Orleanische Dynastie ist. Gestern meldete das Journal des Débats mit laconischer Ostentation: Der Herzog von Guiche ist von dem König empfangen worden. Die geheime Geschichte dieses Uebertritts ist folgende: Der Herzog von Guiche wirbt um die Hand der hübschen und unmäßig reichen Tochter des Banquiers Fould. Dieser — bekanntlich ein Jude — hat zwei Bedingungen gestellt, zuerst, daß seine Tochter nicht zur christlichen Religion überzutreten braucht, obschon die zu erwartenden Kinder sämmtlich der Religion des Vaters folgen sollen, und zweitens daß sein Eidam der Feindschaft gegen die herrschende Dynastie entsage, da die Familie Fould zwei Deputirte in ihrer Mitte zählt und eine Verbindung mit einem Legitimisten eine Quelle von Zwietracht würde. Der junge verliebte — ob in das Mädchen oder in die Mitgift? — Herzog hat beiden Bedingungen sich gefügt. Die legitimistische France schleudert nun heute wie sichs gebührt, ihren Bannstrahl auf das Haupt des politischen Renegaten. Aber in ihrem ganzen Artikel — so schneidend er ist — kömmt auch nicht die leiseste Anspielung auf die Verbindung mit einer Jüdin vor; obschon Herr De Genoude, der Redacteur, ein Abée, ein Geistlicher ist. Wäre ein ähnlicher Fall irgendwo in Deutschland, wie hätte die Polemik da an der Hep-Hepklingel und Mauschelglocke gezogen! Mit dem ersten September erlischt die Concession dreier Boulevardtheater, die nicht erneuert wird. Dagegen soll Alexander Dumas um die Concession zu einem Theater für große Dramen nachgesucht haben, die man ihm natürlich nicht abschlägt. Was wird Dumas noch Alles unternehmen? Ich hörte ihn ein Mal selber sagen: Ich brauche 100,000 Franken jährlich, und ich muß trachten sie zu erwerben. Dumas schreibt Tag für Tag in der Regel zwei Schreibbogen, die zusammen allwöchentlich ohngefähr einen mäßigen Band bilden; so daß er bei einem halbweg productiven Jahr mit der eigenen Feder an 50 Bände „erzeugt"; abgesehen von andern Mitarbeitern, deren Erzeugnisse er retouchirt oder leitet. Funfzig Bände à 1000 Franken machen, allerdings erst 50,000 Franken, und die andere Hälfte muß auf anderen Wegen errungen werden.

Auf dem Beaumarchais-Theater wurde vorgestern ein dreiactiges Drama Beaumarchais aufgeführt, was aber nichts anderes als eine Umarbeitung unseres deutschen Clavigo ist. Doch haben die Verfasser dieses Stückes allerlei Aenderungen und neue Person.n eingeführt, so z. B. heirathet Clavigo am Ende, zur Freude der Zuschauer, die verlassene Maria. Auch ist es ganz französisch, daß Clavigo mit der Maitresse des Königs sich verheirathen will. Von der Göthischen Charakteristik ist wenig Spur und die Verfasser haben auch einen ganz andern Weg eingeschlagen. Geistreich ist jedoch die Idee, daß Beaumarchais, der hier der Held des Stückes ist, Figaro und Basilio kennen lernt, die auf eine hübsche Weise in die Handlung verflochten sind.

II.

Aus Wien.

Hoftrauer. — Schicksalstücke wider den Carneval. — Der Herzog von Modena. — Erzherzog Karl. — Der Banknotenfälscher Borr. — Feerei der Börse.

Durch den Hintritt des Herzogs von Modena, der 67 Jahre alt, an den Folgen eines Gichtübels starb, haben die diesjährigen Carnevalsvergnügungen am hiesigen Hofe abermals eine unerwartete Unterbrechung erlitten, denn die Hoftrauer nimmt die wenigen Wochen der carnevalistischen Saison hinweg, und somit ist der erste Hofball in dem laufenden Jahr auch der letzte gewesen. Auffallend bleibt die Bosheit des Zufalls, welche es seit Jahren so zu fügen wußte, daß stets in den heitern Frohsinnswochen, die den Freuden der Feste und des Tanzes gewidmet sind, irgend ein erlauchter Todesfall den bereits an die Lippen gebrachten Lustbecher wieder mit ernster Resignation niederzusetzen zwang. Am meisten verliert noch die Damenwelt durch diese Verschwörung der Parzen, die sich vom Tode des Kaisers Franz herschreibt, (welcher selbst unter den Walzerklängen des Carnevals verschied); denn unsere Herren sind im Durchschnitt schon lange keine Verehrer Terpsichorens mehr und machen lieber den kritisirenden Beobachter oder plaudern in den Fenstervertiefungen und versammeln sich um den Whisttisch. Was nun den erwähnten Tod des Herzogs von Modena betrifft, so wird er nicht leicht anderswo, als in den engsten Familienkreisen Theilnahme erwecken, am wenigsten in seinem eigenen Lande, dem er ein strenger Herr und Gebieter war, welcher mehr politische Verbrecher hinrichten ließ, als irgend ein König eines mächtigen Reiches. Der Herzog bekannte sich zu einem so ausschweifenden Absolutismus, daß selbst der Kaiser Franz seine Grundsätze tadelte; weder Napoleon noch Louis Philippe wurden von ihm anerkannt, und er war der einzige Fürst in Europa, welcher der Dynastie Orleans jede politische Berechtigung beharrlich absprach.

Die Krankheit des Erzherzogs Karl, die bereits eine sehr schlimme Wendung genommen, hat in den jüngsten Tagen einen beruhigenden Verlauf eingeschlagen, so daß man jetzt an dem Aufkommen des greisen Helden nicht mehr zweifelt. Auf die erste Kunde von der gefährlichen Erkrankung des Erzherzogs sind sogleich die beiden abwesenden Prinzen Friedrich und Karl aus Venedig und Prag hiehergeeilt, werden aber jetzt wieder ihre Rückreise antreten.

Kaum glaubte man in der Person des Ritters von Borr der Quelle der verhängnißvollen Banknotenfälschung auf die Spur gekommen zu sein, der es allein zugeschrieben werden muß, daß bei der diesjährigen Dividendenvertheilung der Nationalbank kein Reservefondsbetrag eingelegt werden konnte, indem die Borr'schen Falsificate und die Betrügereien des Kassirers F. damit gedeckt werden mußten, so sind auch schon wieder neue Banknoten unechten Ursprungs im Umlauf. Zum Glück sind sie nichts weniger als gelungene Nachahmungen und werden daher nicht sehr gefährlich werden. In dieser Woche muß übrigens der im Criminalgebäude sitzende Borr vor einer Commission von Sachverständigen sein ganzes Verfahren produciren, welches er bei der Erzeugung seiner Falsificate angewendet hat, um jenen Grad verführerischer Aehnlichkeit zu erreichen, der seinem Wirken eine so unheilvolle Bedeutung verliehen hat. Höchst seltsam soll das Betragen des Inquisiten dem Verhörrichter gegenüber sein, indem Borr sein Verbrechen stets nur als wissenschaftlich-technisches Problem betrachtet, dessen Besprechung ihm große Freude verursacht, während er die praktische Seite und strafbare Ausbeutung desselben kaum zu ahnen oder wenigstens kaum zu beachten scheint.

Die Glückswechsel in der Börsenwelt sind wirklich so fabelhaft, daß sie an die Wunder der Tausend und einen Nacht gemahnen; scheint es doch fast, als wolle sich das Bischen Schicksalspoesie das die moderne Civilisation noch auf der Erde gelassen, ganz und gar in die Actienpapiere ziehen, denn diese allein machen noch ähnliche Umwälzungen in dem individuellen Schicksale möglich, wie sie die Romantik der Orientalen liebt und die türkischen Staatsverhältnisse erlauben, wo aus einem Schiffsknecht ein Minister, aus einem Bartkräusler ein Mufti werden kann. Vor mehreren Jahren kam, um unter vielen Beispielen nur ein leuchtendes zu erwähnen, ein Italiener, Namens Galvani, hieher, ohne irgend ein Vermögen zu besitzen. Nach mancherlei Wechselfällen ist besagter Galvani im Besitz ungeheurer Reichthümer, die ihn in Stand setzen zum Behufe großartiger Neubauten in dem der sogenannten Hohenbrücke nächstgelegenen Stadttheile eine ganze Häuserreihe zum Abbruch anzukaufen, und überdies den Plan zn realisiren, der ihn in einen römischen Herzog verwandeln soll. Im Kirchenstaat, so wie in Neapel gibt es nämlich große Ländereien, mit deren Besitz der Herzogstitel verknüpft ist und

das Gerücht schreibt Herrn Galvani den Ehrgeiz oder vielmehr die Eitelkeit zu, nach einem solchen römischen Herzogshut zu greifen, dessen Erlangung übrigens kein Blut, sondern blos Geld kostet.

III.

Aus Prag.

Getraideausfuhr. — Unordnungen. — Sparkasse. — Geldklemme. — Bankerotte. — Spinnerunterstützungsverein.

Die Besorgnisse vor einem Getraidemangel haben den Erzherzog Stephan bewogen, zu Ende des Jahres nach Wien zu reisen, um dort in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln die dringendsten Vorstellungen zu machen, zumal Böhmen gerade diejenige Provinz ist, wo die Verhältnisse den Ausbruch eines Brodmangels am bedrohlichsten erscheinen lassen möchten. Ist auch kein förmliches Verbot der Kornausfuhr erfolgt, so wurde doch eine Erhöhung des Ausfuhrzolles zugestanden; doch diese war gleichwohl nicht im Stande, den Getraidehandel völlig zu hemmen, und es haben dennoch fortwährend Sendungen über die Grenze, namentlich nach Baiern und Sachsen stattgefunden. Die mißtrauische Stimmung, in welcher gegenwärtig ein großer Theil der Bevölkerung ist, machte, daß dieser die Ausfuhr von vornherein mit höchst mißgünstigen Blicken betrachtete und die Unzufriedenheit stieg an einigen Orten zu einer Erbitterung, die selbst zu Thätlichkeiten führte. Die Einwohner des Dorfes Eisenstein überfielen bewaffnet die Frachtwagen, die das Korn nach Baiern führten, und die Hitze, mit welcher dieser Angriff von Seite der böhmischen Bauern geschah, riß die ergrimmte Schaar selbst zur Verletzung der Grenze hin, indem sie den baierischen Zwiesel überrumpelten, die Scheunen erbrachen und die darin befindlichen Vorräthe dem Winde preisgaben. Auf die Kunde von diesen Vorgänge rückte alsogleich eine Reiterabtheilung im Trab an diesen Theil der Grenze, während zugleich das Dorf Eisenstein, das von deutschen Ansiedlern bewohnt wird, militärisch besetzt wurde. Das baierische Landgericht begnügte sich mit der Verstärkung der Gensdarmerie und der Zollwache an den bedrohten Punkten.

Die Sparkasse hat sich in Betracht der bedrängten Lage der arbeitenden Klassen veranlaßt gesehen, ihren auf drei ein halb Procent erniedrigten Zinsfuß wieder auf vier Procent zu erhöhen, denn die Anmeldungen zur Rückzahlung sind so häufig, daß das Institut die zu gewährenden Vortheile für die Darleiher nothwendig vermehren muß, zumal die gegenwärtige Geldkrisis die nützlichste Verwendung der Capitalien nicht wenig erleichtert. Die europäische Geldklemme hat auch bei uns furchtbare Verheerungen angerichtet, die sich in einer bedeutenden Anzahl von Bankbrüchen kund geben, wovon sehr viele der Art sind, daß sie dem Rufe des hiesigen Kaufmannsstandes

in keiner Weise Vorschub leisten können. Mehr als jemals stellt sich jetzt das dringende Bedürfniß eines auf der Basis moralischen Ernstes gegründeten, strengeren Schuldengesetzes heraus, denn die jetzt geltenden legislativen Normen gewähren der Gewissenlosigkeit und dem Leichtsinn ein viel zu offenes Feld, indeß die Rechtschaffenheit und kaufmännische Solidität in's Elend wandern muß; um solchen Preis sind die commercielle Raschheit, die leichte Geldcirculation doch jedenfalls zu theuer erkauft!

In Hinsicht der Webernoth im Gebirge geht Böhmen und Mähren dem intelligenten Preußen, das seine Sprechlust nicht vor dem Stillstand bewahrt, auf beschämende Weise voran, denn während in Schlesien es immer bei Anregungen und Vereinsplänen bleibt*), hat sich hier unter dem Vorsitz des Erzherzogs schnell ein Verein zur Unterstützung der Handspinner gebildet, der bereits 10,000 Mitglieder zählt, und über bedeutende Summen verfügen kann. Es werden von ihm bei den unbeschäftigten Spinnern starke Bestellungen gemacht, wozu ihnen der Flachs zum Ankaufspreise überlassen wird, so daß den fleißigen Arbeitern stets ein angemessener Lohn gesichert ist. Das Centralcomité, das hier seinen Sitz hat und von mehreren Filialcomité's unterstützt wird, die in den meisten Städten des Landes errichtet wurden, entfaltet eine lobenswerthe Thätigkeit und erwirbt sich damit kein geringes Verdienst um den Staat. Noch umfassender und gründlicher will sich die Aufgabe darstellen, die man in Mähren zu lösen sucht, wo der Gutsbesitzer Nadherny einen westphälischen Spinnmeister kommen ließ, der Spinnlehrer bildet, die dann wieder in den verschiedenen Ortschaften des Gebirgs Spinnschulen stiften, in welchen die heranwachsende Generation sowohl als die älteren Leute ihr Handwerk veredeln und sich die Fortschritte dieses Industriezweiges aneignen können. Um die inländische Leinwandfabrication wieder zum Träger der Handspinnerei zu erheben, sollen in Bälde strenge Bestimmungen von Seite der k. k. allgemeinen Hofkammer zu erwarten sein, durch die die Leinwandfabrikanten angewiesen werden, ihre Producte mit Ursprungszeugnissen zu bekräftigen, damit in Zukunft Maschinengarn nicht mehr für Handgespinnst in den Verkehr gebracht werden könne und die Nachfrage um Letzteres den armen Webern zu Statten komme.

*) Unser Prager Correspondent befindet sich hinsichts dessen, was in Bezug auf die schlesischen Weber preußischer Seits geschehen, im Irrthum. Die schlesischen Zeitungen haben von Zeit zu Zeit Bericht über bedeutende Vorkehrungen zur Hebung der Spinnerei und Weberei gegeben. Wir ersuchen jetzt unsern Berliner Correspondenten um baldige Einlösung seines Versprechens, uns Näheres über diese Angelegenheit mitzutheilen. D. Red.

VI.

Aus Pesth.

Die Direction der Centralbahn. — Eine neue Kirche. — Herr Hild. — Bahn nach Fiume. — Klieglsche Erfindung. — Ausdehnung des Bergbaus. — Kroatische Zerwürfnisse. — Der requirirte Schulmeister. — Ablösungen. — Literarisches. — Theatralisches.

Die Angriffe, welche in der Beilage der Allgemeinen Zeitung gegen die Direction der ungarischen Centralbahn enthalten waren, haben in den hiesigen Kreisen ungemeine Sensation erregt, obschon die vorgebrachten Thatsachen dem Publicum, das in die wichtigeren Landesangelegenheiten eingeweiht ist, nichts weniger als neu sein konnten, denn das Walten des Herrn Ullmann und Consorten ist bereits zu allgemein bekannt, um noch Befremdung zu erwecken. Allein die Offenheit und der Nachdruck, mit welcher in dem erwähnten Artikel die gravirenden Facta der Lesewelt vorgelegt wurden, waren allerdings geeignet, kein geringes Aufsehen zu machen, und es ist hier nicht unbekannt geblieben, daß den Anklägern in Wien der Rath ertheilt worden war, diesen Weg der journalistischen Publication zu beschreiten, um die Betroffenen zur richterlichen Entscheidung zu drängen. Daß auch Staatsdiener, wie z. B. Hofbaurath Sprenger und Hauptmann Wurmb bei der skandalösen Geschichte betheiligt sind, dient nur dazu, die Sache noch verwickelter zu machen. Man ist sehr gespannt, welchen Ausgang diese schmutzige Angelegenheit endlich nehmen werde; jedenfalls ist sie mit barschen Abfertigungen und dünkelhaften Drohungen, wie sie der erwähnte Officier in Wiener Blätter einrücken ließ, nicht abzuthun, sondern verlangt gründliche Untersuchung und partheiloses Urtheil. Um dieses zu erzwecken, wäre es wohl das Beste, wenn die Sache in Wien bei den zuständigen Gerichten in Verhandlung genommen würde, denn die ungarische Justiz ist gar manchen Einflüssen und juristischen Schwächen blos gestellt, welche österreichischen Gerichtshöfen, man mag sonst über die öffentlichen Zustände in den Erbländern denken wie man will, mindestens in einem weit minderen Grade möglich sind. Herr Ullmann hat gestern in der Pesther Zeitung eine ausführliche Rechtfertigung abdrucken lassen, welche trotz der geschickten Vertheidigungskunst, doch der Blößen gar manche gibt und die zugesagte Beschreitung des Rechtsweges keineswegs als überflüssig erscheinen läßt. Es scheint die Absicht zu bestehen, andere Personen, welche gleichfalls verkürzt worden, in der Stille mit Entschädigungssummen abzuspeisen und dann gegen den vereinzelten Herrn Beyse aufzutreten, dem auf solche Art die Stütze bekräftigender Zeugenaussagen entzogen werden möchte.

Unsere Stadt soll mit einem neuen Bauwerk geziert werden, das ihr um so nothwendiger wäre, als die architektonische Physiogno-

mie der ungarischen Hauptstadt einen allzu materiellen Ausdruck hat; es ist nämlich eine Kirche projectirt, auf welche die Summe von 500,000 Gulden C. M. verwendet werden soll; sie kommt in der Leopoldstadt zu stehen und dürfte nach dem von dem Architekten Hild entworfenen Plane ein Schmuck dieses Stadttheils und eine Sehenswürdigkeit von Pesth werden. Bei dieser Gelegenheit kann ich aber die im reinen Interesse der Kunst begründete Bemerkung nicht unterdrücken, daß durch das Monopol, welches sich Herr Hild in Folge der besonderen Gunst, in der er beim Erzherzog Palatinus steht, zu erwerben wußte, die größten Bauwerke, welche unsere Stadt besitzt, eine Eintönigkeit des Geschmacks zur Schau stellen, welche nichts weniger als erfreulich zu nennen ist.

Die Bahn nach Fiume ist bereits gesichert und der Bauingenieur von der Heyden wird das Unternehmen in technischer Hinsicht leiten. Die Direttion läßt eben jetzt eine Erfindung des Herrn Kliegl in Presburg prüfen, welche darin besteht, daß fortan blos Eine Schiene statt der Doppelschienen gelegt werden dürfte. Kliegl will nämlich die Räder an der Locomotive und den Waggons in der Mitte anbringen und glaubt auf diese Weise den Zug auf einer einzigen Schiene fortbewegen zu können, wodurch denn natürlich die Kosten der Anlage, zumal in Eisen, verringert würden. Ich habe weder Modell, noch Zeichnung davon gesehen und kann daher nichts Näheres darüber mittheilen, doch muß, nach meiner Einsicht in die Gesetze der Mechanik, jedenfalls an beiden Seiten eine radartige Vorrichtung angebracht sein, durch die das Gleichgewicht hergestellt wird, indem sonst eine sichere Bewegung gar nicht möglich wäre. Diese zur Erhaltung des bei einer einzigen Schiene sehr gefährdeten Gleichgewichts nothwendigen Seitenräder müssen aber, da sie nicht in Eisen gehen, durch vermehrte Reibung die Schnelligkeit sehr stark beeinträchtigen, so zwar, daß die Ersparniß in Eisen beim Bau einer solchen Bahn durch den Ausfall an Betriebskosten und Zeit mehr als aufgehoben werden dürfte. — Höchst wichtig und großartig erscheint uns dagegen der Entschluß der Staatsverwaltung, die Bodenschätze des Banats zu der industriellen Vorrathskammer Ungarns zu gestalten. Die Eisenwerke im Banat werden künftig in einem Maßstab betrieben werden, daß sie allein im Stande sein sollen, den Bedarf an Schienen für alle ungarischen Eisenbahnen und industriellen Zwecke darzuliefern, sowie der Reichthum jener Gegenden an Steinkohlen fortan in einem bisher ganz unbekannten Umfang ausgebeutet und Dampfschiffe und Eisenbahnen damit versorgt werden müssen, zu welchem Zweck bereits neun mächtige Dampfmaschienen in Belgien bestellt worden und im Frühling dieses Jahres anlangen werden. Die Leitung des Ganzen ist dem k. Assessor Baron Ransonnet-Villez in Orawitza übertragen, einem Manne von ebensoviel Energie als technischen Kenntnissen. Durch die Realisirung dieses

großartigen Gedankens wird die industrielle Unabhängigkeit Ungarns mehr gefördert, als durch alle Bestrebungen des Schutzvereins, dem wir indeß gern das Verdienst der Anregung lassen wollen.

Die politische Debatte dreht sich gegenwärtig hauptsächlich um die kroatischen Zerwürfnisse, und dort, an der Südgrenze Ungarns ist die Achillesferse des Ultramagyarismus zu suchen, und der Gang der jüngsten Ereignisse verspricht eine sichere Einbuße, welche von der Oppositionspartei um so schmerzlicher empfunden wird, als man sie gar nicht vermuthet hatte. Der Stadtmagistrat von Agram hat sich bittlich an den Thron gewendet und wünscht bei der Wiederbesetzung der durch Graf Halders Abberufung erledigten Stelle eines Banus von Kroatien, welche jetzt von dem Bischof Haulik provisorisch versehen wird, die Bestellung eines Prinzen des Kaiserhauses, wobei auf den Umstand hingewiesen wird, daß die meisten Provinzen des Kaiserstaates einen Erzherzog an der Spitze der Verwaltung haben, namentlich Ungarn, Galizien, Böhmen und Italien, und daß Niemand mehr geeignet sei, über den genauen Vollzug der Gesetze zu wachen, als ein Glied der kaiserlichen Familie selbst, das über allen Parteien stehend, ohne Sympathien und Eigennutz blos das Wohl des Landes im Auge behalten würde. Die liberale Partei fürchtet, daß diesem Begehren am Hofe Willfahrung zu Theil werden könnte, und in der Person des Erzherzogs Albrecht, der sich schon lange nach einem größeren Wirkungskreise sehnen dürfte, als ihm seine Stellung als kommandirender General von Niederösterreich zu gewähren im Stande ist, den Croaten ein neuer Banus gesendet würde, indem durch diese Besetzung Croatien unfehlbar an Kraft und Selbstständigkeit gewönne und die Centralgewalt des ungarischen Reichstages in Abnahme käme.

In einem Orte des Zalaer Comitats beklagen sich die Einwohner, seit drei Monaten ohne Schullehrer zu sein. Und was ist Schuld daran? Die merkwürdige Verfügung des weisen Stuhlrichters, der den Lehrer für den Straßenbau requirirt hatte; da nun der Bildner der Jugend mit der Schaufel in der Hand die Steine aufladen und das Erdreich ebnen mußte, so war es ganz natürlich, daß die Schulkinder indeß Ferien hatten. Was läßt sich aber von einem Volksunterricht erwarten, dessen Träger so wenig Ansehen bei den Behörden selbst genießen, daß sie wie gemeine Bauern zu gewöhnlicher Taglöhnerarbeit gezwungen werden können? — Diesem traurigen Exempel stumpfsinniger Barbarei wollen wir eine Thatsache folgen lassen, welche geeignet ist, einen hellen Lichtstreifen auf das dunkle Bild ungarischer Zustände zu werfen, und gleichsam die Bürgschaft einer bessern Zukunft enthält. Die Communen Chaba und Szarvos haben sich auf Grund des Ablösungsgesetzes von 1839 und 1841 von allen Urbarialleistungen und herrschaftlichen Abgaben frei gemacht, so daß Ungarn wieder um 40,000 Leibeigene ärmer, und um

eben so viele freie Bürger reicher geworden ist. Man beabsichtigt in den genannten Ortschaften diesen wichtigen Augenblick als ein Volksfest zu feiern, und thut ganz wohl daran, denn kann es ein schöneres Volksfest geben als das Fest der Freiheit?

Der frühere Redacteur des Pesti Hirlap, Herr Szalay, will ein] interessantes publicistisches Werk: „Das Buch der Staatsmänner und Redner", in einzelnen Lieferungen herausgeben, auf das wir auch die deutsche Lesewelt aufmerksam machen möchten, da es ohne Zweifel allseitig anregen dürfte und gewiß bald auch im deutschen Sprachgewand ans Licht treten wird. Von Lorenz Thol ist soeben das fünfte Heft seines Reiseportefeuille's erschienen, das die Wanderung durch England schildert und den angenehmsten Eindruck hinterläßt. Die gesammelten Schriften des gefeierten conservativen Schriftstellers, Graf Aurel Desseroffy, der als K. Stadthaltereirath starb, welche, obschon sie zu ephemeren Anlässen geschrieben wurden, als Muster staatswissenschaftlicher Gediegenheit gelten können, erscheinen in einer Prachtausgabe, wozu der unermüdliche Heckenast die Hand geboten hat. Der fruchtbarste Erzähler der magyarischen Literatur, Baron Josika, hat abermals einen vierbändigen Roman: „Die Geheimnisse des Herzens" in den Druck gegeben, der, wie alle Producte dieses Dichters viel gelesen und von dem schreibfertigen Herrn Klein verdeutscht wird. Kaum hat dieses Werk die Presse verlassen, so erfährt man auch schon, daß Josika in seinem Tusculum Schurdok, wieder an einem neuen Roman arbeitet, der zu Ende des Jahres gedruckt werden soll. — Nicht wenig gespannt ist man in der literarischen Welt auf die Vollendung des großen historischen Werkes, das der Präsident der Akademie und Gouverneur von Siebenbürgen, Graf Teleky, unter der Feder hat, und das die Begebenheiten des Hunyady zum Gegenstand hat. Das Geschlecht der Hunyady ist das glänzendste des ganzen magyarischen Adels, und hat in der schönsten Periode der Landesgeschichte die hervorragendste Rolle gespielt. In der Diplomatie und im Rathe des Königs, in den Gemächern des Hofes und auf den Feldern der Schlacht hat Hunyady gewirkt und geschaffen, und dieses reiche und vielseitige Menschenleben wird unter der farbensprühenden und feinspaltigen Feder des staatsklugen und gelehrten Grafen zweifelsohne ein herrliches Gemälde werden, in dem sich der Reiz des Biographischen mit dem Zauber des historischen Tiefblicks vermählt.

Die magyarische Nationalität hat sich schon wieder eine Bühne erobert, indem nach der Insolvenzerklärung des Theaterdirectors Huber in Ofen diese Kunstanstalt in die Hände einer neuen Direction gelangen wird, der es zur Pflicht gemacht sein soll, neben der deutschen Oper ein ungarisches Schauspiel zu unterhalten. Vor der Hand hat Herr Forst, der Director des Pesther Stadttheaters, die Leitung

der Bühne in der Schwesterstadt übernommen, und zu diesem Zweck bereits eine ungarische Schauspielergesellschaft gewonnen, die abwechselnd auf dem Ofner Theater spielen wird. Bei dem bekannten System, jede Opposition durch Gewaltthat einzuschüchtern, und dem öffentlichen Wunsch zum Trotz die Magyarisation durchzuführen, dürfte diese Erscheinung nicht ohne folgewichtige Bedeutung sein, zumal, wenn man bedenkt, daß vor ungefähr zehn bis zwanzig Jahren das magyarische Idiom eine fast gänzlich unbekannte Sache war, während es jetzt in dem Nationaltheater eine ausdauernde Stütze besitzt, und in Ofen ebenfalls festen Fuß faßt. In kurzer Zeit wird das deutsche Stadttheater in Pest ein vom Meer des Alles verschlingenden Magyarismus umbrandetes Eiland sein, das nach und nach gleichfalls dem unabwendbaren Schicksal der Vertilgung anheimfällt. Die Magyaren nehmen dabei alle möglichen Mittel zu Hülfe, und während Graf Radny, der Chef des Nationaltheaters in Wien, selbst einen Agenten bezahlt, dessen Bestimmung ist, in Zukunft alle fremden Tonkünstler, welche nach Wien kommen, alsogleich für das Nationalinstitut zu acquiriren, mit der Bedingniß, im Stadttheater nicht aufzutreten, sucht man in Ofen den Schein der Parität zu erhalten und bewilligt magyarisches Schauspiel und deutsche Oper, weil man weiß, daß das Schauspiel, worin das Wort die Hauptrolle spielt, für ihre Zwecke ungleich wichtiger ist, als die Oper, in der die Sprache Nebensache ist, und welche durch den Reichthum der Kunstbildung in einer Nation bedingt wird.

VI.

Aus München.

Ständeversammlung. — Das Ständehaus. — Zeitungsberichte über den Landtag. — Carneval.

Wir haben in unserer Ständeversammlung nicht gerade Redner, welche durch die Gewalt ihres Vortrages auch den sonst gleichgültigen Zuhörer auf der Tribune begeistern könnten; aber es sind Männer, sogar viele in derselben, welche in klarer, schmuckloser Weise offen ihre innige Ueberzeugung darlegen, welche ohne Furcht und Scheu das was sie für Unrecht halten, auch Unrecht nennen, und deren erster Auftritt schon Jedem es darthut, daß die heiligen Interessen des Vaterlandes ihnen wichtiger als alle übrigen Nebendinge sind. Noch zu keiner Zeit hat die Ständeversammlung in ihrer größten Mehrheit sich so entschieden und freimüthig ausgesprochen, noch nie ist die Opposition numerisch stärker gewesen, denn, einzelne Ausnahmen abgerechnet, gehören alle Deputirten derselben an. Bei einer kürzlich vorgekommenen wichtigen Abstimmung über die Vertretung der Pfalz, welche zu gering befunden wurde, stimmten nur zwei Mitglieder nicht

gegen die Regierung, die ziemlich eigenmächtig diese Vertheilung so angeordnet hatte. Ein so kräftig auftretender Landtag hat demnach, wie natürlich, eine ungewöhnliche Theilnahme im gebildeten Publicum hier erregt. Schon am frühen Morgen, noch vor dem Beginn der Sitzung, sind die Zuschauer-Tribünen gefüllt, und es hält sehr schwer, ja oft unmöglich, sich wenige Minuten später, den bescheidensten Platz daselbst zu verschaffen. Leider sind die Gallerien so eng und in jeder Hinsicht, besonders durch die breiten abgesperrten, in der Regel doch nur leer stehenden Räume für den Hochadel so beschränkt, daß nur eine nicht sehr große Zahl von Zuhörern anderer Stände Raum findet. Während doch ordentlich darauf studirt worden ist, Gelegenheiten von nur einiger Scheinbarkeit zur Ausführung neuer Prachtbauten zu finden, hat man es nicht für gut gehalten ein dem dringensten Bedürfniß entsprechendes Ständehaus zu schaffen. Von dringendem Bedürfniß kann man aber doch wohl mit vollem Rechte reden, wenn bei einer Ständeversammlung des Königreichs Baiern nicht mehr als etwa hundert nicht hoffähige Zuhörer Platz zu finden vermögen.

Die hiesigen Volks- und politischen Zeitungen bringen die misbeliebigen Reden einzelner Abgeordneten gewöhnlich so verkürzt und oft so sinnlos entstellt, daß man kaum darin das, was man mit eigenen Ohren gehört hat, wieder zu erkennen vermag. Die getreuesten und ausführlichsten Landtagsberichte bringt der in Nürnberg erscheinende „Correspondent für Deutschland." Zwar nicht immer in ihrem ganzen Zusammenhange, aber doch die wichtigsten Stellen kurz angegeben und beleuchtet findet man in einzelnen Berichten über den hiesigen Landtag theils aus Franken, theils aus München selbst datirt, in dem Herold des Prof. Biedermann, welche Zeitschrift auch hier in kleineren Kreisen die verdiente Beachtung zu finden immer mehr anfängt.

Im sonstigen geselligen Leben hieselbst hat der Carneval nun seine lustige Herrschaft angetreten, und zählt wenig unzufriedene oder säumige Diener; öffentliche wie Privatbälle, maskirte Akademien und maskenlose Maskeraden drängen sich in bunter Abwechselung und gewähren den an Geld und Zeit nicht Armen Beschäftigung vollauf. Glänzende Karossen und bescheidene Fiaker rasseln des Abends in allen Richtungen durch die schlecht beleuchteten Straßen, und führen schön geschmückte Damen mit von Lust blitzenden Augen, in die glänzend erleuchteten Festhallen. Dazwischen hungert und friert der Arme bei der ungewöhnlichen Theurung aller Lebensmittel und der mitunter eingetretenen scharfen Kälte. Während Hunderte an einem einzigen Ballabend oft ganz nutzlos verschwendet werden, hat er nicht wenige Kreuzer, um sich und den hungernden Kindern Brod für den nächsten Tag zu kaufen. Dort blendender

Glanz, behagliche Wärme, schöne Damen in seidenen Gewändern schweben nach dem Tacte vollständiger Orchestermusik umher, Gänseleberpasteten hauchen verführerische Düfte aus, Champagnerkorke knallen hoch an die Decken, Alles athmet Lust und Leben, Fülle und Genuß; wenige Schritte davon liegt in halbzerfallener Dachkammer ohne Licht, Heizung, Nahrung eine ganze Familie, Jung und Alt, krank wie gesund, Mädchen wie Bursche, kümmerlich mit Lumpen bedeckt, auf elendem Strohlager, und Kälte und Hunger verdrängen selbst den wohlthätigen Schlaf, den einzigen Tröster der Armen. Freilich das alte Lied! Aber wer kann sich in einer Zeit üppiger Feste dieses Wehgefühls erwehren? Es ist wie eine herbe Ironie, daß der Carneval diese Epoche der übermüthigsten Lust, gerade in Monate fällt, in denen Kälte wie Mangel an Arbeit dem Armen seine Lage doppelt drückend machen. Doch — wir tanzen dann einmal zum Besten der Armuth, oder hören, wenns hoch kommt, ein Concert zu ihren Gunsten mit an, und unser Gewissen ist vollkommen beschwichtigt.

V.

Zur Literatur über Rußland.

Seit Cüstine haben wir eine ganze große Bibliothek von Enthüllungen Rußlands erhalten. Aber, seien wir offen, Deutschland hat bisher gerad das Unbedeutendste dafür geliefert. Und weil dennoch jedes solche Buch von einer Menge von Journalen mit Extase als der Messias der vollen echten Wahrheit verkündet ward, während das gläubige Publicum später meistens seine Hoffnungen getäuscht sah, ist ein Mißtrauen über alle Maaßen großgewachsen gegen deutsche Bücher über russische Zustände. Besonders gilt dies von den anonym erschienenen Werken und von den soit-disant Originalen gewisser Firmen. Aber wie mag man dem großen Publicum eine solche genaue Scheidung der Bücher über Rußland zumuthen wollen, wie ihm zumuthen, es soll die zuverlässigen und unzuverlässigen Verlagsfirmen kennen? Einen großen Theil der Schuld, daß wir nichts Rechtes und Volles erhalten, nicht einmal eine Specialität recht prägnant erörtert sehen, mag allerdings die auch gegen Rußland rücksichtsvolle Censur tragen. Aber alle Schuld kann man ihr nicht aufbürden. Diese liegt vielmehr häufig an den deutschen Schriftstellern selbst, welche Rußland als eine vollständige terra incognita voraussetzen, daher immer wieder mit der Schilderung desselben von vorn anfangen, dabei zu Punkten kommen, bei denen ihnen die Galle überläuft, darüber alle mögliche Reflexionen herangeschleppt bringen und nun den eigentlichen Kern vorübergehen lassen, sich an äußerliche schroffe Einzelheiten haltend, sich in ein paar charakteristische Anek-

boten vertiefend, um dann wieder zu etwas Anderm eben so Aeußerlichem überspringen, wovon sie auch nichts Rechtes sagen. An der ganzen deutschen Enthüllungsliteratur über Rußland macht sich ein großer Mangel an Methode und Organisation geltend. Leider auch zum großen Theil in einem neuen derartigen Erzeugniß, welches den Titel führt: „Rußlands inneres Leben; drei und dreißigjährige Erfahrungen eines Deutschen in Rußland.“ Drei Bände stark tritt es auf; sollte man da nicht auf etwas Volles und Ganzes hoffen dürfen? Es beginnt mit einer 74 Seiten langen Grundirung; ließ sich da nicht eine organische Grundlage erwarten? Aber nein, diese ist nicht zu Stande gekommen. Der ganze Inhalt dieser Grundirung läßt sich vielmehr auf den einzigen Satz zurückführen: es kennen nur wenige Deutsche Rußland und die Widerleger Cüstine's lügen sämmtlich, wenn, sie seine Russie unwahr nennen. Das war allerdings zu sehr großem Theile richtig bis vor wenigen Jahren; allein der Verfasser kennt die neueste deutsche und verdeutschte Literatur nicht, wenn er sagt, nur Gutzkow, Arndt und ein Mitarbeiter der Grenzboten kennen Rußland. Und der Anspruch auf eine vollständige Kenntniß der deutschen Anschauung von Rußland, der deutschen modernsten Schriften über Rußland, giebt dem vorliegenden Buch zunächst der Kritik gegenüber einen schweren Stand. Wer so aburtheilt, muß selber außerordentlich hochstehen und außerordentlich viel Neues bringen. Allein Treumund Welp, Göhring, und A. haben uns gerade dieselben Ansichten gegeben, welche dieser Deutsche in seinen drei Bänden entwickelt, ja sogar einen großen Theil der von ihm mitgetheilten einzelnen thatsächlichen Beweise für solche bereits vorgelegt. Dabei haben sie den ganzen unendlichen Ballast von allgemeinen und speciellen Reflexionen und Raisonnements vermieden, in denen sich dieses Buch bis zur äußersten Ermüdung des Lesers vertieft. — Gehen wir nun aber zu den einzelnen Theilen des Werkes über. — Die „Erinnerungen an Ostpreußen“ geben einige interessante Memoirenbruchstücke aus dem Jahre 1812 und zugleich einige Beispiele damaliger Verwaltungsweise an der russischen Grenze — davon gilt Alles mit äußerst wenigen kleinen Abänderungen noch heut. Auch die „Reiseeindrücke von Polangen bis Petersburg“ kennen wir in derselben Gestalt aus neuern Schilderungen; doch sind in neuester Zeit gerade die Postverhältnisse dieser Wegstrecke besser geworden. „Petersburg“ — ich wüßte nichts Neues, nichts bisher von andern deutschen Schriftstellern Uebergangenes darin zu finden, außer breiten Declamationen. Wahr und richtig sind allerdings die Darstellungen — aber dieser Deutsche sagt ja, kein deutscher Schriftsteller habe Rußland richtig geschildert. Mit großer, wohl zu großer Vorliebe sind „die baltischen Provinzen“ abgehandelt. Man ersieht, daß der Verf. sie nur flüchtig kennen gelernt, und, wenn er sie ja öfter wie-

der sah, nur den angenehmen Eindruck ihrer Menschen und ihres Lebens dem Russischen gegenüber gefühlt hat. Dieser Vergleich war ihnen allerdings ungemein vortheilhaft, denn die Perspective war durch russische Streiflichter verschoben. — Der zweite Band bringt die Artikel: „Machtschaft, Bureaukratie; öffentliche und geheime Polizei; Justiz." Auch hier ist viel Wahres und Beherzigenswerthes, viel pikantes, anekdotisches Kleinwerk; allein vergeblich sucht man nach neuen Offenbarungen, welche uns dieser Deutsche verheißt, und ertödtend überschwemmt uns dagegen auch hier die Tirade, die allgemeine Reflection, die abgebrauchte allgemeine Declamation. — Selbst im dritten Bande suchen wir umsonst nach jenem Neuen, Unerhörten, was die Grundirung verspricht. Wir müssen auch hier das Schlagende und Ergreifende der „Stimmen aus den Kerkern," einzelner anekdotischer Abtheilungen in „Kirche und Schule," der Bemerkungen über „Oeffentliches und Privatleben" anerkennen — aber neu sind höchstens nur kleine kurze Geschichten. Rußland ist in Deutschland wahrlich besser gekannt, als der Verfasser glaubt. Der beste Artikel des ganzen Buches ist jedenfalls dessen letzter, „Regierungszeit Nikolaus I.," weil in organischen Uebersichten das Leben dieser Periode umfassend Allein neu ist auch davon der größte Theil nicht zu nennen und besonders eröffnet sich weder dem irgend mit der modernen Literatur über Rußland vertrauten Leser, noch jenem, welcher das Reich aus eigner, wenn schon nicht 33jähriger Anschauung kennen lernte, ein neuer Gesichtspunkt für die Auffassung der russischen Welt. — Was also nun das Urtheil über das ganze Buch? Es ist ein Beweis mehr für die Wahrheit der heutigen Darstellungen Rußlands, allein es giebt nur wenig Neues. Dies darum, weil der Verf. die Literatur über Rußland nicht kannte und seine Revelations überschätzt, auch vor dem Schwall allgemeiner Reflectionen zu keinen speciellen Abschlüssen gelangt. Auch für die Publicistik in Bezug auf Rußland ist die Zeit der Declamation vorbei; man will nackte, klare, große Thatsachen, scharfe Vergleichungen zwischen Theorie und Praxis des Gesetzes, genaue Bezeichnungen der russischen Gegensätze zwischen Wort und That. Da aber nun der Verf. Rußlands inneres Leben schilderte, mußte er vor Allem auch das Volk berücksichtigen, mußte er die erschreckenden Verhältnisse offenbaren, welche sich durch den aufgedrungenen Industrialismus im Conflict mit dem staatsökonomischen Verfahren desselben Cancrin entwickelten, welchem der Verf. so augenscheinlich gern Lorbeeren streuen möchte. Hier liegt der Knoten, hier das Elend des heutigen Rußland — hier auch der gefährlichste, weil absichtlich nur sehr sanft berührte Punkt dieser dreiunddreißigjährigen Erfahrungen. Hier ist ein absichtliches oder blödes, jedenfalls ein unverzeihliches Uebersehen. Und weil dieser eine Punkt nicht offen behandelt wird, wankt leicht der Glaube an das ganze Buch. Sklave-

rei und Beamtendespotismus müßten naturgemäß schwinden, wenn eine naturgemäße Entwicklung des Volkes in materieller Hinsicht gestattet wäre — diese Nichtgestattung war das Werk Cancrin's.

— A —

VII.

Notiz.

Advocat Büky in der Times.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch einer Correspondenz aus Pesth in Nr. 48 unseres vorigen Jahrgangs, worin die Rede von einem jungen ungarischen Advocaten war, welcher für einige in Preßburg aufgefundene Documente die er nach Paris sendete, den Orden der Ehrenlegion erhielt. Jetzt lesen wir nachträglich in der Times unter der Ueberschrift: Merkwürdige Endeckung folgende Correspondenz: Wien vom 1. Januar. „Ein junger Ungar aus Presburg Namens Buky (der Correspondent der Grenzboten nannte ihn Büky von Felsóbük). welcher eben nicht durch scharfes Urtheil und Talent zu glänzen scheint (?), wurde vor einigen Monaten von seiner Großtante, der Wittwe eines in der erwähnten Stadt wohlbekannten Advocaten, ersucht, einige Familienpapiere welche auf dem Speicher lagen, durchzusehen. Während er die Papiere durchstöberte, machte ihn ein Freund der zugegen war, auf einige Documente aufmerksam, die mehrere ausländische Personen vom allerhöchsten Range betrafen. Der junge Buky, der von selbst schwerlich die Bedeutung dieser Papiere beachtet hätte, wickelte sie zusammen und sendete einen Theil davon dem König der Franzosen zu. Diese Papiere mußten in der That von hohem Interesse sein, denn der junge Mann, der eine Geldbelohnung zurückgewiesen hat, wurde mit dem Kreuze der Ehrenlegion beschenkt und erhielt von Louis Philippe ein freundliches Schreiben, worin ihm bei etwaiger Lust zu einer Reise nach Paris Ersatz für alle Reisekosten und eine Wohnung im Schloße angeboten wurde. Buky theilte auch noch einige andere Papiere den regierenden Häusern von Baden, Lucca und Toscana mit. Es scheint, daß diese Mittheilungen gleichfalls nicht ohne Werth waren, denn der junge Mann, der auch von dieser Seite alle pecuniäre Belohnung sich verbeten hatte, wurde mit Ordensdecorationen von jedem dieser Länder belohnt. Die Großherzogin von Baden fügte überdieß noch eine goldne mit Brillanten reich verzierte Dose bei, und nun kann man den jungen Advocaten ohne Ruf und ohne irgend ein Verdienst mit vier Ordensbändern im Knopfloch durch die Straßen seiner Vaterstadt gravitätisch einherschreiten sehen. Was den Inhalt dieser wichtigen Papiere betrifft, so kann man sich nur Muthmaßungen überlassen. Man behauptet, daß die das Haus Orleans betreffenden Papiere aus Briefen bestehen, die der berüchtigte Philippe-Egalité während der Republik einem öster-

reichischen Minister geschrieben. Aber was für ein Interesse sie eigentlich für das Haus Orleans haben, das weiß man nicht. Die Papiere, welche die andern herzoglichen Häuser betreffen, haben eine ganz verschiedene Bedeutung. Man behauptet, es sei darin von Besitzungen die Rede, auf welche jene herzoglichen Familien vergessene, oder bisher unbekannte Rechte hätten geltend machen wollen. — Diese Documente nun, heißt es, die ursprünglich in den Händen eines wohlbekannten österreichischen Ministers sich befunden, seien von ihm der Sicherheit wegen, während der napoleonischen Invasion, einem Advocaten in Preßburg anvertraut worden. Als sie später der Minister zurückverlangte, habe der Advocat geläugnet, man weiß wieder nicht, warum, das anvertraute Gut erhalten zu haben. Aber die Geschichte ist noch nicht aus; jetzt kommen wir erst zum Außerordentlichsten. Der junge Buky, aufgemuntert durch seine Entdeckungen, suchte von Neuem nach und fand bald darauf Papiere von Wichtigkeit für das Haus Oesterreich. Damit kam er vor zwei Monaten nach Wien und hatte die Kühnheit, zum Lohn für seine Entdeckung, die Stelle eines kaiserlichen Kammerherrn zu verlangen. Diese Auszeichnung wird aber nur Personen verliehen, welche beweisen können, daß sie direct vom Himmel stammen und die sogenannte Ahnenprobe ablegen. Der junge Buky hatte keinen Stammbaum der Art, denn sein Vater war ein bürgerlicher Advocat und seine Mutter eine Fleischerstochter. Was mußten also die mysteriösen Papiere enthalten? Dies ist ein Geheimniß, welches noch Niemand durchdrungen hat. Man spricht nicht viel in Oesterreich und behält seine Muthmaßungen für sich, aber so viel ist gewiß, der junge unbekannte Advocat hat seinen Zweck erreicht; er trägt die Uniform eines kaiserlichen Kammerherrn und spielt mit den beiden goldenen Knöpfen, an denen sein Kammerherrnschlüssel aufgehängt wird. Wie seltsam die Abenteuer des Herrn Buky erscheinen mögen, und wie unbegreiflich sein Glück sein mag, die Geschichte ist trotzdem wahr und authentisch."

So weit die Times, deren Correspondenz es durchaus auf den armen Buky abgesehen hat, um ihn als einen dummen Pilz darzustellen. Unser obenerwähnter Correspondent aus Pesth meldete uns damals: Wie man hört, hat die Thätigkeit dieses Advocaten in Auffindung und juristischer Ausbeutung alter Rechtsurkunden dem Hause Orleans und dem mit ihm verschwägerten Fürstenhaus Coburg-Cohary in Bezug auf mancherlei vortheilhafte Rechtsansprüche dieser Familie, großen Nutzen verschafft. Die österreichische Regierung hat den jungen Advocaten, der ein Edelmann ist, zum Kämmerer und Legationsrath mit der Bestimmung zur Gesandtschaft in Paris ernannt." Wir sind neugierig, was diese räthselhafte Geschichte für eine Auflösung findet.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Zum Andenken Georg Cuviers.

Frankreich hat ungemeines Glück mit seinen Adoptivkindern. Drei seiner größten Männer, die seit einem Jahrhundert die Welt bewegten, waren, der Geburt und zum Theil ihrer Erziehung nach, Nichtfranzosen, aber treue und dankbare Kinder ihres Adoptivvaterlandes. Rousseau, dem die Revolution von 1789 einen großen und nicht den unedelsten Theil ihrer Richtung und ihres ideellen Gehaltes dankt, war ein Genfer; und in seinen Schriften, die Frankreich zu den classischen zählt, verrathen grade die Haupt- und Glanzpunkte einen Charakter, der sich vom französischen wesentlich unterscheidet. Dann kam Napoleon, der Corsikaner. Der Dritte, der die größten Revolutionen und Eroberungen in den Reichen der Naturforschung machte, den die Franzosen ihren Aristoteles, wie Napoleon ihren Alexander den Großen nennen, war ein Deutscher, nicht blos von Geburt und Herkunft, sondern auch von Erziehung, Bildung und Charakter. Mit der Scholle Land, die Frankreich im Jahre 1796 von Würtemberg abriß, gewann es auch das kleine Mömpelgardt (jetzt Montbéliard), den Geburtsort Georg Cuvier's, der indessen schon in Frankreich sich heimisch gemacht hatte; und damit gleichsam auch die äußerlichen Ansprüche auf den legitimen Besitz des großen Mannes.

Jüngst hat die Herausgabe von Cuviers Briefen an seinen Freund Pfaff in Kiel (aus den Jahren 1788—1792) wieder an die deutsche Jugend des großen Naturforschers lebhaft erinnert; und die Augsburger Allgemeine hat in einem Bericht über diese

Correspondenz mit beredten Worten hervorgehoben, welch ein strahlendes Genie, welch ein reifer, männlicher Geist sich bereits in diesen Jugendbriefen offenbare, geschrieben in einer Zeit, da Cuvier noch mit allen Fasern und Wurzeln seines Wesens an Deutschland hing, da ihm Frankreich noch eine wildfremde Welt war. Aber es ist auch der Mühe werth, darauf hinzuweisen, wie schnell Frankreich den gewonnenen Schatz zu würdigen wußte, mit welchem Eifer es Cuviers Bestrebungen unterstützte und mit welchen Ehren es seine unsterblichen Verdienste krönte. Wenn jener Briefwechsel den deutschen Ursprung und die deutschen Anfänge des berühmten Forschers in das schönste Licht stellt, so mögen die nachfolgenden Notizen nach französischen Quellen, nach den Berichten von Flourens, Pasquier, Bourdon und Dupie, die glänzende Laufbahn schildern, welche unsern Landsmann zu einem Franzosen machte. Doch wird es unerläßlich sein, mit einem Rückblick auf seine Jugend und Abstammung anzufangen.

Die Franzosen legen kein geringes Gewicht darauf, daß Cuviers Familie ursprünglich aus dem Jura und zwar aus einem Dorfe, welches noch heute den Namen Cuvier*) führt, gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach dem Großherzogthum Würtemberg ausgewandert sei, um unter einem protestantischen Souverain zu leben, da sie selbst hugenottisch war. Cuvier's Großvater war Stadtschreiber in Mömpelgard und starb ohne Vermögen. Cuvier's Vater diente dreißig Jahre in einem Schweizerregiment, das in französischem Solde stand, und zog sich dann als Officier und Besitzer eines militärischen Verdienstordens in seinen Geburtsort zurück, wo er seine bescheidene Pension verzehrte und zugleich, als Commandant der Platzartillerie, ein eben so bescheidenes Gehalt bezog. Cuvier selbst wurde im selben Jahre mit Napoleon (1769) von einer geist- und seelenvollen Mutter geboren, die seine erste Lehrerin war. In seinem vierten Jahre konnte er schon lesen und schrieb eine schöne Hand; in seinem achten Jahre empfand der frühreife Knabe eine Anwandlung erster Liebe (wie einst Dante); im zehnten Jahre hatte er diese Kinderkrankheit des Herzens längst vergessen und kannte nur eine leidenschaftliche Liebe zur Naturge-

*) Andere behaupten, Cuviers Vorfahren hätten Küfer geheißen

schichte, die ihm durch die Lectüre eines Exemplars von Büffon eingeflößt wurde. Dieses Exemplar war mit Kupferstichen illustrirt, und der junge Cuvier, der bereits gut zeichnete, copirte die Stiche und colorirte sie nach den Beschreibungen, die im Text enthalten waren.

Ein wunderbares Gedächtniß und eine unersättliche Wißbegier zeichneten ihn frühzeitig aus. In seinem vierzehnten Jahre hatte er die classischen Studien auf dem Mömpelgarder Gymnasium glänzend absolvirt; er verstand Latein und Griechisch, Französisch und Italienisch; er war in alter and neuer Geschichte bewandert und wußte die trockensten Daten auswendig; eben so große Fortschritte hatte er in der Mathematik gemacht und seine Leidenschaft für die Naturgeschichte war entschieden.

Herzog Karl von Würtemberg, den man auf den Wunderknaben aufmerksam gemacht hatte, ließ ihn in die Karls-Akademie in Stuttgart aufnehmen, jenes großartige Institut, wo vierhundert Zöglinge von 80 Professoren unterrichtet wurden. Es gab dort fünf Abtheilungen: Jus, Medicin, Administration, Kriegs-, und Handelswissenschaft, und jeder Schüler mußte, ehe er in eine der fünf Facultäten trat, einen philosophischen Cursus durchmachen. Cuvier wählte die Administration, und zwar, wie er selbst erzählte, aus dem Grunde, weil er glaubte, daß in diesem Fach, welches sich mit Allem auf der Welt beschäftigt, auch etwas Naturgeschichte vorkommen und manche Gelegenheit sich finden würde, Herbarien und Naturalienkabinette zu besuchen. — Es muß aber noch ein anderer Grund im Spiele gewesen sein, denn warum hätte er dann nicht lieber die Medicin gewählt? Gewiß ist jedoch, daß die administrativen Studien auf der Karlsschule seinem Talent und seinen Trieben zusagen mußten, denn er hat später in Frankreich nicht wenig durch seine Genialität und Tüchtigkeit im Verwaltungswesen geglänzt.

Für jene Schüler der Karlsakademie, die in vier Hauptfächern bei den Semestralprüfungen einen Preis errangen, gab es eine den Geist jener Zeit charakterisirende Auszeichnung. Sie erhielten nicht nur ein goldenes Ordenskreuz und den Titel „Chevalier“, sondern sie aßen auch am Prinzentisch und hatten elegantere Wohn- und Schlafzimmer. Cuvier, der fast alle Preise gewann,

war natürlich einer der ersten Chevaliers. Er übte einen großen Einfluß auf seine Mitschüler und Freunde aus, obgleich er ihnen durch seine äußere Erscheinung wenig imponirte; „denn eine dicke Mähne von rothen Haaren" — auch Schiller war rothhaarig und scheint überhaupt einige physiognomische Aehnlichkeit mit Cuvier gehabt zu haben — „umwallte damals Cuviers längliches, blasses, durch Sommersprossen reichlich markirtes Gesicht. Seine Physiognomie verrieth Ernst, ja Melancholie. Er stiftete eine naturhistorische Gesellschaft unter seinen Collegen und theilte seinerseits unter ihnen Orden von Pappe aus, um sie zu höherem Fleiß anzuspornen." Sein Professor in der Naturgeschichte, Abel, dessen Vorträge er in's Französische übersetzte, schenkte ihm ein Exemplar von Linné, dessen Lectüre ihm bei seinen fortwährenden selbständigen Naturbetrachtungen zu Hülfe kam.

Nachdem Cuvier binnen vier Wochen seine Studien auf der Karls-Akademie absolvirt hatte, dachte er daran, sich um ein Amt in seinem Vaterlande zu bewerben. Dies hätte er auch am Ende erhalten, aber wie lange hätte er warten müssen! Und Cuvier konnte nicht lange warten, da er ohne alles Vermögen war. Dieser an sich so gewöhnliche Umstand entriß ihn dem Vaterlande und verpflanzte ihn nach Frankreich, dessen Ruhm und Zierde er werden sollte.

Einer seiner Freunde, dem man eine Hofmeisterstelle in einer französischen Familie angetragen hatte, trat diesen Posten an Cuvier ab, der eben in der Lage war, einen Dienst, der für seine irdischen Bedürfnisse sorgte, mit Freuden anzunehmen. Es war ein protestantischer Edelmann in der Normandie, Graf von Hériey, dessen Sohn er erziehen sollte; und er reiste daher im Jahre 1788 nach Caen ab; die Familie seines Zöglings wohnte den größten Theil des Jahres auf dem Schlosse Fiquainville bei Fécarp, in der Nähe des Meeres.

In diesem stillen Aufenthalt, wo die eben beginnende Umwälzung in der Geschichte der Menschheit den jungen Priester der Naturgeschichte unberührt ließ, lebte Cuvier sieben Jahre der fruchtbarsten Entwicklung. In der That, die Revolution, die damals ganz Frankreich erschütterte, war den Bewohnern von Schloß Fiquainville nur ein großartiges Schauspiel, wie ein fernes Gewitter,

dessen Blitze man sieht, dessen Donner man aber nicht vernimmt. Und dennoch geht aus Cuvier's Briefwechsel hervor, daß der junge Naturforscher für die Natur der Menschen und den Wandel menschlicher Dinge eben so wohl einen Blick hatte, wie für die ewigen Geheimnisse und die ziemlich ruhigern Entwicklungen der Thier- und Pflanzenwelt. Sein Blick war nicht verdüstert von der Gespensterseherei seiner aristokratischen Umgebung, und nicht geblendet von den Idealen der Apostel des ewigen Friedens oder den Maifeuern der jakobinischen Weltbefreier. Im Genuß des Meeres und einer angenehmen Muße, gab er sich ganz der unmittelbaren Naturbetrachtung hin. Er hatte nur wenig Bücher und mußte daher meist mit eigenen Augen forschen; dadurch erlangte er eine Originalität und Schärfe, die kein Lehrer geben kann. Er sammelte Insecten und Vögel, Seethiere und Pflanzen, untersuchte, anatomirte und fixirte seine Wahrnehmungen auf der Stelle durch meisterhafte Zeichnungen und Beschreibungen. In seiner Correspondenz, die er mit den deutschen Jugendfreunden bis 1792 lebhaft unterhielt, spielen Zoologie und Physik, Botanik und Chemie eine gleich große Rolle, und in jeder Kleinigkeit verräth sich schon der philosophische Forscher, das auf allgemeine und umfassende Resultate lossteuernde, Analyse und Synthese vereinigende Genie. Dieser Briefwechsel verstummte allmälig, als das Getöse der Revolution in immer weitern Kreisen ganz Europa durchdrang und die deutschen Jugendfreunde Cuviers es vielleicht bedenklich fanden, in das revolutionäre Frankreich hinein zu correspondiren.

Im Jahre 1794 kam Tessier, ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften, nach Caen, um ein Asyl gegen den Terrorismus zu suchen, der auch die Harmlosesten bedrohte, und machte Cuvier's Bekanntschaft. Man sagt, er habe den jungen Naturforscher in einem volksthümlichen Verein kennen gelernt, der sich in dem Flecken Valmont, bei Schloß Fiquainville, mit ursprünglich demagogischen Tendenzen, gebildet hatte. Solche kleine Jacobinerclubs bedeckten damals ganz Frankreich. Aber Cuvier hatte sich bald einen solchen Einfluß in diesem Club erworben, daß es ihm gelang, denselben allmälig in eine friedliche landwirthschaftliche Gesellschaft zu verwandeln, deren Präsident, Secretär und Hauptredner er in Einer Person war.

Tessier erkannte gleich aus der Klaue den Löwen, und Cuvier, hoch erfreut, einen Menschen zu finden, der ihn verstand, schloß sich enger an den Pariser Gelehrten an und zeigte ihm seine Hefte und Zeichnungen, seine Sammlungen und anatomischen Präparate. Tessier schrieb sogleich an seine Pariser Freunde und Collegen von der Akademie, Männer, deren Namen in der Wissenschaft zu den ersten Europas gehörten, an Jussieu, Geoffroy, Lacépède u. s. w.: Ich habe eine Perle gefunden auf dem Misthaufen der Normandie. Ihr wißt, ich habe Delambre der Akademie gegeben; das wird in seiner Art auch ein Delambre werden. Der französische Gelehrte sprach also schon von der Akademie, in dem Augenblick, wo sein Schützling, ein junger Mensch von einigen und zwanzig Jahren, weder Professor noch Hofrath, sondern einfach Hofmeister des Grafen d'Héricy und nebenbei ein Genie war. Dies ist ein liebenswürdiger Mangel an Pedanterie und Gelehrtenrangstolz, den man den Gelehrten aller Fächer und den Professoren und Akademikern aller Länder nicht genug empfehlen kann.

Kaum war die Schreckensregierung gestürzt, als, im Frühling 1795, Cuvier auf die Empfehlung Tessier's nach Paris berufen und vor der Hand zum Mitglied der „Commission des Arts" so wie zum Professor an der Centralschule des Pantheons ernannt wurde. Als bald darauf Professor Mertrud den Lehrstuhl der vergleichenden Anatomie am naturhistorischem Museum erhielt, bewogen Jussieu, Geoffroy und Lacépède diesen alten, seiner Arbeit nicht mehr gewachsenen Mann, den jungen Cuvier zu seinem Supplenten zu machen. Einmal im Besitz dieser Stellen, dachte Cuvier an seine Familie, und ließ seinen alten Vater und seinen Bruder Friedrich, die einzigen Verwandten, die ihm geblieben waren, zu sich nach Paris kommen. Damals fing er an, jene großartige, besonders in osteologischer Hinsicht unerreichte Sammlung anzulegen, die allen europäischen Gelehrten, die nach Paris kommen, unschätzbare Dienste leistet; er suchte selbst in den Dachstuben des Museums nach und ordnete die alten Skelette, die Büffon dort als unnützen Trödel hatte hinwerfen lassen. Er hatte dabei manche Chicane zu bekämpfen, aber es gelang ihm, die Wichtigkeit seiner Sammlung so nachzuweisen, daß sich Niemand mehr ihrer Vergrößerung entgegenstellte. Seine Vorlesungen am Pantheon und im Museum erregten allge-

meine Bewunderung. Auch seine persönliche Erscheiuung gefiel. Er war damals schwach und zart von Gestalt, eine sanfte Freundlichkeit milderte die lebhaften Blitze seines Geistes; und obwohl sein Temperament kalt und unempfänglich schien, hatte er doch eine so zauberische Anziehungskraft für sein junges Publicum, daß die Zöglinge des Pantheons für ihn schwärmten, wie die Soldaten für ihren Bonoparte.

Cuvier war noch kein Jahr in Patis, als seine Memoiren und seine Vorträge ihm bereits den Ruf eines großen Naturforschers errungen hatten. Zugleich mit Daubenton und Lacépède wurde er bei dem neugegründeten „Institut national" im zoologischen Fach an die Spitze gestellt. Im Jahre 1799 wurde er, nach Daubenton's Tode, Professor der Naturgeschichte im Collège de France und endlich 1802 Professor im Jardin des Plantes.

Ehe wir von den unsterblichen anatomischen Leistungen sprechen, durch welche Cuvier, indem er sie auf die fossilen Knochen anwandte, eine ganz neue Wissenschaft, eine lebendige Geologie geschaffen und den Schlüssel gefunden hat zu den Geheimnissen der Erdumwälzungen, müssen wir an die neue Methode erinnern, die er in der Classification des Thierreichs einführte.

Bis Cuvier hatte man die Thierwelt mehr nach den äußern Aehnlichkeiten ihrer Geschlechter, als nach einem tiefern Studium ihres innern Baues eingetheilt. Linné und Büffon hatten sich nur wenig mit der innern Organisation der Thiere beschäftigt. Besonders herrschte in der sechsten Kategorie der Linnéschen Eintheilung eine grenzenlose Verwirrung; denn nach den Vierfüßern, Vögeln, Kriechthieren, Fischen und Insecten waren alle wirbellosen Thiere, d. h. mehr als die Hälfte des Thierreichs, ohne weitere Unterscheidung in die allgemeine Classe der „weißblutigen Thiere" zusammengeworfen worden. Cuvier zeigte gleich in seinem ersten Memoire (1795) die außerordentliche Verschiedenheit zwischen den unter jener Bezeichnung zusammengeworfenen Thieren; er unterschied erstens Mollusken, die ein Herz, ein vollständiges Gefäßsystem und Kiemen zum Athmen haben; Insecten, die statt des Herzens ein Rückengefäß haben und durch Luftröhren athmen; endlich Zoophyten (Pflanzenthiere), die weder Herz, noch Gefäße, noch deutliche Athmungswerkzeuge besitzen. Dann unterschied er noch drei

andere Classen: Würmer, Crustaceen und Echinodermen, und somit waren die weißblutigen Thiere deutlicher erkannt und richtig geordnet.

Cuvier's Verdienst bestand nicht etwa blos darin, daß er die eitle Gelehrsamkeit um sechs neue Classen bereichert und das Gedächtniß der Schüler um eben so viel beschwert hatte, sondern in den Principien, auf welche sich seine Unterscheidung stützte. Diese warfen ein neues Licht auf die ganze Wissenschaft; in ihnen lag die Idee von der Stufenleiter der Organe und von der Rolle, welche diese als charakteristische Merkmale spielen; die allgemeinen Gesetze der animalischen Organisation wurden dadurch beleuchtet. Es stellte sich z. B. heraus, daß alle Thiere, die mit einem Herzen und Fischohren versehen sind, auch eine Leber besitzen, während da, wo jene Organe fehlen, auch keine Leber ist u. s. w. Nach diesem ersten Memoire gab Cuvier mehrere andere heraus, worin er sich mit einer von seinen sechs Classen weißblutiger Thiere, mit der der Mollusken, insbesondere beschäftigte und die feinsten Details ihrer Organisation wie die geheimnißvollsten Functionen dieser Organe scharf zeichnete. Aber nicht zufrieden damit, die wechselseitigen Verhältnisse im innern Bau dieser Thiere anzudeuten, begann er auch die besondere Ordnung dieser Verhältnisse und deren relative Wichtigkeit festzustellen, wobei das, von ihm in die Zoologie neu eingeführte neue Princip der Unterordnung der Organe (subordination des organes) und der charakteristischen Merkmale (caractères) ihm wunderbare Dienste leistete.

Jussieu hatte bereits dieses Princip auf die Botanik angewandt, Zoologen hatten es nicht gewagt, ihm auf ihrem Felde darin nachzufolgen, wegen der Unzahl und des verwickelten Zusammenhangs der Organe, die den thierischen Leib ausmachen, und die größtentheils den Pflanzen fehlen. Der Einführung dieses Princips in die Zoologie mußte die Anatomie vorangehen; der erste Schritt mußte sein, die Organe genau zu erkennen; die Darstellung ihrer relativen Wichtigkeit konnte erst der zweite Schritt sein. Dann aber galt es blos noch, nach den Organen die „Charaktere" zu bestimmen, und diese einander eben so unterzuordnen, wie die Organe. Und diesen Plan führte er aus in seinem gro-

ßen Werke: **Le Régne animal distribué d'après son organisation.**

Allein auch dieses ungeheure Werk genügte ihm noch nicht; die Species waren darin blos angedeutet; es war gleichsam ein abgekürztes System des Thierreichs; er aber wollte ein vollständiges System, worin alle Species nicht blos angezeigt, unterschieden und classificirt, sondern in ihrem ganzen innern Bau dargestellt und beschrieben gewesen wären.

Er versuchte es also wieder mit einer besondern Classe seines Systems, und zwar mit den Fischen, weil dies, unter den Wirbelthieren, die zahlreichste, unbekannteste und durch die Entdeckungen neuerer Reisenden am meisten bereicherte Classe war. Der Laie kann einen Begriff von dem Umfange dieser Unternehmung aus Folgendem schöpfen: Die letzten Autoren in diesem Fache Bloch und und Lacépède, hatten nur **1400** Species gekannt. Cuvier's „Naturgeschichte der Fische" dagegen sollte über **5000** Species enthalten. Von diesem Werk, welches er auf **20** Bände berechnete, waren leider erst 9 erschienen, als Cuvier starb.

Eine eben so wichtige Revolution hat Cuvier in der vergleichenden Anatomie hervorgebracht, einer Wissenschaft, die vor ihm ein bloßes Namenregister gewesen war. Er wollte ein **traité d'anatomie comparée** herausgeben; ein Werk, welches ebenfalls nicht zur Vollendung gedieh. Glücklicherweise besitzt man die Hauptelemente desselben, zerstreut in einer Masse von Denkschriften Cuvier's, und endlich in seinen Vorlesungen, die in fünf Bänden von Duméril und Duvernoy veröffentlicht wurden.

Derselbe Mann, der die Zoologie und die vergleichende Anatomie umgeschaffen, brachte durch die Anwendung seiner Principien auf die fossilen Knochen, auch in die Geologie ein neues wunderbares Leben. Ehe wir jedoch davon sprechen, wollen wir, um den Leser nicht zu ermüden, zur administrativen und politischen Laufbahn unseres Helden zurückkehren.

Man lächelt vielleicht über den Ausdruck: politische Laufbahn. Was, denkt man, kann der stille Gelehrte, der emsige, ruhige Naturforscher auf seinen Wanderungen aus dem Insectencabinet zu den Fischen und von den Fischen zu den fossilen Knochen für politische Metamorphosen und Stürme erleben? Es ist wahr, die

politischen Bewegungen können einen Naturforscher, selbst in Frankreich, nicht unmittelbar berühren, aber die große Wirksamkeit Cuvier's für das französische Schul- und Unterrichtswesen hat allerdings politische Bedeutung gehabt. Auch ist zu bemerken, daß, wie Cuvier's Nationalisirung in Frankreich durch die Art seines Genies erleichtert, eben so sein Ansehen durch die Zeit begünstigt wurde, in welche sein Auftreten in Frankreich gefallen ist. Ein poetisches, geschichtschreiberisches, publicistisches oder rednerisches Genie, welches im Jünglingsalter durch irgend ein merkwürdiges Schicksal aus Deutschland nach Frankreich verpflanzt würde, könnte unmöglich im fremden Boden heimisch werden und gedeihen; selbst wenn es die Muttersprache vergäße und die des Adoptivvaterlandes durch eine demosthenische Willenskraft in sein eigenstes Blut verwandelte, doch würde es mit seinen geheimsten und zartesten Fühlfäden am Herzen der ursprünglichen Heimath hängen bleiben; die Richtung seiner eigensten Ideen, die Grundfärbung seiner Anschauungen, würde in der neuen Welt eben so oft abstoßen wie sich abgestoßen fühlen. Die Naturwissenschaft dagegen, abgesehen davon, daß sie kosmopolitisch und neutral ist, wird sogar von der klaren, mathematisch verständigen, für die sciences exactes wie geschaffenen französischen Sprache ungemein begünstigt. Eben so war es ein unläugbarer Vortheil für Cuvier, daß sein Auftreten in die Napoleonische Periode fiel, welche allem realen Wissen so außerordentlich hold war und die Naturwissenschaften, im Gegensatz zu sogenannten „ideologischen" Erkenntnissen, einseitig bevorzugte. Napoleons politische Vorliebe für die Realstudien fiel übrigens hier mit der entschiedensten Neigung des französischen Geistes zusammen, der in der That auf jenem Felde am begabtesten ist. Gewiß können wir auch die schwülstigen Lobeserhebungen, die Cuvier einmal dem Kaiser ins Gesicht warf, daher leiten, daß der große Naturforscher, der nichts weniger als ein gemeiner Schmeichler war, aus wissenschaftlicher Sympathie und Dankbarkeit Napoleon aufrichtig vergötterte.

Cuvier war Secretär des Instituts, als Bonaparte aus Egypten heimgekehrt und erster Consul geworden, sich auch noch zum Präsidenten der gelehrten Gesellschaft erwählen ließ. Natürlich kamen Secretär und Präsident in nähere Berührung und es konnte nicht fehlen, daß der letztere das Genie Cuvier's gehörig würdigen

lernte. Im Jahre 1802, als Napoleon den öffentlichen Unterricht zu reorganisiren beschloß, ernannte er Cuvier zu einem der sechs Generalinspectoren, welche die Aufgabe hatten, in den dreißig größten Städten Frankreichs Lyceen zu gründen; ihm fielen unter andern Marseille und Bordeaux zu. Während seiner Reise dahin war das Institut wieder neu organisirt worden, und als er nach Paris zurückkehrte, fand er sich, fast einstimmig, zum lebenslänglichen Secretär für das Fach der Naturwissenschaften erwählt. In dieser Eigenschaft hatte er im Jahre 1808 einen Bericht über die Fortschritte seiner Fachwissenschaften seit 1789 abzufassen; eine Arbeit, der Niemand mehr gewachsen sein konnte, als der Mann, der diese Fortschritte nicht nur erlebt, sondern selbst mit bewirkt hatte, und Cuvier's Bericht ist auch ein wahrhaft historisches Denkmal, errichtet zum Ruhme des menschlichen Geistes und seiner Triumphe auf dem naturgeschichtlichen Felde. Am Schlusse aber heißt es im ächtesten Imperialstyl: — — — „Ein Blick von Ihnen, Sire, die Hoffnung, eines Tages mit genannt zu werden in der Geschichte Ihres unvergänglichen Reiches, neben so vielen Wundern, welche das Staunen und wohl auch den Unglauben der Völker erregen werden, das ist die größte Belohnung, auf welche wir Anspruch machen können. . . . Nur ein Befehl, nur ein Wort aus Ihrem Munde, Sire, und die Wissenschaften dieses Jahrhunderts werden bald eben so hoch stehen über denen aus Aristoteles Zeiten, wie die Siege Ihrer Majestät über denen Alexanders des Großen stehen." — „Er hat mich gerade so gelobt, wie ich es liebe," sagte Napoleon bei dieser Gelegenheit, und man muß gestehen, es müßte Einer ziemlich viel vertragen können, um mit einer solchen Dosis Weihrauch noch nicht zufrieden zu sein.

Im selben Jahre wurde die kaiserliche Universität geschaffen und Cuvier auf Lebenszeit zu einem ihrer Räthe ernannt; 1809 und 1811 hatte er die Akademien und Schulen in einem Theile der eroberten Länder zu organisiren und lieferte die ideenreichsten Berichte über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Holland, und in den französischen Provinzen Norddeutschlands und Italiens. Napoleon wollte den modernen Aristoteles auch zum Erzieher des Königs von Rom machen und schickte ihn, vorläufig zur Organisation einer römischen Universität, nach der Siebenhügelstadt

wo er seine Mission erfüllte, ohne durch seinen Protestantismus in den geringsten Conflict mit römischen Vorurtheilen zu kommen.

Indeß zogen Cuviers administrative Talente immer mehr Napoleons Aufmerksamkeit auf sich und der Kaiser ruhte nicht, bis er den großen Naturforscher ganz besaß und in seinen Staatsrath gezogen hatte, doch bald darauf stürzte der Kaiserthron zusammen. Ludwig XVIII. war zu klug, um sich die Dienste eines Mannes, wie Cuvier, nicht sichern zu wollen, und er bestätigte ihn daher in seinen verschiedenen Aemtern. Während der hundert Tage dagegen ward Cuvier von Napoleon aus dem Staatsrath gestrichen, wegen der Zuvorkommenheit, die er gegen die Bourbonen gezeigt hatte. Bei der zweiten Restauration nahm er seinen Platz im Staatsrath wieder ein und wurde zugleich Kanzler der „Commission des öffentlichen Unterrichts;" zwei Jahre lang war er auch ihr provisorischer Präsident, da die damalige Stimmung es nicht erlaubte, die Oberleitung des öffentlichen Unterrichts einem Protestanten definitiv anzuvertrauen. Als dagegen 1824 ein besonderes geistliches Ministerium geschaffen und ein Bischof, Mr. de Frayssinous, Großmeister der Universität, zum Chef desselben gemacht wurde, schuf man für Cuvier eine Art von besonderer Großmeisterschaft, welche die Studien der protestantischen Theologen betraf und vom Ministerium unabhängig blieb. Cuvier behielt diesen Posten bis an sein Lebensende. Im Jahre 1827 wurde er sogar im Ministerium des Innern angestellt, als Chef für die Angelegenheiten aller nichtkatholischen Confessionen.

Nun darf man nicht vergessen, daß Cuvier bei allen diesen Aemtern noch Zeit fand, das Museum zu verwalten, dessen Sammlungen fast alle aus seiner Hand hervorgingen, um jährlich, als lebenslänglicher Secretär des Instituts, abgesehen von den obligaten Lob- und Gedächtnißreden, einen Bericht über die gemachten Fortschritte in allen Zweigen der Naturwissenschaft abzufassen; um am College de France die Geschichte der Naturwissenschaften bei allen bekannten Völkern, von ihrem Ursprung bis auf unsere Tage, zu lehren; um am Museum vergleichende Anatomie vorzutragen; um mehr als 200 ausführliche Memoiren über die schwierigsten Fragen zu schreiben; um in seinem Namen alle Erdtheile erforschen zu lassen und von seinem Cabinet aus diese Nachforschungen zu überwachen

und zu leiten. Wenn man diese wissenschaftliche Thätigkeit bedenkt, unter deren Last ein Herkules sich hätte beugen müssen, so sollte man glauben, seine administrativen Stellen seien blos Titularämter gewesen. Allein dem war nicht so; er verwaltete jedes derselben mit dem Fleiß eines Beamten, der dieses eine Amt hat. Cuvier konnte sich nicht anders von einer Arbeit erholen, als indem er zu einer andern überging. Der Erste durch seinen Einfluß im Rath des öffentlichen Unterrichts, hat er fünfzehn Jahre lang an alle wichtigen Maßregeln, die von diesem Comité ausgingen, seine Hand gelegt. Von ihm rührt die Einführung der Agrégés (eine Art Privatdocenten) her; er ließ die Gebäude der Sorbonne wieder herstellen; in den „Colleges royaux" (Lyceen) veranlaßte er die Errichtung von besondern Lehrstühlen für Geschichte, Naturgeschichte, Physik und lebende Sprachen. Auch der Volksunterricht war ein Gegenstand seiner Bestrebungen, und im Jahre 1821 war er es, der sich beeiferte, den Entwurf eines Primärunterrichtssystems für ganz Frankreich auszuarbeiten. Und während seiner fünfjährigen Oberleitung des protestantischen Schulwesens hat er bei diesem ebenfalls nützliche Verbesserungen eingeführt.

Aber im Staatsrath war seine Thätigkeit nicht geringer. Die letzten dreizehn Jahre seines Lebens präsidirte er dem Comité des Innern. Die Anzahl wichtiger Fragen, die hier von ihm debattirt, geprüft und erledigt wurden, belief sich manches Jahr auf 10,000; und er war unvergleichlich in der Kunst, die Arbeit gehörig zu vertheilen und die Erörterungen zu leiten; dabei waren sein Gedächtniß, welches stets im Nu die alten Beschlüsse citirte, und seine Geistesgegenwart zu bewundern. Um ihn ganz zu kennen, mußte man ihn bei diesen Sitzungen sehen und hören. Selten beeilte er sich, seine Meinung zu sagen, er schien sogar häufig etwas zerstreut; erst, wenn Alle ihre Gründe vorgebracht hatten, begann er zu reden, und sogleich ging ein neues Licht den Debattirenden auf, die Sache war entschieden, noch bevor er zu sprechen aufgehört hatte. Und worin lag der Zauber seiner Beredsamkeit? Seine Reden waren höchst einfach und schmucklos, er verschmähte Floskeln und Bilder, und verachtete Alles, was sich blos an die Einbildungskraft wandte. Er siegte durch Verstand und Klarheit.

Endlich war Cuvier auch nicht ohne Antheil an der Politik des Landes. Von 1815 — 1820 legte das Ministerium den Kammern keinen Gesetzentwurf vor, der die innere Organisation betraf, ohne daß Cuvier, als königlicher Commissär, ihn auf der Tribune vertheidigte. Die Ausnahmsgesetze von 1815 verdankten ihm einige Modificationen, die ihre Wirkung weniger gefährlich machten. Auch in jener hitzigen Discussion von 1820, die Wahlschlacht genannt, spielte er eine Rolle und trug nicht wenig zum Siege der Rechten bei, was ihn übrigens bei den Liberalen ziemlich unpopulär machte. Cuvier war, wie man aus dem Allen sieht, ein Mann der Autorität und liebte nichts weniger als die Revolutionen; er behauptete sogar offen, man könne in unsern Zeiten niemals zu sehr Partei nehmen für die herrschende Gewalt; dennoch hatte dieser Cultus der Gewalt seine Grenzen. Wie er 1815 gegen die Ausschweifungen der siegreichen Partei sich stemmte, eben so widersetzte er sich später dem Vorhaben, die Universität den Jesuiten zu überliefern und drohte augenblicklich alle seine Aemter und Würden niederzulegen, sobald man jener intoleranten Miliz den öffentlichen Unterricht anvertrauen würde.

Seine glänzendste Wirksamkeit blieb aber doch die wissenschaftliche, und der conservative Politiker hat auf diesem Gebiete nicht umhin gekonnt, die großartigsten Revolutionen zu machen. Wir haben schon vorhin seiner Anwendung des neuen Princips der Unterordnung der Organe auf die fossilen Knochen erwähnt, die man in den Eingeweiden der Erde findet. Cuvier hat dadurch die Spuren antediluvianischer Schöpfungen aufgefunden, ein neues Licht auf die Geologie und die Geschichte geworfen und aus einem Haufen räthselhafter Fossilien gleichsam eine chronologische Tafel der Revolutionen gemacht, die den jetzigen Zustand des Erdballs herbeigeführt haben.

Man weiß, daß die zahlreichen Gebeine von ungeheueren Formen, die man in Berghöhlen und Schluchten findet, ursprünglich jenen Fabeln und Mythen von einem Riesengeschlecht ihre Entstehung gaben; während man die Muscheln und versteinerten Seethiere, die man weit von allen Seeküsten und auf Gebirgshöhen findet, die heutzutage keine Meerüberschwemmung erreichen könnte, lange als bloße Naturspiele ansah. Jahrhunderte lang machte man

darüber phantastische Hypothesen. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts wagte Bernard von Palissy die Behauptung, daß die versteinerten Muscheln und Seethiere wirkliche Erzeugnisse des Meeres seien. Im 18. Jahrhundert schuf das genauere Studium dieser Naturantiquitäten eine Masse verschiedener und verworrener Systeme, in welche endlich Cuvier Licht und Ordnung brachte.

Im Jahre 1769 wies Pallas nach, daß der Elephant, das Rhinoceros und das Flußpferd einst in den nördlichsten Erdgegenden gehaust haben müßten, denn im kältesten Sibirien entdeckte man ein gigantisches Rhinoceros, dessen Haut und Fleisch sich in der gefrorenen Erde vollkommen erhalten hatte, und im Jahre 1806 fand man im Eismeer ein wohlerhaltenes Mammuth, dessen Hauer 12 Fuß lang und zusammen 560 Pfund schwer waren. Buffon hatte auf die ersten Entdeckungen dieser Art sein System von der „allmäligen Erkältung der Polargegenden" gebaut, und Pallas hatte angenommen, daß ein Losbruch der südöstlichen Gewässer die Thiere Indiens in den Norden geschwemmt habe. Allein Cuvier bewies, daß die Erkältung der Polargegenden eine plötzliche gewesen sein, und daß derselbe Moment, der das Rhinoceros getödtet, auch die Polargegenden zu Eis gemacht haben müsse, weil sonst die Fäulniß das Thier zersetzt haben würde; ferner zeigte er, daß jene Thierleichen nicht aus Indien gekommen sein können, weil sie nicht nur von den indischen, sondern überhaupt von allen heut lebenden Thierracen wesentlich verschieden seien.

Bereits am 1. Pluviose des Jahres IV. der Republik las der junge Cuvier öffentlich ein Memoire vor über die fossilen Elephanten, verglichen mit den jetzt lebenden. Wenn man sich fragt, sagte er, warum man so viel Ueberreste von unbekannten Thierracen findet und nie von einer Race, die den bekannten gleicht, so wird man einsehen, wie wahrscheinlich es ist, daß es vor dieser Schöpfung eine andere gegeben hat, deren Creaturen durch eine große Erdumwälzung ausgerottet wurden. — Somit war der Gedanke einer verloren gegangenen Schöpfung ausgesprochen und der Schleier gelüftet von so viel räthselhaften Erscheinungen. Aber um diesen Gedanken in ein positives Resultat zu verwandeln, mußten erst alle Fossilien aus allen Theilen der Erde gesammelt, studirt, und mit den heutigen Thiergeschlechtern verglichen werden. Und um sich

einen Begriff von der Schwierigkeit dieser neuen Methode zu machen, muß man bedenken, daß jene Ueberreste meist einzeln, verstümmelt und zerbrochen gefunden werden; oft sind die Knochen von verschiedenen Species durcheinandergeworfen. Denn die Natur, welche diese Zeugen einer verlorenen Welt erhalten hat, dachte nicht an die künftigen Forscher auf der jetzigen Erdschichte nnd nahm sich nicht die Mühe, es ihnen bequem zu machen Man denke sich nun diesen babylonischen Haufen von Thierfragmenten; wie Cuviers Meisterhand jedes Gebein und Gebeinbruchstück dahin fügt, wo es ursprünglich hingehört hat; wie er alle diese, seit Jahrtausenden vernichteten Creaturengeschlechter, neu zusammensetzt und nach ihren Formen, Merkmalen und Attributen ordnet, dann wird man das nicht mehr eine einfache anatomische Operation, sondern eine Art von Auferstehung nennen, die auf den Ruf des Genies und der Wissenschaft erfolgt.

Cuvier richtete sein Studium vorzugsweise auf die Fossilien vierfüßiger Thiere, weil sie, obgleich schwieriger zu ordnen, mehr Gelegenheit zur Vergleichung boten, als Fische und Muschelthiere. Zur Charakteristik der scharfsinnigen Methode, mit der er bei diesem Studium zu Werke ging, mögen folgende Worte aus einer seiner Vorlesungen dienen: Jede Thierspecies muß aus dem kleinsten Bruchtheil eines Thierglieds erkannt werden können . . . denn jedes organische Wesen bildet ein Ganzes, dessen einzelne Theile sich bis ins kleinste Detail gegenseitig entsprechen und bedingen. — Sind die Eingeweide eines Thieres so organisirt, daß es nur Fleisch, und zwar rohes Fleisch von getödteten Creaturen verdauen kann, so müssen auch die Kinnladen zum Zerreißen, die Zähne zum Zerschneiden, die Krallen oder Klauen zum Eingreifen, die Bewegungsorgane zum Ereilen und die Sinneswerkzeuge zum Erspähen der Beute gebildet sein. Selbst im Gehirn muß das Organ für den Instinct des Lauerns und Schlingenlegens sich vorfinden. Dies werden die allgemeinen Bedingungen des fleischfressenden Thierreiches sein: jedes einzelne Thier dieses Reiches muß sie nothwendig alle besitzen, sonst hätte seine Gattung nicht bestehen können, aber außer den allgemeinen Bedingungen gibt es noch besondere und relative, die sich wieder nach der Größe, Species, und dem Wohnort der Beute richten, die dem Thier bestimmt ist...

so findet sich daher in jeder Extremität eines Thieres die Classe, die Ordnung, das Genus, die Species ausgedrückt.

Dreißig Jahre lang durchforschte Cuvier mit den Waffen dieser Methode die Eingeweide der Erde. Er ordnete und classificirte die Ueberreste von mehr als 150 Säugethiergeschlechtern, von denen über 90 heute nicht mehr existirenden Species angehören, von denen 11 oder 12 den bekannten Species gleichen und die übrigen nur entfernte Aehnlichkeit mit der heutigen Thierwelt haben.

Durch die Fossilien kam Cuvier auf seine Theorie der Erde. Der Erdball konnte nicht immer dieselbe Hülle gehabt haben, es mußte in seiner Bildungsgeschichte eine Reihe verschiedener Epochen geben: alle die fossilen Thiergeschlechter mußten ja auf der Oberfläche der Erde gelebt haben, und jetzt sind sie wie von Abgrundstiefen verschlungen. Cuvier prüfte nun die verschiedenen Erdschichten, gleichsam die Blätter der Erdgeschichte lesend. Auf der untersten oder ersten ursprünglichen Schichte fand er kein animalisches oder vegetabiles Leben, sondern Granit und Marmor. Auf der zweiten sah er Zoophyten, Mollusken, riesige Pflanzen und endlich gigantische Kriechthiere, Eidechsenarten von Wallfischgröße; auf der dritten erscheinen die Palaeotheriums; auf der vierten lagern die Ueberreste von Säugethieren; auf der fünften erscheint wieder eine neue und verschollene Thiergattung: die Mammuths. Erst in der sechsten oberflächlichsten Schichte findet man zum ersten Mal die Fossilien von bekannten Thiergattungen und menschliche Gebeine. Der Mensch ist also die letzte lebende Creatur, welche die Natur geschaffen hat, das Product der jüngsten Erdepochen. Nach jeder früheren Epoche überflutete das Weltmeer die ganze Erdoberfläche und ließ seine Spuren auf ihr zurück; nach der dritten Sündflut erst erschien der Mensch im Gefolge der jetzt lebenden Thierwelt. Nach Cuvier's Berechnung ist diese letzte Revolution vor 5 bis 6000 Jahren vorgefallen. Unter den sechs mosaischen Schöpfungstagen hätte man sich demnach nur eben so viele Schöpfungs-Epochen zu denken, um die Zeitrechnung der Chinesen, die Bibel und die moderne Wissenschaft mit einander in Einklang zu bringen.

Man kann vielleicht annehmen, daß dem Naturforscher, der in solche Betrachtungen vertieft war, die politischen Revolutionen einer Menschenspecies, z. B. der Franzosen, nur als kleinliche und darum

desto lästigere Störungen vorkamen. Indessen ward sein Sinn für Ruhe und Ordnung bald mit der Julyrevolution ausgesöhnt durch die friedliche Wendung, die sie nahm; die neue Regierung behandelte ihn mit demselben Wohlwollen, wie die frühere, und eine königliche Ordonnanz erhob ihn im Jahre 1831 zum Pair von Frankreich.

Am 8. Mai 1832 eröffnete er, zum dritten Male seit 30 Jahren, nach einer langen Unterbrechung, am Collège de France vor einem zahllosen Publicum seine Vorlesungen über Geschichte der Naturwissenschaften, und nach einem kurzen Rückblick auf die zurückgelegte Laufbahn sprach er den Wunsch aus, daß die Vorsehung ihm gestatten möge, das angefangene Werk zu vollenden. Aber am Schluß dieser ersten Vorlesung wurde er, wahrscheinlich in Folge übergroßer Anstrengungen in letzter Zeit, von einem Schlagfluß gerührt, der binnen acht Tagen seinem glorreichen Leben ein Ende machte. Der Anfall gehörte zu den seltensten, denn er lähmte blos jene Nerven in denen die Willenskraft liegt, und verschonte die Nerven der Wahrnehmungs- und Sinnesorgane. Er sah dem Tode mit heiterem Muth entgegen und war bis zum letzten Augenblick allen intimern Freunden zugänglich. Vier Stunden vor seinem Erlöschen ließ er sich in sein Arbeitszimmer tragen. Da besuchte ihn noch der Kanzler Pasquier. Zu diesem sagte er: Ich hatte noch so Viel zu thun! Drei wichtige Werke herauszugeben — die Materialien sind bereit. Alles hab ich im Kopf fertig, ich hätte nur aufzuschreiben brauchen. — Pasquier erwähnte, wie ganz Paris voll Theilnahme sich um ihn erkundige. — Ich glaub's gern, versetzte er; ich arbeite auch schon lange daran, mich dieser Theilnahme würdig zu machen.

Er starb am Abend desselben Tages, den 13. Mai 1832. Bewunderungswürdig war die Geistesgegenwart, mit der er sein eigenes Sterben, wißbegierig bis zum letzten Athemzuge, beobachtete. So bemerkte er eine Stunde vor seinem Ende mit Lächeln, seine Träume fingen schon an, bizarr und confus zu werden, und bald darauf wandte er sich zu seinem Bruder und sagte mit einem ausdrucksvollen Blick: „Jetzt kommt es ins Gehirn", und in der That war es ein Paar Minuten später überstanden. Es war der Tod eines Weisen.

Cuvier hatte aber auch wie ein Weiser gelebt und um einer solchen Masse riesenhafter Arbeiten zu genügen, seine Zeit mit bewunderungswürdiger Oekonomie eingetheilt. Er verlor keine Minute, er las beim Frühstück und im Wagen; seine Arbeitszimmer, seine Bücher und Instrumente waren geordnet, wie die Systeme in seinem Kopfe; und in Allem was er that, herrschte eine so minutiöse Regelmäßigkeit, daß er noch Zeit genug ersparte, um neben den großen Pflichten seines Berufs und seiner politischen Aemter auch den kleinen Pflichten der Gesellschaft nachzukommen, um jede Bittschrift zu lesen, die an ihn gerichtet wurde, jedes Manuscript zu entziffern, welches jüngere Talente, die er stets ermunterte, ihm vorzulegen pflegten, und endlich, um einen Tag wie den andern seine neun Stunden zu schlafen. Darin war er ganz verschieden von Alexander v. Humboldt, der seit einem Menschenalter täglich nur vier Stunden schläft, also um eben so viel Stunden mehr lebt, als die andern Sterblichen und sich dabei recht wohl befindet, so daß er einmal im Scherz behauptet haben soll: er hoffe, man werde es, mit Hülfe der fortschreitenden Wissenschaften, noch dahin bringen, daß Leute, die zu thun haben, gar nicht mehr würden zu schlafen brauchen.

Die letzte Stunde seines Tages von 11–12 Uhr Abends, verbrachte er gewöhnlich bei Madame Cuvier, wo er sich ein Stück ernster oder leichter, antiker oder moderner Literatur vorlesen ließ. Cuvier hatte sich in seinem 34. Lebensjahre mit Madame Duvaucel verheiratet, der Wittwe eines jener Generalpächter, denen der Wohlfahrtsausschuß erst das Vermögen und dann den Kopf zu nehmen liebte. Diese ausgezeichnete, vom Unglück geprüfte Dame hatte ihm keine Schätze, aber eine Liebe, die an Anbetung grenzte, und vier Kinder von ihrem ersten Manne mitgebracht, die ihn für sein herbes Unglück als Vater trösteten; denn seine leiblichen vier Kinder verlor Cuvier eines nach dem andern. Das letzte, ein reizendes Mädchen von 22 Jahren, welches er außerordentlich liebte, starb plötzlich einen Tag vor ihrer Verlobung. Diesen Schlag hat Cuvier nie verschmerzen können.

In seiner Jugend mager und schwächlich, war Cuvier mit den Jahren voll und stark geworden. Sein Gesicht mit der großen Adlernase, den sanften blauen Augen und dem dichten Blond-

haar drückte Adel und Würde aus. In seinen letzten Jahren war er sehr beleibt und hatte einen etwas ungraciösen Gang, wozu noch seine Kurzsichtigkeit kam. Die Phrenologen wird es interessiren, zu erfahren, daß man bei der Section von dem Umfange seines Gehirns und der Tiefe seiner Furchen überrascht wurde. Es wog etwas über zwei Pfund und zehn Unzen, also ein Drittel mehr als die gewöhnlichen Gehirne.

Bezeichnend ist es auch für Cuvier, daß er nicht viel auf die äußere Eleganz und den Glanz des Styls in seinen Schriften gab. Darin hatte er wenig mit Büffon gemein; trotzdem imponirt und gefällt seine Schreibart durch ihre Klarheit und Energie. Auf dem Katheder war er gewöhnlich zu Anfang etwas langsam und schwerfällig, bis er ins Feuer kam und durch den Schwung seiner Ideen Alles und sich selbst mit fortriß.

Die französischen Kammern votirten seiner Wittwe eine Pension von 6000 Franken; seine Bücher und Sammlungen wurden vom Staat angekauft.

Ein Besuch bei Grillparzer.

Von einem Norddeutschen.

In meinem vierzehnten Jahre ungefähr sah ich die Ahnfrau von Grillparzer zum ersten Male, und zwar auf der kleinen Bühne meiner Heimath, einer kleinen Provinzialstadt Norddeutschlands. Die Ahnfrau sprach ihre wenigen Worte sehr geisterhaft und hohl, als kämen sie aus einer unterirdischen Theaterschule; Bertha flötete wie eine sterbende Nachtigall und Jaromir brüllte wie ein sentimentaler Tiger. Mir war, als öffneten sich alle Gräber, als würden alle Schrecken dieser und jener Welt losgelassen und als begönne das jüngste Gericht. Alles Applaudiren und Beifall rufen des Publicums, wie wohl es an meine geschreckten Sinne wie der Posaunenruf des letzten Tages schlug, war mir zu wenig, denn das Stück gefiel mir außerordentlich. Ich hatte während der Aufführung so aufmerksam zugehorcht, daß ich ganze Tyraden auswendig wußte und mir sie beim Nachhausegehen mit wilden Gesten recitirte. Als ich an unsere Hausthüre pochte und meine Schwester von innen fragte, wer draußen sei, antwortete ich mit wilder Stimme: Ich bin der Räuber Jaromir! Aber Jahre vergingen, und der Eindruck, den die „Ahnfrau" auf mein sehr jugendliches Herz gemacht, wurde immer mehr und mehr verwischt, und als ich dasselbe Trauerspiel nach ungefähr acht Jahren zum zweiten Male, und zwar besser dargestellt als einst, wiedersah, war ich um eine Illusion ärmer, und ich mußte mir sagen, daß das Stück, das mich in früher Jugend entzückt, einen nichts weniger als reinen ästhetischen Eindruck hervorbringe, daß es zwar von einem ausgezeichneten Dichtertalente Zeugniß gebe, aber bizarr sei und geschmacklos.

Trotzdem aber blieb mir der Name Grillparzer als Jugenderinnerung ein sehr lieber Name, und so oft ich ihn in einem literarischen Buche genannt sah, verschlang ich das von ihm Gesagte mit innigstem Interesse. Aber leider sprach man fast immer nur von seiner „Ahnfrau," und ich gestehe es zu meiner Schande, vielleicht auch zur kleinen Beschämung Norddeutschlands, daß ich dieses Trauerspiel für Grillparzers einziges Werk hielt, oder wenigstens für sein bedeutendstes, da man wohl hie und da noch manchen Titel eines Grillparzerschen Dramas nannte, aber nie dabei mit Anerkennung verweilte. Meine Reise nach Wien und mein zehnmonatlicher Aufenthalt in dieser verführerischen Stadt belehrten mich eines anderen und besseren, und zwar fing meine Belehrung gleich mit dem ersten Abende, den ich daselbst zubrachte, an. Ich wollte nicht gleich nach meiner Ankunft Visiten machen und sah mich nach dem Theaterzettel um. Man gab im Burgtheater „Sappho" Trauerspiel von Grillparzer. Mit welcher Freude ich dahin eilte, brauche ich wohl nicht erst zu schildern: ich sollte ja die weitere Bekanntschaft des Dichters meiner Jugend machen! Man spielte sehr mittelmäßig. Doch war ich beim Nachhausegehen aus dem Burgtheater in innerster Seele erfreut; ich hatte ein poesievolles, würde- und anmuthreiches Drama gesehen, welches griechische Plastik und deutsche Tiefe und Romantik auf die schönste Weise vereinigte. — Niemals hätte ich geglaubt, daß der Verfasser der schauerlichen, nächtigen „Ahnfrau" Vater einer solchen Dichtung werden könne. Das glaubt man in Norddeutschland auch nicht, wo man immer nur vom ersten Jugendwerke Grillparzers spricht, und giebt sich nicht einmal Mühe sich diese Ueberzeugung zu verschaffen. Aber man ist gestraft dafür, denn man bleibt um einen großen Dichter ärmer, und läßt die „materiellen" Wiener, auf die man so stolz herabsieht, in seinem alleinigen Besitze. Die Aufführung der „Sappho" fand an einem Freitage Statt; den Sonnabend darauf führte mich ein Freund in die Abendgesellschaft der Concordia, die aus Dichtern, Schauspielern, Mahlern und Musikern besteht, welche sich mit Ausstellung, Aufführung und Vorlesung ihrer neuesten Schöpfungen unterhalten. Das zweite Gedicht das vom Schauspieler Marr vorgelesen wurde, war: „Euripides an die Berliner," eine Epistel in Versen von Grillparzer. Es geißelte die Classicitätsmanie, die

damals in Berlin Mode ward, auf die geistreichste, zugleich poetischste Weise und wurde von der Concordia mit rauschendem Beifall aufgenommen. Wieder eine Belehrung und Beschämung mehr für mich. Als ich mich offenherzig darüber äußerte und zu einigen Schriftstellern meine Verwunderung aussprach, daß ein solcher Dichter bei uns im Norden so wenig bekannt sei, zuckte man lächelnd die Achseln und sagte ganz gutmüthig: Ja, sie sein halt so im Ausland! Ich fühlte in diesem Augenblicke, wie gerechtfertigt der Ausdruck „Ausland" sei, den die Oesterreicher immer gebrauchen, so oft sie vom übrigen Deutschland sprechen. Der sarkastischste der gutmüthigen Wiener fügte mir noch mit einer spöttischen Bewegung, die auf mich gemünzt war, hinzu: Hm, er macht sich nichts draus, der Grillparzer; der ist zufrieden, wenn er nur seinen Oesterreichern gefällt, und das thut er, weiß Gott. Es ist aber traurig, wenn ein solcher Dichter dahin gebracht wird, das große weite Vaterland und die Brüder jenseits der Gränze zu vergessen und sich auf eine Provinz zu beschränken, da er doch geboren ist, allüberall mit seinem geistigen Scepter zu herrschen.

Tages darauf, Sonntag Mittags, um die Stunde da die schöne Welt von Wien im bunten Putze auf den Basteien hin- und herwogt, und griechische, wallachische, ungarische, italienische Gesichter mit freundlichen wienerischen unaufhörlich wechseln, drängte auch ich mich an der Seite meines Freundes der Burg entgegen. Plötzlich zupfte mich mein Begleiter am Aermel: Haben sie den Mann gesehen, der eben an uns vorüberging? — Welcher? — Den dort im großen, dunkelgrünen Ueberrock! — Nur mit Mühe konnte ich ihn im Gedränge mit meinen Blicken erhaschen. Es war Grillparzer, der allein, einsam in dieser bunten Welt, mit gesenktem Haupte dahinging. Es kam mir wie ein geheimnißvoller Fingerzeig vor, daß mir dieser Mann, während meines kaum acht und vierzigstündigen Aufenthalts, schon dreimal begegnete: als Dichter und Spender der „köstlichen Frucht," wie Börne seine Sappho nennt, als poetischer Satyrist und verehrter Meister eines ausgewählten Kreises von Jüngern und endlich als einsamer Wandler mitten in einer freudvollen glänzenden Welt. Alles dieses machte mir den Eindruck, als wäre Grillparzer Wiens poetischer genius loci, und wollte ich diese Stadt kennen lernen, sagte ich mir, so mußte ich auch

diesen ihren poetischen Genius in aller seiner Schönheit in mich aufnehmen. — Von drei Tagen zu drei Tagen sah mich nun Herr Wallishauser in seine Buchhandlung auf dem hohen Markte treten, um nach und nach ein Trauerspiel Grillparzers nach dem andern zu holen, bis ich auch an sein Lustspiel: Weh dem der lügt kam. Ich fühlte mich während dieser Zeit so glücklich, so freudig aufgeregt, wie immer, wenn man eine schöne Entdeckung macht, zumal wenn diese Entdeckung eine schöne, tiefe Menschenseele ist. Eine neue, wunderbare Welt von Gestalten that sich mir auf; in meinen Träumen sah ich grandiose, tieftragische Scenen, wie jene, da Ottokar von Böhmen flüchtig heimkehrt und als Bettler auf der Schwelle seines Schloßes verhüllten Hauptes sitzt und seine Königin mit ihrem Buhlen herauskommt, ihn zu verhöhnen; oder mildwehmüthige, wie jene aus der kindlich-tragischen Idylle Des Meeres und der Liebe Wellen ꝛc. oder schauerlich geheimnißvolle, wie sie sich in seinem Phryros und seiner Medea" drängen; und mit freudiger Anerkennung wandte ich die Worte, die er einer seiner Personen in den Mund legt, auf ihn an:

Erhab'ne, heilge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geist zu denken
Und Kraft zu bilden was ich mir gedacht.

Leider konnte ich die Fortsetzung dieses Gedichtes nicht mehr als eine Wahrheit für ihn gelten lassen:

Ihr habt ausgesät in weit entfernte Lande
Des Dichters Ruhm — — —
Es tönt mein goldnes Lied von fremden Zungen.

Die Freunde, welche sahen, mit welcher Lust ich mich in meinem neu gewonnenen Dichter versenkte, brachten mir noch manches Zerstreute, das in der Buchhandlung nicht zu haben war, wie das herrliche politische Gedicht Campo Vaccino, das Zacharias Werner, die alte Betschwester, verketzerte und bei der Polizei denuncirte, oder den elegischen Abschied von Gastein und viele andere kleine

Gedichte, mit denen Grillparzer hie und da eine Zeitschrift oder einen Almanach bedenkt.

Natürlich mußte bald der Wunsch in mir rege werden, Grillparzer persönlich kennen zu lernen. — Es giebt Dichter und Schriftsteller, vor deren persönlicher Bekanntschaft ich mich hüte, weil mir ein gewisser Instinct sagt, sie werde mich einer schönen Illusion berauben und mir die Freude an allen ihren Werken nehmen, die ich nachher kennen lerne. Nicht so bei Grillparzer; bei ihm wie bei Nicolaus Lenau hatte ich voraus die feste Ueberzeugung, daß ihre Person ihre Dichtung nicht Lügen strafe. Zwar kann man Grillparzer nicht wie die meisten Wiener Schriftsteller an öffentlichen Orten, wie z. B. in dem bekannten Neunerschen Kaffeehause sehen, aber es ist nicht schwer sich bei ihm einführen zu lassen. Ein Freund von mir, der auch ihm persönlich befreundet war, trug mir seine Dienste an, und wir bestimmten einen Tag. Er kam heran, und wir waren schon auf dem Wege; aber ich gestehe, mein Herz pochte. Es erschien mir wie eine Anmaßung, gelinde gesagt, daß ich mich an einen solchen Dichter drängte. Was konnte ich dem Herzen voll Tiefen, dem Geiste mit weithin sehenden Blicken bieten? ich der junge, erfahrungsarme Mensch, dessen Kinn wie dessen Geist erst seine Männlichkeit zu zeigen anfing. Aber mein Freund tröstete mich mit der Liebenswürdigkeit des Dichters und mit seiner Aufmunterungs- und Anerkennungslust dem jungen Geschlechte gegenüber. Wir gingen über den Minoritenplatz in das Gebäude des Hofarchivs, dessen Director Grillparzer ist, und wo er einen großen Theil des Tages zubringt. Auf einer großen Tafel über einer Thüre stand in großen Lettern: Archivdirector Franz v. Grillparzer. So viel ich weiß, ist der Dichter ein Mann aus dem Volke und nicht aus einem adeligen Hause und dankt dieses „von" wahrscheinlich blos der Wiener Höflichkeit, die alle Welt adelt und das unabligirte „von" machmal auch in den Kanzleistyl einfließen läßt. Grillparzer arbeitet in einer kleinen düstern Stube. Als wir eintraten, legte er sogleich die Feder hin und kam uns mit der größten Freundlichkeit entgegen, die meine Schüchternheit schnell verschwinden machte. Bald war ein Gespräch angeknüpft, und wir sprachen über hunderterlei reinmenschliche, nicht literarische Dinge; ein Umstand, der mir um so mehr gefiel, als ich gewöhnt war mit un-

fern belletristischen Berühmtheiten meist literarische Scandale, Theaterdirectionen und wenn es hoch kam Redactionen zu behandeln. Ja eine unserer größten norddeutschen Celebritäten fing, als ich sie einst besuchte sogleich bei meinem Eintritte über Buchhändler, ihre Honorare und die Fonds über die sie zu verfügen haben, zu sprechen an. Ich sah bald, daß ich hier mit einen Dichter sprach, der trotz seiner langen Laufbahn nicht zum literarischen Kaufmann oder gar Handwerker herabgesunken war. Ja, erstaunet, ihr Dramatiker des Nordens, selbst von der Tantième, die damals funkelnagelneu war, und euch und hundert Zeitungen in tiefster Seele beschäftigte, selbst von der Tantième, sprach der dramatische Dichter Grillparzer nicht. Erst auf einem langen Umwege und auf Veranlassung eines journalistischen Vorfalles, der damals in Wien viel von sich reden machte und einen Freund des Dichters betraf, kamen wir auf das literarische Feld. Grillparzer sprach mit tiefster Entrüstung von der Herabwürdigung der öffentlichen Organe durch ihre Träger, und daß man in der Gesellschaft der Geister Bursche dulden müße, die man aus jeder andern honetten Gesellschaft werfen würde. Das wird wohl Manchen etwas aristokratisch erscheinen, aber, ich glaube, auch der größte literarische Republikaner muß von Zeit zu Zeit auf solche Gedanken kommen, wenn er sieht, wie von gewissen Leuten mit dem Geschmacke, mit dem gesunden Sinne des Publicums gewirthschaftet wird, zumal in Wien, wo diesen Verderbern und „literarischen Köchinnen" wie sie Grillparzer nannte, der obwaltenden Umstände wegen, nicht einmal der Krieg gemacht werden kann.

Auf meine Frage ob das Trauerspiel „Hanibal," von welchem ich im Witthauerschen Album für die Pesther Ueberschwemmten ein herrliches Bruchstück, eine Unterredung des Carthagers mit Scipio gelesen, vollendet sei, antwortete er mit der aufrichtigsten Naivität, daß von dem ganzen Stücke keine Sylbe mehr geschrieben sei, als dieses Fragment enthalte. Ja, ich glaube sogar: er gestand mir. es sei eigens geschrieben worden, um auch etwas zu dem wohlthätigen Unternehmen beisteuern zu können. Er klagte über Kränklichkeit, die ihm nicht erlaube an ein größeres Werk zu gehen, und mit Rührung las ich in seinen Zügen die Wahrheit seiner Klage. Doch aber, setzte er mit Heiterkeit hinzu, hoffe er, es werde schon noch die „gute Stunde", vielleicht auch die „gute Zeit" kommen.

Schüchtern fragte ich nun noch, ob sich das Gerücht, daß er seine einzelnen Gedichte zu einer Gesammtausgabe sammle, bestätige? Er verneinte es lächelnd. Sie sind zu ruhig, sagte er, für unsere Zeit sie sind nicht „zeitgemäß", und nach Gedichten, die das nicht sind, hat man gegenwärtig kein Bedürfniß. Auch sind sie zu alt in der Form! Wie sehr irrt sich hier der Dichter. Sollte das „Zeitgemäße", oder besser gesagt, das „Jahrgemäße" oder oft „Wochengemäße" wirklich das Ewige besingen und überdauern? Ueberlärmen kann es, übertäuben, überschreien, aber dann verliert es den Athem und sinkt kraftlos und ruhmlos in sich zusammen. Uebrigens sind sein Campo Vaccino, seine Episteln 2c. zeitgemäß und Gedicht zugleich, und beides im schönsten und nicht im banalsten Sinne des Wortes. Und was die Form betrifft, so gilt bei Grillparzers Gedichten auch was Börne bei Gelegenheit seiner „Sappho" sagt:

„Soll ich noch sprechen von dem holden Zauber in allen Reden unseres Dichters? Von dieser bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit seiner Bilder, von der Tiefe und Wärme seiner Empfindungen? Dieser wundervolle paradiesische Garten: ist genug gepriesen wenn ich ihn dem Fruchtmarkt anderer neuer Dichter gegenüberstelle. Dort findet sich des Willkommenen gar viel für Küche und Magen, nur nicht für Herz und Phantasie. Zierliche Weltweise sind sie mit Lob zu nennen, welche Bücherschränke voll guten Verstandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer saftigen Frucht ein abgerissenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragee bestecken, aber Dichter sind sie nicht. Grillparzer ist ein Dichter."

So sprach ein Kritiker, der nicht nur jene Büchlein besprach, die ihm mit „hochachtungsvoller Widmung" zugeschickt wurden, der nicht auf die Stimme einer Clique, sondern auf den Ausspruch des eigenen poetischen Herzens, des eigenen leuchtenden liebenden Geistes horchte, der wenn er einen Dichter wie Grillparzer getadelt, gerne gestand, daß er von „Flecken an einer Sonne" gesprochen, und dann „geblendet den Blick senkte", um sich ferner nur „ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen." Solcher Kritiker aber, die gerne eine Sonne trotz ihrer Flecken anerkennen und sich an Licht und Wärme erfreuen, giebt es nur wenige heut zu Tage und

Grillparzer ist nicht wie einer von jenen dramatischen Dichtern, die vom baltischen bis zum adriatischen Meere, von der rußisch=polnischen bis zur belgisch=französischen Gränze jede Bühne mit Correspondenten, Herolden, Ausrufern und Marktschreiern besetzt haben. So kommt es, daß Herr Theodor Mundt in Berlin sich unterstehen darf, ihn in seiner cliquenhaften Geschichte der modernen Literatur mit drei Zeilen, und als bloßen Verfasser der Ahnfrau abzufertigen. Es ist das eben die „Komödie dee Neigungen," diese lächerliche, kleinliche Komödie.

Während sich Grillparzer mit meinem Freunde über Privatangelegenheiten unterhielt, hatte ich Zeit, ihn mit Muße zu betrachten und mir sein Bild lebendig einzuprägen. Sein Kopf ist groß und stark markirt und von dem von innen nach außen arbeitenden Meister Geist bis ins Kleinste ausgearbeitet. Sein faltenreiches Gesicht ist ein reiches Buch von Gedichten und inneren Geschichten. Sein großer Mund erinnerte mich an das Instrument, welches griechische Tragöden an die Lippen befestigten um ihrer Stimme größere Gewalt und ihren Reden tieferen Eindruck zu verschaffen. Os magna sonans! Aber sein mildblickendes schönes Auge, war mir wie die deutsche Romantik, welche die Classizität in seinen Gedichten warm durchweht und mildert. Sein Haar ist schon dicht mit Grau durchwoben und noch fehlt ihm der Lorbeer der deutschen Nation es zu bedecken. Seine Gestalt ist schmächtig und schwankend und für diesen mächtigen Kopf unverhältnißmäßig schwach.

Als wir gingen, lud mich der Dichter noch aufs freundlichste ein, ihn öfter zu besuchen; leider konnte das meiner baldigen Abreise wegen nicht geschehen. Doch ging ich ganz glücklich von ihm, so glücklich wie ein jugendliches Gemüth immer ist, wenn es sich in seinen schönsten Träumen nicht getäuscht sieht. Wir gingen in ein Weinhaus und tranken in einem guten Oesterreicher auf das Wohl unseres Dichters. Mein Freund erzählte mir noch vieles von ihm, das ich, wie sehr schön und charakteristisch auch alles, ist, doch als das Privatleben betreffend verschweigen will, um nicht in den Fehler unserer Notabilitätsjäger zu verfallen, die sich nicht entblöden, mit plumper Hand den heiligen Schleier zu zerreißen, der das Familienleben bedeutender Menschen verdeckt. So viel aber ist wohl erlaubt öffentlich mitzutheilen, daß Grillparzer, so wie die

meisten bedeutenden österreichischen Schriftsteller, Lenau, Bauernfeld, Ebert u. s. w. Junggeselle ist, daß er in einem befreundeten Hause ein von Kunst und Geist durchwehtes inniges Familienleben führt und daß Musik seine innige, vertraute Freundin ist, die ihm als einen Eingeweihten gerne ihre tiefsten Geheimnisse anvertraut.

Grillparzer hat schon seit Jahren ein Trauerspiel „Rudolph II." vollendet, aber es darf in Wien nicht aufgeführt werden, da hier wie in Berlin das großsinnige Censurgesetz besteht, das alle Anverwandten des regierenden Hauses von der Bühne verbannt, ein Gesetz, wodurch man die kleine Gesinnung der Königin Elisabeth zu beschämen sucht, die ihren Vater mit allen seinen Lastern vor allem Volke durch Meister Shakespeare poetische Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aus dieser Ursache läßt Grillparzer das Stück auch nicht im „Auslande" aufführen, da ihm das Lob Fremder nicht genügen würde, wo ihm das Lob seiner Landsleute fehlt. Ein merkwürdiger Patriotismus, der den oben angeführten Ausspruch des Wiener Dichters aus der Concordia zu bestätigen scheint. Dieses und so vieles andere, was ich seinem Gespräche entnommen oder von Andern gehört habe, beweist mir, daß jener Dualismus, der das Herz des modernen Oesterreichers spaltet, bei Grillparzer am deutlichsten hervortritt. Der moderne Oesterreicher kennt alle Schäden, Geschwüre und eingewurzelten Uebel seiner Heimat, aber er liebt sie trotz dieser Schäden, Geschwüre und Uebel, wie man eine Geliebte, eine Mutter, ein Kind trotz ihrer Fehler liebt. Es ist auch wirklich noch so viel Frische, Saft und Kraft und Poesie in diesem Oesterreich, daß, wenn man es nicht mit politisch tendenziösem Auge ansieht, es neben anderen vielgepriesenen Ländern wie eine frische Frucht neben einer im Backofen gedörrten, wie eine Blume auf dem Felde neben der Blume im Herbarium des Botanikers erscheint; und der Oesterreicher liebt die Schönheit dieser Frucht, und vertieft sich gern in ihre Schönheit, wiewohl er weiß, daß mancher Wurm unter ihrer schönen Schale sie benagt. Grillparzer ist der höchste und poetischste Ausdruck dieses Oesterreicherthums. Man glaube ja nicht, er kenne nur die schönen Seiten seines Vaterlandes; er kennt auch die schlechte, und verwünscht sie wie irgend eine Liberaler; aber als liebender Sohn scheut er sich, von den Fehlern seiner Mutter laut zu spre-

chen und will nicht weiter rücken von diesem Standpunkte des Gemüthes auf den höheren der geistigen Kritik. Er will nicht, sage ich; daß er es könnte, braucht man nicht lange zu beweisen, man braucht sich nur an eine Strophe seines Gedichtes an Wien zu erinnern:

Schön bist du, doch gefährlich auch,
Dem Schüler wie dem Meister;
Entnervend weht dein Sommerhauch,
Du Capua der Geister.

Aber die glänzende Lobrede des schönen Oesterreicher Landes, die er dem Ottokar von Hornek in den Mund gelegt, hat er gewiß lieber niedergeschrieben.

Daß sich in neuerer und neuester Zeit Viele über diesen Grillparzerischen Standpunkt hinausschwangen, darf nicht wundern; es war eben in der neueren und neuesten Zeit, und diese Vielen endlich sind weniger eigentliche Oesterreicher, als vielmehr entweder feurige Ungarn oder skeptische Böhmen. Der eigentliche Oesterreicher wird noch lange zu den Füßen seiner Großmutter kindlich und kindisch tändeln. Komisch sind nur die Nachbeter Grillparzer's, die ohne dieses poetische Gefühl, ohne diese Pietät für die Heimat und ihre Schwächen, jedes politische Aufstreben, jede Lust nach einer Reformation verachten, selbst an Jahren jung auf die weiterstrebende Jugend stolz herabsehen, und nichts als träge oder bornirt sind, eben so wie sie als Nachahmer Grillparzers ohne seine tiefe classische Bildung, ohne seine große Conception, ohne seine Romantik äußerlich glänzend, innerlich hohl und lächerlich sind. Unter ihnen steht Grillparzer wie ein gefesselter Held da, während sie selbst ärmlichen Arrestanten ähnlich sind, oder wie ein Sohn, der am Krankenlager seiner Mutter wacht, während sie nichts als besoldete, gedankenlose Wärter sind.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Physische Erziehung. — Censurcollegium. — Preßzustände. — Eisenbahnen. — Die Brücke am Schottenthor. — Der Schutzverein für entlassene Sträflinge.

Es scheint nun doch, als ob unsere Regierung, oder vielmehr die k. k. Hofstudiencommission, welche das gesammte Schulwesen der Monarchie leitet, in Betreff der physischen Erziehung eine durchgreifende Reform beabsichtige, denn durch einen Erlaß der Landesstelle ist dem Waisenhause befohlen worden, fortan entsprechende gymnastische Uebungen mit dem gewöhnlichen Schulunterrichte zu verbinden, damit die leibliche Wohlfahrt nicht Schaden leide über der ausschließlichen Sorge für die geistige Ausbildung. Auch hat die Musterhauptschule zu St. Anna nach der Pensionirung des gealterten Professors Mowek in der Person des Dr. Nesper, welcher unter dem Namen Dr. Falkner auch als Schriftsteller vielfach thätig ist[1], einen anderen Professor der physischen Erziehungskunde erhalten, dessen jugendliches Feuer der guten Sache, wenn ihm anders das Feld frei gegeben wird, gar sehr zu Statten kommen dürfte. Dr. Nesper lies't seine Collegia in der pädagogischen Abtheilung der genannten Anstalt, deren Besuch den sich heranbildenden Schullehrern zur Pflicht gemacht ist und nur, wenn das künftige Lehrerpersonal selbst mit der Turnkunst vertraut geworden, läßt sich eine umfassende Durchführung des Turnunterrichts in den Volksschulen auf eine nachhaltige Weise bewirken. Was uns indeß nicht gefallen mag, das ist die Anhängselstellung dieser Professur, denn während jeder ordentliche Lehrer an der genannten Musterhauptschule einen Gehalt von 600 Gulden bezieht, der sich in Folge des Repetitionsunterrichts mindestens verdoppelt, bezieht Dr. Nesper gleich seinem Vorgänger bloß eine jährliche Besoldung von 200 Gulden. Sehr wünschenswerth wäre es, die gymnastischen Spiele so schnell als

möglich in dem Blinden- und Taubstummeninstitut einzuführen; die Befähigung des Blinden für Leibesübungen ist außer allem Zweifel und die gymnastischen Künste, die in der Blindenanstalt zu Paris stattfinden, liefern den praktischen Beweis von der Möglichkeit, auch die lichtlosen Unglücklichen an einer Sache Theil nehmen zu lassen, welche bei der ängstlichen Langsamkeit ihrer sonstigen Lebensweise, welche nothwendig eine physische Erschlaffung herbeiführen muß, doppelt nützlich und dringend erscheint. Nicht minder förderlich ist das gymnastische Element für den Taubstummen, bei dem obenein die aus der Blindheit hergeleiteten Bedenklichkeiten gänzlich wegfallen, indem die geringe Anstrengung der Lunge bei Sprachlosen dieses wichtige Lebensorgan in der Regel sehr bald verkümmern läßt, so daß ein beschleunigter Athmungsproceß in Folge physischer Anstrengung höchst gesund erscheint und nicht wenig vortheilhaft auf das leibliche Wohlbefinden taubstummer Zöglinge einzuwirken im Stande wäre. Hat doch die Wahrnehmung der schädlichen Folgen der geringen Lungenthätigkeit schon die Lippensprache bei den Taubstummen in Aufnahme gebracht, womit wohl weniger ein Medium allgemeiner Mittheilung, als ein Ersatz für jene wohlthätige Wirkung geboten werden sollte, die die Sprachthätigkeit auf die Lunge des Menschen überhaupt ausübt.

Man beschäftigt sich hier seit längerer Zeit mit der Errichtung eines Censurcollegiums, das die Stelle des in Preußen geschaffenen Obercensurgerichtes vertreten soll und als dessen Präsidenten man den Hofrath Doctor Hurter bezeichnet, welcher das vollste Vertrauen des Staatskanzlers besitzt. Doch macht Doctor Hurter die Annahme der ihm zugedachten Präsidentenstelle von der Bedingniß abhängig, daß das zu errichtende Censurcollegium als die oberste Behörde in Preßangelegenheiten aufgestellt werde und in keinerlei Abhängigkeit von der Polizeihofstelle sei. Durch diese kategorische Bedingung ist die ganze Sache schwierig geworden, denn von Seiten des Polizeipräsidenten würde ohne Zweifel die Lostrennung des Censurwesens, womit er bis jetzt betraut war, als eine verletzende Handlung, als ein Beweis vor Unzufriedenheit betrachtet werden, deren sich die Regierung nicht schuldig machen will. Unsere Preßzustände haben eine so unglückliche Wendung genommen, daß man jede Neuerung willkommen heißen muß; mit Beginn des Jahres ist dem adeligen und kaufmännischen Casino, dem juridisch-politischen Leseverein und mehreren anderen Privatgesellschaften der Fortbezug einer bedeutenden Anzahl, unter deutscher Censur erscheinender Blätter untersagt worden, worunter der Herold, die Deutsche Allgemeine, die Bremer und Weserzeitung, ja sogar die Kölnische Zeitung und die — unschuldige Europa!

Die berüchtigten Angelegenheiten der ungarischen Centralbahn fangen an immer verwickelter zu werden und es zieht sich ein furcht-

bares Gewitter über den Häuptern der Directoren zusammen, dessen gerichtliche Entladung für Manchen höchst verderblich sein wird. Hauptmann Wurmb zumal geräth durch die über sein Benehmen veröffentlichten Thatsachen in eine gänzlich unhaltbare Stellung, die ihn, falls er sich nicht gänzlich reinigen kann, zwingen wird seiner Officierstelle zu entsagen. Die eidliche Aussage des Herrn Farkas in Pesth hat seinem Ruf den Todesstoß gegeben, denn er wird dadurch der Fälschung von Documenten angeklagt. Man ist unendlich gespannt auf den Ausgang der verwickelten Geschichte. — Eine kaiserliche Entschließung vom 18. Jänner hat das Schicksal der großen italienischen Eisenstraße von Venedig nach Mailand entschieden festgestellt. Auf dem Wege der Uebereinkunft wurde bestimmt, daß der Staat den Ausbau und den Betrieb derselben übernimmt, wozu ein unter der Generaldirection der Staatseisenbahnen stehendes Bauinspectorat für diese Linie gebildet wird, dem die technische Leitung obliegt, indeß der permanente Ausschuß das Geschäft der Controlle übt. Die Wünsche der Generalversammlungen sollen für die Staatsverwaltung nicht verbindlich sein, aber möglichste Berücksichtigung finden. Wichtig ist die Bestimmung, welche den einstweilen verfallenen Actien die Möglichkeit der Rehabilitirung zusichert, und die Zusage den Bau bis 1848 zu vollenden. Zuletzt bleibt es der Gesellschaft nach Verlust der zwei ersten Betriebsjahre freigestellt, von den Vortheilen der kaiserlichen Entschließung vom 22. December 1842 Gebrauch zu machen oder nicht, nämlich die Bahn selbst zu behalten oder an den Staat abzutreten, wobei das Anlagekapital den Actionären in 4 procentigen Staatsschuldverschreibungen vergütet würde. Die Zweigbahnen der Gloggnitzer Bahn strecken sich nach allen Seiten polypenartig ins Land, denn während die Vergnügungsbahn nach Laxenburg bereits im Laufe dieses Sommers dem Verkehr übergeben ward, steht für den kommenden Sommer die Eröffnung der Zweigbahn nach Raab bis Bruk an der Leitha zu erwarten, während schon im Herbst eine dritte Zweigbahn von Wiener Neustadt bis Oedenburg in Ungarn vollendet sein wird. Baron Sina sucht sich für die verlorenen Chancen einer Eisenstraße nach Triest, die der Staat sich vindicirte, durch ein Netz von Zweigbahnen zu entschädigen, das die südliche Umgebung der Hauptstadt auf einen Umkreis von 15 — 20 Meilen beherrschen wird und bei der Lebhaftigkeit des Verkehrs in diesem Landstrich mit der Metropole gewiß eine höchst rentable Unternehmung bilden dürfte.

Die vor einigen Jahren erbaute Brücke am renovirten Schottenthore ist in der That ein leuchtendes Denkmal österreichischer Architectur und verdient mit den kühnsten Bauwerken der alten Römer in Vergleich gestellt zu werden. Sie besitzt nämlich die lobenswerthe Eigenthümlichkeit, in jedem Jahre regelmäßig einigemal zusammen-

zubrechen, was natürlich ihrem Zwecke vollkommen angemessen ist, von Seite des unerfahrenen Publicums aber, das keine Ahnung hat von der eigentlichen Bedeutung dieses sinnigen Kunststückes, gänzlich mißverstanden wird, so daß sich jetzt die freilich ganz und gar lächerliche Meinung gebildet hat, als hätten die Herren Ingenieurs, welche den Bau führten, die Absicht gehabt, eine ordinäre fahrbare Brücke herzustellen, wie sie jeder gewöhnliche Polierer auf dem Lande zu bauen vermag, während es ihnen darum zu thun war, die Residenz mit einer Rarität zu zieren. Und in der That, die staunenswerthe Regelmäßigkeit, mit welcher besagter Brückenbau in bestimmten Zeiträumen zusammenknickt, streift an das Wunderbare und gibt der Vermuthung Raum, als stehe diese kunstreiche Vorrichtung mit einem Uhrwerk in Verbindung, welches den Zeitpunkt des Zusammenbrechens regulirt. Der Scharfsinn und Geschmack der Pontifications-Ingenieure ging aber noch weiter und wußte die überraschende Senkung des Dammes noch mit anderen Annehmlichkeiten auf eine recht sinnige Weise zu verschmelzen, wohin wir besonders gewisse erfrischende Wasserspiele zählen möchten, die sicher den Beifall aller Verständigen für sich haben. Mit der Senkung des Dammes brechen nämlich die durch denselben geführten gußeisernen Röhren der Wasserleitung geschickt entzwei, und das ihnen entströmende Trinkwasser hat der praktische Geist der Baumeister dazu benutzt, die herrlichsten Wasserkünste spielen zu lassen, welche einen prächtigen Anblick gewähren. Weniger offenkundig scheint uns die künstlerische Intention in Bezug auf die Gasluft, die aus den durch dieselbe Mechanik zertrümmerten Leitungsröhren der Gasbeleuchtungsanstalt entweichen. Um aber ohne Blume zu sprechen, so erwähne ich schließlich nur, daß die gänzliche Unbrauchbarkeit des Brückendammes dadurch verschuldet zu sein scheint, daß statt des erforderlichen und vielleicht auch in den Voranschlag gebrachten festen und trockenen Kieses der Schutt abgebrochener Häuser zur Anschotterung verwendet ward, der zwar bedeutend wohlfeiler kommt, aber den großen Nachtheil hat, in der Folge durch die eindringende Nässe zersetzt zu werden, was dann eine Senkung nothwendig mit sich bringt. Bei einer wohlfeilen Regierung fährt man zwar gut, allein über eine wohlfeile Brücke desto schlechter.

Der Schutzverein für entlassene Sträflinge hat endlich einen Schutzpatron gefunden; er, der die aus den Strafanstalten entlassenen Verbrecher in seine Obhut nimmt und einem besseren Lebenswandel zuzuführen strebt, er, der sich zum Patron der Reue und der Verstoßenen aufgeworfen, hätte beinahe selbst keinen Patron gefunden. Es ist seltsam, aber dennoch wahr; in anderen Ländern unterstützt und fördert man auf alle mögliche Weise derlei Tendenzen, die dem Staate seine Pflicht erleichtern und den oft durch unvollkommene Gesetze moralisch erkrankten Theil der Bevölkerung wieder gesund zu machen

trachten, während man bei uns schon Viel gethan zu haben glaubt, wenn man der Sache ihren freien Lauf läßt und sie nicht gleich von vornherein verbietet. Zuerst hieß es, man müsse erst abwarten, welchen Fortgang der genannte Verein nehme und ob er überhaupt zu einer gesicherten Existenz gelangen werde; nachdem dies geschehen und der Verein in wenig Monden fest begründet dastand, hieß es wieder, man müsse vorerst die Vereinsthätigkeit abwarten, ehe an die Annahme des Patronats von Seite eines Mitgliedes des Kaiserhauses zu denken sei und als endlich auch diese ziffermäßig belegt und amtlich bekräftigt vorlagen, geschah — wiederum Nichts. Indeß, allen übrigen hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten, jedes Spital, jede Kinderschule und Bewahrungsanstalt einen Prinzen oder eine Prinzessin an der Spitze hat, wurde just dieser edelsten Bestrebung des modernen Reformgeistes die Auszeichnung verweigert, die, man sage, was man wolle, dem glücklichen Gedeihen des Instituts in jedor Beziehung zu wünschen gewesen wäre. Nach langem Herumirren hat sich endlich der Erzbischof, Herr von Milde, bereit finden lassen, das Patronat des Vereins zu übernehmen, dem eine allzu grelle Einmischnng klerikaler und religiöser Elemente nicht eben sehr förderlich sein möchte, da es bei den meisten Verbrechern, die noch einer Besserung fähig sind, sich weniger um Irreligiösität, als um Erwerbsmonopol handelt. Der frömmste Mensch wird endlich stehlen und rauben, wenn die Noth ihn zwingt, während der Gottloseste sich keines Verbrechens schuldig macht, bloß weil das Schicksal ihm ein reichliches Auskommen beschеert hat.

II.

Aus Prag.

Literarisches. – Der Proceß der Wallensteinschen Familie. — Eine censirte Flugschrift.

So sehr jetzt im ganzen Böhmerlande ein reges Leben auf dem Felde der materiellen Interessen herrscht, kann man doch nicht sagen, daß das geistige Leben davon erdrückt werde, wenn auch mancherlei bekannte Hindernisse ein frischeres Entfalten desselben nicht eben sehr begünstigen. Mit Theilnahme hat man hier den in Jordans slawischen Jahrbüchern gestellten Plan von der Organisation eines regelmäßigen slavischen Buchhandels vernommen, der bei arger Zersplitterung, an welcher die literarische Bewegung im Slaventhum derzeit leidet, eine Concentrirung gerade höchst wünschenswerth erscheinen ließe. Ein schmerzliches Interesse muß die in Leipzig erschienene Schrift: „Ein Tag aus der böhmischen Geschichte" bei jedem Freunde seines

Vaterlandes erregen, denn sie führt uns in jene unglückseligste Periode der böhmischen Historie, wo die Nationalität den Todesstoß erhielt und der geistige Horizont des Landes für ewig verfinstert wurde. Die schmucklose Erzählung des wackern Rosacius von dem Todesgange der herrlichsten Männer des Volkes macht das Herz des Lesers krank vom Schmerz der heiligsten Wehmuth, während die von moderner Feder geschriebene Einleitung nicht geeignet sein dürfte, diese Stimmung zu erheitern und einen Balsam zu gießen in die Wunden eines patriotischen Herzens.

Der Proceß einiger Cavaliere, worunter der Fürst Windischrätz als Hauptbetheiligter, gegen den Fiscus in Betreff der Wallenstein'schen Erbschaft, ist bekanntlich nun doch zu Gunsten des Staates entschieden worden; und es war auch nicht anders zu erwarten denn zu welchen Weitläufigkeiten, zu welcher totalen Umwälzung des gesammten aristokratischen Besitzstandes in Böhmen hätte nicht eine Entscheidung zu Gunsten der Erben führen müssen! Die Entwickelungsgeschichte dieser Rechtsfrage ist höchst interessant und verdiente wirklich gründlich und unparteiisch dargestellt zu werden, als ein kostbarer Beitrag zur Geschichte der Hochverrathsprocesse und politischen Verbrechen. Im zweiten Decenium des laufenden Jahrhunderts wandten sich einige mit dem Geschlecht des Wallensteiners verschwägerte Adelige mit der Bitte an den damaligen Kaiser, auf Grund der neuesten Geschichtsforschungen, welche das Andenken des Herzogs von Friedland von der Schuld des Majestätsverbrechens frei sprechen, den Gemordeten durch eine großmüthige Erklärung von dem Brandmal zu reinigen, das die Tradition ihm aufgedrückt hatte. Der Kaiser faßte dieses Anliegen lediglich vom Standpunkte der Familienehre auf und bewilligte diese Genugthuung, als ein leicht zu gewährendes Gnadenmittel, wodurch jede bittere Erinnerung ausgelöscht würde, ohne der Gegenwart irgend etwas zu vergeben. Doch kaum war dieser Act geschehen, als die Verwandten mit den juristischen Consequenzen desselben hervortraten, und die Staatsregierung in keine geringe Verlegenheit setzten. Nach den vorausgegangenen Prämissen konnte die Regierung nicht anders, als die Proceßfähigkeit der Sache anerkennen, und so hat denn diese zu einer publicistischen Wichtigkeit erwachsene Rechtsfrage alle Instanzen durchgemacht, bis sie zuletzt im Sinne des Fiscus ihre Erledigung fand. Unter diesen Umständen mag es nicht ohne Interresse sein zu erfahren, daß soeben von dem mährisch-ständischen Bibliothekar Boczek in der Bücherei zu Pirnitz mehrere Briefschaften von der Hand des Friedländers entdeckt worden sind, welche die Person des merkwürdigen Mannes in einem neuen, aufschlußreichen Lichte erscheinen lassen.

Zuletzt noch ein Beitrag zur Charakteristik unserer inneren Zustände und der mannigfachen Gelüste, die sich im Verborgenen bewegen

und nur desto beachtenswerther sind, je seltener sie Gelegenheit finden unverhüllt und greifbar ans Licht zu treten. Vor Kurzem erschien mit dem Imprimatur des Censors in der erzbischöflichen Druckerei eine in deutscher und böhmischer Sprache abgefaßte Flugschrift, von wenigen Blättern, welche in den Schulen unentgeltlich vertheilt und sonst um 1 Kreuzer W. W. verkauft wurde. Sie war „Warnung an das Volk" betitelt und zog gegen die Juden zu Felde, die an allem Unheil und an jeder Noth der Zeit schuld sein sollten; ein finsterer Geist der Unduldsamkeit glotzte aus der Broschüre, die ganz und gar die Lehren des Communismus in vollendetster praktischer Anwendung zur Schau trug und als deren Verfasser der Kaplan Schneider genannt wird. Die aufmerksam gemachte Staatsbehörde hat auch sogleich der Abdruck der zweiten Auflage untersagt und dafür in ähnlichem Format und Druck ein anderes Schriftchen ausgeben lassen, dessen versöhnlicher Inhalt die verderbliche Wirkung der ersten Broschüre wieder aufheben sollte.

III.

Leichenbegängniß einer Tyroler Patriotin.

Aus Insbruck.

Als ich ihnen das letzte Mal aus unsern Bergen nach Leipzig schrieb und die Angelegenheiten des Tyrolerländchens von einer andern Seite zu beleuchten suchte, als dies von der Postzeitung und Abendzeitung in Augsburg in der Regel geschieht, die sich zwar am meisten mit uns beschäftigen, allein sich ausschließlich auf confessionelle Dinge beschränken, glaubte ich nicht, daß sich sobald wieder Gelegenheit finden würde etwas zu berichten, das geeignet wäre ein allgemeines Interesse zu erregen.

Auf glatter Schneebahn im leichten Schlitten unter gellendem Schellengeläute, flog ich den Weg längst dem Innfluß nach dem kleinen Bergstädtchen Hall hinab, das nur zwei Stunden von hier entfernt ist und wo an diesem Tage eine ernste patriotische Feier Statt finden sollte, welche viele Gäste aus der Hauptstadt dahin lockte. Unter heiterem, wechselvollem Gespräch erreichten wir das freundliche Städtchen, dessen Bewohnerzahl heute durch einen ganz ungewöhnlichen Zufluß von Landleuten aus der Umgebung nicht wenig vergrößert wurde; in allen Gassen, auf allen Plätzen bewegten sich die gedrängten Schaaren und bei der eigentlichen Beschaffenheit des Bodens, auf dem Hall steht und welcher dergestalt bergig und abschössig ist, daß man von einer Gasse zur andern nur mittelst steilen und schmalen Holztreppen mit abgetretenen Stufen gelangen kann, bot das bunte, geräuschvolle Leben, das sich an dem sonst so stillen Ort entfaltete ein höchst anziehendes und mittelalterlich originelles Gemälde dar.

Die Veranlassung dieses festlichen Zusammenströmens der Volksmassen im kalten Jänner gab das feierliche Leichenbegräbniß der in dem Alter von 83 Jahren verstorbenen Witwe des berühmten Schäbyezarmajors Speckbacher, welche lange Jahre hindurch in dem friedlichen Bergstädtchen wohnte und seit dem Tode ihres wackern Gatten, der im Jahre 1820 starb, eine Staatspension von 500 Gulden C. M. bezog. Die würdige Matrone hatte in der Zeit der Bedrängniß alle Gefahren der Insurgenten getheilt und stand gleich einer beherzten Spartanerin ihrem tapfern Mann zur Seite in Kampf und Noth. In dieser alten Frau verehrte das Volk, das trotz aller bitteren Täuschungen noch immer mit wehmüthiger Begeisterung an den Erinnerungen des ruhmvollen Nationalkampfes hängt, den Genius jener verklungenen Tage, die Velleda seiner schmerzlich erhobenen Vergangenheit! Man kann sich den Eindruck denken, den die Kunde von dem Hintritt der Matrone machte, deren Persönlichkeit mit dem Ruhm und dem Streben des Volkes so innig verwachsen ist, daß mit der Auflösung der einen auch die andern zu verschwinden scheinen. Das harmlose Volk in den Bergen liest keine Bücher und kennt die historischen Verherrlichungen nicht, womit die deutsche Presse es alljährlich in hübschen Schriften mit prächtigen Stahlstichen oder schmucken Holzschnitten beschenkt, es kennt seine Vergangenheit blos aus den Kopfnarben des alten Vaters der immer so kläglich wimmert, wenn der Eiswind über die Firmen streicht und die verharrschte Wunde zu schmerzen anfängt, aus dem grünen Grabeshügel, der die Leiche des durch eine bairische Flintenkugel getödteten Bruders deckt und aus den verkohlten, schwarzen Ruinen, die noch hie und da, selbst in dem lebendigen Schwatz, aus der Zeit der Mordbrennerei unter Wrede und Lefebre zu sehen sind. Der Tod der Frau Speckbacher ist für das historische Gedächtniß des Bergvolks derselbe Verlust, als der Untergang der verloren gegangenen Bücher der römischen Geschichte des Livius für den Gelehrten; die Verstorbene war für das Landvolk in Tyrol ein recht lebendig geschriebenes Kapitel aus der Geschichte des Jahres 1809 und Illustration dazu und nun kommt das Schicksal und reißt mit kalter Hand Kapitel und Illustration aus der historischen Landesbibel! Die Art, wie das Leichenbegängniß gefeiert ward, entsprach der Bedeutung der Verblichenen für das Land. Außer den langen Reihen der Bürger und Bauern, erblickte man auch Beamten und das Offizierskorps des dort garnisonirenden ungarischen Infanterieregiments Erzherzog Ferdinand Este und die Knaben des k. k. Erziehungshauses vom Tyroler Jägerregiment folgten als Inbegriff der militärischen Jugend, der muthigen Streiterin zum Grabe. Es war ein echtes Volksfest, eine ungeheuchelte Trauer, kein offizielles Gepränge geleitete die edle Patriotin zur letzten Ruhestätte. Möge ihr die Erde leichter sein, als ihr prüfungsvolles Dasein.

Die Hinterlassenen sind drei Töchter und ein Sohn, der sich den Studien gewidmet und sich bereits auch als Dichter in provinziellen Kreisen hervorgethan hat. Merkwürdig waren die Schicksale der Spekbacher'schen Familie nach der Unterdrückung des Aufstandes, als der Feind im Lande gebot und seine Häscher die Anführer aufsuchten. Speckbacher lag in Kuhmist eingesperrt, bis er Gelegenheit fand nach Steiermark zu entfliehen und nach Wien zu eilen. Der Kapuziner Hospioger, der noch jetzt in Wien lebt, war auf einen Kirchthurm im Glockenstuhl versteckt, und als das Dorf von feindlichen Soldaten wimmelte, rettete er sich gar in dem Bauch der Glocke selbst, wo er, an den Schwengel festgebunden, mehre Tage in augenscheinlicher Todesgefahr schwebte. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen eine Anecdote zu erzählen, die aus der Zeit herstammt, wo Nordtyrol unter baierischer Hohheit stand und der jetzige König Ludwig als Kronprinz in Insbruck seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Ich habe sie aus verläßlichem Mund und finde sie höchst characteristisch für die unverbrüchliche Treue und die feste Zuversicht des Tyroler Volkes in den Tagen der Unterjochung. Der Kronprinz, der es sich natürlich sehr angelegen sein ließ die Volksgunst zu gewinnen, nahm häufig an den Vergnügungen der Bürger Theil, namentlich fand er sich fleißig auf der städtischen Schießstätte ein, wo er mit den Bürgern um die Wette schoß und sich in traulichem Gespräch ergoß. Einst sagte er zu einem der anwesenden Bürger im scherzenden Ton, indem er auf die aber dem Schießhaus flatternden baierischen Fahnen zeigte: Nicht wahr, die baierischen Farben sind doch auch gut und nehmen sich dabei recht stattlich aus? Mir gefallen sie wohl auch, erwiederte der Angeredete der im Herzen gut österreichisch gesinnt war, aber nur in so fern, als das Blau mit der Zeit immer schwarz und das Weiß gelb zu werden pflegt.

IV.

Aus Cöln am Rhein.

Winterphysiognomie der Stadt. — Musikalische Kräfte. — Das niederrheinische Musikfest. — Das vlämische Sängerfest. — Die Theaterconcession. — Carnevalstreiben.

Die Erde ist verrückt in ihren Angeln, denn während die Franzosen in Afrika erfrieren, im Schneegestöber umkommen, Italiens Schönen zu den braciccini ihre Zuflucht nehmen müssen, und selbst Andalusiens feurige Töchter nicht ohne broserillos ausdauern können, weht bei uns milde Frühlingsluft. In unsern Gärten fängt schon Alles an, lenzeslustig zu keimen und zu treiben, und Schreiber dieses hat schon vor einigen Tagen rheinischen Kräuter-Nektar, sogenannten Maiwein, gebraut von frischen Kräutern, die im Freien gewachsen.

Sogar Maikäfer schwärmen, im Felde blüht der Raps, und der Rhein macht sich so batzig breit, wie wir es sonst an dem Titular-Freiherrn nur im Sommer und beim Eisgange gewohnt sind. In zwei Monaten hat er schon zweimal dem rheinabwärts gelegenen Stadttheile seinen eben nicht angenehmen Besuch abgestattet, und noch jetzt ist die ganze Rheinseite der Stadt überschwemmt. Wir haben noch gar keinen Winter gehabt, *) und wüßten eigentlich nicht, mit welcher Jahreszeit wir es für den Augenblick zu schaffen haben, wenn uns die sogenannten Wintergesellschaften, Concerte, Theater, der Carneval, und vor Allem die unter den geringeren Classen herrschende Noth nicht an den Winter erinnerten. — Für gewisse Classen, als da sind junge hoffnungsvolle Lieutenants, Auscultatoren und Referendäre, einzelne Handelsvolontäre und die Auserwählten unter den jüngeren Commis, ist die Wintersaison bis Carneval die Zeit der angestrengtesten Thätigkeit; denn was müssen da nicht Visiten gemacht, wie viel muß da getanzt, schön gethan, gegessen und getrunken werden, indem jede Woche einen oder zwei tanzende Thees bringt. Einen Adel, welcher, wie in anderen Städten, den Ton angäbe, hat Cöln nicht; es sind bei uns die Kaufleute und einige der ersten Beamten, welche die „Gesellschaft" machen. Daß sich die Geldaristokraten in äußerer gediegener Pracht, in Pomp und Glanz einander zu überbieten suchen, ist ganz natürlich. Der in diesen Zirkeln herrschende Ton ist aber ein recht angenehmer, ungezwungener; man fühlt die Luft französischer Etikette wehen, welche die in anderen Handels- und Fabrikstädten nicht seltenen, sich dummstolz blähenden Anmaßungen des steif gewordenen Geldsacks bei uns nicht aufkommen läßt, indem sich diese Symptome unserer materiellen Zeit nicht mit dem Grundcharakter des echten Rheinländers in Einklang bringen lassen. Bei uns fühlt der Mensch als Mensch, selbst dem Geldsack gegenüber, noch seinen Werth, und wird auch nach demselben — mag es zuweilen nur bloße Form sein — geschätzt. Unsere Matadore sind meist eingeborne Cölner deren herzlicher Charakter, deren aufrichtige Gemüthlichkeit sich nicht leicht ertödten läßt; wie hoch auch die Renten steigen, sie sind und bleiben Cölner, und die neuen Ansiedler suchen sich auch mit dem besten Erfolge in dies herkömmliche Wesen zu schicken. — Neben den Privatgesellschaften müssen wir Concerte und Theater als einer Stadt zweiten Ranges nothwendige Winter-Staffage anführen. Alle Virtuosen, wie sie auch nur Namen haben, mögen aber nur umwenden, winkt ihnen von ferne der Domkrahn entgegen, denn bei uns ist kein Heil zu holen. Nicht als wenn hier kein Sinn für Musik wäre; das lassen die Cölner nicht auf sich kommen. Wir haben einen städ-

*) Es wird sich das inzwischen wohl auch in Cöln, wie hier in Leipzig geändert haben. Anm. d. Correct.

tischen Kapellmeister, einen städtischen Singverein, eine Liedertafel und eine musikalische Gesellschaft, alle im schönsten Flor, und so auch einen königlichen Musikdirector mit einer Singakademie, einem Männergesangverein und einer philharmonischen Gesellschaft, welche sich des fröhlichsten Gedeihens erfreuen und in ihren öffentlichen Productionen sich der lebendigsten Theilnahme rühmen dürfen, wie denn die Vereine auch alle tüchtig in ihrer Art sind. Nur ist zu bedauern, daß unter den Priestern der Harmonie stets die größte Disharmonie herrscht, wodurch auf der einen Seite zwar eine anregende Concurrenz hervorgerufen wird, und die ist nie vom Argen, auf der anderen aber die Kräfte zu leicht zersplittert werden. Unter der Leitung des städtischen Kapellmeisters Dorn besteht hier auch eine rheinische Musikschule, welche vor der Hand nur sechs Zöglinge zählt, welche in Herrn Dorn und in dem Concertmeister Hartmann ganz ausgezeichnet tüchtige Lehrer haben. Unsere Musikfreunde denken schon an das Niederrheinische Musikfest, welches um Pfingsten in Aachen stattfindet, und zu dem, wie es heißt, schon Herr Musikdirector Mendelssohn-Bartholdy und Fräulein Jenny Lind gewonnen sind. Ein musikalischer Genuß anderer Art soll uns in einem der vlämischen Sängerfeste bevorstehen, welches auch zu Anfang Sommers in Cöln gefeiert werden soll. Zur Leitung dieses Festes will man ebenfalls Mendelssohn zu gewinnen suchen. Ob der große deutsch-vlämische Sängerverein, dessen Bildung von den Hauptstädten Flanderns angeregt und unter den Vlamingen mit Jubel aufgenommen worden ist, zu Stande kommt, ist eine andere Frage. In Cöln hat sich zur weiteren Förderung dieses Projects auf deutscher Seite der Männergesangverein an die Spitze gestellt. Es kommt darauf an, ob die Idee unter den rheinischen Städten Anklang findet.

Unser Theater ist nur mittelmäßig besucht, so daß die Direction in diesem Winter eben keine Seide spinnen kann. Um die Concession haben sich bis dahin eilf Directoren beworben — für Cöln die ominöse Zahl der Narren. Ueber die Ertheilung der Concession entscheidet ein aus neun Mitgliedern bestehendes Theater-Comité unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters oder eines Stellvertreters desselben. Die früher von dem Theater-Comite und dem zeitigen Director privatim festgestellten Bedingungen sind jetzt vom Oberpräsidium genehmigt, und muß sich derjenige welcher die Concession erlangen will, denselben nothwendig fügen. Auf Antrag des Oberbürgermeisters kann dem Director oder Unternehmer sofort, mit einer bestimmten Kündigungsfrist, die Concession entzogen werden, im Falle er den in den Bedingungen vorgeschriebenen Punkten nicht nachkommt. Ohne Erlaubniß des Oberpräsidiums und des Oberbürgermeisters kann der Unternehmer die Concession keinem andern übertragen.

In allen niederrheinischen Städten spukt die Carnevalslust, und

hier ist ein Narren-Treiben und Leben, wie wir es seit Jahren nicht mehr gesehen haben. Es bestehen Carnevals-Gesellschaften, jetzt drei, welche jede, in ihrer Weise, an der Verherrlichung des Festes arbeitet. In der Oeffentlichkeit wird die Narrenfeier in diesem Jahre ganz zuverlässig recht toll und bunt, da es an Stoff zu Witz, Scherz, Humor und Satyre durchaus nicht gebricht, und die Grundidee des Festspiels der großen Carnevals-Gesellschaft „Gründung einer Narren-Colonie an der Weinküste“ der tollen Narrenlaune ein zweites und leicht zu bebauendes Feld bietet. Nach verschiedenen Seiten hin speien die Gegner des Festes ihren Eifer und Geifer gegen dasselbe, weil sie darin eine Demoralisation des Volkes finden wollen. Die Reformation der socialen Verhältnisse welche sie wünschen, würde selbst, mit der Unterdrückung eines Festes, wie der Carneval immer um kein Haarbreit gefördert sein. Wahr ist's, die Noth ist im Allgemeinen sehr drückend in diesem Winter, doch werden gerade auch die Faschingsfeierlichkeiten den Armen manche Spenden, Vielen auch Erwerb zufließen laßen. Die große Carnevals-Gesellschaft hat schon dem Oberburgermeister-Amte tausend Thaler übermacht, um sie zur Beschaffung von Lebensmitteln zu verwenden. Die Wohlthätigkeit ist überhaupt in dem Maße thätig, als sich Elend und Noth kund geben und man kann es offen sagen, daß sich Cöln, wo es Gutes zu thun gilt, immer noch ausgezeichnet hat.

V.

Hekla und Krabla.

Von einem Lyriker.

Da tobt und lärmt der Hekla schon seit Wochen und Monaten, schickt grandiose Feuersäulen gen Himmel und Ströme von Flammen ins Meer, und entwickelt so unendliche und erhabene Romantik, als man es von einem urgermanischen Gemüthe nur erwarten kann, und keine Seele, nicht einmal die eines Zeitungsschreibers bedenkt ihn nur mit einem Worte der Anerkennung, nur mit einer Notiz tief unten im Winkel des großbogigen Journals. — Ist das nicht tragisch? und noch tragischer, wenn man bedenkt, was der Hekla einstens war, die Heimat romantischster Mährchen, die erhabene Leuchte kecker Norrlandsfahrer. Menzel, der einst blitzbewaffnete kann nicht rührender sein, wenn er noch jetzt wie einst, als tobender Alte in alle Welt hinausschreit und lamentirt, und sich keine Seele um ihn kümmert. Alles dieses weiß und fühlt der Nachbar des Hekla, der alte, ausgebrannte, ruhige, weise Krabla, und mitleidig die Achseln zuckend und sein schneeiges Haupt schüttelnd spricht er zum Hekla hingewandt:

Gieb dich zur Ruh bewegt Gemüth! — wie sehr du auch tobest und deine glühenden Steine gleich flammenden Liedern in alle

Welt hinausschleuderst und als echtes Genie dein glühendes Herzblut aus allen Adern strömen lässest, und die Nacht um dich erhellst, es kümmert sich keine Seele um dich, selbst nicht unsere lieben Anverwandten und Vettern, die gemüthlichen Feuerspeier in Deutschland. Achtzig Jahre hast du geschlummert; freilich eine kurze Frist im Leben eines Vulcans, aber eine historische Periode für kleine Menschen. Es hat sich viel geändert in dieser kurzen Zeit. Die Deutschen bilden sich jetzt ein, praktisch geworden zu sein, und machen ernste utilitarische Gesichter. Magst du noch so schön wüthen, es rührt sie nicht mehr, wenn sie nicht den Nutzen davon sehen. Du mußt ein Antiquitätencustos sein, wie der Vesuv, oder ein Cabinetsstück, das man einem nordischen Barbaren als Rarität zeigt, wie der Aetna, oder du mußt wie unser Bruder in Südamerika den Leuten gebratene Fische ins Maul werfen, dann wirst du Glück machen, und Gervinus wird dich loben. Den großen unberechenbaren Nutzen, den du ihnen als ewige Fontanelle der alten Erde, als erschütternder, aufrüttelnder Reiniger von Luft und Meere gewährst, den sehen sie nicht mehr, für diese Tiefen haben sie den Blick verloren. Nur Eines kann dich noch retten; wenn sie noch bemerken, daß du im Geyser breite Bettelsuppen kochst, so bekommst du noch ein großes Publicum. Sie haben jetzt alles en miniature: einen kleinen Napoleon, einen kleinen Luther, kleine Hutten, kleine Neronen, kleine Messalinen und Pompadoure, kleine Hansen, kleine Flotten, kleine Revolutionen, kleine Martyrthümer, kleine Religionen, kleine Reformationen, kleine Tugenden, kleine Laster. So haben sie sich auch kleine feuerspeiende Berge zum Privatgebrauche beigelegt, und fast jede kleine Provinzialstadt hat einen kleinen Communal-Krater.

Ja, theuerer Bruder Hekla, die Zeit der einzelnen Größen ist vorüber, und die Zeit der vielen Kleinen hat ihre Stelle eingenommen. Dies Eine kann ich dir nur noch zum Troste sagen, wenn du ausgebrannt und todt sein wirst, wird dein Portrait von irgend Einem, der dich nie gesehen, sprechend ähnlich gemahlt in Europa herumziehen und bewundert, ja vielleicht gar besungen werden; gerade so wie dieß geschehen ist, als sich der Polnische Krater ausgetobt und zu Schlacken verkohlt hatte.

Deine Liebenswürdigkeit, daß du dich auf einen Posten gestellt, wo du keins der fünf Welttheile genirst, und allen zugleich nützest, wird dir niemand danken. — Du mußt dich für eine Nationalität erklären, und in nationalem Sinne toben, zerstören, verbrennen, dann bist du ein Held, ein großer Mann, ein Gott. Mit deiner kosmopolitischen Weltansicht vom erhabenen Standpunkte der Insel Thule bist du ein utopischer Träumer, oder ein Schwärmer mit subversiven Tendenzen. Lacrymae Christi mußt du weinen, wie der Vesuv! Ohne letztere, obwohl sie stark mit römischen und

andern wälschen Süßigkeiten versetzt, selten von reinem Feuer ausgekocht und schlechter als ihr Ruf sind, geht es heut zu Tage selbst im protestantischen Deutschland nicht mehr. O, glaube mir, der Schmerzliches erfahren, selbst unser berühmter Becherkönig von Thule, dem nichts über den Becher ging, und der als Göthischer König einen classischern Geschmack haben sollte, liebt diese lacrymae mehr als gut ist für sein nüchternes, nordländisches Reich.

Da du aber doch so ehrgeizig bist, und noch jetzt, wie zu Anfang meiner Rede, genial weiter tobst, so will ich dir einen Rath geben und dir den Weg zeigen, auf welchem du zu deinem Ziele und zu glänzendem Ruhme gelangen kannst. Die Geologie, wie die Menschen unsere Psychologie und Physiologie nennen, sagt, daß wir eigentlich mit der ganzen Erde zusammenhängen, und es nur Zufall ist, wenn wir uns eben da oder dort offenbaren. Wie wäre es, wenn du deinen einsamen Standpunkt auf dieser öden Insel verließest, und irgendwo mitten in der civilisirten Welt zum Vorschein kämest, z. B. auf dem Kreuzberge bei Berlin? — Es wird dich wenig Mühe kosten, den mit Noth dort zusammengehäuften Sand zu durchbrechen. Dann wirf deine Steine und deine Lava „über Alles hinaus," und du bist gerettet; dein Name wird ewig fortglänzen in der Geschichte, wie der Name eines Hegelianers. Da wir glücklicher Weise, trotz unserer germanischen Wurzeln, nicht zur deutschen Einheit gehören, wird man dich als isländischen Deputirten nicht so leicht fortschaffen können, wie etwa einen badischen. Man wird dich also zu gewinnen suchen, du kannst noch Hofdemagog oder Hofrath werden. Förster wird dich besingen und der Rheinische Beobachter wird dich als einen, der den rechten Weg gefunden, loben und preisen. O Freund, unsere Zeit hat zwar keine Mausoleen oder olympische Lorbeerkränze, aber sie hat noch Professoren, die solche negative Verdienste zu loben wissen. Ja! Negation hat die Stelle der alten Tugenden, der Wirksamkeit, der Aufopferungslust abgelöst. Bist du ein Conservativer und guter Unterthan, so brauchst du nur Nichts zu thun, um einen edlen wohlmeinenden Staatsbürger vorzustellen! bist du ein Liberaler, so hast du dieses Nichtsthun, das wirklich nichts ist als ein dolce far niente, nur zu negiren, um ein Held, ein zweiter Curtius und Brutus zu werden. Verachtest du aber beides, — was ich, offenherzig gesagt, deiner edlen Seele zutraue, — so schweige, schreie mir nicht die Ohren voll, und mache dich nicht lächerlich, wie Lamartine in seiner „erhabenen" Einsamkeit, oder wie ein auf preußische Verfassungen Hoffender, oder wie Einer, der in Deutschland vom Selfgouvernement spricht. Ziehe dich schweigend in dich selbst zurück, wie es in unserer Zeit auch andere feuerspeiende Berge, z. B. Börne und Hutten thun würden, und wie ich es selbst thue, ich dein wohlmeinender Freund Krabla.

VI.

Volksschriftenthum.

Die Kritik steht dem sogenannten Volksschriftenthume der neuesten Zeit verlegen gegenüber. Sie erkennt dessen unermeßliche Wichtigkeit an und hat doch noch ihre Meßtische und Richtscheite für die literarische Beurtheilung der einzelnen Erscheinungen desselben nicht eingerichtet. Sie steht auch hier in einer ganz andern Stellung zum Publicum als bei jedem andern Buche; dort will sie dem Publicum sagen, dies und dies ist anzuempfehlen, dies und dies zu verwerfen. Es giebt sehr große Leserkreise, welche vorzugsweise nach der Kritik kaufen. Allein das Publicum der Volksschriften bekommt meistens keine einzige gedruckte Kritik in die Hand, und außerdem stellt es ganz andere Anforderungen an seine Bücher, als die Kritik. Beim Volke ist's die von Munde zu Munde gehende Kritik, die naive, unmittelbare, subjective Aeußerung der Empfindung bei Lesung der einen oder andern Schrift, welche deren Verbreitung bewirkt. Das Interesse des Volkes treffen, es amüsiren und unvermerkt, aber consequent eine bestimmte Gedankenrichtung in ihm anregen — darin liegt die Aufgabe des Volksschriftenthums und besonders jenes einen Zweiges desselben, welcher sich als Taschenbuch- oder Kalenderliteratur äußert. Die Kalenderliteratur hat sich, selbst bevor noch das eigenthümliche moderne Volksschriftenthum so mächtig wurde, außerordentlich gehoben; besonders waren für Verbesserung der literarischen Beigaben der Kalender gewisse ökonomische, gewerbwissenschaftliche und andere Vereine thätig. Allein, gestehen wir es offen, diese Kalender vermochten doch nicht jene ungeheure Verbreitung gerade in den niedersten, der Bildung bedürftigsten Kreisen zu finden, wie z. B. Auerbach's Gevattersmann für 1845 welcher in einem Jahre sich in 140,000 Exemplaren verkaufte. Ja, gerad im Volke hörte man oft die Klage, die neuen Kalender seien zwar recht schön, aber so befreunden könne man sich doch nicht mit ihnen, wie mit den alten Kalendern auf häßlich-grauem Papier, in roth und schwarzen Lettern und — besonders mit den spaßhaften Anekdoten und Geschichten. Diese verbesserten Kalender waren dem Volke zu schulmeisterlich; wenn der Mann des Volkes nach schwerer Arbeit einmal zum Lesen kommt, will er nicht immer wieder von seiner Arbeit hören und auch nicht jene Geschichten, welche freilich heut noch Viele für ächt volksthümlich halten, wie Hans und Grete sehr arm und sehr tugendsam waren, sich außerordentlich liebten, endlich zur Hochzeitsfeier so viel Geld erspart hatten, daß sie eine Gans kaufen und schlachten konnten — um nachher weiter zu hungern. Das Volk will etwas Herzerfrischendes aus seinem Leben hören oder aus dem Leben seiner Kreise etwas Praktisches lernen. Dies nun auf eine Weise vermitteln, daß es selber nicht bemerkt, wie

der Erzähler sich's zur Aufgabe machte, gleichzeitig seine Ideenwelt auch auf höhere Strebungen hinzulenken, muß sonach die Hauptaufgabe der heutigen Kalenderliteratur sein. Und dazu ein Bild. Das Bild braucht nicht künstlerisch schön zu sein; aber es muß „packen" — man verzeihe diesen Ausdruck; es ist der einzig passende. — Diese Anforderungen sämmtlich erfüllen allerdings viele der neuern und illustrirten Volkskalender; doch vor allen der „Gevattersmann." Besonders auch darum, weil in seine gemüthliche Behaglichkeit nirgends der Hauch des Gemachten und Absichtlichen hereinweht, weil seine Moral und seine Belehrung so vollkommen natürlich und nächstliegend ist. Jetzt kam er denn zum Zweitenmale und bietet sogar noch weit reichere Abwechslung, als in seinem ersten Jahrgang. Aber damit soll nicht gesagt sein, dieser zweite Jahrgang sei noch besser und zweckmäßiger als der erste. Ja, man möchte jenen wohl vorzüglicher nennen; es ist hier manche anekdotische Erzählung, die sogar wegzuwünschen wäre, weil sie eben ganz bedeutungslos. Allein dafür entschädigen wieder andere Artikel im reichsten Maaß, und als die Krone aller ist jedenfalls die Erzählung vom „Kindsmord" zu nennen. Auf diesen vierzehn Seiten ist warlich mehr Stoff zu Betrachtungen und Nachdenken gegeben, ist mehr wahres und volles Leben gezeichnet, als sonst mitunter in mancher zwanzigbogigen Schrift. — Dicht neben diesen Kalender, dem man in seinem ganzen Charakter den Süddeutschen anmerkt, muß der viel ernstere Norddeutsche, der „Oldenburgische Volksbote" gestellt werden. Er enthält neben kleinen Geschichten vorzüglich auch eine Menge gemeinnützlicher Belehrungen, Recepte für Haus- und Landwirthschaft u. s. w. Besonders erwähnenswerth erscheint außerdem auch für Kreise, die sich nicht zum Volke rechnen, die Sammlung charakteristischer platt-deutscher Sprichwörter — ein prächtiges Spiegelbild des norddeutschen Volkes. Leider fehlen jedoch dem Kalender Illustrationen. — Diese bietet nun in reicher Auswahl der „Oesterreichische Volkskalender" von J. K. Vogl, welcher mit 1846 seinen zweiten Jahrgang erlebt und bereits in seinem ersten Jahrgang zweimal aufgelegt werden mußte. Seinem Inhalte nach schließt er sich an die beiden genannten an, entbehrt aber der charakteristischen Färbung ihrer Volksgeschichten. Außerdem tritt er zu absolut didaktisch auf; er enthält für einen Volkskalender zu viel rein Historisches, Statistisches, Ethnographisches ohne Hindeutung auf die aus derartigen Resultaten der Gelehrsamkeit zu ziehenden Anwendungen auf die Zustände der Gegenwart und die Bedürfnisse der Zukunft. Vielleicht mag die strenge österreichische Censur einen nicht ganz unbedeutenden Theil der Schuld an diesem Mangel tragen. — Der erste Versuch eines historischen Taschenbuchs für das Volk ist „Der Tribun," herausgegeben von Adolf Bock. Als Versuch ist es gelungen; allein zu einem wirklich tief eindringenden und mächtigen

Buch fehlen ihm doch die vollen Elemente. „Wir bestrebten uns für das größere gebildete Publicum zu schreiben" — sagt die Einleitung; „versuchten Stoffe, die in der Gelehrtenwelt schon mannigfach genug abgewogen zu sein schienen, um im Resultat ergriffen zu werden, für Diejenigen zugänglich zu machen, denen die Welt der Folianten und des gelehrten Apparats fern liegt. Und wenn wir bemerken, daß unsere Tendenz war, aus dem Volke für das Volk in seiner Kraft und seiner Schwäche, in seinem Glanz und seinen Verirrungen zu reden, und die Höfe, die der Lobredner schon so viele fanden — bis auf den gewitztesten Opponenten unter den Hofleuten, den Hofnarren — planmäßig zu vermeiden, so ist der Titel des Taschenbuchs vielleicht gerechtfertigt u. s. w." Die Grundsätze sind, wie man sieht, vollkommen richtig. Aber es kam nun auf Verwirklichung derselben an, es kam darauf an, die „Lehre" aus der Gelehrsamkeit herauszustellen. Dazu sind jedoch die Aufsätze dieses Taschenbuchs nicht geeignet, weil zu verschiedenartigen Nationalitäten, Specialitäten und Perioden geltend. Sogar eigentlich nur zwei derselben „über die Bedeutung des zweiten Pariser Friedens für Deutschland," sowie „über Hofnarren" schienen speciell auf das gesetzte Ziel loszusteuern, welches der Verf. in den Worten anzeigt: „uns gilt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen." Ist nun sonach mit diesem ersten Jahrgang der Plan des Taschenbuchs noch nicht erreicht, so ist es trotzdem ein sehr willkommener Anfang, dem man herzlich Glück für seinen Fortgang wünschen muß. — A. —

VII.

Notiz.

Der grammatikalische Censor.

— In der Augsburger Allgemeinen ist unlängst ein grammatikalischer Censor aufgetreten, welcher der Zeitungspresse einen schrecklichen Sündenspiegel vorhielt; und gewiß, alle deutschen Redactoren und Correspondenten, die in diesen Spiegel sahen, haben Grund, an ihre Brust zu schlagen und zu rufen: Ja, wir haben uns tausendmal versündigt an unserer ehrbaren Muttersprache! Zahllose Nebenwörter haben wir mißbraucht; unzählige Mittelwörter haben wir verkrüppelt; in Superlativen haben wir geschwelgt und geschwindelt, und wie oft haben wir in dramatischer Aufwallung statt des besonnenen deutsch ruhigen: „Zwar" das „französelnde: Es ist wahr!" gerufen! Gestehen wir's, wir verdienen die Ruthe des Sprachmeisters. In allem Ernst, der Sprachcensor hatte in vielen Einzelnheiten Recht und fern sei es von uns, den eilfertigen und doch schwerfälligen Wiederkäuerstyl unserer Zeitungscorrespondenten als Muster aufzustellen. Schon die Beschaffenheit des Gepäcks, das sie führen, und die über-

triebene Vorsicht, die sie bei aller Hast anwenden müssen, um nicht in verbotene Gleise zu gerathen, schon dies macht, daß sie, über Stock und Stein rumpelnd, bald hier und bald dort stolpern und anstoßen. Die Scheere des politischen Censors hängt zu drohend über ihrem Haupt, als daß sie Zeit hätten, an die Sonde des grammatikalischen Censors zu denken. Also, die Sprachmeisterei war nicht ungegründet. Nur hätten wir gewünscht, daß sie ein wenig auch in höhere Regionen sich verstiegen hätte. Was sind alle unbefugten Beiwörter, alle berauschten Superlative und alle unruhköpfigen Interjectionen gegen die Ausländerei, die absolutistische Willkür und die egyptische Dunkelheit in unserem offiziellen Deutsch? Alle Sünden der Zeitungspresse sind wahre Mücken gegen den großen Elephanten, der in Gesetzbüchern, Polizei-, Kanzlei- und Cabinetserlassen unsere schöne Muttersprache mit Füßen tritt. Als glänzendes Beispiel aus neuester Zeit stehe hier eine Periode, welche die Ehre hat, von einem deutschen Minister verfaßt zu sein, und die wir zufällig in einer Erklärung des ehrwürdigen E. M. Arndt (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung) angeführt fanden. Sie stammt aus den „Jahrbüchern für preußische Gesetzgebung". Man höre: „Einen in der That mehr als lächerlichen Beweis der Unreife des Nachdenkens des Verfassers gibt derselbe, indem er die Behauptung, daß die über die auf einem unter den in Beschlag genommenen Papieren befindlichen Zettel enthaltenen Worte „„Ein Paar Executionen und die Sache hat ein Ende. Wenn ein Prediger erschossen wird, hat die ganze Sache ein Ende"" gegebene Erklärung, daß sie eine Abschrift der Bemerkungen seien, die der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1813 am Rande des ihm vorgelegten Entwurfs der Landsturmsordnung geschrieben habe, blindlings als Wahrheit hinschreibt." — O du, die du, der du, das du! Wer diese Periode, in der ein Heuwagen dreimal umwenden kann, nach einmaligem Durchlesen verstanden hat, dem votiren wir den Nußknakkerorden erster Classe. Da ist freilich nichts Flunkriges und Französelndes zu bemerken. Aber muß man denn gezwungen sein, über einen Satz, mehr als sein Inhalt werth ist, sich den Kopf zu zerbrechen, wenn er würdig und ehrbar deutsch sein soll? In solchem, und noch viel, viel ärgerem Styl werden bei uns Gesetze gegeben und dem Volke seine Rechtszustände — „erklärt"; gar nicht zu reden von der juristischen Terminologie, für die der gemeine Mann nicht genug Advocaten und Fremdwörterbücher hat. Wäre es nicht billig und anständig, daß man da oben, wo es jedem Glückswunsch gegegenüber nationale Ausreden gibt, wenigstens so national wäre, ein bischen besser deutsch zu reden.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Polen und das Haus Czartoryski.

Im Hotel Lambert zu Paris ist jährlich Polenball, da geht es rauschend und glänzend her. Goldgestickte Uniformen französischer Officiere, Starosten in sarmatischer Nationaltracht, mit verwitterten Zügen, aber stolz blitzenden Augen, schwarze Fracks und juwelenstrahlende Damen bewegen sich bunt durch einander, lächelnd mit der Grazie, hüpfend mit der sanguinischen Lustigkeit altpolnischen Adels- und Hoflebens. Man sollte meinen, der Herr des Hauses sei nur auf Besuch in Paris, habe nur, der Abwechslung wegen, seine Residenz in Warschau verlassen. „Der König tanzt in Moskau!“ sagt Platen. Aber noch hat Polen einen Gegenkönig in Paris, der zwar nicht selber tanzt, der arme, aber der sich huldvoll freut, wenn bei ihm getanzt wird. Seht ihr den alten Mann, vor dem sich Alles, wie vor einer gekrönten Majestät verneigt? Den Verbannten, der von seinen Schicksalsgenossen sich König tituliren läßt? Es ist der sechsundsiebenzigjährige Fürst Czartoryski; dieser Greis mit der leidenden Miene, mit der schwachen, wehmüthigen Stimme, der hohen, schwankenden und magern Gestalt, die ihm das Ansehen eines gebeugten Schilfes giebt, das ist der König von Polen, das ist der Fürst der Verbannung. Gibt es ein treffenderes Bild für die ritterliche Majestät eines untergegangenen Volkes, dessen Schatten nur noch im modernen Babylon umgeht und in den Nebeln der Themse? Man mag lächeln über das phantastische Spiel, über das Gepräge nichtssagender Huldi-

gungen, womit die royalitische Partei der Emigration einen ohnmächtigen Greis umgibt: ihn selbst darüber zu verhöhnen oder elender Selbstsucht zu beschuldigen, wie Manche gethan haben, ist eine wohlfeile Grausamkeit. So harmlos die Tragikomödie dieses Königthums ist, so bedeutungsvoll, ereigniß- und verdienstreich ist bis zum letzten Schiffbruch (1831) Czartoryski's Laufbahn gewesen. Seine royalistischen Tendenzen erklären sich aus der Geschichte und der Politik seines Hauses; aber diese Politik war bei allen Fehlern, die sie beging, eben so patriotisch gemeint, wie die der andern Parteien; und es ist schwer zu entscheiden, welche von ihnen am meisten beitrug zur Beschleunigung der polnischen Katastrophe. So viel ist gewiß, daß Czartoriski erst im Unglück und in der Schwäche des Greisenalters in diese unschuldigen Königsträume verfallen ist; derselbe Mann, der an den Weiden Babels die imaginäre Sarmatenkrone sich auffetzen ließ, — eine Krone von Dornen, die unter den ehrgeizigsten Prinzen Europas keinen Prätendenten fand — derselbe Mann hat als gemeiner Soldat in der polnischen Revolutionsarmee gefochten; derselbe Mann hat unter Alexander nur für die Erhaltung der polnischen Nationalität gearbeitet und diesem, wie er glaubte, friedlich zu wahrenden Gut alle glänzenden Aussichten opfern wollen, die sich durch eine Revolution seinem Hause eröffneten.

Die Geschichte des Hauses Czartoryski ist ungemein lehrreich; diese Familie hat zuerst die Erbsünden des polnischen Staatswesens eingesehen, und indem sie dieselben durch eine kühne Reform ausrotten wollte, zugleich den größten und gefährlichsten Mißgriff begangen, den ein nationaler Patriotismus begehen kann. Die Familie Czartoryski ist ein Zweig jenes großherzoglich lithauischen Hauses, welches Polen die glorreiche Dynastie der Jagellonen gab. Im sechzehnten Jahrhundert, unter dem letzten Jagellonen Sigismund August, trugen die Czartoryskis nicht wenig zur endlichen Vereinigung Lithauens und Polens bei. Von damals an war ihr Einfluß und ihr Reichthum fortwährend im Steigen begriffen, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besaßen sie Macht genug, um den kühnen Plan zu fassen, die Anarchie, der weder Sobieski, noch Casimir der Große gewachsen gewesen, gänzlich zu ersticken. Wenn Polen damals zu retten war, die

Czartoryskis hätten es vermocht. Aber es war zu spät. Polen trug seit sechzig Jahren den Todeskeim im Herzen; sein lärmendes politisches Leben war Delirium und das blühende Roth seiner Wangen war verzehrende Fiebergluth*). Das Haus Czartoryski war blos der Doctor, der dem Kranken im letzten verzweifelten Augenblick Moschus gab.

Die damalige polnische Krankheit können wir als ziemlich bekannt voraussetzen. Während sich ringsumher große, nach Einheit strebende Monarchien erhoben, während Oesterreich und Preußen ihre Macht mehr oder weniger auf der Grundlage des Bürgerthums befestigten und Rußland plötzlich als eine furchtbare, von dem gewaltigen Scythen Peter mit der Zimmermannsart zugehauene Eroberungsmaschine, gleichsam als eine slavische Völker- und Freiheitsguillotine dastand: lebte der polnische Adel wie unser Herrgott in Frankreich, dachte weder an Einheit, noch an Einigkeit, discutirte mit Säbelhieben statt mit Gründen und sah alle modernen Elemente politischer Wohlfahrt, Industrie, Gewerbe und Handel, cavaliermäßig über die Achsel an. Und doch kann man diesen Adel nicht ganz mit dem russischen vergleichen, der die heimische Barbarei mit ausländischer Schminke und Pomade übertüncht. Polen hatte eine nationale Literatur, einzelne Edelleute zeichneten sich durch edle Bildung und Intelligenz aus, und der polnische Character überhaupt war den occidentalen Ideen nichts weniger als unzugänglich, vielmehr trieb er den Gedanken individueller Freiheit auf die Spitze. Selbst der Umstand, daß die hunderttausend bespornten und besäbelten Edelleute allein die Nation ausmachten, während das leibeigene, an die Scholle gebundene Volk null blieb, war, wenn auch ein großes Unglück, doch nicht der nächste und der letzte Grund des Verderbens. Aber unter diesen Parteien war nicht so viel Disciplin und Gemeingeist wie in einer deutschen Studentenverbindung. Alle Nationalfragen wurden als persönliche Fragen jedes Einzelnen angesehen, der durch

*) Die meisten Polen, erzählt ein Geschichtschreiber, betrachteten damals die sprüchwörtlich gewordene Reichstagswirthschaft als das schönste und feinste Regierungssystem, welches jemals auf Erden existirt habe.

sein liberum veto die Wahl eines Königs hindern konnte, wenn ihm dessen Nase mißfiel. Das war nicht Aristokratie, nicht einmal Oligarchie, sondern Herrschaft von 100,000 Souverainen, mit einem Worte Anarchie zu nennen. Das Allerschönste aber war, daß die drei großen Nachbarn die Integrität Polens garantirten! Man weiß, was diese diplomatische Phrase zu sagen hat. Die polnischen Parteien waren von da an blos blinde Werkzeuge der fremden Habsucht und vergaßen die Gefahr des Vaterlandes über dem üppigen Mißbrauch einer scheinbaren Freiheit.

Dies war der Zustand Polens, als die Brüder Czartoryski, Michael, Großkanzler von Lithauen, und August, russischer Palatin, als politische Reformatoren auftraten. Sie beschlossen das liberum veto abzuschaffen, eine nationale Dynastie und die Erblichkeit der Krone einzuführen, die königliche Macht zu erweitern, die der Aristokratie zu beschränken, die Unabhängigkeit der Gerichte zu befestigen, den Volksunterricht und den Gewerbfleiß zu begünstigen. Klügeres konnte freilich nicht unternommen werden, wenn es nur mit nationalen Mitteln ausgeführt wurde. Die Czartoryskis wußten, daß sie von den ersten polnischen Familien den blindesten Widerstand erfahren würden, und da die Fremdeneinmischung längst gebräuchlich war, so schraken auch sie nicht vor dem Gedanken zurück, den Bock zum Gärtner und den Wolf zum Hüter zu machen; namentlich da der Wolf gleich in der Nähe wohnte und ein dienstwilliger Nachbar war. Sie warfen sich Rußland in die Arme, welches bereits die Wahl des sächsischen August durchgesetzt hatte, und gleich nach August III. Tode stellten sie ihren Neffen, den jungen Stanislaus Poniatowski, Katharina's früheren Geliebten, als Throncanditaten auf. Der schöne junge Mann ward von der Czarin begünstigt, weil sie ihn als ihre Marionette zu lenken hoffte; während die beiden Oheime desselben seine Nichtigkeit benützen wollten, um statt seiner zu herrschen. Der polnische Adel sträubte sich gegen die Creatur Catharina's, und die Czartoryskis riefen eine russische Armee ins Land. Da zum ersten Mal sah Polen mit Zorn und böser Ahnung russische Bajonette auf seinem Wahlfelde erscheinen, während die beiden strengen Greise auf die Wirksamkeit ihres gefährlichen Mittels sich verließen und im Bewußtsein ihrer guten Absicht den Muth und die Kraft fanden, dem öffentlichen Unwillen zu trotzen. Ihr Neffe wurde König und un-

ter ihm begannen sie nun wirklich die Ausführung jener Reformen, die Polen Anfangs wie ein verzogenes Kind eine bittere Medizin annahm, deren Trefflichkeit und Weisheit es aber erst zwanzig Jahre später einsah, als es eben zu spät war.

Das hatte Rußland nicht gewollt. Poniatowski sollte ihm nur als Diebsschlüssel dienen zu den Schätzen polnischer Freiheit und Selbstständigkeit; als es daher sah, wie die Czartoryskis aus ihm vielmehr einen Riegel machen wollten gegen fremde Einflüsse und einen Damm gegen die Fluthen der Anarchie, die das Land in den Rachen des Nachbars zu schwemmen versprachen, da stimmte es plötzlich einen andern Ton an und hatte (schon damals) Unverschämtheit genug, um dem polnischen Großkanzler befehlen zu lassen, er solle von seinem Posten abtreten. Der stolze Greis — blieb auf seinem Posten. Da versuchte Rußland die andern Parteien gegen ihn aufzuhetzen und ihn vor Gericht ziehen zu lassen. Als auch dieses loyale Manöver Nichts fruchtete, und selbst unter den Gegnern Michael's sich keine Richter für ihn fanden; als sogar Polen, durch die Erfahrung gewitzigt, endlich das unglückselige liberum veto abschaffen wollte, da verständigte sich Rußland mit Preußen, und die Welt rieb sich verwundert die Augen, als sie sehen mußte, wie zwei absolute Monarchen jenes Werkzeug der Anarchie öffentlich in Schutz nahmen! Rußland wollte natürlich blos die altpolnischen Freiheiten des Adels, auch gegen dessen eigenen Willen, schützen; aber so wie es jetzt in der Türkei die Satrapenwillkür und den Fanatismus des Pöbels gegen die Partei Reschids, in den Donaufürstenthümern dagegen (siehe das letzte Kapitel der serbischen Geschichte) den Geist der Volksherrschaft und das Recht der bewaffneten Opposition auf Augenblicke begünstigt; und grade so, wie es nicht ermangeln würde, nöthigenfalls für die Selbstständigkeit kleiner Hoheiten gegen eine größere Einheit des deutschen Staatenbundes als Beschützer aufzutreten. Unbegreiflich bleibt es, wie manche Herren aus der alten Schule mit Rußland, um seines angeblichen Legitimismus und seines streng monarchischen Princips willen, sympathisiren können. Abgesehen von den obligaten Palastrevolutionen, die eine so legitime Rolle in der Geschichte der nordischen Herrscher spielen, hat Rußland oft genug bewiesen, daß es nur in seinen innern Angelegenheiten und nur gegen sein

Volkseigenthum absolutistisch ist, während es mit den Interessen seiner guten Freunde sehr liberal umgehen und in der Fremde auch mit republikanischen, revolutionären und anarchischen Tendenzen tactvoll fraternisiren kann. Beinahe kindlich unschuldig erscheint gegen diese graeca fides jene altfranzösische Politik des Tyrannenflügelmanns Ludwig's XIV, die in Deutschland mit Recht so verhaßt ist. Den Sinn des deutschen Volkes empört die eine Treulosigkeit wie die andere; eine deutsche Politik muß loyaler verfahren. Leider aber hat auch bei uns seit Jahrhunderten keine deutsche Politik geherrscht, sondern bald eine spanisch-italienische, bald eine altfranzösische oder slavische, bald ein zwischen allen fremden Systemen schwankender Eklektizismus, bei dem die löcherige Moral die fremden Muster, und das tölpische Ungeschick die deutsche Nachahmung verrieth.

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück. Nach der ersten Theilung Polens (1772) sahen die Partheien die Nothwendigkeit ein, gegen Außen zusammenzuhalten und schaarten sich enger um den schwachen Stanislas; auch die Reform der Czartoryskis begann täglich mehr Anhänger zu zählen, bis endlich nach einem Zeitraum von neunzehn Jahren die öffentliche Meinung von ganz Polen einig wurde. Am 3. Mai 1791 ward unter dem Jubel allgemeiner Begeisterung die neue Verfassung proclamirt, die sich auf die Erblichkeit des Thrones, auf die Abschaffung des liberum veto, auf die Emancipation des Bürgerstandes und die allmälige Befreiung der Leibeigenen gründen sollte. Der Jubel vom 3. Mai — verherrlicht durch das bekannte Lied „Holder Mai, komm herbei," welches auch bei uns in den Dreißiger Jahren viel gesungen wurde — dieser Jubel hat etwas Rührendes; wie der Schwindsüchtige kurz vor dem Tode von baldiger Genesung träumt und sich beseligt und wunderbar erleichtert fühlt, so glaubte die arme polnische Nation mit dem dritten Mai auch den ersten Frühlingstag ihrer Wiedergeburt zu feiern. Die beiden Fürsten Czartoryski hatten diesen Triumph ihrer Bestrebungen nicht erlebt, aber der Sohn August's, Fürst Adam Casimir, nahm ihre Stelle beim Landtag ein.

Rußland sah in dieser Frucht polnischer Eintracht und Besonnenheit einen neuen Grund, desto eifriger an seinen Minen zu ar-

beiten; kein Mittel war ihm zu gering oder zu schlecht, um die anarchischen Gelüste der altpolnischen Partei aufzustacheln; es gelang ihm, die Targowitzer Conföderation zu schmieden, und kaum war dadurch das Land wieder in Brand gesetzt, als, auf Grund dieser Unruhen, die zweite Theilung (1793) erfolgte. Darauf kam ein kurzer, aber furchtbarer Kampf bis zur Schlacht bei Macziejowicze, wo Kosciuszko, von Wunden bedeckt, sein prophetisches: finis Poloniae rufend, in die Hände der Russen fiel. Dreihundert Polen kämpften damals noch im letzten Augenblick allein gegen die moskowitischen Bataillone vor dem Hause, wo Kosciuszko gefangen lag und General Fersen's Stabsquartier war, und wichen nicht, bis sie alle, die Brust von Bayonetten durchbohrt, in Reih und Glied das Feld bedeckten*). Einige Monate darauf vollendeten die drei Schutzmächte, welche die Integrität Polens garantirt, ihr Werk durch die dritte und letzte Theilung des polnischen Reiches.

Man hat sich vielfach abgemüht, diesen himmelschreienden Raub, diesen Beweis von der „Moral der Cabinette," wie es Herder nannte, vor dem sittlichen Gefühle der Völker durch allerhand künstliche Gründe, durch quasihöhere Standpunkte, Anschauungen, Nothwendigkeiten 2c. zu beschönigen. Man wollte die drei Mächte als die natürlichen Erben, und als die nothgedrungenen Uebernehmer und Verwalter eines von selbst auseinanderfallenden Reiches darstellen, und hob fortwährend die politische Unfähigkeit der Polen hervor. Solche Verdrehungen und Lügen haben sogar eine gewisse Verbreitung erlangt. Aber diese jesuitischen Beschönigungen datiren aus neuerer Zeit; die theilenden Mächte selbst haben ihrer Zeit an diese künstlichen Gründe nicht im Entferntesten gedacht. Die fromme Maria Theresia z. B. hat (in ihrem Brief an Kaunitz) die Schlechtigkeit des ganzen Treibens herzlich bekannt und mit bitterer Reue im Voraus ihre Theilnahme an dem Raub angeklagt. Der philosophische „große" Friederich und die voltairisch gebildete Parvenue Katharina empfanden nicht einmal diese Gewissensmahnung und sahen ihr Recht gradezu in ihrer Macht. Daß Polen

*) Siehe die interessante Schrift: „Meine Gefangenschaft in Petersburg" von dem Dichter Niemcewicz, dem Freunde von Kosczinszko. (Deutsch von L. Eichler. Leipzig, bei Thomas.)

nicht von selbst auseinanderfiel, sondern auseinandergerissen wurde, sieht man aus der Perfidie, mit welcher die fremden Mächte die schon erloschenen anarchischen Gluthen wieder aufzublasen sich anstrengten. Polen war im Begriff, durch die Czartoryskischen Reformen zu solidern Zuständen zu gelangen, aber jeder Stütze die sie dem wankenden Reiche brachten, wurde ein hinterlistiges Bein gestellt. Unsere gründlichen Doctrinärs möchten die politische Unfähigkeit der Polen, ihre einseitige Adelsherrschaft und Parteienwuth allein verantwortlich machen für den Untergang des Sarmatenreichs, doch so groß waren die polnischen Staatstalente jedenfalls, daß sie, wenn auch nicht zu intriguiren und zu erobern wußten, wie die Bourbonen, wie der „große" Friederich, die Russen und die Oesterreicher, doch im Stande waren sich selbst zu regieren; die polnischen Unruhen, abgesehen von ihrem ausländischen Ursprug, griffen niemals in die Nachbarländer über, die Polen machten keine Propaganda. Der Druck des leibeigenen Volkes durch den Adel hat die Fremden auch nicht zur Theilung aufgefordert, denn derselbe besteht auch noch jetzt in Russisch Polen und bestand bis vor Kurzem noch in demselben Grade in Ungarn und Galizien.*) Die Fehler Altpolens erklären blos die Uebermacht seiner feindseligen Beschützer, entschuldigen aber nicht im Mindesten den gewissenlosen Mißbrauch dieser Uebermacht. War es den drei Schutzmächten wirklich um Beruhigung und Besserung ihres Mündels zu thun, so hätten sie ihm einen strengen Curator und Dictator eingesetzt und wenigstens die beschworene Integrität Polens aufrecht erhalten, aber so rissen sie es auseinander, weil Völker ohne eine mit den übrigen Herrnhäusern verschwägerte Dymastie als herrnloses Gut, als wilde Thierheerde betrachtet wurden, die man einfangen und stückweise verkaufen oder vertheilen kann.

Neuerdings haben russische Stimmen die Theilung und Unterjochung Polens als eine legitime Rache für die Unbilden, die Polen im Mittelalter den Russen zugefügt, rechtfertigen und sanctioniren wollen. Dies ist nicht so christlich, wie Maria Theresia's Reu- und

*) Das erträglichste Loos ist offenbar dem preußischen Theil Polens geworden, er genießt ein Glück, auf welches Rußland mit Ingrimm blickt und das es gern durch Insinuationen jeder Art trüben möchte.

Schamgefühl, aber es ist ein naives Geständniß, und man möcht beinahe sagen, es ist ehrlicher, als jene casuistisch diplomatischen Phrasen doctrinärer Wohlredner, nach denen die Theilung Polens nicht vor den Richterstuhl der gewöhnlichen Moral gehören soll und mehr ein Act der Nothwendigkeit als der Absicht gewesen sei. Nach dieser Doctrin ließen sich alle Gräuelthaten der Vergangenheit weißwaschen und jedes künftige Unrecht im Voraus mit dem Ablaß versehen. Kann man eine That nach der Nemesis beurtheilen, die ihr auf dem Fuße folgt, so ist die Theilung Polens längst verurtheilt; denn während man noch darüber stritt, ob sie eine Sünde gewesen oder nicht, kam man zu der Einsicht, daß sie, mit Talleyrand zu reden, mehr als eine Sünde, daß sie ein Fehler war. Rußland ist jetzt, was sich Maria Theresia in einem Brief an Katharina so klug wie offenherzig verbitten wollte, Oesterreichs und Preußens unmittelbarer Nachbar, und abgesehen von diesem materiellen Schaden, den das fait accompli gebracht hat, so ist es auch ein fait accompli, daß der Glaube an die Moral der Cabinette durch jenen Streich einen Stoß erlitten hat, von dem man sich nicht sobald wieder erholen wird.

Der Fürst Czartoryski, der jetzt in Paris das Haupt der royalistischen Emigration ist, fiel mit seiner frühesten Jugend in diese stürmischen letzten Tage Altpolens, und die Thätigkeit seines ganzen Lebens bestand daher in unglücklichen, aber großartigen und verdienstvollen Anstrengungen, sein todtes Vaterland zu erwecken und aus dem Grabe zu ziehen. Fürst Adam Georg Czartoryski, im Jahre 1770, zwei Jahre vor der ersten Theilung Polens geboren, ist ein Sohn von Adam Casimir, also ein Enkel von August und ein Großneffe jenes kühnen lithauischen Großkanzlers, der in den besten Absichten für sein Volk den Mißgriff beging, den Stanislaus Poniatowski mit russischer Waffengewalt zum letzten Könige von Polen zu krönen. Fürst Adam Georg genoß eine vortreffliche politische Erziehung, namentlich auf seinen Reisen nach Deutschland, Frankreich und England, von denen er heimkehrte, um unter Cosciuszko für die Constitution vom 3. Mai zu fechten. Nach der dritten Theilung Polens war er fünfundzwanzig Jahre alt.

Rußland hatte die Czartoryski'schen Güter confiscirt, gab sie aber, auf Oesterreichs wohlwollende Verwendung, zurück, unter der

Bedingung, daß Adam Georg und dessen Bruder Konstantin als Geißeln nach Petersburg kamen. Dies geschah, und zwischen dem jungen Czartoryski und dem humanen 20jährigen Großfürsten Thronfolger Alexander knüpfte sich bald ein so inniges Freundschaftsbündniß an, daß Kaiser Paul argwöhnisch wurde und den Freund seines Sohnes mit einer Mission nach Sardinien beauftragte. Aber nach Paul's plötzlichem Tode berief Alexander den Jugendfreund sogleich zu sich und ernannte ihn bald zum Minister des Auswärtigen und zugleich zum Curator des Unterrichts- und Erziehungswesens in den polnischen Provinzen. Man kann sich denken, wie Czartoryski diese Stellung benützte. Er selbst sagte darüber dreißig Jahre später: Das Schicksal hat gewollt, daß ich den größten Theil meines Lebens in einer Zeit verbrachte, wo Polen von der Karte Europas verschwunden war, und das Vaterland nur von dem Souverain der den größten seiner Ueberreste besaß, etwas erwarten konnte. Eben so wollte das Schicksal, daß der junge großherzige Fürst, dem ich diente, Polen aufrichtig liebte. Dieser Hauptzug im Charakter Alexander's hatte mir eine tiefe und treue Anhänglichkeit an ihn eingeflößt. . . . Mein Ziel war, zugleich für Alexanders Ruhm und für die Wiedergeburt Polens zu wirken. Es wird in den Annalen der Geschichte ein bewunderns-werthes Bild für die Nachwelt sein, wie die Polen, während der langen Unterjochung ihres Vaterlandes, jeder vom Schicksal anderswohin verschlagen, der eine an die Newa, der andere an die Seine, nicht aufhörten, von ihren verschiedensten, oft einander entgegengesetztesten Posten, und ohne mit einander in Verbindung zu stehen, unwillkührlich und einmüthig nach Kräften dasselbe Ziel zu verfolgen.

In der That, die polnische Tapferkeit unter den Fahnen Napoleons wurde von demselben Gedanken entflammt, der Czartorsyki's Geduld und Ausdauer in Petersburg' stählte. Als jedoch Fürst Adam sah, wie seine Landsleute sich alle mit ihrem Vertrauen zu Napoleon hinwandten, wollte er nicht zu sehr im Widerspruch mit ihren Wünschen stehen und zog sich vom russischen Ministerposten zurück, blieb aber Curator des polnischen Studienwesens. Indessen täuschte der französische Kaiser die Hoffnungen der polnischen Patrioten, und zur Strafe dafür, wie für andere Eingebungen seines

Egoismus, fiel er unter den Streichen Europas. Czartoryski setzte nun seine frühere Politik fort; er begleitete Alexander nach Paris und auf den Wiener Congreß, und wenn er von den Mächten nicht die gänzliche Wiederherstellung Polens erlangen konnte, so erwirkte er doch die Erhebung des Großherzogthums Warschau zu einem mehr als titulären besondern Königreich Polen mit einer von Alexander beschworenen Charte, mit seinen eigenen nationalen Institutionen und seiner selbständigen Armee. Czartoryski wurde Senator und Mitglied des Verwaltungsrathes für das neue Königreich. Aber bald wurde Alexanders guter Wille immer schwächer und schwächer, die polnischen Hoffnungen immer blässer und blässer. Die phantastische Grausamkeit und Brutalität Konstantins, des militärischen Commandanten Polens, und der Jesuitismus Novossiltzoff's, des berüchtigten kais. russischen Commissärs, fingen an, aus dem polnischen Königthum eine höhnische Carricatur zu machen. Wenn sich jetzt Fürst Adam brieflich bei Alexander über die Excesse beschwerte, die man in seinem Namen gegen Polen beging, so erhielt er keine Antwort, und als Alexanders Liberalismus, endlich vergiftet von den pietistischen Bettelsuppen der Krüdener, in mystischen Schwächen und Ohnmachten aufging, erhielten Novossiltzoff und Constantin von ihm absolute Vollmacht, Untersuchungen und Processe einzuleiten, d. h. nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Czartoryski wurde jetzt revolutionärer Tendenzen beschuldigt, und in seinem Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Polen an den Kaiser stellte der Inquisitor dem Patriotismus des Fürsten unwillkürlich das glänzendste Zeugniß aus; er erklärte nämlich, das Czartoryskische System habe die Russificirung Polens wenigstens um 100 Jahre aufgehalten.

Fürst Adam gab jetzt seine öffentlichen Functionen auf, außer der des Senators, weil diese ihm das Recht ließ, über heimische Angelegenheiten wenigstens zu sprechen; er beschäftigte sich, wie sein Vater Adam Casimir, der „polnische Mäcenas", mit Literatur, brachte die Bibliothek des Gelehrten Taddäus Czacki an sich, schmückte seinen Park und bereicherte seine Kunstsammlungen in Pulawy, kurz er machte aus diesem Schloß, welches jetzt dem Kaiser Nikolaus gehört, ein wahrhaftes Nationalmuseum. Auch ein Duell hatte er um diese Zeit mit dem General Grafen Ludwig

Pac, einem Nebenbuhler, der ihn zwar verwundete, dagegen die Veranlassung des Zweikampfes, die Hand und das Herz der Fürstin Anna Sapieha, an ihn verlor. Fürst Czartoryski heirathete 1818 diese Dame, die seine patriotischen Bestrebungen theilte, wie sie jetzt seine Verbannung theilt.

Mit der Thronbesteigung Nikolaj's (1825) kam ein sibirischer Herbstwind über die letzten Hoffnungen des polnischen Patriotismus. Das jetzige Amalgimirungs- und Vernichtungssystem ist nicht, wie Manche behaupteten, eine Folge und Strafe des polnischen Ungehorsams im Jahre 1830. Nikolaj hat nicht, kraft seines Sieges über die Rebellen, die „verwirkte" polnische Charte zerrissen: er war es, der sie zuerst verletzte und dadurch zum Widerstand herausforderte. Der gänzliche Untergang Polens war bei ihm beschlossen, sobald er an's Ruder kam, und wie heilig er die von Alexander beschworenen Rechte des Königreichs Polen hielt, zeigte gleich seine erste kaiserliche Handlung. Die polnischen Patrioten, die wegen Hochverraths vor Gericht gestellt waren, wurden, durch Czartoryski's Anstrengungen, von allen Senatsstimmen, bis auf eine, freigesprochen. Nikolaj war darüber wüthend, caßirte das freisprechende Urtheil, verwandelte es, aus eigener Machtvollkommenheit, in ein Verdammungsurtheil und schickte die vom Gericht Unschuldig erkannten nach Sibirien. Zugleich ließ er seinem Bruder Constantin, gleichsam zum Dank für die Krone, auf die derselbe zu seinen Gunsten verzichtet, absolute Macht und Willkür über 4 Millionen armer Polen, und der toll barbarische Großfürst wüthete nun nach Herzenslust.

Wir haben hier nicht die bekannte Geschichte des polnischen Aufstandes zu schreiben, nur um die Rolle handelt es sich, die Czartoryski dabei spielte. Die polnische Revolution war wie alle Revolutionen; der Grund ist längst vorhanden, die Veranlassung (von Manchem mit der Ursache verwechselt) ist dann die erste, beste; angefangen von einigen unbedeuteten Tumultuanten vollendet sie oder verliert sie sich unter den Händen größerer Capacitäten. Dies ist der gewöhnliche Verlauf aller Revolutionen, seit die Welt steht, und es nutzt Nichts, daß man seine doctrinälen Glossen darüber macht; der Verlauf ist einmal so, und wird, so lange die Welt steht, bei allen Wiederholungen derselbe bleiben, weil er

vermuthlich nicht anders sein kann. Etwa hundert Kadetten und Studenten stürmen den Palast Constantins, der zitternd und zähnklappend von seinen Kammerdienern durch einen unterirdischen Gang sich fortschleppen und retten läßt. Die Studenten haben es aber nicht blos mit diesem Tyrannen zu thun, sondern mit Rußland überhaupt; sie rennen durch die Straßen von Warschau und rufen zu den Waffen. Das Volk jagt die Russen fort, und die Aufrührer übergeben nun den einflußreichsten Männern die Leitung der von ihnen in Gang gesetzten Rebellion.

Czartoryski, der Anfangs in dem ganzen Vorgange nur eine jugendliche Aufwallung sah, hoffte noch auf eine friedliche Ausgleichung. Er begab sich den folgenden Tag zum Großfürsten Constantin und bat ihn, wieder in die Stadt zu kommen; auf die Weigerung Constantins, erließ er einen Aufruf an die Bewohner Warschau's, worin diese aufgefordert wurden, zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurückzukehren. Diese Proclamation, die man ihm oft zum Vorwurf machte, war nicht blos von ihm, sondern auch von Patrioten wie Fürst Radziwill, General Pac, Kochanowski und dem ehrwürdigen Niemcewicz unterzeichnet Diese Männer, welche später sämmtlich geächtet wurden, ließen sich von den Vorspiegelungen des Russenfreundes Lubecki einlullen und träumten lange von einem Vertrage mit Nikolaj.

Leider hatte auch der zum Dictator ernannte Chlopicki, denselben Gedanken. Chlopicki, den seine Ungnade unter Constantin sehr populär gemacht hatte, und der das ganze Vertrauen des Landes besaß, ließ zwei kostbare Monate verstreichen in nutzlosen Verhandlungen, die Czartoryski, als Minister des Auswärtigen, leiten mußte; und statt das ganze waffenfähige Volk aufzubieten, wurde vielmehr die nationale Kriegslust beschwichtigt und ein vortheilhafter Friede in Aussicht gestellt. Weiter wollte Rußland Nichts. Dem Czaren schien die Gelegenlegenheit willkommen, als Besieger eines rebellischen Volkes aufzutreten, um dann desto schonungsloser richten und Polen ganz zertreten zu können. Rußland ahnte vielleicht nicht, daß es seinen Sieg über die Rebellen so theuer erkaufen, und dem polnischen Heroismus gegenüber, seiner Waffengewalt so arge Blößen in den Augen Europas geben würde. Es war noch berauscht von den Erfolgen seines letzten Feldzuges von 1829, aber es vergaß,

daß es in diesem Feldzuge nur mit schlecht angeführten Türken zu thun gehabt, und daß zahllose Polen unter russischen Fahnen mitgefochten hatten.

Rußland wollte also von keinem Vertrage hören, so gerechte Beschwerden auch das Königreich Polen vorzubringen hatte; es verlangte, was es nicht zu erhalten sicher war, blinde Unterwerfung und ließ zugleich seine Armee marschiren. Diesen Umstand sollte man bei der Beurtheilung der polnischen Sache nie aus den Augen lassen. Als man sich in Warschau demnach zur Fortsetzung der Revolution gezwungen sah, gab Chlopicki seine Dictatur ab und stellte sich als Soldat in die Reihen. Czartoryski, zum Präsidenten der Regierung erwählt, die aus fünf Mitgliedern bestand, nahm diese gefährliche Stellung an und verbrannte wie Themistokles seine Schiffe hinter sich. Dieser Muth ist doppelt groß zu nennen, wenn man weiß, daß die Organisation der Fünfmännerregierung, die alle Verantwortlichkeit trug, während die Oberleitung in den Händen des Generalissimus war, ihm selbst fehlerhaft schien, und daß er im Grunde an dem Triumph Polens zweifelte. Man hat ihm vorgeworfen, daß er die Kriegsoperationen zu hemmen und Muthlosigkeit zu verbreiten gesucht habe, während doch alle sein Proclamationen und öffentlichen Handlungen das Gegentheil beweisen. Und es wäre auch seltsam, daß ein Mann, der Aechtung und Schaffott wagt, der seine ganze Existenz auf den Ausgang eines Kampfes auf Tod und Leben setzt, seine eigenen Kämpfer zu schwächen suchen sollte. „Unser Schwert ist unsere Hoffnung," sagte er am Tage vor der Schlacht. „Europa wird sich erst nach dem Siege aussprechen." Die schöne Proclamation des Fürsten Czartoryski vom 22. Mai 1831 an die Völker Lithauens, Volhiniens, Podoliens und der Ukraine, athmet denselben Geist.

Man hat Czartoryski ferner als das Haupt jener einseitigen bornirten Edelleute hinstellen wollen, welche den Aufstand als eine pure Adelsaffaire ansahen und die Revolution als einen einfachen Feldzug zwischen der polnischen Aristokratie und dem Czaren führen gewollt. Man sagt, Polen hätte damals die Leibeigenen freigeben und den Landsturm aufbieten sollen. Wir glauben nicht, daß Czartoryski zu den verstockten und egoistischen Aristokraten gehörte,

da er im Ganzen derselben Politik huldigte, wie seine Vorfahren, die ja das Werk der modernen Reform angefangen, und den Gedanken der Emancipation des Bürger- und Bauernstandes zuerst angeregt hatten. Es kann sich bei ihm nur darum handeln, ob er nicht mit Unrecht den Zeitpunkt für sociale Verbesserungen ungelegen glaubte.

„Jetzt ist nicht der Augenblick," sagte er in der erwähnten Rede am Vorabende der ersten Schlacht," um an gesellschaftliche Verbesserungen zu denken; das Getöse der Waffen hindert uns, solche wichtige Angelegenheiten reiflich zu überlegen. Jetzt gilt es zu kämpfen. Die Freiheit selbst, das kostbarste Gut der Menschheit, muß man, im Augenblicke der Gefahr, der Nationalität und Selbstständigkeit gegen Außen aufopfern. Die nationale Unabhängigkeit zu erringen, ist unsere erste Aufgabe, vor der jede andere Rücksicht verschwinden muß ... Wir müssen die europäischen Mächte überzeugen, daß unsere Revolution eine polnische ist, daß heißt, daß sie nur die Erhaltung des Vaterlandes zum Zweck hat und nicht den Umsturz socialer Principien und die Verbreitung der Anarchie ..."

Diese Beredsamkeit, welche Reform mit Umsturz und Anarchie zusammenwirft, scheint allerdings sehr stark nach aristokratischem Haut Gout zu schmecken, aber der Fürst sagte auch: es ist jetzt nicht der Augenblick, und warf dabei einen vielsagenden Seitenblick auf die Mächte, und wir glauben, daß dies mehr als eine gewöhnliche Ausflucht war. Wir haben hinterher gut Conjecturen machen, die „Wenn"-Weisheit ist immer sehr wohlfeil. Wenn Polen in jenem Augenblicke die Leibeigenen befreit und den Landsturm entfesselt hätte, so ist nicht zu zweifeln, daß die Bewegung einen noch viel energischern und furchtbarern Charakter angenommen haben würde. Vielleicht hätte sie aber auch die andern Nachbarn zu activen Feinden Polens gemacht; österreichische und preußische Heere wären dann nicht an den Grenzen stehen geblieben, und damals wußten ja die Revolutionsführer noch nicht, daß es so wie so alles Eins war; sie hofften vielmehr in aller Gutmüthigkeit, die Mächte würden ein Einsehen haben in die Gerechtigkeit ihrer Sache und nicht blos nicht gegen, sondern für Polen sich verwenden. Man war aber in den monarchischen Staaten nur zu geneigt, jeden noch so legitimen Aufstand mit Pariser Sansculottismus und Laternenjustiz zu identificiren. Gewisse hohe Herrschaften, denen der Schrecken von

1792 noch in den Gliedern lag und in den Köpfen spukte, witterten überall, und wär's bei einem Tumult in Nanking, französische Propaganda; hatte man doch lange Zeit, wie der Congreß von Verona bewies, selbst den Glaubens- und Nationalkrieg der Griechen gegen die Türken, mit den revolutionären Bewegungen Frankreichs in eine Linie stellen wollen. Auf diese Herrn konnte daher nicht genug Rücksicht genommen werden, so lange man noch etwas von ihnen hoffte.

Außerdem fragt sich, ob es, in einem so aufgeregten Zeitpunkt, bei einer bloßen Reform geblieben wäre; ob man nicht in der That die Verwirklichung der fieberischen Visionen in Krasicki's „Ungöttlicher Komödie" zu erwarten gehabt hätte; ob man während des Krieges gegen Außen die polnische Zwietracht, die beim geringsten Reformversuch wach geworden wäre, hätte bändigen können. Wie in den höhern, so gab es auch in den niedern Regionen gewisse Köpfe, die sich den polnischen Aufstand, der ein purer Nationalkrieg war, nicht ohne Wohlfahrtsausschuß und Guillotine denken konnten und die in allem Ernste dem Mangel dieser liebenswürdigen Maschine allein den unglücklichen Ausgang der Bewegung zuschrieben. Die Guillotine hätte Polen nicht ein Bataillon mehr geliefert, und gegen wen sollte sie wüthen, da der Kampf durchaus kein innerer war? Sollte sie um jeden Preis Aristokraten köpfen, so war sie der beste Alliirte Rußlands, denn außer den Adeligen gab es zur Zeit keinen fähigen Anführer. Und dennoch war eine kleine Fraction blind genug, solches Affenspiel zu wünschen, wie wir später sehen werden.

Czartoryski hatte übrigens das Beispiel Kosciuszko's für sich, der, selbst demokratisch gesinnt, sechs und dreißig Jahre früher mit denselben Schwierigkeiten kämpfte und ohne sich lang zu besinnen, die Warschauer Septembriseurs aufknüpfen ließ.*) „Ich will," sagte der Held, „daß sich Jeder schlage, ohne sich in Dinge zu mischen, die er nicht versteht." Nun gab es aber in Warschau 1831, wie 1794, Müßiggänger, die, statt den Feind zu bekämpfen, innere Unruhen anzettelten. Es handelte sich um eine rein militärische Frage. Man war mit Chlopicki's Nachfolger, dem Generalissimus Skrzy-

*) Siehe die Memoiren von Michael Oginski.

necki, unzufrieden und konnte sein Zaubersystem, dem er nach den glänzendsten und unverhofftesten Erfolgen treu blieb, nicht begreifen. Wir haben schon bemerkt, daß der Regierungspräsident durchaus keinen gesetzlichen Einfluß auf die militärischen Operationen hatte, und wir wissen nicht, ob seine factische Autorität größer war, doch ist so viel gewiß, daß Czartoryski bei der Deputation war, die vom Landtag an die Armee geschickt wurde, um eine Untersuchung einzuleiten, in Folge deren Skrzynecki abgesetzt wurde. Inzwischen brachte die Aufregung über die Unthätigkeit des Generalissimus und die Fortschritte der Russen in Warschau eine Emeute hervor, die den Sturz der Regierung zur Folge hatte. Einige Affen des französischen Terrorismus spielten Septembermord, und dieses „revolutionäre Hausmittelchen," welches das Vaterland retten sollte, gab ihm den letzten Stoß, indem es den Oberbefehl in die Hände Krukowiecki's brachte, den man jetzt allgemein im Verdacht des Verrathes hat. Czartoryski aber, der nun sah, daß er in Warschau nichts mehr nützen konnte, nahm das Gewehr als einfacher Freiwilliger im Corps des Generals Romarino.

Großartig, wie das Schauspiel der polnischen Heldenthaten bei Grochow, Ostrolenka u. s. w. war, so interessant, wenn auch mitunter unwürdig und kleinlich, war die Zuschauermiene Europa's bei diesem Kampf auf Tod und Leben. Das Merkwürdigste ist, daß in Rußland selbst, besonders im Süden, nicht unbedeutende polnische Sympathien auftauchten. Man erzählt sogar, daß der bizarre Konstantin, so oft er von einem Siege der Insurgenten hörte, freudig ausrief: Das sind prächtige Soldaten, die Polen! Die schlagen sich! Das haben sie von mir gelernt! — — Der Großfürst hatte nämlich die polnische Armee, vor der Revolution, entsetzlich mit allen Kleinlichkeiten russischen Kamaschendienstes geplagt, und bildete sich nun ein, daher komme ihre Tapferkeit. So seltsam es klingen mag, so ist es doch unläugbar, daß Konstantin, in seiner Weise, die Polen liebte, und daß seine Brutalität gegen sie immer noch einen Beigeschmack von Zärtlichkeit hatte, die er gegen Russen selbst niemals äußerte! Ueberhaupt hat man in Rußland eine Vorliebe für die Polen und befördert die Dienstwilligen unter ihnen auf eine Weise, die gar oft den moskowitischen Neid erregt. Die Polenliebe der Russen ist allerdings keine gemüthliche

und verträgt sich mit den unmenschlichsten Grausamkeiten. Man weiß, daß im polnischen Volk Elemente sind, die den Russen nur zu sehr abgehen, und die das Cabinet von Petersburg um jeden Preis für sich ausbeuten will. Die Intelligenz, die Anstelligkeit und den Schwung des sarmatischen Naturells möchte Rußland durchaus in sich aufnehmen und müßte es die Polen zu diesem Zweck auffressen. Eine schreckliche Liebe! Mehr als ein vornehmer Reisender hat gesehen, wie zärtlich Nikolaj die kleinen polnischen Kadetten, die in Petersburg erzogen werden, in die Wangen kneipte! Er liebt sie eben so wie seine prächtige tscherkessische Garde. Wenn Polen brav und gehorsam ist und einmal sich ganz hat verrussen lassen, dann, träumt Rußland, dann wird es sein tapferster Vorposten, sein feurigster Renner und sein schwungreichster Fittich sein bei seinen rauschenden Eroberungsflügen. Die Panslawisten sind deshalb auf Niemand so schlimm zu sprechen, wie auf die „stehen gebliebenen" polnischen Patrioten, welche die höhere Bestimmung ihrer Race, die zum Nutzen und Frommen des Slavenreichs durch eine zeitweilige Knechtschaft vorbereitet werde, nicht erkennen und segnen wollen.

Während also Rußland in blutiger Liebesinbrunst um die polnische Braut warb, that das übrige Europa nichts, um sie dem gefährlichen Freier zu entreißen. In Deutschland war der Enthusiasmus der Jugend für Polen eben so überschwänglich wie nutzlos, obwohl Einzelne sich im romantischen Sarmatenlande Wunden und Narben holten. Im Ganzen war man mit der Geschichte zufrieden, denn, wie ein Kritiker in allem Ernst sagt, versprach „das Unglück und der Schmerz Polens eine der schönsten und verheißendsten Regionen für die moderne Poesie" zu werden! Wie sehr aber die Sympathien in den höhern Regionen bei uns schwankten, dürfte vielleicht folgende authentische Anekdote am besten charakterisiren. Ein österreichischer Gesandter in R..... der zur Zeit des Polenkriegs, die Schlachtbülletins sehr eifrig las, pflegte scherzend zu bemerken: Wenn die Russen Schläg' bekommen, so ist mir's ganz Recht, denn ich kann das habgierige Volk nit leiden; und wenn die Polen Schläg' bekommen, so ist mirs ah recht, denn dann siegt das Princip!

Dabei wurde doch weidlich auf die Perfidie der Franzosen geschimpft, die Polen im Stich ließen, nachdem sie es aufgemun-

tert und angespornt. In der That aber gingen die Geldsammlungen und andere Aufmunterungen nur vom französischen Volke aus: wie weit sich die französische Regierung auf gewisse Zusagen einließ, ist nicht klar geworden. Die Vertheidiger des Pariser Cabinets führen zu seiner Entschuldigung an, wie einst General Jomini dem Kaiser Napoleon in einer sehr detaillirten Denkschrift bewiesen, daß „die Wiederherstellung Polens ohne die Mitwirkung einer der drei Mächte, die es getheilt, ein leerer Traum sei, und daß, selbst im Fall eines unverhofften Erfolges, dieser Traum Frankreich nur zu ewiger Kriegführung zwingen würde, um ein Gebäude ohne Grund aufrechtzuhalten.“ Napoleon habe, überrascht (?) von der Richtigkeit der angeführten Gründe, den Plan fahren lassen, und nun wolle man, daß das Julyfrankreich, kaum hervorgegangen aus einer noch nicht gestillten innern Bewegung, allein gelassen von England und gegen die Coalition der drei Mächte, sechshundert Stunden weit von der polnischen Grenze Das unternehme, was Napoleon am Niemen und mit einem Heere von 600,000 Mann zu unternehmen nicht gewagt habe.

Indessen ist uns Jomini keine unfehlbare Autorität, obwohl sich der Kaiser von der Richtigkeit seiner Argumente (sehr gern) überraschen ließ. Der Napoleon des Friedens und der Louis Philippe des Krieges haben beide, wie es scheint, nur ihren sogenannten guten, nicht ernsten Willen zeigen wollen. Napoleon pflegte sich sonst von größern Schwierigkeiten nicht schrecken zu lassen, und warum hätte es ihm, der Nichts für unmöglich hielt, so schwer fallen sollen, die Mitwirkung einer der drei Mächte zu erlangen oder zu erzwingen? —

Werfen wir noch einen Blick auf Czartoryskis Laufbahn. Im Corps Ramarino's wohnte der Fürst, den 29. August, bei Miedzirzecz, dem letzten Triumphe des weißen Adlers bei. Im Augenblick, wo Romarino Warschau zu Hilfe eilte, erfuhr er, daß die Russen in der Hauptstadt eingezogen wären, und mußte vor der Uebermacht bis ins galizische Gebiet zurückweichen. Czartoryski konnte sich noch nicht entschließen, den Boden des Vaterlandes aufzugeben und stieß mit einigen Officieren, im Sandomir'schen, noch einmal zum Corps des Generals Rozycki. Aber dieses schwache

Häuflein wurde bald zurückgetrieben bis auf das Gebiet von Krakau, und von da blieb kein anderer Weg übrig, als der ins Exil.

Der Fürst ging erst nach England und ließ sich dann bleibend in Paris nieder, wo er noch jetzt lebt, von Nicolaus zum Tode verurtheilt. Auch den größten Theil seiner Güter, nämlich alle, die in Russisch-Polen lagen, hat er durch die Confiscation verloren, doch sind die Ueberreste seines einst königlichen Vermögens noch groß genug und setzen ihn in Stand, die Leiden vieler verbannten Landsleute zu lindern. Czartoryski hat im Glauben an die Zukunft seines Vaterlandes sich nicht erschüttern lassen; und wie er unter den Emigrirten durch Vereine jeder Art das Nationalgefühl wachzuhalten sucht, so benützt er auch seine Verbindungen mit den einflußreichsten Männern Europas, um bei jeder Gelegenheit die Cabinette für Polen milder und günstiger zu stimmen. Der Fürst Czartoryski ist kein Genie und weder zum Dictator, noch zum Volkstribun ward er geboren, aber durch Geist, Hochherzigkeit und Ausdauer war er einer der ersten Patrioten seiner Zeit, und hat seinem Vaterlande ungeheure Dienste erwiesen, die leider durch die letzte Katastrophe wieder aufgehoben wurden. Ein unbefangenes Urtheil über ihn wird man am wenigsten von den heutigen Polen erwarten dürfen, die in der Verbannung ihren Parteihader fortsetzen. Die Demokraten und Republikaner erklären Czartoryski für einen aristokratischen Schwachkopf, der sich von Rußland habe an der Nase herumführen lassen, wie seine Vorfahren, und der gleich ihnen ein Unglück für Polen gewesen sei. Diese Wegwerfung ist eben so ungerecht, wie seine Vergötterung durch die royalistische Partei an den Wahnwitz gränzt. Diese letztere Partei hält das Königs- und Hofspielen für die Hauptsache; eine erbliche Dynastie, meint sie, muß nur erst da sein, dann versteht sich die Existenz der Nation von selber, und Polen, glaubt sie, ist von dem Augenblick gerettet, wo sich alle Emigrirten vereinigen, um König Adam und seinen Nachfolgern zu huldigen. Indeß ist dieser arme König Adam sechsundsiebenzig Jahre alt. Nikolaus ist gesund und stark, und die Ordnung herrscht in Warschau.

Mancher Leser mag die flüchtigen Erörterungen, die wir an die Geschichte eines polnischen Emigranten knüpften, für nutzloses Widerkäuen abgethaner Dinge halten, so wie man überhaupt die

polnische Frage schon für altmodisch hält. Die polnische Frage aber ist aufgeschoben, nicht aufgehoben. Wir können nicht entscheiden, wann für den unglücklichsten und edelsten Slavenstamm die Stunde der Auferstehung schlägt, aber den Gedanken, daß sie nie mehr schlagen sollte, können wir noch nicht fassen. Die Völker haben ein zähes Leben. — Franzosen und Engländern kann am Ende die Frage gleichgültiger sein als uns Deutschen. Jene haben von jeher die natürliche Allianz mit den Russen gesucht, und würden sie wieder suchen, wenn die Rücksichten für die noch lebende Generation und für die Volkssympathien in Frankreich und wenn die legitimistischen Empfindlichkeiten in Petersburg einmal vorbei wären. Auch ein großes Polenreich wäre Frankreichs natürliche Allianz gewesen, aber wenn an derselben Stelle, „600 Stunden weit von der französischen Grenze", ein polnisch-russisches Reich steht, so wird man sich auch mit diesem verständigen, und keinen Anstoß daran nehmen, daß es um eine Kleinigkeit größer ist. — Wenn aber Deutsche und zwar, wie sie selbst glauben, nationalgesinnte Deutsche neuerdings in allgemeiner Slavenverachtung diese Kleinigkeit für gleichgültig halten und sagen: „Ach was, die Polen sind nicht besser als die Russen, sind auch Deutschfeinde. Mögen sie in einander aufgehen; dann können wir das ganze Pack in Bausch und Bogen bekämpfen", — so ist das eine von den traurigen Maulmachereien, in denen sich unsere guten Deutschen, für die tägliche Faulheit mit großen Blikken auf die Zukunft sich vertröstend, so sehr gefallen; ähnlich dem Zechbruder, der seine Schuldrechnungen bis zu einem Capital auflaufen läßt.

Erstens ist ein großer Unterschied zwischen Slaven und Slaven, und dann ist der Panslavismus kein leerer Wahn mehr, sobald Polen aufgehört hat. Wir halten Rußland nicht für so gewaltig, daß es Welteroberungen und Universalmonarchien im alten Styl unternehmen könnte, und die „uniformirte Völkerwanderung" scheint uns sogar ein Popanz. Rußland ist keiner römischen Waffenthaten und keiner großen organischen Schöpfung fähig, aber unorganisch wächst es, wie der Stein im Erdreich, durch langsames Agglomeriren, bis es zum erdrückenden Felsen wird. Sollte einmal Polen ganz umgepflügt und mit russischer Erde verschüttet

und erstickt sein, dann werden die slavischen Völker über dem Grabe Polens dem Moskoviter die Hand reichen, sie sind alle schmiegsamer, sie kennen alle weniger den Gedanken individueller Nationalität und Freiheit. Posen und Galizien, die der nordische Ehrgeiz nicht als deutsche Besitzungen, sondern als ein anvertrautes Gut betrachtet, welches ihm Zinsen tragen soll, Posen und Galizien werden der Attractionskraft des Erdkolosses nicht widerstehen können. Ungarn und Slavonien — die unbeschildeten Weichen Oesterreichs — Illyrien, Mähren und Böhmen werden russische Absteigequartiere, Pulverlager und Laufgräben sein, wie jetzt die Donaufürstenthümer; und die hohe nordische Macht wird dann — ohne Schwertstreich — Deutschland, vielleicht Europa Gesetze vorschreiben.

Die Einführung der Jesuiten in Tyrol.

Conservative Blätter ließen zur Glaubensstärkung der Schwachen verlauten, Stände und Regierung wären einander bei der Berufung der Jesuiten nach unsern Alpen in ihren Wünschen begegnet. Es ist ein zweites Helgoland das in seine Felsenbastionen eingerammte Tirol; die Halbscheide des Jahres steht es mit dem übrigen Festlande kaum in Verbindung, ja es gibt bei uns Leute, die im vollen Ernste zweifeln, ob sie wälsch oder deutsch sind? Der Geschichte nach haben wir immerhin zu Deutschland gehört, und so dürfte es nicht Anmaßung scheinen, wenn wir auf lebhaften Antheil der deutschen Brüder an unsern Leiden und Freuden rechnen.

Da von der Einwirkung der Stände auf vorliegende Sache die Rede ist, so muß ich voraus erinnern, daß man bei uns nicht Stände vermuthen darf, wie sie in andern Theilen unseres lieben deutschen Vaterlandes in Brauch sind, vielmehr haben die unsrigen mit jenen wenig gemein. Es sind 52 Männer, je 13 aus der Geistlichkeit, dem Adel, den Städten und der Bauerschaft, sie werden auf Lebensdauer gewählt, und vom Kaiser bestätigt, seit Joseph II. steht der jeweilige Gouverneur als Landeshauptmann an ihrer Spitze. Die Geistlichkeit verknüpft die Standschaft mit dem Besitze gewisser Pfründen; die Abordnung der Adeligen steht beim Matrikelcongresse, in letzter Zeit schlug sie meist der Landesmarschall unmittelbar der Regierung vor; die Wahl der Vertreter des Bürger- und Bauernstandes erfolgt durch Gemeindeausschüße. Das Volk in den Bergen hängt unerschütterlich am Alten, nicht nur am alten Glauben, sondern auch an den eingerosteten, damit verwachsenen Vorur-

theilen, den verjährten Vorrechten und Einrichtungen, so daß der ehemalige Bestand schon ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung legt. Nichts ist ihm im Allgemeinen verhaßter als Neuerung, oder wie es Andere nennen, Fortschritt, und so kommt es denn auch, daß jeder Verdacht der Hinneigung zu diesem, schon für mehr als leichter Makel gilt, und daß häufig Leute im Congresse sitzen, die mit den Interessen der Gegenwart wenig vertraut sind, und ihre eigenen Gedanken weder in Rede noch Schrift mit gewünschter Klarheit auszusprechen vermögen. Sei es nun deßhalb, oder weil selbst der alten Verfassung zufolge das vornehmste Recht der tirolischen Stände in der Steuerbewilligung bestand, die Fragen, welche die Regierung ihnen zur Berathung vorlegt, erheben sich nicht über die Schwebe der Localinterressen; auf diese in engster Bedeutung beschränken sich auch fast ausschließlich ihre Bitten und Wünsche, und die Debatten beruhen gewöhnlich nur auf dem Conflicte der nördlichen mit der südlichen. Vielen gilt die Standschaft blos für ein kleines Emolument; die wenigsten vielleicht sind von der Wichtigkeit eines Amtes durchdrungen, das zur Wahrung und Aufrechthaltung unserer Stellung, den Provinzen des großen Kaiserstaates gegenüber, berufen ist. Man wird begreifen, daß es keines glänzenden Rednertalentes, ja keines andern als eines gemeinen für Alle bedarf, um bei dieser Versammlung den Beifall einer Maßregel zu gewinnen, wofür man ihr die Duldung zweier Jahrhunderte als Bürgen zu stellen vermochte, wie nicht minder, daß der Plan dazu nicht aus ihrem Schoße entsprang, da die Erinnerung daran über zwei Menschenalter zurückführte.

Die Mine, welche die Capitulation einleiten sollte, wurde von außen nach innen gegraben. Die Ligue, welche ihre Missionäre nach Aufgang und Niedergang entsendet, und Bombay wie Nordamerika unter einem Hirten sammeln will, hatte dieselbe Wohlthat auch längst ihrem Nachbarlande zugedacht. Ihr Patriarch selbst bemühte sich wiederholt zu freundlichem Besuch, und ließ so gut möglich zur allgemeinen Bewunderung laut werden, wie er nun sein alchymistisches Laboratorium mit Geistern und Dämonen auch hier zu Lande aufgeschlagen. Ich gestehe offen, nicht zu wissen, ob und wie tief sich seine Wünschelruthe auch zu den guten Prämonstratensern von Wilten niederbog, und dazu beitrug, sie in ihrer Ob-

hut über die adeligen Zöglinge in Insbruck noch mehr zu verstören: so viel ist gewiß, daß ihre Resignation darauf den auserwählten Streitern Christi das Feld räumte.

Nun trat der Mann auf, dessen Stirne jener Alte von Berge mit seinem Bruderkusse geweiht, und die der Sage nach Alle versteinerte, die sie ansahen. Sein Name erklang, wo es die Jesuiten galt; er hieß Joseph, nachmals Freiherr, von Giovanelli. Während er in der Jugend nach dem Zeugnisse seiner poetischen Ergüße ganz andern Göttern opferte, trat er im Kampfe des Jahres 1809 auf die Seite derer, die entrüstet über die Kränkung der Kirchendiener den Schild erhoben, und ersah sich dabei die Leiter zu Gunst und Geltung. Die Helden starben auf dem Kampf- und Richtplatze, er aber wußte, obgleich er nie mit ihnen das blutige Spiel getheilt, den letzten Abglanz ihres Heiligenscheines um sein Haupt zu sammeln, hielt sich nun fortan zu Denen, die, wie es sich damals zeigte, Herren des Landes waren, und trieb die Verfolgung der ihnen Abtrünnigen so weit, daß die Kinder aus ihrem eigenen Vaterhause weichen mußten. Auch dem Adel galt er als die würzigste Blume in seinem Kranze, so durchweg durchdrungen von den gottgegebenen Vorrechten der Geburt, als ob das Blut eines sechzehnten Urahns in seinen Adern strömte. Die Herren der heiligen Ligue hatten ihren Mann gefunden, auch der Ringplatz war ihren Wünschen günstig: Adel und Schule, wornach die frommen Väter anderwärts umsonst gestrebt, sollte hier mit einem einzigen Zuge in ihr Netz fallen. Der damalige Landeschef war um Ersatz für die abtretenden Erzieher der theresianischen Ritterakademie verlegen, Giovanelli schlug ihm die Jesuiten vor.

Allein von der hohen Warte, die ihren Telegraphen nicht nur nach Tirol sondern auch nach Ostgalizien richtete, sahen sich die Dinge anders an. Die vorliegenden Proben waren wenig geeignet, die russischen Exulanten für das civilisirte Europa zu empfehlen, man zuckte die Achseln und meinte, sie hätten sich überlebt. Das wühlte und kochte im angehenden Freiherrn, die Stände als Vertreter Tirols sollten für seine Einflüsterungen einstehn, und weil sich von selbst keine Gelegenheit darbot, brach er sie vom Zaune Es war genug, daß die Uebersicht der Landtagsverhandlungen das Theresianum einmal erwähnte; nicht von den Vorstehern, von den

austretenden mittellosen Zöglingen war zwar die Rede, doch Giovanelli knüpfte daran seinen breitgeschlagenen Vortrag über die Betrauung der Jesuiten mit der Obhut desselben und der mit Leitung der lateinischen Schulen. Für die Geistlichkeit, deren erste zwei Stimmen dem Vernehmen nach schon früher von Rom aus diesfalls bedeutet wurden, trug er das Ansehen des kirchlichen Ordens, für den Adel seine früheren Erzieher, für Alle das beliebte Thema der Bekämpfung des Lutherthums und der Wiederbelebung des katholischen Glaubens im verworfenen atheistischen Frankreich zur Schau. Wer mochte wohl aus seinen geduldigen Zuhörern von Bellarmin und Escobar, von den reinigenden Rück- und Vorbehalten, von der tausendfachen Gliederung der Moral, die sie zu einem biegsamen Gelenkmann gestaltet, wissen; die aber davon gehört hatten, zogen die süße Gewohnheit des Bejahens und Nickens der gefüllten Schaale des Geifers und dem Brandmahle der Verketzerung vor. So verhielt es sich mit den „Bitten" der tirolischen Stände. Giovanelli ermangelte nicht das Schaugericht noch besser zu schmücken, als kurz nachher mit seinem Hofe der Kaiser zur Erbhuldigung ins Land kam. Endlich bewilligte dieser, was als besondere Gnade von ihm erfleht wurde, und die frommen Väter dankten des Himmels heiliger Fügung.

Sie waren kaum recht eingenistet in ihre neuen Sitze, als ihnen schon der Raum ihrer Mauern zu enge wurde; die Jugend von ganz Tirol sollte sich vor ihren Triumphzug spannen, Nord und Süd Gaben auf ihre Altäre schichten. War ihnen doch auch nur der niedere Theil des öffentlichen Unterrichts anvertraut; wenn die Jugend unter den Formen alter Zungen den Geschmack am deutschen Mutterlaute verlernte, schien die Arbeit nur halb gethan, der Geist sollte die Ketten des Siechthums durch die ganze Frist seiner Erdenpilgerschaft mit Anstand zu tragen wissen. Erst galt's nur ein Geschoß der Universität nach dem andern, dann die Kanzeln ihrer Lehrer. Mit dem verneinenden Entscheide der ersten Instanz nicht zufrieden wiederholte man die Bitte unter scheinbar günstigern Auspicien, und erhielt die einstimmige Abweisung zweier Oberbehörden, der das Gemeinwohl leitenden und der besondern für die Studien. Dazwischen wurde die Convictserrichtung betrieben. Es war diesmal schon nicht mehr von der bloßen Pflege der stillen Sonnenblume der Gottseligkeit die Rede, sondern von bedeuten-

den Spenden für die Wohnungen ihrer Gärtner, es handelte sich um nichts weniger als eine Gabe von 100,000 Fl. C. Mz. Allein die Stände wollten für die Jesuiten keine Steuern eintreiben, und die Regierung gestattete ihnen das Convict nur ohne Zuschuß aus den öffentlichen Fonds. Eine später vom P. Rector angesprochene Exemtion der Ordensglieder von weltlichen Gerichten rief den Auftrag der Hofstelle zur Einschränkung ihrer Bestrebungen hervor.

Faßt man diesen Verlauf zusammen, so dürfte es nicht schwer sein, das lichtscheue Gewebe zu durchblicken, das die Jesuiten in kurzen Röcken für die in langen gesponnen. In sieben Jahren ihres Wirkens und Treibens am Inn hat sich so ziemlich die heilige Weihrauchswolke gelüftet, die sie ihren Pfaden voranzuschicken pflegen, man kennt die Farbe des Himmels, die sie lieben, und das Seil, woran sich Jünglinge und Männer, Weiber und Mägde reihen sollen, um Frohne zu thun an der Baute ihres königlichen Thrones. Zwei Landtage gingen vorüber, auf denen kein Klang mehr laut wurde von ihrem Lobe, nicht einmal die Bitte für Ausstattung ihres Convictes wagte man, da es doch seit Jahr und Tag öde steht, als wären die Actien der Erbauer im Preise gesunken. Auch der gute Freiherr ist nun jenseits des Grabes so wenig für die Garantie geschäftig, als diesseits, da er sie selbst übernehmen sollte, und verstummte in seinen letzten Tagen mit den Orgeltönen des Liedes vom braven Manne, um nicht die Lacher gegen sich zu haben. So beginnt man allmählig auch in Tirol zu begreifen, welche Bahn diese Herren wundersam genug mit Weihwasser und Psalter, Bußgürteln und Kreuzen ausgeschmückt. Sie haben Absolution für jede Sünde und Nachsicht für jede Schwachheit, eines nur ist die Bedingung: Unterwerfung!

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Die Journalistik ein Friedhof. — Joseph Weigl. — Gyrowetz' Memoiren. — Marquis von Sambuy. — Saphir und Pokorny. — Bosco. — Thierquälerei und Vereine dagegen. — Feuern einer Schildwache.

Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung hat unlängst nachgerechnet, daß in den letzten paar Jahren an 88 Generale aus den Reihen des österreichischen Heeres ausgeschieden sind und der Tod eine grausame Ernte hält unter den Helden der letzten Weltkriege; in der That, die Journalistik gleicht jetzt einem Friedhof: in ihren Spalten dehnen sich lange Nekrologe, in denen mitunter ganz andere Dinge zur Sprache gebracht werden, als sie bei Lebzeiten der Verstorbenen zum Vorschein kamen. Einige in diesen Tagen erfolgte Todesfälle habe auch ich zu erwähnen, die ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind.

Der Name Weigl hat in jenem Theile der musikalischen Welt, der nicht ganz nur der Gegenwart hingegeben und ohne kunstgeschichtliches Gedächtniß ist, einen guten Klang und zählt zu den Sternen, deren Glanz einst den hiesigen Kunstzuständen eine so feierliche Bedeutung in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Tonkunst verlieh. Zu Eisenstadt in Ungarn geboren und in Wien der Arzneikunde beflissen, entwickelte der strebsame Jüngling bald ein überwiegendes Talent für Musik, und schon in dem Alter von 15 Jahren hatte er eine kleine Oper: Il pazzo per forza vollendet, die ihm den ermunternden Beifall Gluck's und Salieri's erwarb. Unter des Letztern Leitung nnd mit Albrecht Bergers Beistand widmete sich Weigl fortan der Kunst, nachdem er der Heilwissenschaft für immer entsagt hatte und gewichtige Empfehlungen ihm die Unterstützung des Kaisers Joseph erwarben. In der günstigen Stellung eines k. k. Hofcapellmeisters, welchen Posten er 1806 erhielt, da man ihn an die Residenz fesseln wollte, entfaltete Weigl eine bedeutende Fruchtbarkeit, denn außer zahl-

reichen Kirchensachen und einer Reihe werthvoller Oratorien besitzt man von ihm noch 24 Opern, worunter „Die Schweizerfamilie,“ „Das Waisenhaus“ und „Adrian von Ostade“ seine bekanntesten sind und die Runde über sämmtliche Bühnen Deutschlands gemacht, ja selbst auf ausländischen Theatern vielfach Eingang gefunden haben. Dieser einst so gefeierte Tondichter, welcher seit 1813 in tiefer Zurückgezogenheit lebte, ist nun in den ersten Tagen Februars, achtzig Jahre alt, gestorben und ruht auf dem bekannten Währinger Gottesacker, neben Beethoven, Schubert und Seyfried, wo ihm seine Familie einen prachtvollen Leichenstein setzen lassen will. — Es lebt hier noch ein andrer alter Tonmeister, Gyrowetz, der eben damit beschäftigt ist, seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, und wir wollen hoffen, daß der Tod ihm die Muße gönnen werde, dieselben zu vollenden; jedenfalls dürften diese Denkblätter einen Lebensinhalt umfassen wie wenige und einen bleibenden Platz in der Memoirenliteratur einnehmen. Haydn, Mozart, Beethoven, Gluck, Kanne, Hoffmann, Paganini, die Catalani und noch viele andere Notabilitäten der Kunst und Literatur, der Diplomatie und des Staates treten darin in unmittelbarer, lebendiger Betheiligung auf, abgesehen von dem artistischen Werth einer kritischen Revue über eine achtzigjährige Periode, deren Endpunkte eine der größten Revolutionen im socialen wie ästhetischen Leben umfassen.

In der Nacht des 5. Februar verschied plötzlich, drei Stunden nach der Nachhausefahrt aus einer Gesellschaft, der Marquis von Sambuy, k. sardinischer Gesandter am hiesigen Hofe, 54 Jahre alt, an einer heftigen Kolik, die eine Entartung der Eingeweide zur Folge hatte, nachdem ihm erst vor einigen Monaten sein ältester Sohn ertrunken war. Er wurde mit allen seiner militairischen Würde als Generallieutenant angemessenen Ehren auf den Friedhof geleitet, wohin der Sarg geschafft werden mußte, da einem bestehenden Gesetze gemäß, keine Leiche über die bestimmte Frist innerhalb der Stadtmauern bleiben darf, und erst aus der Capelle des Kirchhofs, wo Tag und Nacht einige Priester beteten, wurde der Leichnam nach Italien abgeführt, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden.

Sie haben ohne Zweifel aus den hiesigen Blättern die unerfreuliche Polemik ersehen, welche sich zwischen Saphir und Herrn Pokorny entsponnen hat. Wie man auch sonst von dem Redacteur des Humoristen denken möge, das muß Jedermann gestehen, daß die in der Theaterzeitung abgedruckte Erklärung Pokorny's, weit entfernt eine Anklage Saphir's zu enthalten, eine glänzende Rechtfertigung des geistreichen Journalisten darbietet, indem sie ihm das Zeugniß ausstellt, seine Privatverbindlichkeiten gegen den Theaterunternehmer niemals mit seinen Pflichten als Journalist vermengt und trotz der hohen Achtung, die er für den ehrenhaften Charakter und die menschenfreundliche Gesinnung des Directors hegte, die Anforderungen des Publi-

cums an ein öffentliches Institut mit entschiedener Stimme geltend gemacht zu haben. Nur die bornirte Logik und die gesinnungslose Flachheit des Janhagels können von einem Journalisten verlangen, die Interessen der Kunst und des Publicums der persönlichen Dankbarkeit zu opfern, und sogar der gewöhnlichste Verstand wird die Doppelseitigkeit anerkennen müssen, mit welcher man irgend Jemand sehr hochschätzen kann als Mensch und Charakter und ihn doch wieder laut tadeln muß als Talent und Mann eines Berufs, dem er nicht genügen will. Gerade in diesen Tagen vielfacher Anfeindung hat Herr Saphir von Sr. Maj. dem Kaiser die goldene Schriftstellermedaille und von der regierenden Kaiserin eine kostbare Busennadel zum Geschenk erhalten.

Ebenso abstoßend als lächerlich finden wir dagegen das cynische Treiben des Herrn Bosco, der, nachdem sein Charlatanismus an der Uebersättigung des Publicums abgeprallt ist, welches nachgerade dieser Gaukeleien überdrüssig geworden, kein Mittel verschmäht, sich Zuschauer zu verschaffen, und in mehreren hiesigen Blättern, die sich für gutes Geld dazu borgen, auf eine unverschämte Weise um Mitleid fleht, indem er sich in Folge seines Unfalls, den Viele für einen schlauen Theaterbetrug halten, als einen der öffentlichen Barmherzigkeit würdigen Menschen hinstellen möchte und in rührenden Worten an das gute Herz der Wiener appellirt. Das fehlte noch, daß jeder Gaukler, der sein ohnedem mit leichter Mühe erworbenes Vermögen verschleudert hat, oder des Geldes nicht genug bekommt, am Ende den Hilflosen pielt und auf die Thränendrüsen der Weichherzigen speculirt, um den ohnedem schon so vielfältig geschändeten Wohlthätigkeitssinn der hiesigen Bevölkerung vollends zur Carricatur zu stempeln!

Aus mancherlei Anregungen erhellt, daß höhern Orts die Absicht besteht, das Institut der Vereine gegen Thierquälerei bei uns jetzt in Aufnahme zu bringen, weßhalb denn auch Castelli und Saphir einen darauf hinzielenden Aufruf in den hiesigen Blättern erlassen haben. Man kann nicht leugnen, daß die Rohheit, welche man häufig hierorts in der Behandlung der Thiere wahrnimmt, dazu auffordert, auf Erweckung eines humaneren Sinnes hinzuarbeiten. So stach erst unlängst ein Wirth einem Schafe, das sich verlaufen hatte, aus Bosheit öffentlich mit seinem Taschenmesser die Augen aus und das arme Geschöpf hätte die kurze Spanne Zeit, die es noch zu athmen hatte, unter unsäglichen Schmerzen hinbringen müssen, wenn nicht ein Anderer die humane List gebraucht hätte, das verstümmelte Thier heimlich abzuschlachten und dem grausamen Besitzer zurückzustellen. Besonders verdient auch die Bespannungsart in vielen Gegenden die Berücksichtigung aller Gegner der Thierquälerei, indem unter dieser Form die größte Pein gegen das Zugvieh ausgeübt zu werden pflegt, ohne daß die Peiniger oft selbst die geringste Ahnung davon haben. In sehr vielen Gegen-

den werden nämlich die Zugthiere mittelst eines sogenannten Joches angeschirrt, das dem Ochsen entweder über den Kopf oder über das Genick gelegt wird. Abgesehen davon, daß die Zugkraft in dem Grade vermindert wird, je spitziger der Winkel ist, unter dem die bewegende Kraft zu wirken hat, folglich bei dieser Bespannungsweise ein bedeutender Theil der Kraft vergeudet und dem Thiere eine größere Anstrengung zugemuthet wird, als die wegzuschaffende Last eigentlich erfordern würde, ist auch noch der Umstand zu berücksichtigen, wie widernatürlich und schmerzhaft dem Zugthiere die Nothwendigkeit sein muß, eine Bürde, zu deren Bewegung seine gesammte Körperstärke erforderlich ist, gerade mittelst eines Körpertheiles fortzubringen, der nach der bekannten Organisation des thierischen Leibes, welche im Wesentlichen ganz die des Menschen ist, der edelste und empfindsamste Theil und der Sitz der wichtigsten Lebensorgane ist. Das stiere, hervorgedrückte Auge, die Starrheit des Halses und noch viele andere nicht sogleich ins Auge fallende äußerliche Erscheinungen an dem auf diese Weise gemarterten Thiere beweisen bereits zur Gnüge, wie barbarisch und zweckwidrig diese Beschirrung des Zugviehes sei, für das eben nur dieselbe Anspannungsweise paßt, wie sie bei den Pferden allgemein angewandt wird, wobei zugleich die mit der auf den Achsen des Wagens koncentrirten Last parallel laufende Zugkraft ungeschwächt bleibt und in ihrer Totalität wirken kann. Am meisten muß es verdrießen, daß bei uns jeder Fortschritt wie auf das Commandowort eintreten soll und selbst die beste Sache so lange verpönt bleibt, bis man sich oben durch irgend einen Zufall von der Zuträglichkeit derselben hinlänglich überzeugt hat: die Vereine gegen Thierquälerei haben lange genug das Stichblatt des Witzes bilden müssen, und die Censur ließ die ärgsten Verhöhnungen der in Deutschland wirksamen Vereine dieser Gattung passiren; jetzt mit Einemmale will man uns eine von der Humanität schon längst gebotene Sache, die nur darum nicht zu Stande kam, weil das Polizeiauge in ihr das verhaßte Vereinsprincip erblickte, wie eine Beglückung decretiren, um sich vielleicht nachträglich das Verdienst des Instituts zu vindiciren. Unsere Tugenden sind wenigstens unser Eigenthum und können weder durch hohe Billigung erschaffen noch unterdrückt werden.

Bevor man indeß daran denkt, die armen Thiere nicht unnützer Weise zu quälen, möchten wir doch, daß früher noch den Menschen dieser Schutz zu Theil würde und in Zukunft der ruhige Bürger, indem er seinen Geschäften nachgeht und das Geld zu erschwingen sucht, womit er seine Abgaben bezahlt, nicht den Flintenkugeln der Soldateska ausgesetzt sei. Unter dem frühern commandirenden General, dem jetzigen Feldmarschall Baron Wimpfen, erfreute sich die Hauptstadt einer ungestörten Ruhe, ohne daß deshalb die Kugeln in den Gassen herumflogen, allein jetzt hat sich die Ansicht festgestellt, daß nur die

blutigste Strenge die auf die Spitze gestellte Sicherheit zu retten vermöge. Wenn wir aber hören, gegen wen dieser schonungslose Gebrauch der Waffen von Seiten der Schildwachen gemacht wird, so müssen wir wahrlich erröthen über die Sinnlosigkeit einer Härte, der selbst jeder vernünftige Vorwand fehlt. So wurde erst gestern Abends von dem beim Kärnthnerthore stehenden Wachtposten auf einen Vorübergehenden geschossen, weil — weil — nun ich schäme mich es auszusprechen, — weil derselbe eine Cigarre rauchte und sie nicht auf das Geheiß des Soldaten wegwerfen wollte!!! Die Kugel des wackern Schützen flog seitwärts und verwundete einen am Arm seiner Frau gehenden Herrn an der Schulter. Dieser Vorfall hat die allgemeinste Erbitterung hervorgerufen, und selbst in dem nahen Operntheater war die Aufregung außerordentlich. Bei der bekannten Mäßigung der österreichischen Regierung ist mit Zuversicht zu erwarten, daß jugendliche Extravaganzen, die zu nichts Gutem führen können, für die Zukunft unschädlich gemacht werden.

II.

Aus Berlin.

Captatio benevolentiae. — Die neue Asträa und die großen Kinder. — Ein Stern am preußischen Himmel. — Die Politik der Zukunft. — Eine königliche Concession. — Der Herr Beobachter. — Zur Geschichte der „guten" Presse. — Die Landtagsabschiede über die Presse.

Leser Ihrer Zeitschrift, die nicht mit dem übernatürlichen Verstande des „Rheinischen Beobachters," sondern mit gewöhnlichem Menschenverstande begabt sind, haben es gewiß schon längst gemerkt, daß Ihr Berliner Correspondent von dem „Correspondiren" nicht Gewerbe macht, sondern nur gelegentlich seine Bemerkungen über das was sich ihm aufgedrängt hat, dem Leser zur Prüfung und weitern Betrachtung vorlegt. Um Neuigkeiten, um eine Art Zeitungsbericht kann es dabei nicht zu thun sein, und ich schmeichle mir, daß es dem Leser nicht unangenehm sein wird, wenn ich mitunter auch auf Dinge die schon vor Wochen geschehen sind, zurückgehe, besonders, wenn die Reihe ihrer Wirkungen noch nicht erschöpft ist. Diesmal will ich versuchen, die meiner Ansicht nach hervorragendsten Ereignisse, welche während der letzten sechs Wochen entweder von hier ausgingen oder die Stadt selbst näher berührten, vorüberzuführen.

Dem Himmel gebührt der Vorrang. Also zuerst ein Wort über die an unserm Himmel gegen Ende des vorigen Jahres gemachte Entdeckung eines neuen Planeten, des zwölften im ganzen Systeme und des fünften unter den sogenannten Asteroiden, deren Entdeckung im zweiten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts begann. Die vier ersten, Ceres, Pallas, Juno und Vesta wurden rasch nacheinander von

Piazzi, Harding und Olbers, 1801, 1802, 1804 und 1807 gefunden; die Entdeckung des fünften blieb dem Jahre 1845 und dem Herrn Postsecretair Hencke in Driesen aufbehalten. Daß der Lauf dieses neubemerkten Himmelswandrers sogleich fleißig beobachtet und astronomischer Berechnung unterworfen wurde, ist ganz in der Ordnung; aber rührend ist es zu sehen, wie solch ein neues Spielzeug den großen Kindern, unsern lieben Brüdern, zu schaffen macht. Kam da z. B. ein Brüderchen in der Spenerschen Zeitung und philosophirte darüber, wie die neue Weihnachtspuppe heißen sollte; — Themis meinte es, wäre der allerschönste Name — machte dann auch geschwind mit diesem Namen ein paar artige Zahlenspiele u. dergl.; z. B. die Namen der fünf Asteroiden, wenn man den fünften Themis hieße, enthielten in den römischen Zifferbuchstaben, nämlich

Ceres, PaLLas, IVno, Vesta, TheMIs

die Zahl 1212 (was bedeuten soll: der zwölfte Planet, entdeckt im zwölften Monat); wenn man deren einzelne Ziffern zusammenrechne, gebe es 6, das erste Pärchen gebe 3, und das zweite abermals 3, also hintereinander geschrieben 633, dies zu 1212 gezählt, gebe 1845; somit stecke in den fünf Namen die Notiz: der zwölfte Planet, entdeckt im zwölften Mond des Jahres 1845. Leider ist diese sinnreiche Combination vergeudet. Herr Professor Encke, also ein Reimbruder des Entdeckers, des Herrn Hencke, von diesem zum Namengeber erwählt, taufte den neuen Stern Asträa. Und dies zeigt Herr Hencke jetzt öffentlich an, sowie auch, daß seines Herzens Wünsche ganz erfüllt sein würden, wenn ihm die astronomische Welt noch die Liebe thäte, dem Stern einen umgekehrten Anker zum Sinnbild zu geben. In derselben Anzeige betrübt sich der gute Herr Hencke darüber, daß der Stern, der Anfangs wie einer neunter Größe gestrahlt, immer mehr verbleiche und verschwinde, — ja wohl, sic transit gloria mundi — wobei ihm nur das Eine noch Trost gewährt, daß man die Asträa nun doch wohl nicht mehr aus dem Bereiche der Beobachtungen verlieren werde, weil — nun warum? — weil, sagt Herr Hencke, „zu seiner Freude ein Meister der höchsten Wissenschaft (nämlich Hr. Encke) der Asträa bereits ihren Lauf vorgezeichnet hat." Was nicht die Gelehrten Alles können! Sogar den Himmelskörpern ihren Lauf vorzeichnen. Da sieht man, wie wohlgethan es ist, wenn sich die Polizei gut mit den Gelehrten steht.

Inzwischen hat auf Erden einen anderen Stern, und zwar einen Leitstern der „Rheinische Beobachter" entdeckt; — einen Ordensstern dafür an seine Brust! Was er entdeckt hat ist nichts Geringeres als das preußische Princip. Er, der Beobachter, hat mit seinem von ihm selbst erfundenen „Freisinnigen-Fortschritts"-Tubus vom fernen Rheine her der preußischen Regierung — er spricht immer von der „Regierung," als ob in Preußen eine Abstraction regierte — tief

ins Herz geschaut, und da folgende große Entdeckung gemacht: „Was „die Regierung anstrebt, ist: die freie Persönlichkeit des Staatsbürgers „in den Schranken einer selbstständigen und unbehinderten Staatsge-„walt, sowie andrerseits die freie Persönlichkeit des religiösen Bewußt-„seins in dem Organismus einer unabhängigen Kirche.“ Ueber diesen blümeranten Unsinn kein Wort! Aber der Mühe werth ist es, darauf zu merken, wie der Rhein. Beobachter mit den Lieblingsphrasen der Gegner die er bekämpft, sich aufstutzt: Freiheit, Fortschritt, freie Persönlichkeit, religiöses Bewußtsein! Er bildet sich ein, dem conservativen Princip dadurch zum Siege zu verhelfen, daß er ihm den Rock des verachteten Gegners anzieht. Als ob das nicht gerade hieße, seine Schwäche, seine Blöße bekennen! Die preußische Regierung, sagt der Herr Beobachter, habe deswegen „alle Parteien gegen sich, weil sie ihr Princip unumwunden ausspricht und mit Entschiedenheit verfolgt.“ Ich bitte Sie um Alles in der Welt. Dergleichen Dinge darf man in Preußen sagen? darf ein Blatt sagen, das sich zum Vorkämpfer der Regierung aufwirft? Die Regierung sei Partei? eine Partei die alle Parteien gegen sich hat? verfolge ein Parteiprincip, das den Principien aller Parteien im Lande entgegengesetzt ist? Bravo, bravo, Herr Beobachter! Und welches ist dies — nach der Entdeckung des Hrn. Beobachters — von der preußischen Regierung unumwunden ausgesprochene (aber wo denn, wie denn, durch wen denn ausgesprochen?) und mit Entschiedenheit verfolgte Princip? „Die freie Persönlichkeit des Bürgers in den Schranken einer unbehinderten Staatsgewalt“ — das Sonnenlicht im Innern eines fensterlosen Hauses. Bravo, bravo! „Wir möchten“ — heißt es weiter — „dieses Verfahren“ — nämlich das unumwundene Aussprechen (welches nur der Herr Beobachter vernommen hat) und das entschiedene Verfahren dieses (vom Herrn Beobachter erfundenen) Princips — „die Politik der Zukunft nennen, weil es sich hier zum ersten Male um ein offen ausgesprochenes und wahrhaftes Princip handelt.“ Doch genug des offen ausgesprochenen nnd wahrhaften Unsinns, welchen der Herr Beobachter einer verständigen Regierung andichtet, deren Mitglieder solches Zeug doch schwerlich lesen können, ohne zu — lächeln.

In einem anderen seiner vortrefflichen Aufsätze versichert der Herr Beobachter: „In den Landtagsabschieden liege diesesmal eine Concession (!! hört! höet!), und zwar eine so große, daß die liberalen Zeitungen (speciell: die cölnische) sie nie verstehen werden.“ Bravo, bravo, Herr Beobachter! Also die preußische Regierung macht Concessionen? macht dem Liberalismus Concessionen? und es ist ein Ruhm für sie, Concessionen zu machen? Eine Concession! eine Concession! mein Königreich um eine Concession! Der Herr Beobachter verwechselt augenscheinlich die preußische Regierung mit sich. Was der Herr Beobachter als eine so große Concession ansieht, ist nichts

anderes, als: „das Versprechen einer Landessynode der protestantisch-preußischen Kirche; und — diese ist der Weg zu einem neuen Leben der Kirche, dieses aber führt den Sieg über alle glatten Schwätzer und alle jesuitischen Ohrenbläser mit sich." — Kaum waren die Landtagsabschiede erschienen, so zankte der Rheinische Beobachter mit der liberalen Presse, daß sie keine tiefeingehende Kritik derselben liefere. Als ob Se. Majestät der König die Landtagsabschiede erließe, damit sie von der liberalen Presse kritisirt würden! Wenn die liberale Presse Anlaß findet, sich über die Landtagsabschiede zu äußern — obgleich sie das auch eben so gut unterlassen kann, denn was ist dadurch zu erreichen? — nun wohl, dann möge der Herr Beobachter sie widerlegen! Aber wie darf er sie zu solchem Kritisiren herausfordern, sie herausfordern, „die praktische Richtigkeit so vieler in Frage kommenden (in Frage kommenden? Die Landtagsabschiede sind ja „Abschiede", Bescheide, Entscheidungen) Punkte zu prüfen"? Aber es ist nur zu natürlich, daß der Herr Beobachter auf diese Weise die liberale Presse stachelt: er lebt ja nur von ihr; aus der Fehde mit ihr zieht er all seine Nahrung; alles, was er ist, das ist er durch sie, theils indem er gegen sie geifert, theils indem er sie plündert: — denn alles verdankt er ihr, nicht blos die Stichwörter, sondern selbst die Wendungen, z. B. wenn er versichert: „Die Landtagsabschiede machen in unserer Hauptstadt durch ihre einfache und versöhnliche (versöhnliche?!) Sprache einen sehr guten Eindruck."

Die Leser der Grenzboten, die meine Weise schon kennen, werden nicht glauben, daß ich den Rheinischen Beobachter als einen Gegner betrachte, mit dem ich mich herumzuschlagen hätte. Nichts weniger; er dient mir nur als Studium; ich nehme nur dann und wann Gelegenheit, neue Züge von ihm nachzutragen, um sein Porträt zu vervollständigen. Von Anfang an habe ich die künstliche Schöpfung einer — wie man es nun nennen will — „loyalen" oder regierungsgemäßen Presse (dergleichen, wie es scheint, auch in Sachsen jetzt versucht wird), für einen seltsamen Mißgriff gehalten, und die Erfahrung, welche uns die in diesem Sinne wirkenden preußischen Organe zu machen geben, bestätigt meine Ansicht ganz vollkommen. Conservativ nennen sich diese Organe mit Unrecht, denn sie zeigen, daß es ihnen um die Conservirung von nichts Anderem, als der Unantastbarkeit jedweder Regierungshandlung — und sei es allenfalls auch nur die eines Kanzleiboten — zu thun ist; wenn die Regierung einmal revolutionirte, so würde die Revolution selbst im Munde jener Blätter conservativ sein. Aber lassen wir die Nicknamen der Parteien; um diese ist es immer ein müßiger Streit.

Die Presse durch die Presse bekämpfen — das ist eine Vorstellung, die sich leicht einschmeichelt. Es ist auch etwas daran, wenn es sich um einzelne Maßnahmen, Entschlüsse, Gesetze und dergl. han-

delt, wo kein Sonderinteresse und kein widerstrebendes Princip im Spiele ist, wo Gründe gegen Gründe streiten, Gründen von den betheiligten Parteien Gehör gegeben wird, und endlich Der vielleicht den Sieg davon trägt, welcher die besten, überzeugendsten, einschmeichelndsten Gründe vorgebracht hat. Aber principiell einander entgegengesetzte Parteien kämpfen vergeblich mit Gründen gegen einander. Der Schwächere, der Unterdrückte pflegt sonst gewöhnlich die Forderung an den Mächtigeren und Unterdrücker zu stellen: widerlege mich doch, du widerlegst mich schlecht mit Gewalt, mit Gründen widerlege mich! Die gewöhnliche Antwort ist aber immer nur wieder Gewalt; und es ist gar nicht anders möglich, denn die theoretischen Widerlegungen verfangen nichts, eben wegen der principiellen Verschiedenheit. Jetzt da wir Regierungen zu dem Versuche greifen sehen, die Presse durch die Presse zu bekämpfen, zu entwaffnen, anstatt sich der Regierungsgewalt dazu zu bedienen, ist dies ein untrügliches Zeichen, daß das früher unberechtigte, nur mit List oder Todesverachtung hier und da hindurchbrechende oppositionelle Princip stark genug geworden, um die Vertreter des herrschenden Princips selber an dessen Unfehlbarkeit und Unerschütterlichkeit irre zu machen: sie wagen den gefährlichen Schritt den Gegner, das oppositionelle Princip, in dessen eigenem Lager anzugreifen. Der Gang, welchen dieser Versuch in Preußen genommen hat, ist in hohem Grade lehrreich. Anfangs wirkte nur die Literarische Zeitung gegen die oppositionelle Presse. Damals fühlten sich die Vertheidiger des herrschenden Princips noch ganz auf der Höhe der Macht; die freiere Bewegung der oppositionellen Presse war, so zu sagen, eine octroyirte, und es konnte noch scheinen, als würde sie eben so leicht wieder zu ersticken sein, als sie entzündet worden war. Die Literarische Zeitung that nur was diesem Standpunkte gemäß war, indem sie die liberale Presse, anstatt sich auf Gründe mit ihr zu duelliren, von oben herab heruntermachte, aushunzte und kurzweg — den Staatsbehörden denuncirte. Dann kam die Königsberger Allgemeine Zeitung, welche jetzt in die „Zeitung für Preußen" umgeschaffen ist. Diese trabte nicht auf dem hohen Pferde der Literarischen einher; sie stellte sich schon auf gleichen Boden mit dem Gegner, sie warf ihm den Handschuh hin, sie ließ sich auf Discussion ein. Aber sie war noch durchdrungen von der richtigen Einsicht, daß eine Discussion bei ungleichen Principien unmöglich ist; was sie that, war daher dies, daß sie von vornherein jede Opposition, die sich nicht innerhalb des herrschenden Princips, innerhalb der vom Könige gesetzten Schranken hielt, für unberechtigt erklärte und ernstlich vom Kampfplatze zurückwies. Ich habe die Meinung der damaligen liberalen Presse über dieses Organ nie getheilt, ich habe den Standpunkt und die Leistungen desselben sehr achtungswerth gefunden. Aber seine Zeit ist vorüber. Es ist jetzt die Zeit des Rheinischen Beobachters.

Dieses Organ fing an, mit dem oppositionellen Standpunkte zu buhlen, anstatt ihn strenge auszuschließen; es griff zur List: es nahm die Maske des gegnerischen Princips vor, um sich in die Gemüther einzuschmeicheln, um sich einzunisten und an die Stelle dieses Princips unvermerkt das seinige zu setzen. Der Rheinische Beobachter dachte: was die Menschen besticht, ist die Phrase; schöne Wortklänge, ergreifende Redensart wecken die Sympathie: gebrauchen wir die, welche beliebt sind! und schmuggeln wir unter ihrer Decke unser Princip in die oppositionellen Kreise ein, oder sorgen wir wenigstens, daß wenn das Princip dieser letzteren sich weiter ausbreiten will, es die Stelle schon von seinem Doppelgänger mit der liberalen Fratze und dem loyalen Herzen eingenommen finde! So führt denn nun der Rhein. Beobachter stets den „freisinnigen Fortschritt" und den „wahren Fortschritt," und die „wahre Freiheit" und den „Staatsbürger" und die „freie Persönlichkeit" und das „Bewußtsein" und die „selbständige, organische Entwicklung" und dergl. m. im Munde. Der Rheinische Beobachter ist in einem unheilschwangeren Irrthum befangen. In die Grube, welche er der oppositionellen Richtung gräbt, stürzt nur er selbst hinein. Er hat darin ganz Recht, daß die große Mehrzahl der Menschen sich führen und leiten läßt, und daß die großen Phrasen die Gängelbänder sind, an denen die ausgewachsenen Kinder geleitet werden. Aber er übersieht eines, nämlich den wichtigen Umstand, daß sich diese großjährigen Kinder nicht wollen von dem ersten besten alten Weibe leiten lassen, sondern daß sie sich, bevor sie mitgehen, erst den Führer, dem sie folgen sollen, besehen. Es ist nicht gleichgültig, wer von Fortschritt, Freiheit, Selbstständigkeit und dergl. spricht. Diese Worte werden in anderem Munde zu anderen Worten, und Die welche er gern gewinnen möchte, schlagen ihm ein Schnippchen und sagen: Freund! mit Speck fängt man Mäuse! nicht? wir riechen aber deine Falle durch den Speck. Deine Freiheit ist nicht unsere Freiheit; dein Fortschritt ist nicht unser Fortschritt; deine „Concessionen" wollen und brauchen wir nicht; geh nur, geh! du blamirst nur dich und das Princip das du gern herausstreichen möchtest. — In dem Verfahren des Rhein. Beobachters liegt die gefährlichste Anerkennung des feindseligen Princips versteckt; er verachtet und denuncirt die öffentliche Meinung nicht mehr, er perhorrescirt sie nicht mehr, er sucht sie nicht mehr zu belehren, zu bessern, er lockt, er ködert, er liebkost, er streichelt sie, er accomodirt sich ihr, er borgt von ihr selbst die Waffen mit denen er gegen sie kämpfen will, Waffen auf deren Gebrauch er sich schlecht versteht und die, ungeschickt angegriffen, nur ihn selbst verwunden. Aber nicht nur ihn selbst. Er schlägt dem Princip welches er durchzusetzen wünscht, er schlägt sogar unmittelbar der Staatsverwaltung, die er zu vertheidigen im öffentlichen Urtheil zu heben meint, die bösesten Wunden. Denn wenn er

das für sich allein thäte, daß er dem herrschenden Princip das Recht vergiebt, hoch erhaben über alle Angriffe und unverletzbar dazustehen, so würde er höchstens nur sich lächerlich machen; so aber wird er mit der Regierung identificirt, und jede Schlappe die er davon trägt, dient dazu, das Ansehen der Staatsgewalt zu verkümmern. Die constitutionelle Partei in Deutschland hat lange in der Täuschung gelebt, deren Opfer z. B. Sylvester Jordan geworden ist, in der Täuschung, welche dieser Professor — denn etwas anderes war er im Grunde nie — durch den Prunknamen eines „Systems der Reformen" verherrlichte, der Täuschung nämlich, daß sich ein dem herrschenden Princip entgegengesetztes Princip auf dem Wege organischer Umbildung und gleichsam natürlicher Metamorphose herausarbeiten ließe. Seltsam, wenn nun dieselbe Täuschung auch auf der andern Seite, der des herrschenden Princips selber, den Blick der Lenker umnebelt und sie glauben macht, daß sich ein feindliches Princip hinwegdociren und hinweglisten lasse. Nein! so weit die Geschichte reicht, ist der Kampf der Principien überall und immer nur durch Gewalt entschieden worden. In einer mit den preußischen Landtagsabschieden veröffentlichten Denkschrift der Minister des Innern und der Justiz heißt es am Schlusse: „Es steht zu hoffen, daß der schon jetzt schwindende Reiz an den Erzeugnissen einer die Literatur herabwürdigenden Schriftstellerei seine Kraft immer mehr und in so weit verlieren wird, daß dergleichen Producte die verdiente Nichtachtung finden. Das höher gebildete Publicum hat dazu selbst das Mittel in der Hand, von dem weniger gebildeten Theile der Gesellschaft aber muß der Staat wenigstens versuchen, das Gift fern zu halten." Dagegen wäre gewiß nichts einzuwenden, wenn nur die Unterscheidung zwischen den gesunden Gewächsen und dem geistigen Unkraut einen festen Canon hätte, wenn man nur immer gleich wüßte, was in Gift aufschiessen und was noch zur schönen Zierblume oder zum heilsamen Kraute werden wird, und wenn sich eben die Presse sowie ein Gartenbeet jäten ließe, oder wenn man Mittel hätte, zu bewirken, daß das was den „Gebildeten" nicht schadet, die „weniger Gebildeten" nicht erreiche. Aber ist denn überhaupt eine „die Literatur herabwürdigende Schriftstellerei" so staatsgefährlich? Gewiß nicht. Gefährlich ist nur die Schriftstellerei, der das entgegengesetzte Princip die Feder spitzt und die Hand führt. Dies finde ich in einem der Landtagsabschiede auch richtig anerkannt. Es heißt da: „Wir verkennen nicht, daß der gegenwärtige Zustand der Presse insofern noch einer Verbesserung bedarf, als von einem Theile der Presse fortgesetzt Versuche gemacht werden, die ihr zum Schutze der öffentlichen Ordnung gesetzten Schranken zu durchbrechen und diesen Versuchen nicht stets rechtzeitig begegnet werden kann." Das ist eben das feindliche Princip. „Sollte dieser Uebelstand," heißt es weiter, „dahin führen, die Nothwendigkeit einer durch-

greifenden legislativen Abhülfe anzuerkennen, so würde solche nur mit Zustimmung des deutschen Bundes ausgeführt werden können, und bleibt es unserer Erwägung vorbehalten, ob und wann dieserhalb Einleitungen zu treffen sein möchten." — Einstweilen sind „zur Herstellung eines gleichmäßigen Verfahrens in der gesammten Monarchie" durch Cab. Ordre vom 5. Dec. 1845, die Bundesbeschlüsse vom 5. Juli 1832 auch auf die Provinzen Preußen und Posen ausgedehnt worden.

Ich breche hier ab, um im nächsten Briefe fortzufahren. Etwas über die schlesischen Unterstützungsvereine und über die gegen die Noth der Weber und Spinner daselbst angewandten Regierungsmaßregeln werde ich, Ihrem Wunsche gemäß, später folgen lassen.

III.

Aus Mailand.

Die Stagione. — Ueberwiegen der französischen Literatur. — Buchhandlungen und Buchdruckereien. — Belebte Physiognomie der Stadt.

Die Stagione hat die Ansprüche des hiesigen Publicums diesmal in keiner Art befriedigt, und schon die erste Novität, mit welcher das Theater della Scala eröffnet wurde, ein Ballet nebst einem Singspiel machte gänzlich Fiasco. Sehr tadelnswerth war das Verhalten der Polizei, welche bei der zweiten Vorstellung das Zischen und Pfeifen untersagte und das Parterre mit Gensdarmerie erfüllte. Fortwährender Applaus erreichte denselben Zweck, und die Vorstellung unterblieb. Man muß die leidenschaftliche Vorliebe des Mailänders für Alles, was das Theater betrifft, kennen, um die fanatische Wuth zu begreifen, mit welcher das Publicum das Urtheil der Verdammung über eine mißfällige Piece auszusprechen pflegt; der Sohn des Nordens kann diese Unerbittlichkeit des Grolls, diese criminalistische Strenge des kritischen Spruchs nicht fassen und fühlt sich abgestoßen von der rauhen Heftigkeit, womit sich hier das Mißfallen kund gibt. Eben so wenig wird sich aber das transalpinische Publicum jemals zu jener Bewußtlosigkeit des Entzückens, zu jener Höhe des Enthusiasmus hinaufschrauben können, welche der Beifall in den Räumen eines italienischen Theaters anzunehmen im Stande ist. Auffallend bleibt es, wie zahlreich die diesjährige Stagione in verschiedenen Städten der Halbinsel in Mißcredit gekommen, denn auch in Venedig, in Cremona und andern Orten Oberitaliens hat sich das Gefühl des Unbefriedigtseins auf eine ganz unzweideutige Weise ausgesprochen. Es wäre ungerecht die Ursachen lediglich in der kümmerlichen Natur der Tonschöpfungen zu suchen, womit kleine Geister wie Verdi gegenwärtig die Opernbühnen überschwemmen, wenn auch

zugegeben werden muß, daß der Contrast des jetzigen Zustandes der dramatischen Musik in Italien mit der bedeutsamen Vergangenheit derselben allerdings empfindlich genug ist, um eine Aufwallung des Unwillens, den Schmerz der Täuschung zu rechtfertigen. An diesem Gegensatz zwischen Einst und Jetzt leidet die ganze europäische Kunstwelt, und er wird in Paris und Wien eben so schneidend empfunden, als hier und in Neapel. Darum glaube ich, der tiefere Grund dieser ernsten Strenge, welche sich namentlich im nördlichen Italien den musikalischen Theatererscheinungen gegenüber in der jüngsten Zeit offenbart, sei wohl auch noch wo anders zu finden, als in dem kritischen Bewußtsein des Volkes, das sonst nicht allzu stark scheint, und es drängt sich unwillkürlich die Ueberzeugung uns auf von dem Einfluß des hyperboräischen Geistes, der von jenseits der Berge hereinflutet und eine allmählige Modification des vorherrschend ästhetisch gestimmten Nationalcharakters zu bestimmen scheint. Der politische Ernst sitzt wie ein drohender Rübezahl auf den Firnen der Alpen und verscheucht den seligen Leichtsinn jener harmlosen Theaterlust, die ja auch früher in Deutschland so in Blüte stand, und möchte den nur in krankhaften Verhältnissen ausschließlich den Musen und Grazien dienstbar gewordenen Geist der Nation zu jener Energie und Universalität zurückführen, welche sie einst in den herrlichen Zeiten des Mittelalters, in der Periode der Mediceer, der Dogen und Sforza's besessen hat.

Man darf sich indeß keinen Augenblick der Täuschung hingeben, als sei unter dem Geiste, dessen Einwirkungen den italischen Nationalcharakter umzugestalten drohen, etwa der germanische gemeint, der Geist deutscher Wissenschaft und Literatur. Deutschland ist in Italien in geistiger Beziehung zu wenig repräsentirt, ganz abgesehen von der klaffenden Divergenz des volksthümlichen Geistes, als daß es hier in einem andern Sinn, denn in materieller Bedeutung, als politische Zwangsmacht, aufgefaßt und beurtheilt werden könnte. Die französische Literatur besitzt in Italien ein förmliches Monopol, wie schon aus der großen Anzahl der Uebersetzungen französischer Schriftsteller und der höchst bedeutenden Einfuhr französischer Schriftwerke hervorgeht. Besucht man z. B. das Lesecabinet der Società d'Incorragiamento di scienze e bell' arti, das größte in Mailand und von der Elite der Intelligenz gestiftet, so findet man neben 17 politischen Blättern in verschiedenen Sprachen, 45 französische Journale, während nur 42 italienische, 10 englische und 8 deutsche vorhanden sind. Bei der politischen Herrschaft der Deutschen in Oberitalien ist dieses Verhältniß gewiß höchst bezeichnend für die Wurzellosigkeit der österreichischen Regierung in der Sphäre der Intelligenz.

Im Uebrigen besitzt unsere Stadt einen ansehnlichen Geistesapparat in ihren 33 Buchdruckereien und 32 Buchhandlungen, welcher

vorderhand freilich nicht angemessen beschäftigt wird, so daß die Jahresbilanz in literarischer Hinsicht erschrecklich ausfallen müßte. Mailand zählt gegenwärtig an 150,000 Einwohner, die zahlreich anwesenden Fremden und die ziemlich starke Garnison mit gerechnet, für welche 196 Caffeehäuser ihre gastlichen Räume offen halten; 200 Musiklehrer für die Propaganda der welschen Musik und des welschen Gesangs, welche förmliche Handelsartikel geworden sind, und 10 Theater machen es den Leuten nicht schwer, ihren Kunstsinn zu befriedigen; 24 Omnibusse, deren wohlthätige Existenz sich desto fühlbarer macht, wenn man von Wien kommt, das sich noch nicht zu dieser für jede größere Stadt so nothwendigen Erfindung der modernen Gesellschaft emporgeschwungen hat, durchkreuzen die prachtvollen Straßen nach allen Richtungen und verleihen der Stadt jenen regsamen Anblick, jenes wimmelnde Geschäftsleben, das Mailand beinahe als eine nordische Stadt erscheinen läßt.

IV.

Aus Linz.

Veränderte Zustände. — Die neuen Statuten der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft. — Musikverein nnd Liedert-fel. — General Schneider.

Durch die lebhaftere Dampfschifffahrt auf dem mächtigen Strome, der die Mauern unserer freundlichen Stadt bespült, sind wir seit einigen Jahren mehr und mehr in das größere Welttreiben hineingezogen worden und die Folgen dieser veränderten Stellung treten bereits in den vielfältigsten Lebensbeziehungen und in zahllosen Aeußerlichkeiten an's Tageslicht. Die an allen Orten auftauchende Eleganz verdrängt allgemach die plumpe, aber ehrenwerthe Solidität des alten Bürgerthums, die Vergnügungssucht mit ihren rauschenden Freuden tritt an die Stelle der stillen Häuslichkeit, und Handel und Wandel gewinnt an Regsamkeit und Ausdehnung. Wer möchte in Abrede stellen, daß diese Metamorphose, die besonders für denjenigen sehr fühlbar ist, welcher schon in der früheren Periode ansässig gewesen und alle Phasen der Umwandlung mitangesehen hat, manches Treffliche und Löbliche aus den Sitten und Zuständen der Bewohner vertilgt hat! Allein der Verlust wird wieder aufgewogen durch den Aufschwung der gesammten Lebensthätigkeit und die nothwendige Modernisirung der verrotteten und eingerosteten Verhältnisse, welche mehr oder minder sämmtlich des frischen Odems der Gegenwart und ihrer Bestrebungen entbehrten und lediglich das dumpfe Resultat eines abgelaufenen Civilisationsprozesses waren.

Die Donau ist die Lebensader dieser Verjüngung, und namentlich sind es die schnaubenden Boten der Dampfschifffahrtsgesellschaft, welche die Zeitung der Welt, den Gedanken der modernen Gesellschaft

an unsere Gestade bringen. Darum berührt auch jede Veränderung in der inneren oder äußeren Verfassung des dieselbe leitenden Actienvereins unser eigenes Interesse und fordert unsere Kritik heraus. Die neuen Statuten, die bereits die Allerhöchste Sanction erlangt haben, sind so bezeichnend für den Geist, der sich im Schoße der Gesellschaft herausgebildet hat, und die dämonische Macht der Geldaristokratie schaut aus ihnen, wie eine böse Wassernixe, so deutlich hervor, daß die praktischen Consequenzen wohl kaum lange ausbleiben werden. Ob die Gesellschaft dadurch an gesunder Kraft und populärer Nützlichkeit wirklich gewonnen habe, möge die Zukunft und der Erfolg entscheiden; so viel läßt sich aber schon jetzt sagen, daß die an den Besitz von 10 Actien gebundene Stimmfähigkeit in der Generalversammlung, welche vordem bereits durch 5 Stück Actien erworben wurde, die Leitung der Gesellschaftsinteressen für die Folge lediglich in die Hände der großen Geldleute bringt und die kleinen Capitalisten zu geldschwitzenden Heloten herabwürdigt, die froh sein müssen, wenn man so gnädig ist, und ihr gutes Geld annimmt, während ihnen über die nützlichste Verwendung desselben keinerlei Einsprache gestattet wird. Auch die neugeschaffene Stelle eines Betriebsdirectors, dem ein weiter Spielraum gelassen ist und der blos dem Ausschusse verantwortlich bleibt, erregt mancherlei Bedenken durch seine diktatorische Machtvollkommenheit und die Ausschließung der mindern Interessenten.

Flüchten wir uns in das heitere Reich der Töne! wo jeder Mißgriff zwar auch einen Mißton hervorbringt; aber die musikalischen Mißgriffe sind nicht so schädlich, und der falsche Ton entflieht mit der Secunde, die ihn gebar, indeß die Mißklänge des praktischen Lebens viele Jahre hindurch nachwirken und das Glück mancher Familie zerstören. Unser seit 26 Jahren thätiger Musikverein hat einen modernen Ableger erhalten, eine Liedertafel nämlich, die nach dem Muster des Männergesangvereins in Wien organisirt ist, und der wir blos ein volleres Leben und eine freiere Gestaltung wünschen müssen, als die dem Schwesterinstitut in der Residenz beschieden zu sein scheint. Seine erste öffentliche Probe legte er in einem Concerte ab, das zum Vortheil des unter der Leitung der barmherzigen Schwestern stehenden Krankenhauses Statt fand, und die Wirkung der effectreichen Chorgesänge befriedigte jede Erwartung.

Seit einiger Zeit ist man auch mit der Stiftung eines Vereins gegen Thierquälerei hervorgetreten, der sich in einer umfassenden Weise constituiren will, so zwar, daß hier ein Centralcomité errichtet würde, während in allen übrigen Städten und Flecken der Provinz Filialcomités aufgestellt werden sollen. Was bei dieser Sache einigermaßen auffält ist der Umstand, daß man in früherer Zeit von Seite der Regierung nicht nur jede Anregung zur Gründung solcher Vereine vermied, sondern sogar noch obenein das dahin gerichtete

Bestreben einzelner Menschenfreunde vollständig paralysirte, ja sogar mittelst der Censur jede Aeußerung zu Gunsten dieses Institutes unterdrückte, dagegen jede Verspottung desselben duldete. Jetzt scheint man anderer Gesinnung zu sein, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Anregung diesmal von oben ausgegangen ist, zumal wir hören, daß gleichzeitig auch in Wien ein solcher Verein ins Leben treten soll.

Hier ist in den letzten Tagen der Feldmarschalllieutenant Baron Schneider von Arno ein tapferer Soldat und tüchtiger Charakter von schwäbischer Derbheit, gestorben. General Schneider war ein geborner Vorarlberger, diente von der Fahne auf und wurde erst durch die Verleihung des Maria Theresienordens baronisirt. Seine originelle Geradheit, die sich vor Niemand beugte, ist die Quelle zahlloser Anekdoten geworden, wie denn überhaupt Schneider eine der bekanntesten Persönlichkeiten der österreichischen Armee war. Im Jahre 1813 kommandirte Schneider als Oberst das Jägerbataillon, welches eine der wichtigsten Verschanzungen von Dresden zu erstürmen hatte. Als die Stürmenden an den Pallisaden des Grabens anlangten, und Schneider wegen seiner außerordentlichen Dickleibigkeit nicht hinanklimmen konnte, warf er, schnell gefaßt, seinen Hut in das Innere der Redoute, indem er seinen Leuten zurief: Kameraden! den Hut müssen wir doch herausholen! — Als seine Gattin gestorben war, und ihm nun die Last der Erziehung zweier unmündiger Knaben zufiel, beschloß er im Gefühle seiner pädagogischen Unfähigkeit sich an den Kaiser zu wenden, damit dieser die mutterlosen Knaben einer militärischen Erziehungsanstalt übergebe. Ein guter Soldat, sprach der General zu dem Kaiser Franz, ist in der Regel ein schlechter Schulmeister. Der Monarch versicherte den Bittsteller seines Wohlwollens, und verhieß Berücksichtigung seines Anliegens; allein General Schneider begnügte sich mit diesem allgemeinen Versprechen nicht, sondern war fest entschlossen, seine Kinder nicht mehr nach Hause zu bringen. Er setzte die beiden Jungen auf zwei an der Wand des Audienzzimmers stehende Sessel, während er sie zugleich nochmals der Fürsorge Sr. Majestät empfahl und die Hofburg verließ. Der Kaiser lachte über die kurze Weise des Bittstellers, zur Erfüllung seiner Wünsche zu gelangen, und übergab die verblüfften Knaben seinem Adjutanten, der sie in die Militärakademie zu Wiener Neustadt sandte.

V.

Levin Schücking.

(Gedichte. Bei Cotta. 1846.)

Levin Schücking hat sich bereits auf mannichfachen literarischen Gebieten, als Erzähler wie als Kritiker, nicht ohne Glück versucht, und immer ein Talent von angenehmer Form und feinem Geschmack

beweisen. Einzelne Gedichte von ihm in Zeitschriften hie und da verstreut, stellen seinen Namen in die Reihe der neuromantischen Rheinlyriker, deren originellste und ausgeprägteste Gestalt die Freiligrathsche Muse ist. Wir haben jetzt eine Sammlung von Schückings Gedichten vor uns liegen, und da in einer solchen stets mehr oder weniger die ganze Persönlichkeit, die ganze Höhe oder Tiefe eines Talents sich zu enthüllen pflegt, so kann man sich wohl schon ein unumwundenes Urtheil über den Verf. erlauben.

Der Dichter ist wie in einem Zauberkreise von romantischen Traditionen gefangen, den er nicht durchbrechen kann. Rings um die „Klause" seiner Phantasie ragen verfallene Burghöfe, unvollendete Dome, mittelalterliche Abteien, verklärt vom blauen Duft der Erinnerung, belebt von fabelhaften Helden, von Ritterfrauen mit dem Edelfalken auf der Faust, von träumerischem Glocken- und Orgelspiel. Er schwelgt in dem romantischen Halbdunkel, welches die bunten Bilder durch die Scheiben seiner Klause werfen, er träumt die Träume der Tradition noch einmal und sinnt dem verhallenden und verhallten Geläut aus alten Zeiten nach. Er hört auch von den Kämpfen der modernen Welt, die außerhalb seines Kreises vorgehen, von dem „doppelschneidigen Wort," von den Zeltlagern der Parteien, den Thaten des „Gedankens" u. s. w., aber, wie Barbarossa d a r f er „nicht hinab in die Lande gehen," wo die „Freiheitssonne sprüht," wo sie „vor festen Thürmen mit der Worte Hämmern liegen." Warum darf er nicht? Wir glauben, der wahre Grund verräth sich darin, daß der Verf. um das Poetische in den modernen Bewegungen zu sehen, sich dieselben in die Farbe und das Gewand seiner traditionellen Traumwelt kleiden muß. Die Dinge müssen wunderbar a u s s e h e n, der Zeitruf muß klingen wie aus Ronceval, die Zeithelden müssen keckbehelmte Rolande sein und ihr Schwert muß heißen Durindane. Selbst das begeisterte Gedicht an einen Mann der Gegenwart, an Daniel O'Connell, was feiert es an dieser Erscheinung als groß und herrlich? Die romantische Färbung, die der Mann aus der Ferne hat. „Durch die Nebelschichten seiner Berge" sieht ihn der Dichter schreiten, einen „Riesen in der Zeit der Zwerge"; einen „Königshelden des längstverschollnen Schlags, wie ihn die Sagen seines Volkes feiern"; er schlägt die „Harfe Irlands," daß „Donnegals Felsen zittern." — Als Mantel liegt um seine Brust geschlagen
Der Stolz Erins, der dunkelgrüne Sammt,
Den seine Haine, seine Thäler tragen. (!)

Endlich läßt sich O'Connell mit dem Daniel des alten Bundes vergleichen, denn um ihn liegen —
„Englands zornge Löwen
Und kochen Wuth, daß sie sich schmiegen müssen." —
Das sind sehr schöne Bilder, aber sie sprechen nur zur Phantasie, nicht auch zum Herzen, nicht zur ganzen Seele, sie drücken nicht aus,

was O'Connell ist, sondern malen nur, wie er im Licht einer romantischen Einbildungskraft sich ausnimmt. Dies ist übrigens ein Fehler, den Schücking mit den meisten modernen Poeten theilt.

Wir machen dem Verf. keinen Vorwurf daraus, daß er nicht Tendenz- oder Parteidichter ist. Man kann dem vollen Leben der Gegenwart angehören, ohne die Kunst zu verläugnen oder durch tendenziöse Absichtlichkeit zu trüben. Dies gerade ist ja die Aufgabe des Dichters. Die Gegenwart an sich ist eben so wenig prosaisch wie die Vergangenheit. Wir machen ihm auch keinen Vorwurf daraus, wenn er die Vergangenheit besingt, sondern wenn nur ihre verschwimmenden fernblauen Umrisse seine Poesie bilden. Es kommt nie auf das Was, sondern auf das Wie an. Eine gewisse Halbheit, die den Dingen nicht recht zu Leibe geht, scheint uns daher eine Hauptschwäche dieser Lyrik, welche sonst so viele Züge der Lieblichkeit und so viele harmonische Klänge hat. Nachdem wir unsern Tadel in der Hauptsache unumwunden ausgesprochen haben, freut es uns doppelt, daß wir auch aufrichtig loben können.

Der romantische Hang des Verfassers ist kein gemachter, und nur wo er Modernes in die Poesie des Vergilbten kleiden will, wirkt sie, wie Decorationsmalerei auf uns. Wer das reizende Gedicht „Jugenderinnerungen" oder „der Burghof" liest, wird erkennen, daß der Dichter in seiner Romantik nur den natürlichen Einflüssen einer eigenthümlich und glücklich verlebten Jugend folgt. Daher erhielt sich ihm die Lust, träumerisches Stillleben in Wald- und Ruineneinsamkeit zu zeichnen. Als Knabe, die grüne Tanne in der Faust, auf dem steinernen Leuen reitend, da hatte er naiven Glauben an die alten Traditionen, da waren sie ihm ein Lebendiges und Gegenwärtiges; und wo er, im Sinn dieses Glaubens, singt, ist er ungemein glücklich und wahr. Denselben Eindruck poetischer Wahrheit machen die Momente des Erwachens, wo das Bewußtsein und die Erkenntniß mit der Sympathie für die Heiligthümer der Kindheit kämpfen. „Das alte Stift," „Beim Hochamt," „Kirchenmusik" sind drei ergreifende Gedichte, denn sie schildern einen Schmerz und Kampf, den die ganze religiöse Welt einmal durchmachen muß. Freilich erfahren wir nicht den Ausgang und das Resultat dieses Seelenstreites, unser Dichter scheint sich an dem poetischen Schimmer der sinkenden Glaubenswelt zu halten und damit über alle Zweifel zu beruhigen; denn in der auf jene Gedichte folgenden „Fahnenwahl" entscheidet er sich für Gottestreue und Poesie; eine Wahl, die sich von selbst versteht; eine Fahne, die in allen Lagern erhoben wird.

Unter den Liebesliedern verdienen „Warst Du im Wald," „Waldsprüche" u. a. besonders hervorgehoben zu werden. Größer als das rein lyrische, scheint uns das lyrisch-epische Talent des Verfassers. „Herzog Ludwig vor Augsburg" ist eine sehr erquicklich

Ballade, kräftige Züge hat „der Büßende," und die altspanischen Romanzen sind ungemein glücklich behandelt; der frische Humor in den „Landsknechtsliedern" sticht sehr vortheilhaft ab gegen die elegische Weichheit in andern Gedichten, und zeigt, daß der Verf. noch immer mehr als einen Weg aus seinem Zauberkreise finden könnte.

In dem gemüthvollen Gedicht „Meinem Lothar" kommt eine Strophe vor, die gewiß vielen Strebenden dieser Zeit aus dem tiefsten Herzen gesprochen ist:

„Gebrochne Pläne wirst Du von mir erben,
Verwehte Klänge, halbe Melodien;
Erfolge, die schon im Erblühen starben,
Und wenn ich sie erfassen will, entfliehn:
Dir sei ein glücklicheres Loos beschieden:
Den Fluch der Halbheit, o den kenne nie! rc."

Bei dem Worte: Gebrochene Pläne, fällt uns das Fragment: „Junker Ebbo Wittingau" ein, und wir müssen nachträglich auf dieses schöne und nur zu kleine Stück Erzählung verweisen, welches von ungewöhnlicher Zartheit in Zeichnung und Färbung ist. Möchte Schücking dieses oder überhaupt ein erzählendes Gedicht vollenden! Wir glauben, daß er zu einer solchen Leistung den glücklichsten Beruf hätte; und gewiß Niemand wird sich von der Romantik abwenden, wenn sie ihren Stoffen nur Fleisch und Blut giebt, statt grade durch ihre Schattenhaftigkeit reizen zu wollen. —

Eine schätzenswerthe Beigabe ist die gelungene Uebertragung der sibyllinischen Blätter von Samuel Taylor Coleridge.

VI.

Notizen.

Die anglikanischen Judenbekehrer. — Das europäische Gleichgewicht in Amerika. — Religiöse Bewegungsliteratur.

— Charakteristisch ist ein Brief, den eine englische Judenzeitung (das Jewisch Chronicle) mittheilt. Dr. Marsh, aus Leamington, einer der eifrigsten Judenmissionäre, schreibt, in Erwähnung der proselytenmacherischen Ukase des Kaisers Nicolaus, an den Redacteur des Jewisch Chronicle: „Was die 30,000 Juden betrifft, die nach einer Meldung Ihres Blattes in Rußland zum Christenthume bekehrt worden sind, so gebe ich für 30,000 auf solche Art Bekehrte keine 30 Pfennige. . . . Wenn die Ersten Ihrer Nation sich mit einem Memoire an den Kaiser wenden wollten, so könnten sie vielleicht einige Abhilfe erlangen; . . . und wer wäre zu einem solchen Unternehmen geeigneter, als der fromme, eifrige und wohlwollende Sir Moses Montefiore? Gewiß, heutzutage werden Tausende von Christen mit ihnen petitioniren für die Freiheit ihres Volkes, und ich danke Gott dafür, daß sich die Zeiten so geändert haben!" — Es ist nämlich die Rede davon, daß eine große, von Juden und Christen Englands unterzeich-

nete Petition zu jenem Zweck durch den britischen Gesandten in Petersburg eingereicht werden soll, und vielleicht dürfte der Czar dieselbe nicht so leichthin abfertigen, wie die treffliche, von den Juden in Wien abgefaßte Schrift, die nicht einmal ihm selbst überreicht werden konnte, ja die ihm vielleicht gar nicht zu Gesicht gekommen ist.

— Das europäische Gleichgewicht soll jetzt gar in Amerika eingeführt werden, vorausgesetzt, daß es die Yankees erlauben. Das europäische Gleichgewicht, welches sich bei uns mit dem Uebergewichte Rußlands, der Theilung Polens, und der Gewichtlosigkeit Deutschlands verträgt, wird auch, jenseits des Oceans, keine Wunder wirken und kein fait accompli rückgängig machen. Es heißt, das Umsichgreifen der Union habe unsere Diplomaten besorgt gemacht. Frankreich und England wollen von jetzt an ein neues System befolgen, und Mexico aufhelfen, indem sie es in eine innigere Verbindung mit Spanien bringen. Zwei Ritter von der traurigen Gestalt, der eine blind, der andere lahm! Die werden einander viel helfen. Unsere abendländische Diplomatie ist ein Doctor, der am liebsten todte und halbtodte Patienten behandelt. Bevor man in den letzten Zügen liegt, rührt er sich nicht, dann aber rüttelt und schüttelt er Einen, daß man lieber schon ganz gestorben wäre. Die russischen Diplomaten im Orient kämpfen nicht gegen die Natur und haben ein leichteres Spiel, weil sie ihre Patienten weder erhalten noch beleben wollen, sondern sie gern nur geschwind begraben möchten. Die westlichen Doctoren werden in Amerika wohl eben so geschickt sein wie im Morgenland. Seltsam spielen, bei der neu projectirten Politik, Diplomatie und natürliche Volkstriebe gegen einander. In England will das Cabinet, wie es sagt, die romanische Race Amerikas gegen die Propaganda der anglosächsischen Race schützen aus politischen Gründen, während das englische Volk sich heimlich über die Macht der anglosächsischen Republik freut. In Frankreich dagegen scheint die Politik des Cabinets naturgemäßer, denn sie will ein Frankreich verwandteres romanisches Volk gegen die Uebermacht des germanischen Stammes von Nordamerika schützen, während das Volk in Frankreich, aus politischen Gründen, für die anglosächsische Republik gegen die romanischen Spanier und Merikaner ist. Im Grunde denken beide Parteien, Cabinette wie Völker, nur an ihre Interessen, nicht an Verwandtschafts- und Racensympathien. Wohl aber sorgt die Natur dafür, daß die Katze zuletzt wieder auf ihre Beine fällt. Frankreich und England wollen Hand in Hand Mexico beschützen; welche Eintracht zwischen alten Erbfeinden! Die Hölle ist gepflastert mit guten Vorsätzen. Frankreich und England werden in Mexico nur einen neuen Kampfplatz für ihre eigenen Rangstreitigkeiten finden; statt das sinkende Reich zu erhalten, wird es sich nur um fran-

zösischen oder englischen Einfluß bei der mexikanischen Pforte handeln; und statt also die Vermittler zu spielen zwischen den beiden Hauptracen Amerikas werden sie selbst in der neuen Welt den alten Kampf zwischen denselben beiden Racen, deren Vertreter sie sind, fortsetzen.

— Seit einem Jahre sind in Deutschland, blos über jene kirchlichen Erscheinungen, die in Sachsen und Brandenburg das Licht der Welt erblickten, vierhundert Broschüren und Bücher erschienen. Was im Ganzen und Allgemeinen in dieser Beziehung geschrieben und gedruckt worden ist, hat man noch nicht zusammengezählt, und die verschiedenen Kirchenzeitungen, so wie die zahllosen Spalten, die in anderen politischen und belletristischen Blättern den sogenannten religiösen Bewegungen geopfert wurden, sind dabei ebenfalls nicht in Anschlag gebracht. Zu positiven Resultaten ist man auch nicht gekommen, die deutsche Einigkeit und Freiheit hat keine großen Fortschritte dadurch gemacht, wohl aber muß man gestehen, daß Deutschland seine Stylübungen bei jeder Gelegenheit nach dem grandiosesten Maßstabe anstellt. Und wenn ein barbarischer Omar einst über unsere alexandrinischen Bibliotheken kommen sollte, so wird er was haben, um tüchtig einzuheizen.

Berichtigung.

Gegen die Angaben unseres Wiener Correspondenten in No. 52. vor. Jahrgangs in Betreff einer zu Ehren des Kaisers Nicolaus veranstalteten Kunstausstellung ist uns von Wiener Künstlern, welche sich in jener Correspondenz gekränkt fanden, (obwohl sie unser Correspondent sicherlich nicht hat kränken wollen) eine Verwahrung und Berichtigung zugegangen, welche uns um so willkommner ist, als sie über den Zusammenhang der Thatsachen, den unser Correspondent mißkannt zu haben scheint, Aufschluß giebt. Die geehrten Einsender sagen: „Kurze Zeit vor Ankunft des russischen Kaisers in Wien faßten die Künstler den Beschluß, zu Ehren seiner Anwesenheit eine Ausstellung ihrer besten Leistungen als würdige Repräsentation vaterländischen Kunstvermögens zu veranstalten. Dadurch war schon einerseits bedingt, daß auch solche Werke aufgenommen würden, welche bereits Privatbesitz geworden waren; andrerseits, daß sämmtliche Werke der Ausstellung unverkäuflich wären. Denn es handelte sich um möglichst würdige Vertretung unserer Kunst, nicht um materiellen Gewinn. Als nun die Art und Weise der Ausstellung von den Künstlern festgestellt war, wandte sich ein aus ihrer Mitte selbstgewählter Ausschuß an das Präsidium der k. k. Akademie der bildenden Künste mit der Bitte um Erlaubniß, das Lokal und Material der jährlichen öffentlichen Ausstellung zu ihrem besonderen Zwecke benutzen zu dürfen. Das Präsidium gewährte mit dankenswerthester Bereitwilligkeit unter ehrenvoller Anerkennung der uneigennützigen patriotischen Absicht nicht nur das Ansuchen der Künstler, sondern erbot sich noch überdieß, die Kosten der Ausstellung zu bestreiten."

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Wanderbuch eines paßlos Reisenden.

Seefahrer sind berühmt und unsterblich worden, weil sie Scheeren, Klippen, Eisberge, schwimmende Inseln, Meergallert und tausend andere Seehindernisse mit Muth und Geschicklichkeit besiegt und nie befahrene Straßen entdeckt haben; Feldherrn, weil sie sich mitten durch Feindesland, durch tückische Hinterhalte, Schluchten, Hohlwege und Wälder geschlagen; fleurs de Marie, weil sie sich mitten in Schmutz und Laster lilienrein erhalten; Schriftsteller, weil sie sich unter Moden, Manierirtheiten, momentanen Zeitforderungen ihre Originalität bewahrt; Richter, weil sie sich aus dem Kreuzfeuer der schönen Augen einer schönen Verbrecherin ihre Gerechtigkeit gerettet; Biedermänner, weil sie sich mitten in einem verderbten Zeitalter, oder einem lasterhaften Hofe voll Cabalen und Ränken ihre Tugend conservirt; Gefangene, weil sie sich durch hundert Wachen, Pforten, Mauern einen Weg zur Flucht gefunden; Reisende, weil sie durch Löwen- und Räuberhöhlen, durch die Glut der Wüste, durch den Frost Sibiriens, durch die Pest des Orients ihr Ziel erreicht: — mich auch gelüstet's nach solchem Ruhme, nach solcher Unsterblichkeit, denn ich habe geleistet und erlitten, was alle die genannten Berühmtheiten zusammen nicht erlitten und geleistet; ich habe mich paßlos, oder wenigstens so viel als paßlos innerhalb weniger Wochen durch die Polizei eines ganzen Länder- und Städtehaufens geschlagen und blieb unversehrt und heil! Und weil ich noch nicht meinen Homer, Xenophon, Camoens, Las Cases gefunden, so will ich hier kurz meine Reisen und Fährlichkeiten selbst erzählen, oder we-

nigstens meinem künftigen Dichter oder Geschichtschreiber sein Material liefern. — Ja, ich bin ein zweiter Odysseus, denn die Polizei birgt in ihrem viel verhüllenden Schoße all die Gefahren, die diesen irrenden Ritter von Hellas zehn Jahre in aller Welt herumgetrieben; sie hält lotophagisch den Reisenden mit unsichtbarem Netze zurück, wo sie will; sie kann süß sein und verführerisch wie Kalypso; sie läßt ungehindert nur Schöpse passiren, wie Polyphem, sie wirft Einem wie dieser Riese Felsen in Gestalt von Steckbriefen nach, daß das schwache Fahrzeug erbebt; sie erregt Stürme bei heiterstem Wetter, sie verwandelt, wie Circe, Menschen in Schweine, und nur schlafend läßt sie Einen sein Vaterland betreten. Erfährt der Leser in Folge noch, daß mich meine Irrfahrten durch wahrhaft gelobte Länder der Polizei führten, so bin ich seiner Bewunderuug und meiner Unsterblichkeit gewiß. Ich will hier also nichts von den Reizen Steiermarks, von den Wundern der Adelsberger Grotte, von den Wüsten des Karstes, von den Geheimnissen des Adriatischen Meeres, von den „Seufzern" Venedigs, dem Zauber des Comer Sees, den Herrlichkeiten der Alpen, ich will hier nichts über München und seine Kunst sagen, einzig singen und sagen will ich, wie ich mich heldenmüthig, ein Ulysses, ein Gottfried Bouillon, ein Benjowsky, durch hundert Polizeibureaus, ohne Paß, ohne Protection geschlagen und endlich doch an mein Ziel gelangte; denn was sind alle Wunder der Natur und der Kunst gegen die Offenbarungen eines heldmüthigen Herzens!

Ich muß beginnen. Es war zwei Tage nach der Sonnenfinsterniß, die in Wien total war, (man sieht, meine Reise war wie der römische Bürgerkrieg, die Ausrüstung der Armada, der Ausbruch des Hussitenkampfes, und wie alle großen Ereignisse, durch eine grandiose Naturerscheinung eingeleitet), also es war zwei Tage nach der totalen Sonnenfinsterniß, als ich, ein schlechtes Stück Papier in der Hand, auf dem Paßbureau der k. k. Polizei in Wien an zwei Stunden wartete. Noch vor wenigen Tagen war ich Student gewesen, heute war ich schon Philister, wenn es nicht zu gewagt ist, zwischen einem Studenten in Wien und einem Philister einen Unterschied zu machen, hier wo alle Philister ewig studentikos, und alle Studenten obligate Philister sind. Schon hatte ich eine Stelle, die ich in drei Monaten antreten sollte. Diese

Gnadenfrist wollte ich noch benutzen, meine Jugend in Freiheit zu genießen. Italien war von jeher das Land meiner Sehnsucht; nur riechen wollte ich zu dieser Rose und mit ihrem Dufte mich für die lange, mir bevorstehende Verdumpfung im bürgerlichen Leben stärken. Venedig und der Comer See waren die beiden schönen Reiseziele, die ich mir gesteckt. Darum war ich auf dem Polizeibureau. Endlich nach zweistündigem Harren war die Reihe an mich. Was wollen Sie, herrschte mir der lange, magere, blatternarbige Commissar mit barschem Tone zu. Die österreichische Polizei nämlich, die in letzten Jahren gegen Ausländer höflicher sein muß, läßt nicht selten ihr angeborenes Gefühl, als ein unterdrücktes, nun mit desto größerer Gewalt gegen Einheimische los. Der Beamte selbst sah wie ein incarnirter Artikel des Polizeistrafgesetzbuches aus, der von Stäupen, Stockprügeln und andern so schönen Dingen spricht. — Sie möchten mir diesen Paß nach österreichisch Italien visiren, antwortete ich gelassen. Er nahm das Papier, drehte es hin und her und warf es mir endlich zurück. — Das, das ist kein Paß, das ist ein Wisch! — Herr, wie können sie ein Document, das den Namen und den Fünfundzwanzig-Kreuzer-Stempel und das Siegel eines löblichen Magistrates trägt, einen Wisch nennen? fragte ich in legaler Entrüstung. — Ist und bleibt ein Wisch, und haben Sie nicht einmal das Recht sich damit in Wien aufzuhalten, denn er gilt nur für Ihr Böhmen! — Leider hatte er gewissermaßen und in Folge der österreichischen Einheit und innigen Arondirung vollkommen Recht; der Paß war vom Magistrate meiner Heimat, einer kleinen böhmischen Stadt ausgestellt und galt nach unseren Gesetzen eigentlich nur für die Provinz Böhmen. O Vaterländer! dachte ich stille bei mir, und laut sagte ich: Aber was soll ich thun? ich muß nun einmal nach Italien! — Lassen Sie sich einen Paß von Ihrem Kreisamte kommen! sagte er kurz. — Himmel! das dauert zum Mindesten ein viertel Jahr, und indessen geht der Sommer hin und ich habe nicht einmal so viel Zeit für meine Reise. — Kann nicht helfen! rief er erbost über meine Kühnheit, daß ich es gewagt, ihm schon zweimal zu antworten. Sie sind noch in den Jahren der Militärpflichtigkeit, da kann man Sie keine so weite Reise machen lassen, da müssen Sie immer bei der Hand sein. — Danke schönstens, Herr Polizeicommissar, ich bin Doctor, also von

der schönen Pflicht des Wachestehens befreit. — Vom Doctor steht nichts im Passe. — Natürlich, weil der Doctor jünger ist als der Paß. Es half nichts, keine Widerrede, keine Berufung auf meine Doctorwürde, auf meine Ehrlichkeit, auf meine Bekanntschaften, freilich war keine Durchlaucht und Excellenz, sondern nur ganz schlichte, ehrliche Leute darunter, er blieb starr und unerweicht. Wüthend rief er endlich aus: Gehen Sie .... Zum Teufel! wollte er wahrscheinlich sagen; aber ich fügte schnell hinzu: Ich gehe, aber nach Italien! — Unterstehen Sie sich nur, rief er mir bis an die Thüre nach. — Der Versuch gilt dachte ich, und selben Nachmittag fuhr ich wohlgemuth und glücklich auf der Glogniger Eisenbahn, hin nach Süden.

In Wiener Neustadt hielt der Zug. Sogleich öffnete sich die Waggonthüre und ein Polizeigesicht lugte herein. Jeder Einzelne wurde nach seinem Reiseziele gefragt, und die ein ferneres hatten, mußten aussteigen um sich zu legitimiren. Ich schloß die Augen und schnarchte sehr. Vielleicht, dachte ich, wird die gutgermanisch-christliche Polizeiseele den Schlaf des Gerechten nicht stören wollen. Aber ich hörte ihn leisen Trittes an mich heranschleichen, und mich an der rechten Schulter fassend, rief er mit Donnerstimme: Wohin fährt man? Ich fuhr erschrocken auf, und sagte wie schlaftrunken: In die Hölle! Wahrscheinlich glaubte er, ich meine das Höllenthal bei Reichenau, einen beliebten Ausflugsort der Wiener, denn er ging wieder wie er gekommen war. Ich sah fröhlich zum Fenster hinaus, und ließ meine Blicke über die Stadt schweifen, und dachte an Kaiser Maximilian, der in Wiener Neustadt ruht, an die Mongolen und Türken, die hier gestreift, und pries mich glücklich, daß ich keinen Paß hatte und bedauerte die Armen, die aussteigen und hunderterlei Papiere vorzeigen, sich ausfragen und chikaniren lassen mußten, und erinnerte mich an die köstliche Anekdote von einem ungarischen Corporal, die ich einige Tage früher gehört hatte. Derselbe wurde bei der Polizei angestellt und bekam seinen Posten an einer der Barrieren Wiens. Ein Reisender kommt gefahren. Der Corporal stürzt an den Wagen, reißt den Schlag auf, und fragt mit officieller Stentorstimme: Habens Paß? Nein, antwortet der Reisende zitternd. Habens großes Glück, sagt der gute Ungar, sunst hättens große Schererei, und läßt ihn ruhig weiter fahren.

An der Seite des Grafen A., eines Sprößlings des bedeutendsten, einflußreichsten Hauses in Steiermark, durchfuhr ich das herrliche Mürz- und Murthal. Er kannte meine Paßlosigkeit und war auch der Ansicht, daß ein Reisender ohne Paß wie einer jener Revenants in den Wallachischen Mährchen sei, die ohne Seele unter den Menschen herumirren, und war schon besorgt um mich, vorzüglich da er die Strenge der Gräzer Polizei kannte. Wie, sagte ich, fürchtet sich auch ein Graf vor der Polizei? sehen Sie, ich schlechtes Bürgerblut habe nicht die geringste Sorge. Gräz, la ville des graces aux bords de l'amour, lag mit allen ihren Reizen vor uns. Ungefähr dreihundert Schritte vor der Barriere sprang ich aus dem Wagen und zog singend und zu Fuße ein, nicht achtend auf die Uniformen, die mich rechts und links umstanden und den fröhlichen Wanderer vielleicht beneideten. Ich war in Gräz, das wußte ich damals mit Bestimmtheit; heut zu Tage, nachdem Hammer die große Controverse aufgeregt, wüßte ich nicht so genau, in welcher Stadt ich mich befinde, ob in Grätz oder in Gratz. So viel ist gewiß, daß wenn der Stadt auch von dem berühmten Orientalisten ihr ä abgerungen wird, ihr doch die Polizei bleibt, die sie als Grätz besessen: ä oder a, der Unterschied ist nicht groß; Paß oder nicht Paß, das wäre etwas.

Drei glückliche Tage verbrachte ich in der Stadt der frischen saftigen Schönheiten, der Heimat der schönen Gräzerinnen. Da man mir aber überall von der strengen Aufsicht über Reisende nach Italien erzählte, dachte ich endlich auch daran, meine Angelegenheiten zu ordnen, und vertraute Herrn v. *, der meinen liebenswürdigen Cicerone machte, meine Paßbedrängniß. Sein Sie ohne Sorgen, sagte er, ich stelle Sie meinem guten Bekannten, dem Polizei-Director Herrn v. G. vor; er ist ein liberaler Mann und die Sache wird sich machen. Wir gingen zu Herrn v. G. Da er mich an der Seite eines bekannten hochgestellten Barons sah, nahm er mich mit sehr freundlichem Lächeln auf; da wir aber unser Anliegen vorbrachten, legte er sein Gesicht in officielle Falten. Als er meinen sogenannten Paß erst sah, rief er erschrocken aus: Wie, nicht einmal das Visum von Wien! Himmel, das ist erschrecklich, daß Sie sich mit einem solchen Passe auf die Reise wagen. Hätten Sie wenigstens das Wiener Visum, so ließe sich noch etwas ma-

chen, aber unter solchen Verhältnissen ist es unmöglich. Wir haben gemessene Instructionen in Bezug auf junge Leute, die nach Italien reisen wollen. — Ist denn das Land so gefährlich? fragte ich mit dummem Gesichte. — Gewiß! zumal für junge Menschen, deren Grundsätze noch nicht gefestet sind. Auf diesen Paß sollte ich Sie, wie sehr es mir leid thut, Ihnen das zu sagen, nicht vierundzwanzig Stunden in Grätz leiden. Aber diese Frist will ich Ihnen gern gewähren, daß Sie sich unsere Merkwürdigkeiten und schönen Umgebungen mit Muße besehen können. — Und mit halbem väterlichen, halbem Criminalrichter-Tone setzte er noch hinzu: Ich muß Sie bitten, morgen ja nach Wien zurückzukehren, wenn Sie sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen wollen. Unter dem zart verhüllenden Worte Unannehmlichkeiten war offenbar, obwohl euphemistisch, der Schub oder etwas dergleichen verstanden. Als ich die Treppe hinunterstieg, stand mir gegenüber die Thüre des Postbureau's weit offen. Ein Beamter stand darin und fertigte Pässe aus. Da er mich aus dem Zimmer seines Chefs kommen sah, lächelte er mir schon aus der Entfernung allerunterthänigst entgegen. Dieses Lächeln war mir wie das Leuchten eines Leuchtthurms von einem Hafen, und lockte mich einzulaufen. Ich komme vom Herrn v. G., sagte ich mit vornehm-herablassendem Tone. Mit tiefen Bücklingen stellte mir der Beamte einen Stuhl und nahm mir meinen Paß aus der Hand, ohne mich weiter sprechen zu lassen. Wohin wünschen Sie zu reisen? Ich möchte wohl sehr gern nach Italien! Schon drückte der geliebte Stempel auf den Rücken meines Passes, schon flog des Beamten Feder mit schnellster Dienstwilligkeit über das Papier. Wir können blos bis Laibach visiren, sagte er sich entschuldigend, ohne den Paß nur anzusehen, dort wird er weiter visirt. Und so bekam ich Glücklicher, dem so eben mit dem Schube gedroht worden, meinen Paß visirt, während der loyale Plebs von Kaufleuten und Handwerksburschen, die gewiß alle mit den solidesten Papieren versehen waren, geduldig uud demüthig harren mußten. Meine Seele knurrte und lachte zugleich.

Drei Tage darauf kam ich in Eilmärschen vor Laibach. Um hier siegreich einzuziehen, wiederholte ich dasselbe Manöver wie in Grätz. Es gelang. Als singender Wandersmann zog ich in Laibach ein. Ueberhaupt will ich den Gesang allen paßlos Reisenden

aufs Angelegentlichste empfohlen haben; denn die Polizei denkt wahrscheinlich wie jenes deutsche Lied: Böse Menschen haben keine Lieder, und läßt Jeden, der ein Lied hat, so frei passiren, als hätte er einen Paß. Aber freilich Einziehen ist noch nicht Ausziehen, und ich mußte darauf bedacht sein, mir so schnell als möglich das Visum von Laibach zu verschaffen. Den Morgen nach meiner Ankunft stand ich sehr früh auf und machte einen Spaziergang in die Umgegend. Da ich keine Uhr bei mir hatte, fürchtete ich mich zu verspäten, und eilte nach der Stadt zurück und auf die Polizeidirection. Aber es war noch sehr früh, und die Kanzleien waren noch leer; nur ein gemeiner Polizeisoldat ging im Vorzimmer auf und ab, und langweilte sich. Es dauere wenigstens noch zwei Stunden, meinte er, bis einer der Herren Beamten komme. Guter Mann, sagte ich zu ihm, hier ist mein Paß, der weiter nach Italien visirt werden soll; je eher Ihr ihn mir gehörig visirt ins Gasthaus bringt, desto größer und reichlicher soll Euer Trinkgeld ausfallen. Der Mann nahm den Paß, sah wehmüthig nach dem Stempel hinüber, und ich ging, ihm und seinem nach Trinkgelde sehnsüchtigen Geiste meinen Paß und meine Sorgen überlassend. Und wunderbar! Keine halbe Stunde war verstrichen, da pochte es an die Thüre meines Zimmers, und herein trat mein guter Mann und überreichte mir meinen wohl visirten Paß, giltig nach Adelsberg, unterrichtete mich noch, daß ich mich in dieser Stadt nicht an die Polizei, sondern an das Kreisamt zu wenden hätte, nahm das Trinkgeld mit Dank an und ging, ohne mir Zeit zu lassen, mich über das Wunder zu unterrichten; denn ein Wunder war es doch, daß ein Beamter, der erst um neun Uhr sichtbar wird, schon nach halb acht Uhr einen Paß visirt hatte. Allein, die Wunder haben oft so natürliche Grundlagen, daß es nicht der Mühe lohnt, ihnen weiter nachzuforschen.

Adelsberg ist ein kleines ödes Nest, und hätte es nicht die herrliche Grotte in seiner Nähe, wäre es peu connue en histoire. Gleich nach meiner Ankunft daselbst, es war spät Abends, erkundigte ich mich nach den Herren des Kreisamtes, und wo sie zu treffen wären; denn in einem so kleinen Orte, dachte ich, müsse es nicht schwer werden, mit ihnen Bekanntschaft zu machen. Mein Gastwirth zeigte mir einen kleinen Gasthof, in welchem sie sich all-

abendlich zum Souper zu versammeln pflegten. Dorthin wandte ich meine Schritte. Als ich eintrat, war der Saal noch leer, aber ein langer Tisch war von einem Ende zum andern mit Couverts bedeckt. Ich pflanzte mich in der Mitte auf, wohlberechnend, daß ich die Herren von diesem Punkte mit meiner Artillerie bestreichen könne. Ungefähr um neun Uhr versammelte sich das löbliche Personal des k. k. Kreisamtes des Kreises Adelsberg im Herzogthum Krain, zu seinen außerordentlichen Beschäftigungen. Anfangs betrachtete man den Fremdling, der eine unangenehme Demarcationslinie mitten durch ihren deutschen Bund bildete, mit scheelen Augen, und lispelte hinter seinem Rücken. Ich ließ mich aber dadurch nicht stören, bestellte ein vortreffliches Abendessen und guten, theuern Ungarwein, und begann der Schüssel und der Flasche weidlich zuzusprechen. Da Alles stille blieb, fing ich selber an, und zwar ganz allein mit mir zu sprechen, indem ich halblaut „eine vortreffliche Küche hier zu Lande!" vor mich hinmurmelte. Ein dicker Oesterreicher stürzte wie ein edler Falke über diese Worte her: Nicht wahr, eine vortreffliche Küche? – Eine ganz vortreffliche, eine wunderbare Küche, erwiderte ich mit Ernst und Nachdruck. Der dicke Falke ließ sich an meiner Seite nieder, die Anderen folgten seinem Beispiele, und ehe ich mich dessen versah, bildeten wir einen recht traulichen, behaglichen Cirkel. Ich als der Reisende mußte erzählen, und da man erfuhr, daß ich aus Wien komme, mußten Wiener Neuigkeiten aufgetischt werden. Ich kann meine Leser versichern, daß ich sehr beredt und liebenswürdig war. Jedem der Anwesenden servirte ich eine besondere Schüssel; der leichtsinnigen Jugend erzählte ich vom Sperl, von Strauß und Lanner; dem reifen Mannesalter erzählte ich die neuesten Wiener Liebesgeschichten, Fallimente, Scandale und Wiener Witze; dem ehrwürdigen Alter, das sich des Irdischen begiebt, brachte ich Nachrichten von Standeserhöhungen, Ordensvertheilungen und Avancements; kurz, ich war eine Wiener Zeitung für Jung und Alt, mit Hauptblatt, Feuilleton und Intelligenzblatt. Für alle zusammen aber hatte ich vortreffliche Cigarren. Anfangs schien man sie zwar verschmähen und ihnen die gewohnte Pfeife vorziehen zu wollen, da ich aber beide Hände wie zwei spanische Wände an den Mund stellte und aller Welt vernehmlich das Geheimniß: „Geschmuggelte Cigarren!" hin-

hauchte, da erhoben sich Alle mit einem überraschten Ah! und streckten lüstern ihre Hände aus, um von der verbotenen Frucht zu kosten. Nun waren wir dicke Freunde, und ich glaubte auf diese neue Freundschaft rechnen zu können, denn ein sündhaftes Geheimniß hatte sie ja besiegelt. Wie ich dessen sicher zu sein glaubte, mitten im lebhaftesten Gespräche erhob ich mich, entschuldigte mich mit großer Müdigkeit und ging. Hundert herzliche Wünsche für die Reise schollen mir nach. Aber schon an der Thüre kehrte ich noch einmal um: Meine Herren, morgen muß ich noch meinen Reisepaß hier vidiren lassen; wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, an welche Behörde, welchen Beamten ich mich da zu wenden habe? Ich bin hier ganz unbekannt. — Das ist prächtig! rief mir einer vom obersten Ende des Tisches zu, da habe ich doch das Vergnügen Sie noch einmal zu sehen, denn das Visiren der Pässe ist mein Geschäft. Kommen Sie nur gefälligst ins Kreisamt!

Ich sah mir meinen Mann noch genau an, und mit Freude sagte ich mir: Von dem hattest du nichts zu fürchten Caesar, auch wenn du wüßtest was fürchten ist! denn der Beamte war jung, und hatte etwas Edles und Frisches in seinem ganzen Wesen. Am andern Morgen besah ich mir noch mit größter Gemüthsruhe die weltberühmte Adelsberger Grotte, und kam erst gegen zehn Uhr ins Kreisamt. — Aber mein Kreiscommissär war noch nicht da; doch kam er bald. — Haben Sie lange warten müssen, sagte er, so bitte ich Sie tausend Mal um Verzeihung; häusliche Angelegenheiten ließen mich nicht früher fortkommen, owohl ich den ganzen Morgen an Sie dachte. Auch schlief ich heute zu lange, das ist aber Ihre eigene Schuld; warum hielten Sie uns gestern mit Ihrer Unterhaltung so lange wach? — Ich gab ihm meinen Paß, und bat ihn, das Geschäft so schnell als möglich abzumachen, da mich meine Reisegesellschaft schon mit Ungeduld erwarte. — Er nahm meinen schuldbeladenen Paß, besah ihn und lächelte. — Mein Herz pochte; sollte ich mir so viel Mühe um ein Leichentuch gegeben haben? fragte ich mich. — Aber schon schrieb er die theuern Worte darauf: Giltig nach Triest. — Sie reisen eigentlich per nefas, sagte er lächelnd, indem er das Papier einem Diener zu stempeln übergab. Aber man weiß einen Unterschied zu machen, fügte er hinzu, und belästigt nicht harmlose Reisende der Spitzbuben we-

gen. — Ich drückte ihm dankbar die Hand und ging. — Wieder einmal mußte ich mir sagen, wie viel besser es ist, mit den Diis majorum gentium zu thun zu haben, als mit denen minorum. Im Herzen aber jubelte ich, denn mit Triest war mir dir Pforte nach dem lang ersehnten Italien aufgethan, und an diesem letzten Visum war mir besonders gelegen, da ohne es der Eingang in den Freihafen, den man wie Ausland betrachtet, nicht gewährt wird. —

Am Abend desselben Tages jubelte ich von der Obtschinaer Höhe der blauen Herrlichkeit des Adriatischen Meeres entgegen, und mit mir jubelte eine ganze Schaar von Studenten aus allen Weltgegenden, die einige Minuten vor mir auf diesem herrlichen Punkte angelangt waren. Die allgemeine Freude erleichterte unsere Bekanntschaft und wir zogen als gute Wanderfreunde alle zusammen in Triest ein und herbergten alle im selben Gasthause. An der Barriere besah man unsere Pässe, gab sie uns aber mit der Weisung zurück, sie zur weitern Reise auf der Polizeidirection vidiren zu lassen.

Drei schöne Tage verstrichen auf die angenehmste Weise, endlich kam der Tag der Abreise heran. Die Pässe mußten vidirt sein, sonst nahm man uns auf dem Dampfschiffe, das nach Venedig geht, nicht auf. Früher als alle Andern stund ich an diesem Tage auf und ging wie ein Diener der heiligen Hermandad von Zimmer zu Zimmer und bat um ihre Pässe und um die Gunst sie besorgen zu dürfen. Es waren ihrer zwölf; zwölf solide, loyale, fleckenlose, engelreine Pässe, die kein forschendes Polizeiauge der Welt zu scheuen brauchten. Mich beschlich Wehmuth bei ihrem Anblick; auch der Räuber hat seine Stunden. Einst konnte ich nicht schlafen ohne mein Nachtgebet hergesagt zu haben, und jetzt reiste ich ohne Paß, oder wenigstens mit einem schlechten, so zu sagen liberalen und subversiven Passe. O, es ist weit mit dir gekommen, Ottavio! — Ich nahm ihn und steckte ihn in die untersten Reihen; ach, er war der Judas in dieser heiligen Schaar von Zwölfen. — So kam ich auf die Polizei. Man wies mich an einen kleinen schwarzen Italiener. Wollen Sie gefälligst diese Studenten-Pässe nach Venedig vidiren? — Er nahm sie, betrachtete das hübsche Häuflein und fragte: Lauter Studen-

ten? — Lauter Studenten, antwortete ich. — Das muß eine lustige Gesellschaft sein, sagte er weiter. — Sehr lustig, antwortete ich seufzend. — Sind sie alle gut? fragte er wieder. — Sie mögen selbst sehen! — Er besah auch wirklich die ersten drei oder vier, und da er sie gut fand, legte er alle auf den Rücken, um ihnen dahin das Zeugniß der Solidität aufzuschreiben. Mir war es als hätte mir mit dem Rücken der Pässe das Glück wieder sein lächelndes Antlitz zugekehrt. Noch selben Abend trug uns der stolze Dampfer „Baron Stürmer" über die dunklen Wellen des Adriatischen Meeres nach Venedig. Gottlob! Ein Ziel meiner Reise war erreicht. Weiter wird der Himmel sorgen — Wunderbar, auf dieser Ueberfahrt hatten wir das schönste Wetter und nicht die geringsten Anzeichen eines Sturmes ließen sich blikken. Und doch war ich bereit, mich, sobald er ausbreche, als schuldvoller Jonas in's Meer werfen zu lassen. Aber, wie gesagt, das Meer blieb wunderbar ruhig.

Gleich nach unserer Ankunft in Venedig trugen uns die Gondeln, ihrer Instruction folgend, vor das Polizeigebäude, wo man uns unsere Pässe abnahm, dann erst nach dem Hôtel de l'Europe. Nach vierzehn Tagen mährchenhaften Lebens nahm ich mir einst meinen Führer bei Seite, und sprach zu ihm folgende eindringliche Worte: Cicerone! Du bekommst den Lohn eines ganzen Tages, wenn du mir auf die Polizei gehst und mir meinen Paß wohl visirt und giltig zur Weiterreise nach Mailand zurückbringst. — O ich vermag Alles bei der Polizei, rief er begeistert und eilte auf Flügeln der Liebe von dannen. Aber nach einer Stunde kam er mit sehr betrübtem Gesichte zurück. — Es muß sehr schlecht mit Ihrem Passe stehen, sagte er, denn meinem ganzen Einfluß, meiner ganzen Beredsamkeit ist es nicht gelungen, dem Polizeicommissär ein Visum abzupressen. Ja, er läßt Ihnen sogar sagen, Sie müßten selbst hinkommen, um sich zu verantworten.

Ich legte meine Arme auf der Brust zusammen, beugte den Kopf nach rückwärts und sprach also: Unglücklicher Abkömmling des großen Römers, du vermagst es nicht, die catilinarischen Gedanken eines Paßbeamten durch ein kühnes Quousque tandem in die Flucht zu schlagen? Du vermagst es nicht, einen solchen Verres von Polizeicommissär niederzudonnern? Bedenke das, was du

thust, du pro doma tua thust, denn weit verbreiten werde ich die Schmach venetianischer Ciceronen in Deutschland, so du mir nicht das Visum für meinen Paß verschaffst. Unseliger! Was nützen mir deine Titiane und Veronesen, wenn mir Paßlosen die ganze Welt fahl und farblos erscheinen muß? Was nützen mir die Erinnerungen an Byron,. wenn ich, wie sein Kain, unstät und flüchtig in der Welt herumirren muß? Was nützen mir alle Arsenale, wenn ich mit ihnen nicht ein Paßvisum erobern kann? Wie soll mich die große Vergangenheit, die du mir in Kirchen und Palästen aufgethan, erheben, wenn die kleine Gegenwart mich so niederdrückt? Wie soll ich mich über die Leere der Inquisitionskerker und der Bleidächer freuen, wenn mir Paßlosen die ganze Welt wie ein Kerker, der Himmel Italiens wie ein Bleidach erscheinen muß? Geh hin und weine, du bist nicht zum Cicerone geboren, da du aus diesem Irrgewinde keinen Weg findest. Geh' in ein Kloster, Ophelia! Geh' in ein Kloster!

Gaetano stand schweigend, gedemüthigt und in tiefes Nachdenken versunken vor mir, und ich harrte geduldig der Dinge, die da kommen sollten. Mit einem Male fuhr ein sonderbares Lächeln über sein Gesicht, seine Augen glänzten triumphirend, und trovato! trovato! rufend, lief er jubelnd davon. Was mochte er ausgeheckt haben? Ich wußte es nicht, doch verließ ich mich auf seinen schlauen, italienischen Kopf. Und wirklich trat er am andern Morgen schon sehr frühe, lächelnd vor mein Bett und überreichte mir meinen Passaporto so schön visirt, als ich es in meinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen wagte. Auf meine Fragen wollte er lange nicht mit der Sprache heraus. Endlich nach vielem Drängen sagte er wie in Schiller: Die Politik versteckt sich gerne hinter die Falten eines Weiberrockes. Das sagte er zwar nicht, denn ich zweifle, daß er je ein Trauerspiel von Schiller gelesen, aber das war wenigstens der Sinn seiner Worte: Conosco la sua . . . die ich mir zu deuten wußte. So entkam ich glücklicher als Foscari der venetianischen Inquisition.

Ich weiß nicht, ist es noch ein Nachhall der alten lombardischen Städtefreiheit, oder ein anderer Grund, der mich durch alle Städte von Venedig bis Mailand, durch Padua, Vicenza, Verona, Brescia und Bergamo frei und ohne alle Paßfährlichkeiten

passiren machte. Ich brauchte an den Thoren dieser Städte nur das wohlgetroffene geprägte Brustbild seiner apostolischen Majestät sehen zu lassen, und es reichte hin, mich als ihren guten Unterthan zu legitimiren. Nur ein polizeilicher Thorwächter, ich glaube es war in Verona, machte mich stutzen, als er die Hand, in die ich ihm einen Haufen Kupfermünze drückte, bewegungslos offen behielt, mich starr ansah und keine Miene machte, das Gegebene einzustecken. Erschrocken fragte ich ihn, ob es zu wenig sei, aber wehmüthig auf seine kupferbelastete Hand niederblickend, sprach er lispelnd: Kupfermünze gilt hier zu Lande nicht. Ich verstand ihn vollkommen und wechselte ihm das Kupfer in Silber aus. Da ich sah, mit welcher Rührung und Gutmüthigkeit er es einsteckte, wurde ich zutraulich und bat noch um eine Erklärung. Ich fragte ihn nämlich, ob es, wie ich schließen muß, hier zu Lande erlaubt sei, klingende Münze anstatt eines Passes zu nehmen? Es ist freilich nicht erlaubt, sagte er, aber es wäre ja gegen alle Menschlichkeit, gegen alles Gefühl, das Andenken eines Reisenden, den man im Leben vielleicht nie wieder sieht, zurückzuweisen. Mit dieser sentimentalen Auslegung war ich vollkommen zufrieden.

O Mailand! Stadt der Kasematten, wie wird es mir in deinen Mauern ergehen? Gut, ganz gut! Die Polizei hatte die besondere Güte, mich erst, nachdem ich alle Merkwürdigkeiten der Stadt gesehen, zu citiren. Ich erschien ganz wohlgemuth vor ihrem erhabenen Antlitz, denn das Aergste was mir geschehen konnte, war, daß man mich in meine Heimat zurückschickte, und dahin wollte ich ja ohnehin, und auf dem Wege liegt der Comer See, das zweite Ziel meiner Reise, den ich also bei dieser Gelegenheit sehen konnte. Mit den nicht eben zärtlichsten Vorwürfen wurde ich empfangen. Ich nahm sie schweigend an, denn, dachte ich, sie hat ein Recht dazu, die heilige Polizei; ist sie auch nicht unsere Mutter, ist sie doch unsere Amme, der wir von unserer Mutter Vaterland gänzlich zur Erziehung überlassen sind. Ich machte ein sehr reuiges Gesicht, beklagte meine Fehler, erkannte meinen unverzeihlichen Leichtsinn und bat, daß man mir den Paß ja nach Hause vidiren möge. O ich Heuchler, ich Tartuffe, ich Jesuit! Ich möchte in ein Kloster gehen, wenn ich heute daran denke. Auf dem Rücken meines Passes, schon tief unten stand mit großen

Buchstaben zu lesen: über Sondrio und die neue Straße zurück. Die neue Straße war durch einen Strich besonders hervorgehoben, daß es mir bei Leibe ja nicht einfalle, über die alte Straße nach Hause zurückzukehren, denn diese geht durch einen kleinen Theil der Schweiz und die Luft daselbst soll für gute Oesterreicher ungesunder sein, auch könnte man sich linksab und in die Freiheit verlieren ohne Wiederkehr. Es ist das hier sicherlich eine der wenigen Ausnahmen, wo Oesterreich für seine Unterthanen die neue Straße der alten vorzieht.

Ich hielt mich gerne an die väterliche Instruction, besah mir den Comer See mit Muße und wanderte dann zu Fuße über Sondrio und durch das schöne Valtelin-Thal auf der neuen Straße. So kam ich an einem sehr schönen Morgen nach dem Städtchen Terano, wo ich vor der Thüre eines Gasthauses ein treffliches Frühstück einnahm. Vor mir lagen herrliche, himmelhohe Berge, und an ihnen, wie Schwalbennester an Riesenpalästen, hingen kleine, kleine Hütten, und die Menschen, die oben vor ihren Wohnungen sich bewegten, waren kaum mit freien Augen zu sehen. Mein Wirth, der neben mir stand, sah, mit welchem Entzücken mein Auge an diesem herrlichen Schauspiele haftete, und mit Stolz zu mir gewendet, und die Hand nach jenen Bergen mit ihren Hütten ausgestreckt, sagte er: Das ist die Schweiz! — So nahe der Schweiz, und ich sollte das classische Land der Freiheit und der Gemsen, die Heimat Wilhelm Tells und seines Sohnes, meines Jugendfreundes nicht sehen? ich sollte Altdorf, Rüttli, Bürgeln, Küßnacht und alle die classischen Stellen nicht sehen, von denen ich als zehnjähriger Knabe schon geträumt und declamirt habe? — Das wäre gegen die Natur! ich mußte hinüber. Mein Wirth, ein geborner Schweizer, fühlte sich durch meine Begeisterung und Sehnsucht nach seinem Vaterlande geschmeichelt und führte mich sogleich zu dem Beamten, der die Pässe über die Grenze zu visiren hatte und in seinem Hause wohnte, um mich bei ihm zu protegiren. Der Beamte aber lächelte: Sehen Sie lieber, daß Sie mit diesem Quasi-Paß so schnell als möglich nach Hause kommen, und lassen Sie sich nicht erst auf Umwege ein. In die Schweiz könnte ich Sie nun einmal damit nicht lassen, und wenn Sie ein Prinz aus dem kaiserlichen Hause selber wären. Aergerlich warf ich mein

Felleisen auf den Rücken, zahlte meine Zeche und ging mit großen Schriten, auf ein Wunder hoffend, geraden Weges auf die Grenze los, die kaum hundert Schritte mehr von mir entfernt war. Aber das Wunder blieb aus. denn als ich über die Brücke des Grenzbächleins schreiten wollte, schrie eine Donnerstimme „Paß"! entgegen. — Ich gab ihn hin, eben so schnell hatte ich ihn wieder in der Hand, und auf das starre Commando „Zurück!" wandte ich lakonisch den Rücken, und nach drei Minuten stand ich mit kläglichem Gesichte wieder vor meinem Wirthe in Terano. Der aber nahm mich bei der Hand, führte mich um eine Ecke, und zeigte mir einen Mann, der mit Holzhauen beschäftigt war. Mit Dem verständigen Sie sich, sagte er. Das war bald geschehen. Der Mann warf seine Hacke weg, nahm einen ungeheuren unten mit Eisen beschlagenen Stock und ging mit Riesenschritten vor mir her. Er führte mich hinter den Häusern hin, dann über eine kleine Wiese, dann in ein Gebüsch und immer höher und höher bergauf. Da blieb er plötzlich stehn, horchte auf und gab mir ein Zeichen, mich tief ins Gebüsch zu bücken, so zu sagen zu verstecken; er selbst stellte sich vor mich hin, zog ein Messer aus der Tasche und begann mit gleichgiltigem Gesichte Ruthen abzuschneiden. In diesem Augenblicke gingen zwei flintenbewaffnete Uniformen ganz nahe an uns vorüber. Kaum waren sie fort, so ging unsere Wanderschaft weiter. Wie wir aus dem Gebüsche heraus waren und auf einer kahlen Höhe standen, hielt mein Führer ein, zog seine Mütze und sagte: Jetzt sind Sie in der Schweiz; diesen Berg müssen Sie erklettern, dann jenseits mit der größten Vorsicht ins Thal niedersteigen, so kommen Sie auf die Straße, die weiter hinein nach Graubündten führt. Er ging, und ich hielt mich genau an seine Worte. Fast zwei Stunden lang kletterte ich den fürchterlich steilen und schlüpfrigen Berg hinauf, und herunter, und schweißtriefend und zu Tode matt kam ich in dem heiß ersehnten Thale an. Und jetzt stand ich erst an dreißig Schritte bloß von dem östreichischen Gränzgebäude entfernt, und brauchte zu einem Wege, den ich in vier Minuten hätte zurücklegen können, mehr als zwei Stunden. O Polizei, zu welchen Umwegen zwingst du ehrliche Seelen! — Der Gränzwächter, der mich mit seinem „Zurück" zurückgedonnert hatte, sah mich auf Schweizerboden und drohte mir von jenseits

der Gränze mit geballter Faust. Das gab mir meine Heiterkeit wieder, und freudigen Herzens jubelte ich ins Land Graubündten hinein.

Vier glückliche, rastlose Wochen brachte ich in der Schweiz zu. Durch die Thore von vierzig Städten bin ich gezogen, mit vielen Postwagen und Dampfschiffen bin ich gefahren, und nirgends, nirgends brauchte ich einen Paß. Mir war so wohl, als wäre ich in einen seligen Naturzustand zurückgekehrt und als gäbe es auf Erden kein Laster, keine Schmerzen, keine Polizei und keine Päße. Erst in Konstanz mußte ich wieder an all das erinnert werden, und daß ich mich auf deutschem Boden befände. Doch war es Baden, wo ich mich befand, und die Polizei ließ mich freundlich gehen, als ich ihr auf die Frage nach meinem Paß mit tiefer Baßstimme: „Student" antwortete. Ich rathe Jedem, der aus der Schweiz nach Deutschland zurückkehrt, ja über Badisches Gebiet zu reisen, der Uebergang ist dann nicht so auffallend, und er muß sich das süße Gefühl der Paßlosigkeit nicht mit einem Male und gewaltsam, sondern wohlthätig nach und nach abgewöhnen. Wäre ich aus der Schweiz direct nach Baiern oder Oesterreich gekommen, ich wäre allen Zufällen ausgesetzt gewesen, die einen hinrichten können, wenn man aus einem warmen Bade plötzlich unter eine kalte Dusche kommt. Doch habe ich mich im Grunde über Baiern nicht zu beklagen, da half mir gewissermaßen der kunst- und literatursinnige König selbst. Und das geschah also. Schon in Kostnitz oder Constanz weckte mich der Kanonendonner der Dampfschiffe, Baierns Königs Geburtstag feiernd mit Liebe. Als wir in Lindau ankamen, war festlich geschmückt die Stadt, jubelnd. Als ich auf die Polizei kam, standen in den Vorsälen sehr viele Beamte sich auf des Festes gemeinsam einzunehmendes Essen freuend, nur noch den Paß unterschreibenden Beamten erwartend. Ich diesen Umstand beobachtend, trete ein, ihn benützend. Der Paßbeamte glühte roth und röther, und man sah ihm an, er habe schon heute Manches für das Wohl seines Königs geleistet, denn seine Augen schwammen in seliger Verklärung. Eine große Zahl von Reisenden umstand ihn, deren Päße er mit edler Ungeduld, obwohl mit zitternder Hand so schnell als möglich unterschrieb. Seine Brüder erwarteten ihn ja zu einer patriotischen That. Ich aber hielt

mich stille im Hintergrunde des Zimmers und sah zu wie der Strom der Reisenden sich nach und nach verlief; auch er machte ein glückliches Gesicht, da er den letzten Paß in die Hand nahm und ihn schon halb stehend ausfertigte. Aber wie erschrak er, da er eben mit patriotischer Eile davon gehen wollte und ich mit meinem Passe wie ein Löwe auf ihn losstürzte. Mit betrübtem Gesichte kehrt er noch einmal zum Pulte zurück und sieht nur den Rücken des Passes, wie ich ihn hingelegt hatte, und da die Collegen draußen zu murren beginnen, schreibt er mit der Schnelligkeit eines Stenographen das Visum hin und würdigt den Paß keines Blickes. Gottlob, ich war durch die Geburt des Königs Ludwig von Baiern gerettet und konnte morgen in München einziehen, gesichert durch den königlich-baierischen Stempel.

Wie in Lindau der König und patriotischer Eifer, so halfen mir in München ein Prälat und religiöse Pietät. Ich lernte nämlich an der Table d'hôte im Baierischen Hofe einen berühmten Bischof und seinen Begleiter, einen jungen Geistlichen kennen. Manche Anknüpfungspunkte waren vorhanden, die unsere Bekanntschaft erleichterten. So kam es, daß ich mit dem jungen Geistlichen auf die Polizei ging, als er seinen und des Bischofs Pässe visiren lassen wollte. Ich nahm ihm beide ab, dachte mir: „die Kirche hat einen guten Magen" und legte meinen lasterhaften dazu; tres faciunt collegium. So trat ich vor den Beamten hin: die Pässe seiner Eminenz! Er nahm die Papiere mit Ehrfurcht in die Hand, als berührte er das Allerheiligste; als guter Katholik prüfte und forschte er nicht weiter, glaubte nur und unterschrieb und sanctionirte, wie gesagt als guter Katholik, auch das Untergeschobene. Das erhabene Gefühl, daß mein Paß Ehrfurcht einflöße, lernte ich hier fast am Ende meiner Reise zum ersten Male kennen und ich kam mir selbst wie ein Heiliger vor.

Aber die Heiligkeit meines Passes mußte sich schnell verduftet haben. Denn als ich ihn bei Eger an der böhmischen Grenze in das Grenzpaßbureau schickte, während ich selbst im Wagen sitzen blieb nnd mich nach so manchen Kämpfen der wohlbehaltenen Rückkehr ins Vaterland freute, da, wie ein Mensch, der Niegesehenes gesehen, der schauderhaft Unglaubliches gehört, stürzte der Postbeamte an den Wagen heran und rief entsetzt: Wie haben Sie sich

unterstehen können, mit einem solchen Passe eine so weite Reise, eine Reise ins Ausland zu machen?! — Insofern ich keinen andern hatte, ist das leicht erklärlich, antwortete ich. — Und wenn ich recht schließe, so waren Sie sogar in der Schweiz! — Herr Commissär, ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie ganz logisch und sehr geographisch schließen. — Aber wie ist das möglich, daß selbst k. k. Behörden einen solchen Paß visirten, rief er ganz versenkt in Verwunderung und den Paß anstarrend. — Glauben Sie nicht an Wunder, Herr Commissär? — Nun aber hatte der Dialog ein Ende denn er nahm allein das Wort und ließ einen Strom von Vorwürfen, Verweisen und Grobheiten auf mich niederregnen, bis ich ihn endlich unterbrach: Wozu der Lärm? Sie und das Vaterland haben mich wieder, und Sie können sich beide beruhigen. — Lassen Sie sich eine solche Reise nicht zum zweiten Male einfallen, antwortete er mir, es könnte ein zweites Mal traurigere Folgen für Sie haben: Geld- oder andere Strafen. — Indessen war ich, wie gesagt, dem Vaterlande wiedergegeben, und man ließ mich ziehen.

Hier endet die Geschichte und mein Epos, in welchem ich einen Beitrag zur praktischen Polizei liefern wollte, zugleich den Beweis, wie unumstößlich nothwendig es sei, tausend ehrliche Menschen eines einzigen Spitzbuben wegen, tausend loyale eines einzigen Verschwörers wegen zu belästigen. Ich aber kann meine Leser und die Polizei versichern, doch nein, diese nicht, denn die weiß es gewiß besser als ich, also, ich kann meine Leser versichern, daß ich weder auf jener ganzen Reise einen einzigen silbernen Löffel eingesteckt, noch seitdem gestohlen, gemordet, betrogen, Feuer angelegt oder Conspirationen gemacht habe. Im Gegentheile kann ich mich rühmen, ein ebenso ehrlicher, vortrefflicher Mensch, als ruhiger Bürger und Unterthan zu sein. Aber du hast belogen und betrogen, höre ich mir von einem moralischen Leser erwiedern. Darauf entgegen rede ich: Das hat mein großer Ahnherr Odysseus auf seiner Ferienreise auch gethan, und war damals längst kein Student mehr, und endlich, warum hat es eine löbliche Polizei dahin gebracht, daß man sich ordentlich ein Vergnügen daraus macht, ihr eine kleine Nase zu drehen?

G—g—

Die böhmischen Stände.

Die unter der Aufschrift: „Ständisches aus Böhmen" im 3. Hefte der Grenzboten erschienene Mittheilung aus Prag giebt den Ständen Böhmens die trostreiche Versicherung: „daß wir im Volke längst im Klaren sind über die Tendenzen des Junkerthums, und ganz gut wissen, hoher und niederer Adel wünsche beliebig mit zu regieren, und wo möglich die kargen Reste der josephinischen goldenen Zeit, die uns noch geblieben, auszutilgen aus Leben und Geschichte." Weiter unten finden wir die Behauptung: „daß in so bewegungslustiger Zeit wie die gegenwärtige, die oppositionellen Bestrebungen der Herren Stände in der intelligenten Mittelklasse so durchaus keine Sympathien finden, daß man es vorzieht, autonomisch von Wien regiert zu werden, daß man seine Freude daran hat, wenn den hohen Herrn Verhebung und Rüge von hoher Hofkanzlei zugewendet wird, reicht vollkommen aus, die ständischeu Tendenzen zu charakterisiren."

Ich glaube nicht, daß sich die Stände über ihre Popularität Illusionen machen; sie wissen wohl eben so gut als ich, und wie mancher andere unparteiische Beobachter, daß die Bureaukratie, die den Ständen nicht hold sein kann, den Mittelklassen den größten Theil ihrer Intelligenzen verschlingt, daß schon der Studienplan Oesterreichs es sich zur Hauptaufgabe gesetzt hat, den Jüngling vor allem Andern blindlings gehorchen zu lehren, um aus ihm einen gehorsamen Diener, nicht nur Sr. Majestät, sondern auch der Behörden zu erziehen, die die Legislativ- mit der Executiv-Gewalt in sich vereinigen. Wer aber seinen Kopf von allen schädlichen Einflüssen mechanischer Actenfabrication, und sein Gemüth von Neid

und Mißgunst frei erhalten hat: dem muß jedes Zeichen verjüngender Regsamkeit in seinem Vaterlande willkommen sein; er wird nicht ohne weitere Untersuchung Bestrebungen zum Bessern schon deshalb verdammen, weil sie von einer Körperschaft ausgehen, der er nicht angehört, und die ihre Reihen bis jetzt allerdings noch eng geschlossen hält, doch auch noch keineswegs zu dem Vorwurfe retrograder Tendenzen gerechten Anlaß gegeben hat.

Die Stimme, die vor Kurzem in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die Besorgniß aussprach, daß die Bemühungen der Stände, Böhmen und seine Industrie durch die Errichtung einer Hypothekenbank, verbunden mit einem Filiale der Nationalbank und einer Börse von dem Monopole der Wiener Geld-Aristokratie zu emancipiren, an dem allvermögenden Einflusse dieser Macht scheitern werden, gehört gewiß dem intelligenten Mittelstande an, und zeigt, daß dieser Einsicht und Billigkeit genug besitzt, um nicht mit Schadenfreude jede Niederlage der Stände zn beklatschen, unbekümmert darum, ob dem Lande hierdurch Schaden erwächst oder nicht.

Daß wir im Volke über die Tendenzen der Stände längst im Klaren sind, möchte ich sehr bezweifeln; über Principienfragen von Belang wurde meines Wissens noch nicht verhandelt, und wenn heute eine solche zur Verhandlung käme, bin ich überzeugt, daß kein Mitglied der Versammlung uns das Resultat der Abstimmung voraussagen könnte. Daß die Stände im verflossenen Jahre die Aufnahme des Rector magnificus der Prager Universität in ihre Mitte einstimmig beschlossen haben, kann man ihnen ebensowenig als Verdienst anrechnen, als es ungerecht wäre, ihre Weigerung dem Prager Magistrate mehr als eine Stimme am Postulaten-Landtage zu gestatten, als ein Zeichen ihrer Abneigung von Concessionen anzusehen, da diese Concession keineswegs der unabhängigen intelligenten Mittelklasse, sondern lediglich dem Beamtenstande zu Gute käme, und in dieser Art vom Bürgerstande nicht gewünscht wird. Ich schmeichle mir hingegen mit der Hoffnung, daß dieser Gegenstand Regierung und Stände darauf aufmerksam machen wird, daß es uns vor allem Andern um eine Reform des Gemeindewesens, um Emancipation der Gemeinden von der allen Gemeinsinn erstickenden Bevormundung noth thut, und daß uns die Stände durch eine kräftige Verwendung in dieser Angelegenheit beweisen

werden, daß ihnen nicht blos die Aufrechthaltung und Wiederbelebung eingeschlafener Privilegien, sondern des Landes Wohl und Bestes am Herzen liegt. Niemanden ist es unbekannt, daß der böhmische Adel, lange noch bevor die Stände zum Bewußtsein ihrer Existenz wieder erwachten, sich allen gemeinnützigen Unternehmungen und Anstalten, deren Menge und Wirksamkeit der Stolz Böhmens sind, an die Spitze gestellt hat, daß die meisten ihm ihr Dasein danken; warum sollten wir befürchten, daß dieselben Männer, die dem Fortschritte ihres Vaterlandes in Kunst und Wissenschaft, wie in der Industrie täglich bedeutende Opfer bringen, ihre politische Stellung zur Zurückrufung mittelalterlichen Unfugs, zur Unterdrückung des Volkes mißbrauchen werden?

Hingegen ist es nicht zu läugnen, daß der Formenstreit, in den sich die Stände mit der Regierung eingelassen haben, nicht dazu geeignet ist, ihnen Sympathien zu erwecken; wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob sie klug handelten, vom historischen Standpuncte aus ihre Rechte formell vindiciren zu wollen, doch wollen wir es auch nicht übergehen, daß die Stände auch schon manches allgemein fühlbare Bedürfniß des Landes allerhöchsten Orts in neuester Zeit vertreten haben. Nebst dem schon erwähnten Projecte zur Errichtung einer Hypothekenbank, hören wir auch von einem Vorschlage zu einer neuen Waldordnung, von einem solchen zur Vereinfachung und Verbesserung des Grundbuchswesens; wir hören, daß die Stände um eine Reform der mangelhaften Criminalgerichtspflege, dann um eine Einschränkung der den Wohlstand und die Moralität der untern Volksklassen untergrabenden Lotterie gebeten haben, wir hören auch, daß sie sich mit einem neuen Straßenbausysteme und einer Schulordnung beschäftigen, endlich daß die Errichtung einer Ackerbauschule von ihnen beschlossen worden ist. Rechnen wir hiezu noch, was die Stände in letzter Zeit für die Verschönerung Prags gethan, und zwar auf ihre Kosten, mit Verschonung des Rustikales, dann endlich den im verflossenen Jahre beschlossenen Ankauf eines Hauses für das Landes-Museum: so müßten wir wahrlich ungerecht sein, wenn wir sie ob ihres Strebens tadeln wollten.

Daß sie durch ihre oppositionellen Bestrebungen die kargen Ueberreste der Josephinischen Zeit vertilgen wollen, ist eine gänzlich

aus der Luft gegriffene Behauptung, denn der Verfasser obigen Artikels wäre in Verlegenheit, uns eine einzige den Fortschritt beurkundende Maßregel der Regierung zu nennen, der sich die Stände widersetzt hätten. Ebenso unrichtig argumentirt der Verfasser bei seiner Mittheilung über die Deputation; sie hätte wohl auch unterbleiben können, doch nicht aus dem Grunde, weil die Eisenbahn auf Staatskosten gebaut wurde; jedes Kind weiß es, wer die Schulden des Staates zahlt; hingegen ist es falsch, daß die Kosten der Deputation 12000 fl. betrugen und vom Lande bestritten wurden, denn die Kosten für Deputationen werden der Landesverfassung gemäß auf den Decimalsteuergulden allein vertheilt, hienach von den Ständen getragen. Ohne daß man sich gegen die Landesverfassung sowie die Ehre des Königs selbst vergreife, kann doch Letzterem der Rath nicht ertheilt werden, die beschworene Verfassung zu schmälern, und die am Wiener Congresse Europa gegenüber eingegangene Verpflichtung zu brechen.

Unser größtes Uebel liegt darin, daß die Gesetze in derselben finstern Schreibstube geschmiedet werden, aus der die Entscheidungen hervorgehen, daß an ihnen geschnörkelt und gemodelt wird; deshalb vermissen wir bei den Behörden wie im Volke jene Achtung vor dem Gesetze, die die sicherste Bürgschaft für das Wohlergehen, und für die Ehre der Nationen wie der Staaten ist. Doch dieses Thema würde mich zu weit führen, und ich beabsichtigte lediglich die Ansicht zu begründen, daß es ungerecht ist, jetzt über die neu erwachte Thätigkeit der Stände ein verdammendes Urtheil voreilig auszusprechen, während früher ihre Unthätigkeit gerechter Weise getadelt wurde.

Prag, 12. Febr. 1846. —x

Tagebuch.

I.

Aus Paris

Frauen- und Literatenmode. — Deutsche Namen. — Die deutschen Maler in Paris. — Cham, der Sohn Noa's.

Die deutsche Literatur wird in Frankreich Mode. Mißverstehen Sie mich nicht; nicht etwa, daß deutsche Bücher, deutsche Dichtungen, deutsche Sprache an Verbreitung gewinnen, behüte! Sie wird Mode wie der Paradiesvogel, den elegante Damen in die Haare stecken, wie der ostindische Shawl, den sie sich umhängen. Fragen Sie eine dieser pariser Schönen um die Naturgeschichte dieses Vogels, mit dem sie den schwarzlockigen Kopf schmückt, um die Beschreibung dieses Landes, dessen kostbares Gespinnst sie um ihre schlanken Glieder drappirt, und sie wird Ihnen über diese sonderbare Zumuthung von Kenntnissen einen jener ironischen Blicke zuwerfen, die in's Französische übersetzt heißen: O du dummer Ausländer, wie wenig kennst du Pariser Sitten, wenn du eine Dame von Welt um solche pedantische Dinge befragst. So ist es auch mit der Kenntniß deutscher Literatur. Kein französischer Schriftsteller, der nicht mit den Namen Göthe, Herder, Hegel coquettirt. Zwar mit weniger Geschick, als die Damen mit Paradiesvogel und Cachemirshawl. Denn in der Regel werden diese Namen ganz am unrechten Orte citirt. Der literarische Paradiesvogel wird oft an den Bauch, statt auf den Kopf befestigt; der Shawl wird um die Füße, statt um den Nacken gehängt. Aber was thut das? Die Anderen merken es ja nicht und der fremdartige Name thut doch seine Dienste, er imponirt, er verblüfft. Werden Sie es glauben, daß unlängst der Bischof von Chartres gegen Hegel donnerte, oder eigentlich gegen Cousin, der in seiner philosopischen Eklektik auch Hegel'sche Ideen aufgenommen. Nun ist es bekannt, wie viel, d. h. wie wenig unser Herr Vetter Cousin von dem Berliner Philosophen versteht, und es ist leicht daraus zu schließen, wie viel mehr erst Se. Gnaden der Herr Bischof weiß. Aber was schadet das? Hegel ist nun einmal ein Schlagwort geworden, hinter dem

Jeder sich was Anderes vorstellt, und so schlägt man denn den Leuten damit in's Gesicht, die dann verblüfft, mit aufgesperrtem Munde da stehen und nicht wissen, mit was für einem Instrument man eigentlich geschlagen habe. Lesen Sie Eugen Sue, Dumas, Hugo, Sand, und jeden Augenblick werden Sie auf die Phrase stoßen: „ihre Augen glänzten von jenem unheimlichen Feuer, wie es nur Schiller zu schildern versteht", oder „seine Gestalt war einem jener nordischen Titanen zu vergleichen, welche die unsterbliche Feder Jean Pauls verewigte", oder „in seinem Kopfe drehten sich jene überirdischen räthselhaft romantischen Ideen, die Lessing allein in Worte zu bannen wußte". Michelet, der Professor, der Historiker, spricht von Schleiermacher und Paulus, als hätte er zehn Jahre mit ihnen an einem Tische gesessen. Geben Sie aber einem von diesen Herren ein deutsches Buch, und Sie können versichert sein, er wird es verkehrt in die Hand nehmen, wenn nicht die Seitenzahl und die auf dem Titel gedruckte Jahresziffer ihm verräth, wo der Kopf und wo der Fuß ist.

Ist es das Glück, welches Winterhalter, Schlesinger und einige andere deutsche Maler hier gemacht, ist es die nahe bevorstehende Eröffnung der Kunstausstellung, ist es überhaupt Lust und Drang, den französischen Malerstyl zu studiren; genug, seit einiger Zeit strömen immer mehr und mehr deutsche Maler hierher, und wir haben jetzt eine eben so zahlreiche Malercolonie wie eine Literatencolonie hier. Möge nur den deutschen Malern der Aufenthalt in Paris fruchtbarer werden, als den deutschen Schriftstellern, die hier die heimatlichen Töne und Denkweise leicht vergessen. Ich kenne viele deutsche Maler, die Paris bewohnt haben, aber mit Ausnahme einiger Weniger (wie z. B. des trefflichen Pecht in Leipzig, ein ehemaliger Schüler Delaroche's) ist ihnen der Pariser Unterricht nichts weniger als fruchtbringend geworden. Der pathetische Styl der Franzosen hat ein gewisses Element, das dem Deutschen nicht zusagen kann, sei es nun ein Gemälde von Yngres, eine Ode von Lamartine, eine Tragödie von Hugo, oder eine Symphonie von Berlioz. Als französisches Product im Zusammenhange mit der Nation, in deren Mitte es entstanden, interessirt es uns, aber nach Deutschland übertragen und als Modell für deutsche Nachstrebungen hingestellt, hat es etwas Fratzenhaftes und Widerliches. Ich glaube, in der Literatur wie in der Kunst können wir von den Franzosen viel lernen, wo sie gesellschaftliche Zustände schildern: im Roman, im Lustspiel, im Genrebild, aber das Pathetische müssen wir uns vom Leibe halten. Denn ihr Pathos ist nicht das unsrige. So glaube ich, könnten junge deutsche Maler hier viel lernen, wenn sie Genrebilder studiren, oder jene geistvollen Skizzen, welche Granville und Cham unter dem Namen Illustrationen produciren. Aber die historischen Bilder scheinen mir kein Muster für die deutsche Malerwelt.

Ad vocem Cham (der wohl auch in Deutschland durch seine Zeichnungen im Charivari bekannt ist) habe ich unlängst eine piquante Thatsache gehört. Dieser witzige Carricaturenzeichner ist ein natürlicher Sohn des Grafen Nöes, der ihm auch eine glänzende Erziehung geben ließ und eine ausreichende jährliche Rente festsetzte, ausreichend für jedes andere bescheidene Menschenkind, aber nicht für einen so lustigen Bonvivant, wie unser Cham. Dreimal mußte der Vater eine ganze Liste von Schuldnern bezahlen. Aber beim dritten Male machte er, wie der alte Rauschebart in der Uhland'schen Ballade, einen Strich zwischen sich und seinem Sohne. Da kam dem Letzteren die Idee, sich mit seinem Zeichenblei eine selbstständige Rente zu bilden, und in der That übertrifft diese jetzt fünfzehnfach den ihm einst von seinem Vater ausgesetzten Gehalt. Um aber dem Vater Nöes einen Schelmstreich zu spielen und ihn ewig an seinen Sohn zu erinnern, nahm dieser den Pseudonym Cham an. Unter Noa's Söhnen war Cham allerdings der größte Taugenichts.

II.

Aus Lemberg.

Die polnischen Unruhen. — Die Eisenbahn. — Nothstand. — Dr. Michalowicz. — Vorlesungen über organische Chemie. — Wohlthaten des Grafen Skarbek.

Die traurigen Enthüllungen der entdeckten Polenverschwörung haben in diesem Augenblick die Blicke von ganz Europa auf unser unglückliches Land gerichtet, welches das schmerzliche Schauspiel einer in krankhaften Zuckungen befindlichen Nationalität darbietet, deren Tod einmal ausgesprochen ist, die aber, trotz der scharfen Messer, die in ihrem Fleische wühlen, und des ängstlichen Wehgeschreis der gemarterten Völkspsyche nicht sterben will und kann. Kaum ist der lebendige Leib gleich einem kalten Cadaver wieder auf den anatomischen Tisch gelegt, damit einige Hauptschnitte der politischen Chirurgie an ihm vorgenommen werden, so schlägt der vermeintliche Leichnam mit Armen und Beinen so wild umher, daß die drei Staatsärzte verdutzt dabei stehen und alles aufbieten müssen, um dem lebendig gewordenen Leichnam begreiflich zu machen, daß er kein Recht habe, lebendig zu sein und daß es für ihn am besten sei, seine Lebensansprüche ein für alle Mal aufzugeben. Was die jüngsten Vorfälle für Folgen haben werden? Wer weiß es? Wahrscheinlich die Gewalthaber selbst nicht. Die große weitsichtige Staatskunst ist jetzt ganz abhanden gekommen, und man läßt die Sachen eben gehen wie sie kommen. Mit Ausnahme Rußlands hat sicher keine Regierung einen festen Plan in Bezug auf Polen; den meisten Staaten muß allerdings der geheime Wunsch aufsteigen, Polen wieder in der Reihe der selbständigen Reiche zu sehen, denn die Existenz eines freien Polens

schwächt Rußland und stärkt den Occident gegen den moskowitischen Riesen. Doch kein einziger darf es wagen, den Weg zu beschreiten, der zu einer Erfüllung dieses Wunsches führen könnte. Für Oesterreich und Preußen selber giebt es kein festes System, hinsichtlich ihres polnischen Antheils; sie suchen ihre Erbschaft, so lange es die Umstände erheischen, gut zu verwalten: wie wäre an einen ewigen Besitz zu denken, wo nur die zwei Fälle möglich sind, daß die russische Politik bei den nächsten europäischen Conflicten den Sieg davon trägt oder unterliegt. Im ersteren Falle ist die Vereinigung der slavischen Bestandtheile der beiden deutschen Großmächte mit dem russischen Ländercomplex das natürlichste Resultat, und im letztern würde gewiß eine polnische Insurrection als die kräftigste Vorhut gegen das feindliche Moskowiterthum gedient haben, und in der Wiederherstellung des polnischen Reiches würde eben sowohl ein Act der Gerechtigkeit geübt als einer Pflicht der politischen Weisheit erfüllt sein. Vor der Hand dürfte lediglich wieder Rußland den größten Gewinn aus den Ausbrüchen des sarmatischen Patriotismus schöpfen, indem sie ihm einen guten Vorwand zu einer weitern Entfaltung seines Vernichtungssystems gegen Polen bieten und zugleich die beiden Nachbarstaaten zu einer strengeren Behandlung ihrer polnischen Unterthanen zwingen, wodurch der Contrast zwischen der Lage des deutschen und des russischen Polen bedeutend an Schärfe verliert. Schon spricht man von einer völligen Einverleibung Polens mit Rußland, und selbst, daß in Preußen daran gedacht würde, das Großherzogthum Posen auf die Provinzen Brandenburg, Westpreußen und Schlesien zu vertheilen. Hinsichts Rußland ist dieses Vorhaben wahrscheinlich; aber in Bezug auf Preußen wäre dasselbe Verfahren zu verfehlt, um glaublich zu sein. Nicht als ob es der preußischen Regierung nicht erwünscht sein müßte, eine Million Slaven germanisirt zu sehen, und aus unruhsüchtigen Polen ruhige deutsche Bürger zu machen; allein der Geist der preußischen Politik ist doch ein anderer, als der, welcher in St. Petersburg gebietet. Mit der bloßen administrativen Auflösung und geographischen Zerstücklung ist gar wenig gethan und das Meiste wäre dann erst noch in Bezug auf die Ausrottung der polnischen Volksthümlichkeit zu vollbringen, ohne welche alles Uebrige ohne tiefere Wirkung bliebe. Zu den barbarischen Mitteln der asiatischen Verfolgungswuth, welche Rußland gegen das katholische Polen ins Werk setzt, wird aber Preußen niemals greifen mögen, und auf minder grausame Weise würde es nicht das Ziel erreichen, das Rußland in Polen erstrebt und schon zum Theil erreicht hat.

So viel man hier von den Verhaftungen mit Bestimmtheit vernimmt, so sind dieselben sehr zahlreich und erstrecken sich auf alle Theile Galiziens und sowohl auf Militär- als Civilpersonen. Vom Militär sind es vorzüglich mißvergnügte Unterofficiere, die keine Aus-

sicht zur Vorrückung haben, und junge Cadetten, denen die Vorspiegelungen der Emissäre und die Hoffnung bald eine wichtigere Rolle zu spielen, den Kopf erhitzt haben; Officiere sind sehr wenige compromittirt, weniger als bei dem Complott von 1840, sei es nun, daß dieselben diesmal vorsichtiger waren, oder daß erst im Laufe der Untersuchung eine Theilnahme derselben in größerem Umfang ans Licht treten wird. Die Gefängnisse füllen sich auf eine Bedenken erregende Weise mit Verdächtigen und die zu Wadowicze zusammengetretene Untersuchungs-Commission aus militairischen und Civilrichtern ist bereits in voller Thätigkeit, um aus der Schaar der Angeklagten die Zahl der Schuldigen herauszufinden. Ist es auch nicht begründet, daß die Untersuchung in Gemeinschaft mit preußischen und russischen Abgeordneten gepflogen werden soll, so ist es doch nicht minder außer Zweifel, daß gemeinschaftliche Erörterungen über die zu Tage geförderten Resultate Statt finden werden, ohne welche ein sicheres Erfassen der verborgenen Fäden der geheimen Verschwörungsgeschichte kaum denkbar wäre. Man nennt die Herren Sedlaczek und Mosing als die zu diesem Zweck bestimmten Beamten, von denen der eine mit der russischen Untersuchungsbehörde und der andere mit der preußischen Commission in Verbindung treten soll. Der Militärgouverneur von Galizien Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este soll sich in einer sehr entschiedenen Weise gegen die nationalen Anstrengungen der polnischen Patrioten ausgesprochen, und namentlich in Hinsicht der dem Soldatenstande angehörigen Individuen die Nothwendigkeit einer unnachsichtlichen Anwendung des Gesetzes angedeutet haben, da, wie bekannt, bei dem letzten Complott des Regiments Graf Mazzucheli, die Schuldigen sämmtlich mit mehrjähriger Festungsstrafe davon kamen.

In wie fern eine Betheiligung des Clerus Statt gefunden, läßt sich für jetzt kaum angeben, überhaupt scheint bei uns der clericalische Einfluß weit geringer zu sein, als in den übrigen polnischen Landestheilen, wo ihm die religiösen Bedrückungen einen Nachdruck verliehen haben, der ihn allerdings als sehr furchtbar erscheinen läßt; höchstens könnte das Popenthum als eine Waffe in den Händen des Panslavismus dienen. Unter diesen Umständen macht auch der eben jetzt erfolgte Tod des römisch-katholischen Erzbischofs und Primas von Galizien, Franz von Paula Pischbek, der 60 Jahre alt, plötzlich starb, bedeutendes Aufsehen.

Die Nivellirungsarbeiten in Bezug auf die in Angriff zu nehmende Staatseisenbahn von Bochnia nach Lemberg nehmen einen raschen Fortgang, so daß wohl im nächsten Frühling die Erdarbeiten werden beginnen können. Bei der steigenden Noth unter den Landleuten, welche wirklich mitunter an das Gräßliche streift, würde die Gelegenheit zum Verdienst von denselben mit Begierde ergriffen wer-

den, und der Bahnbau dürfte somit ebenso gut eine gut gewählte Maßregel für das Bedürfniß des Augenblicks, als eine nationalökonomische und handelspolitische Nothwendigkeit sein. Die letzten Ueberfluthungen des Weichselstromes und der Nebenflüsse haben eine solche Verwüstung angerichtet, daß viele von den verunglückten Bauern, deren Hütten von der Gewalt des Wassers zerstört wurden, und deren Felder verheert sind, sammt Weib und Kindern den Wanderstab ergriffen, um ihr Heil in der Fremde zu suchen. Schaarenweise strömten sie nach Lemberg und bettelten von Thür zu Thür, indeß den Grundherrn gleichfalls ein sehr empfindlicher Ausfall des Bodenzinses zu Theil ward durch die Brachliegung weiter Strecken auf ihren Gütern. Man darf allerdings hoffen, daß die Belebung des Verkehrs in dieser Provinz auch auf den Wohlstand sämmtlicher Bewohner vortheilhaft einwirken werde, da man schon jetzt die Beobachtung machen kann, daß die Anwohner der großen Commercialstraße sich eines weit bessern Looses zu erfreuen haben, als dies von den übrigen Gegenden im Lande gesagt werden kann, und namentlich hat der Reiz des Gewinnes eine lebhaftere Geistesstimmung hervorgerufen, welche der Förderung der gewerblichen Zustände günstig ist. So befindet sich z. B. in dem Grenzstädtchen Biala ein blühendes Gewerbe, das seinen Aufschwung lediglich der Handelsbewegung verdankt, deren Wellenring sich über die ganze dortige Gegend ausbreitet. Die Erzeugung der Brückenwaagen, von welchen das Stück zu 18—110 Gulden C. M. verkauft wird, wird daselbst in einer Ausdehnung betrieben, wie man es wohl nirgends in der Welt so leicht finden mag.

Der bisherige Redacteur der polnischen Zeitung, Dr. Michalowicz, früher Custos am Ossolinskischen Institut, ist in dem Alter von 56 Jahren verstorben. Michalowicz war ein populärer Schriftsteller, dessen zahlreiche Werke einen großen Leserkreis hatten und seinem Namen ein bleibendes Andenken sichern dürften. Dr. Rochleder, Professor an unserer Hochschule, liest seit ein paar Tagen über Liebigs organische Chemie, und erfreut sich eines zahlreichen Hörerkreises; die praktische Bedeutung dieses Zweiges der Naturwissenschaft für das Gedeihen der Landwirthschaft und Bodencultur übehaupt, läßt uns das Beginnen des genannten Gelehrten als besonders zeitgemäß erscheinen.

Der bekannte Graf Skarbek hat die Summe von 80,000 Guld. Conv.-M. zu einem Pensionsfond für die Mitglieder des polnischen Theaters geschenkt, doch möchte es scheinen, als sei bei den bekannten Zuständen des Landes eine solche Summe leicht zweckmäßiger zu verwenden, als zu der Sicherstellung einer Menschenklasse, die in Ländern von niederer Bildungsstufe zumeist aus Individuen besteht, deren Talent und Lebensstellung gerade keine solche Vorkehrungen nöthig machen. Schon vor zwei Jahren hat derselbe Graf ungefähr 1½ Mill. Gulden zu einem Spital und Versorgungshaus für Arme hergeschossen,

und wie löblich auch diese Stiftung sein möge, die Verhältnisse der polnischen Bauern lassen wohl noch eine bessere und humanere Anwendung dieses Geldes zu, indem die Ablösung einiger Tausend höriger Landleute jedenfalls eine schönere Sache scheint, als die Abfütterung einer gewissen Anzahl Elender, welche eben nur darum elend geworden sind, weil sie ihr Leben in Botmäßigkeit und Jammer zugebracht haben.

III.

Die Czechen im Salon.

Wieder einen Schritt vorwärts glaubt Prags exclusive Czechenpartei gethan zu haben: sie hat nämlich eine Bürgerressource gebildet, in welche nur Bürger Prags aufnahmsfähig, in welcher jedoch statutengemäß allen Sprachen gleiche Rechte eingeräumt sind. Rechtsgleichheit der Sprachen in den Statuten eines der Geselligkeit gewidmeten Vereins besonders ausgesprochen zu finden, ist befremdlich genug, denn nie und nirgend war eine der Sprachen verpönt.

In ihrem Eifer für das schöne viel vergessene Böhmisch konnten die Gründer jener exclusiven Vergnügensarena nicht umhin, durch jene Sprachgleichheitsstipulation der böhmischen Sprache gleiche Rechte statutarisch einzuräumen, um so die eigentliche Tendenz des Vereins, wenn auch verdeckt, zu manifestiren, d. h. um sofort das Supremat der böhmischen Sprache factisch eintreten zu lassen.

Wir gönnen den guten Gevattern Schneidern und Handschuhmachern das blasse Vergnügen und sind nicht lüstern nach den schönen Salons, in welchen der Bürger-Czechismus sich spreizt, sich in hohem Spiegel in ganzer Figur betrachtet, und sich selbst verwundert, wie er denn aus seiner gewöhnlichen Kneipe so plötzlich in fashionable Gemächer gerathen.

Der Vermiether dieser Räume möge sich vorsehen, denn langer Bestand ist dem Unternehmen wohl nicht beschieden; lange vorher ward es besprochen, viele Mühe hat es den Leuten gekostet, die Sache zum Durchbruch zu bringen, denn der nervus rerum ist's eben nicht, von welchem der Bürger-Czechismus leicht überfließt; der wohlhäbige Müller, Bäcker und Fleischer hält zähe am Baaren und liebt wohlfeilen Patriotismus. Doch ward den kleinen Leuten emsig vorgestellt, welchen Nutzen es ihnen bringen würde in ihrer Kundschaft, wenn sie sich entschlössen, zahlreich beizutreten, in Zukunft würden Prags Slavonier nur bei ihnen, als Ressourcegenossen, Röcke und Stiefel, Zäume und Gebisse arbeiten lassen, und so wurden denn die erforderlichen Subscribenten endlich mühselig zusammengeködert.

Stolz weisen die Leute auf die Subscribentenliste, wie auf ein Ereigniß hin, wie sie schon früher auf die ausschließend böhmischen Aushängschilder der Gewerbe wiesen, die sich seit Kurzem mehrten,

und glauben was Rechtes gefördert zu haben, halten ihr Streben für fortschrittlich, während der klare Blick in all dem Treiben nur mühsam Gemachtes, nur erfolglose Rückschrittsbestrebung erkennt.

Die neue Ressource ward feierlich mit salbungsreichen — durchaus böhmischen — Reden eröffnet, an denen Demosthenes, wäre er Czeche gewesen, seine Freude gehabt hätte; doch hat es der Vereins-Vorstand — offenbar demosthenischer Abkunft — für unnöthig gehalten, sich von dem erblichen Zungenübel der Demostheniden vorher zu heilen, wie das sein Ahnherr gethan, ehe er Redner geworden. Die Herren Mitglieder kommen nun täglich des Abends zusammen, der Ehre wegen, becomplimentiren sich in blumenreichen böhmischen Redensarten, und schneiden gar scheele Gesichter, wenn eingeführte Gäste es wagen, die Sprache höherer Gesittung — Deutsch zu reden: das macht die Sprachenrechtsgleichheit in den Statuten; doch wird den guten Bürgersleutchen um die neunte Stunde bänglich, sie athmen nicht den gewohnten gemüthlichen Kneipenduft, der elegante Spucknapf genirt sie, auch nehmen sie Anstand, sich in den netten Zimmern den gewohnten Abenddusel anzutrinken, der Herr Vorstand könnte ihnen das demosthenisch „verheben," und so schleicht denn Jeder, sobald er dem Czechismus sein Opfer gebracht und gleichsam in der Kirche gewesen, heimlich fort zu dem angestammten Kneipchen, dort erwartet ihn Freund Knieriem, dort lebt mein Czeche wieder auf, dort findet er sich selber wieder, da klingt ihm sein Böhmisch doppelt so schön und harmonisch, wenn er der Aufwärterin das usuelle Zötchen zuraunt, der liebliche Abenddusel stellt sich ein, das Schnäppschen macht den Beschluß, und heimwärts trollend denkt der czechische Bürgersmann: hätte ich doch den czechischen Baalsdienst in der Ressource für morgen schon überstanden

Allmählig wird dieser Klasse der Monatsbeitrag — der eben die Ressource erhalten soll, gar lästig werden, — denn sich langweilen und die Langeweile obendrein bezahlen, fällt den Guten schwer, auch mit der Kundschaftsvermehrung wird's eben nicht viel werden, denn grade der stockczechische Theil des Gewerbstandes ist, da er nicht über die Grenze kam, nichts sehen, nichts lernen wollte noch will, der ungeschickteste und plumpste, und hierin eben entscheidet sich die ganze Frage der czechischen Exclusivbestrebung, hierin eben liegt die Blindheit der Parteiführer. Einige Phantasten und Pedanten ohne Scharfblick, ohne praktischen Weltsinnn — einige Persönlichkeiten, die sich aus der Tiefe in die höheren Schichten der Gesellschaft emporgearbeitet, doch den beschränkten Sinn, die Gemeinheit mit hinaufgebracht haben, ohne daß ihnen Deutsch vollkommen mundgerecht geworden, die von dem Czechismus Profitchen abwarten wollen — einzelne Panslavisten endlich, theils schon belohnt, theils des Lohnes noch gewärtig, sind die Führer der Partei; die geführte — besser angeführte — Mann-

schaft dieser Führer aber, mahnt stark an Fallstaff's Compagnie, ärmliche Studentlein und Instructoren, rohe in ihrem Berufe ungebildete Handwerker, die fest an den von Großvater und Vater ererbten Handgriffen halten, einige Patres endlich als Färbestoff, bilden das gros-d'-armée jener Bestrebungen, die Exclusivität der Sprache vom ersten Unterrichte aufwärts in Anspruch nehmen, und für den Fall des Gelingens ein Conservatorium der Rohheit und Verdummung zu Stande gebracht haben würden; Jeder der Führer beutet die Mannschaft und die Sache nach seiner Weise, zu seinen Zwecken aus.

Gar nöthig hat es der Czeche, Deutsch und Deutsches zu lernen, um sich dem großen Bunde der Civilisation würdig anzuschließen, um theilhaft zu werden des größten Gutes der Menschen, der Weltbildung, des freien Wechselverkehres. Dem unwiderstehlichen Drange des Zeitstromes, diesem unwandelbaren Gesetze wollen einzelne Zwerge entgegentreten, in egoistischer Bornirtheit — nimmer gelingt das! und was Joseph der Zweite, der wahrhaft Große, gewollt in scharfer Voraussicht, doch in zu hastiger Eile — die Zeit, die Alles beherrschende, wird es vollbringen, Böhmen wird deutsch werden, muß es werden, um Schritt zu halten mit seinen Nachbarn, um niemals zu verfallen dem Knutenreiche. —w.

IV.

Die Scandala der „Hamburger Theaterfrage" und anderer Theaterscandal.

Aus Hamburg.

Nach einer längeren Pause im Correspondiren finde ich beim Rückblicke auf die sechs verflossenen Wochen des neuen Jahres dennoch kein Ereigniß von besonderer Wichtigkeit, oder über die Grenzen der localen Interessen hinausreichend. Ein paar Speicher am Mönkedammsquai belegen und von der Kraft des Wassers unterwühlt, sind im Angesicht vieler Zuschauer eingesunken, worüber, faute de mieux, in allen Blättern, sogar großen politischen, viel gesprochen wurde; unsere neue Anleihe — 9 Millionen Mark Banco — war auf dem Punkte, zugeschlagen zu werden. Ein paar junge Kaufleute sind als Brandstifter, Meineidige und Wechselfälscher entdeckt, ihrer That geständig worden und sehen dem Urtheile entgegen, welches vermuthlich und wie verdient, ein sehr schweres sein wird. Gefährliche Spitzbuben, Kerle, die ihre drei Dutzend Einbrüche auf der Seele hatten, sind durch die Thätigkeit unserer prügellustigen, in mancher Beziehung aber musterhaften Polizei, in Haft gebracht; die zahllosen Bankerotte haben noch nicht abgenommen und gerade in den letzten Tagen gab der des Schwiegersohnes einer bekannten wohlhabenden Kunstpotenz den bösen Mäulern viel zu reden. Die Discontobank-Angelegenheit welche neulich fast als Lebensfrage für die Hamburgische Kaufmanns-

schaft dargestellt wurde, scheint auf halbem Weg zum Ziele in's Stokken gerathen, hauptsächlich deshalb, weil die bisher geschehenen Geldzeichnungen, wenn auch sehr beträchtliche Summen darunter waren, zur Begründung des Institutes nicht ausreichten; die von der Bürgerschaft zurückgewiesene Bauordnung wird ihr zum dritten Male vorgelegt werden, und dürfte, wenn gewisse Anzeichen nicht täuschen, dann wohl ein besseres Schicksal zu erwarten haben. Hierbei verdient Erwähnung, daß sich neben dem Verein von Grundeigenthümern, der schon bestand, seit Kurzem auch ein Verein von Nichtgrundeigenthümern gebildet hat, welcher gegen die Uebergriffe und Privilegien des ersteren seine Rechte wahren will. Die patriotische Gesellschaft hat den seit längerer Zeit bestehenden Arbeiterbildungsverein definitiv unter ihre schützenden Flügel genommen und will die Fortentwickelung desselben befördern; die öffentlichen Vorlesungen im Johanneo sind diesen Winter sehr mannigfaltig und anziehend; die Nothwendigkeit einer Schulreform stellt sich immer dringender heraus und die Sache wird früher oder später siegreich durchgekämpft werden. Kurz, lauter Bagatellen! Aber Ein Gegenstand ist übrig, der sich nicht wie die übrigen mit wenigen Schlaglichtern bezeichnen und abfertigen läßt.

Er ist ziemlich complicirter Natur und darf, da er das „Kunsterbe Schröders" betrifft, wie unser Stadttheater oft mit einem besonders pomphaften Ausdrucke genannt wird, als von „allgemein deutscher Wichtigkeit" bezeichnet werden.

Unsere Directions-Angelegenheit hat in diesen letzten Tagen eine ganz neue Wendung genommen, welche die am 26. Febr. Statt findende Generalversammlung der Actionaire des Stadttheaters und die definitive Entscheidung des Comité derselben vermuthlich bald zum fait accompli machen wird. Himmel, welch erbärmliche Winkelzüge waren im Verlaufe dieser Angelegenheit zu beobachten, welche Anhäufungen von Charakterlosigkeiten und Inconsequenzen. Was aller Misere die Krone aufsetzte, war, daß man die Vereinigung beider Hamburgischen Bühnen als Heil für alle hiesigen Kunstinteressen predigte und daß man später, als die Thaliatheaterdirection die ihr von Seiten der Stadttheaterdirectoren zugedachte Ehre der Verschmelzung ablehnte, und ihr bereits früher Herrn Louis Schneider in Berlin gegebenes Wort zu halten entschlossen war — daß man da, sag' ich, eine Sündfluth von Journalartikeln wider eine solche Vereinigung hervorrief. Dieß ist ein Factum, welches Niemand abzuleugnen die Stirn haben wird, und so oft in den Blättern mit schonungsloser Darlegung „fast unglaublicher Facta" gedroht wurde, waren die Andern wie auf's Maul geschlagen und wagten nicht, die bereit gehaltenen Enthüllungen wirklich herauszufordern. — Gegen eine Vereinigung beider Bühnen ließ sich übrigens mit Recht Vieles sagen — und wirklich wurden auch manche der betreffenden Artikel nach red-

licher Ueberzeugung bona fide und vom Standpunkte reinen Kunstinteresses aus geschrieben. Später hieß es, daß an eine eigentliche Verschmelzung der Theater von Seiten der Herren Maurice und Schneider nicht gedacht worden, daß vielmehr die Leitung beider Bühnen eine völlig getrennte, gänzlich von einander unabhängige sein sollte; welche Angabe indessen mit andern Aeußerungen über entworfene Directionspläne im Widerspruche stand und daher hier auf sich beruhen bleiben möge. — Das Publicum aber verschlang mit seinem Riesenmagen alles was ihm täglich an Artikeln über die große, wichtige Theaterfrage zugeworfen ward, glaubte gestern Diesem und heute Jenem, nickte jetzt beistimmend mit dem Kopfe und schüttelte ihn dann verneinend, und aus dem grenzenlosen Wirrwar der Meinungen, aus dem Tohuwawohu der Ansichten, die sämmtlich auf öffentlichem Zeitungsmarkt ihre Stimmen erhoben, wurde endlich, wie vorauszusehen war, eine Indifferenz geboren, die nur üble Folgen haben konnte. So wollte man, um das angebliche Deficit des Stadttheaterbudgets zu decken, um dem Pensionsfond einen Zufluß zu verschaffen, der tüchtige Künstler an Hamburg fesseln könnte, eine Subscription zu Stande bringen, deren Theilnehmer für 6 Mustervorstellungen (zwei in der Oper, zwei im Schauspiel und zwei im Lustspiel) die Summe von jährlich 30 Mark (12 Thalern) für 3 Jahre unterzeichnen sollten. Einflußreiche Leute interessirten sich für die Sache, die öffentliche Theilnahme wurde, bei dem angeblichen Nothstande — an den ich übrigens nie recht geglaubt habe — in Anspruch genommen, und dennoch scheiterte sie, nachdem eine geringe Zahl von Unterschriften auf circulirenden Bogen gesammelt worden.

Da ich einmal auf dem Theatergebiete bin, will ich noch eine recht kuriose Geschichte erzählen, die sich vor einigen Tagen dort ereignete. Herr Börnstein in Paris, welcher unser erstes Kunstinstitut mit den Erzeugnissen seiner rastlos arbeitenden Uebersetzungsfabrik versieht, hatte demselben auch die höchst unsinnige und zotenreiche Vaudeville-Burleske „Robinsons Insel oder eine Constitution" geliefert. Ohne alle Scrupel wurde dieses traurige Machwerk, dessen besserer Theil politische Bonmots sind, die aber durchschnittlich mehr eine französische als deutsche Beziehung haben, zur Darstellung gebracht und — das Publicum ergötzte sich weidlich an der unsaubern Pièce. Gegen den Schluß hin wurde als Einlage — Herrn Börnsteins Loyalität darf bei Leibe nicht verdächtigt werden — jene Jagdanekdote, die sich zwischen einer höchsten Person, einer nächsthohen und einem Oberjägermeister vor Kurzem ereignet haben sollte, die sich später aber als baare Erfindung auswies, von einem talentvollen und beliebten Mitgliede der Bühne abgesungen. Noch während des Gesanges erhob sich ein betäubender Tumult, theils aus Applaudissement und Bravoruf, theils aus starkem Zischen und sonstigen Oppositionslauten gebildet. Die

erstere Partei war indessen die stärkere und der Schauspieler wurde nach Beendigung seines gewiß nicht zu rechtfertigenden Gesanges bei offener Scene lärmend hervorgerufen. Doch die Folgen waren minder angenehm. Der hiesige preußische Gesandte, Herr von Hänlein, dem selten hier ein so fetter Reclamationsbissen zu Theil wird, verlangte von unserm Senate die vollständigste Genugthuung. Der Senat soll gleich am nächsten Tage eine außerordentliche Sitzung gehalten haben. Und was that man? Es wurde von Polizeiwegen beiden hiesigen Bühnen die Aufführung von Robinsons Insel untersagt, ja noch mehr, es wurde sämmtlichen hiesigen Blättern verboten, jener Piece zu erwähnen, oder sie kritisch zu besprechen. Eins unserer geachtetsten Blätter wollte schreiben, es sei ihm nicht gestattet, über Robinsons Insel eine Mittheilung zu machen — auch dieser Satz wurde von der Censur vernichtet. Schweigen, tiefstes Schweigen, wie man es in solchen Dingen nur in Oesterreich oder Rußland kennt, soll den scandalösen Vorfall und was nur daran einhüllen, während doch wahrlich ein Bekanntwerden desselben in keiner Weise zu verhindern war, und eine bessere Genugthuung für den gröblich beleidigten Theil gewiß in einer strengen Würdigung der Sache von Seiten der Presse — die sicher erfolgt wäre — gelegen hätte. Die Direction des Stadttheaters wurde, obwohl sie die Absicht des Schauspielers durchaus nicht gekannt zu haben behauptet, in eine Strafe von 300 Mark verurtheilt, der Letztere aber wird über seine Unbesonnenheit während eines achttägigen Arrestes in einer unserer Wachen — wo es eben nicht die nobelste Gesellschaft giebt — nachdenken können.

VI.

Aus Frankfurt am Main.

Die Bühne. — Ueberreizung des Genusses und Ueberspannung der Kräfte. — Die erste Sängerin. — Eine Cabale. — Concerte. — Das Museum. — Vorträge. — Speier's Lieder. — Religiöse Mitstreiter. — Verein der „Freunde des Lichts". — Eine Lutherstiftung. — Lutherfeier.

Nach der gegenwärtigen Einrichtung wird unser Theater, welches vordem auf Rechnung der Actionäre exploitirt wurde, wobei die Letzteren für ihre freien Logenplätze jährlich eine bedeutende Summe zuzusetzen hatten) durch drei Unternehmer ausgebeutet, die, wie man sagt, sehr gute Geschäfte machten. Auch muß man gestehen, daß im Verhältniß der vorhandenen Kräfte viel geleistet wird und, wenigstens bis vor einiger Zeit, mochte das Frankfurter Repertoire leicht eines der reichhaltigsten in Deutschland sein. An ausgezeichneten Gästen hat es außerdem nicht gefehlt; wir haben Pischek, Jenny Lind, Vieuxtemps, die Schwestern Milanollo und andere Größen ge-

hört. Trotzdem ist unsere Bühne in Verfall, und vielleicht nur, weil der vielfache Gebrauch der stärksten Mittel eine Erschlaffung im Publicum und andererseits Verbrauch der Mittel selbst erzeugt. Es ist leicht einzusehen, daß bei den gehäuften Reizmitteln, indem oft in einer Woche drei große Opern aufgeführt und eine neue einstudirt, indem bald diese bald jene Sommität herzugerufen wurde, der Geschmack sich von dem Vergnügen an der Kunst auf die Lust am Neuen und Außerordentlichen hinwendet, und daß auf der andern Seite, bei der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Kräfte, sich diese Kräfte selbst überspannen und unbrauchbar werden mußten. Ein Beispiel hiezu bietet unsere erste Sängerin. Als junges Mädchen beginnend, hat sie die ganze Stufenfolge aller Rollen vom Gärtnermädchen in Figaro's Hochzeit bis zur Alice und Valentine durchgemacht und beiläufig 60 Rollen einstudirt; dabei sich stets die Gunst des Publicums zu erhalten gewußt. Kein Wunder, daß die neue Direction diese Mine auszubeuten suchte: die gefeierte Sängerin mußte häufig dreimal die Woche in drei verschiedenen größeren Parthien auftreten und dazwischen wohl noch zur Aushülfe eine kleinere Rolle übernehmen. Die Folgen solcher unverhältnißmäßigen Anstrengung ließen nicht lange auf sich warten. Am Ende des vergangenen Winters stellte sich ein hartnäckiges Halsübel ein, welches die Sängerin an jedem Auftreten hinderte und den gänzlichen Verlust ihrer Stimme befürchten ließ. So rächte sich die übertriebene Gewinnsucht der Theaterunternehmer. Aber eine traurige Zeit stand dem Opfer dieser Uebertreibung bevor. Außer der beständigen Furcht, ihre Stimme und damit das einzige Mittel ihrer Existenz und der ihrer zahlreichen von ihr unterstützten Familie zu verlieren, hing noch das Gewicht eines nur auf ihre längere Entfernung von der Bühne gegründeten, von Uebelwollenden mit Eifer verbreiteten, ihre Moralität anklagenden Gerüchtes schwer über ihr. Die Frankfurter sind ein Kaufmannsvolk; wer ihnen zu verdienen giebt, den erheben, den achten sie, mag es um seine Sittlichkeit auch notorisch am schlimmsten bestellt sein; der Reiche, der Millionär darf sich Alles erlauben und man wird sich durch seinen Umgang geehrt fühlen. Wagt es aber Jemand, der nur an inneren Schätzen reich ist, von der geraden Bahn abzuweichen, so macht das Gefühl der beleidigten Moralität sich Raum, und wehe dem Unglücklichen, der sich vergessen in schwacher Stunde! Wären die Gerüchte, die über unsere Primadonna im Umlauf waren, wirklich gegründet gewesen, sie hätte es nicht wagen dürfen, je mehr die Bühne zu betreten; womit man sie in anonymen Briefen bedrohte, nämlich ausgezischt, ja thätlich mißhandelt zu werden. Obgleich aber in dem vorliegenden Falle die Wahrheit sich wirklich Bahn brach und nur erklärte Feinde auf der Behauptung der verbreiteten Lügen bestanden, die Angst, die Gemüthsaufregung, in der sich die

unglückliche Sängerin befand, als es sich darum handelte, nach wieder erlangter Herstellung von Neuem aufzutreten, läßt sich eher denken als beschreiben. Indessen endete diese Krisis mit dem Auftreten selbst, bei welcher Gelegenheit es sich deutlich zeigte, in wie hoher Gunst Fräulein C. bei dem hiesigen Publicum steht. Die wenigen Zischer wurden alsbald zum Schweigen gebracht und rauschender Beifall schloß ihr jedesmaliges Auftreten. In der neuesten Zeit zeigte es sich jedoch, daß das erwähnte Halsübel noch nicht durchaus beseitigt sei, und immer wird noch einige Zeit darüber hingehen, bis unseren Theaterliebhabern der vollständige Wiedereintritt der beliebten Sängerin gewährleistet werden kann. Da nun außer diesem Mangel einer ersten Sängerin auch noch das Fach der Bravoursängerin unbesetzt ist, und häufige Krankheiten der übrigen Bühnenmitglieder beständige Abänderungen des Repertoire's verursachen, so haben die Logen-Inhaber, wie man sagt, Beschwerde geführt und sind im Begriffe, mit der Direction einen Contract zu schließen, wornach es ihnen frei steht, mitten im Monat, ja jeden Tag auszutreten, wenn die Bühne nicht nach gewissen, genau bestimmten Grundsätzen verwaltet wird. Es ist möglich, daß dieses Mittel hilft; auf wie lange aber, ist nicht abzusehen.

Concerte haben hier in derselben Weise, wie anderswo, stattgefunden, meistens wenig besucht; Vieuxtemps und die Damen Milanollo gaben, wie schon erwähnt, die ihrigen im Theater und hatten auch da nur ein mäßiges Auditorium; — unter den übrigen Virtuosenconcerten verdient nur allenfalls das des Herrn Aguilar genannt zu werden, da derselbe, vom gewöhnlichen Wege abweichend, das herrliche Trio von Beethoven op. 97 in seiner ganzen Ausdehnung vorführte, eine jedem wahren Musikliebhaber höchst erwünschte Erscheinung. Ein Mitglied des hiesigen Orchesters, der Violinspieler Haupt, brachte in einem ebenfalls hervorzuhebenden Concerte eine größere Phantasie für Orchester, „ein Frühlingstag" überschrieben zur Aufführung, welche allgemein ansprach und in der Art der Composition sich der Wüste von David nähert.

Unser Museum, auch Musiceum genannt, verfolgt seinen etwas schläfrigen Gang zu seinem Untergange in unveränderlicher Consequenz. Das Einzige, was diesen noch aufhält, ist die regelmäßige Aufführung der Beethoven'schen Symphonien. Von literarischen Vorträgen, welche dieser Gesellschaft früher ihren Ruf durch ganz Deutschland sicherten, und ihr noch vor einigen Jahren durch unseren Theodor Creizenach eine neue Blüte verhießen, kann, der geringen Aufmunterung wegen, welche die hiesigen Literaten finden, kaum noch die Rede sein. Außer den genannten Symphonien werden gewöhnlich noch einige Lieder und höchstens einige Stellen aus classischen Tragödien vorgeführt. Merkwürdig ist dabei, daß man den genialen Liedercomponisten Speier,

der besonders in neuerer Zeit durch Pischek so allgemeine Anerkennung findet, gänzlich übergeht. Speier hat in der jüngsten Zeit einen neuen Weg betreten, indem er in diesen Tagen ein Heft humoristischer und ernsterer Lieder publicirte, welche durch den populären Ton und geschickt angebrachte Refrains sich ganz vorzüglich zur Belebung von Gesellschaften eignen.

Die neuesten Kämpfe auf kirchlichem Gebiete finden auch hier wieder ihre Streiter; eine Dankadresse an Zittel, obgleich nicht öffentlich umhergetragen, fand zahlreiche Unterzeichner. Außerdem hat sich ein Verein gebildet, der wöchentlich mehr Mitglieder findet, und dessen Zweck ist, die Bestrebungen der Freunde des Lichts im Allgemeinen, (nicht der protestantischen Freunde) zu unterstützen. Anhänger aller Confessionen, auch Israeliten, sind demselben beigetreten; jeden Montag findet eine Versammlung statt, wo Alles was Leute dieser Richtung interessiren kann, vorgelesen und resp. besprochen wird. Zum Andenken an den Todestag Luthers hat sich von dieser Gesellschaft aus eine Lutherstiftung gebildet, welche, im Gegensatze zur Gustav-Adolphstiftung, die ja ihre Wirksamkeit nur auf Protestanten erstreckt, dürftigen Gemeinden aller christlichen Confessionen ihre Hülfe angedeihen zu lassen sich zum Zwecke setzt. Von den Protestanten, im eigentlichen Sinne, ist Luthers Todestag auf das Glänzendste gefeiert worden. Es ist indeß nicht zu leugnen, daß die Aufregung, die sich im Allgemeinen für die freiere Bewegung auf kirchlichem Gebiete kund gibt, hierbei eine große Rolle spielte, und so kann es gewissermaßen als eine Demonstration in diesem Sinne angesehen werden, wenn am Vorabende der eigentlichen Feier ein glänzender Fackelzug Hunderte vereinigte, um vor dem Hause, wo Luther seiner Zeit abgestiegen war, den Manen des großen Reformators ein Hoch auszubringen. Würdiger war wohl die Feier selbst, die von dem Prediger-Ministerium im Verein mit dem Kirchen-Vorstande angeordnet war. Nachdem schon morgens um 7 Uhr Luthers Lied: „Eine feste Burg" in Begleitung von Blasinstrumenten von dem Thurme der St. Katharinenkirche ertönt war und die Glocken der evangelischen Kirchen sowohl, als die dem Staate zugehörenden des Doms von 12 bis 1 Uhr geläutet hatten, begann um 4 Uhr ein feierlicher Abendgottesdienst in 3 Kirchen. Schon mit dem Beginne des Nachmittags waren alle Kaufläden geschlossen worden und die Straßen wogten von Menschen, die nach den Kirchen strömten. Diese vermochten indeß nicht alle Neugierigen, denn so muß man den größten Theil der Herzuströmenden nennen, zu fassen, obgleich, vornehmlich in der Hauptkirche, alle Plätze gedrängt voll standen. Schon von 2 Uhr an hatte man sich herzugedrängt, und der Gottesdienst sollte erst um 4 beginnen. Mit Mühe nur konnte der Zug der Geistlichen und Candidaten, denen am Altar Sitze aufbehalten worden

waren, durch die Menschenmenge dringen, und kaum vermochte der Prediger des Tages auf der von Damen besetzten Treppe zur Kanzel zu gelangen. Der Gottesdienst selbst wurde indeß mit nur geringer Störung abgehalten. Die Kirche (wir reden von der Hauptkirche zu St. Katharinen) war mit Gas und Wachskerzen strahlend erleuchtet, und der Cäcilienverein diente als Sängerchor.

VI.

N o t i z e n.

Dreimal heilige Glaubenspolitik. — Seelen und Diamanten. — Moritz Hartmann. —

— Durch französische und deutsche Blätter läuft nun die Geschichte von dem Martyrthum der katholischen Basilianernonnen in Rußland ausführlich und umständlich erzählt nach dem Protokoll, welches mit der glücklich entflohenen Oberin Mincyslawa in Rom aufgenommen wurde. Die blutigen Details dieser Verfolgungsgeschichte werden die Phantasie manches Mysteriendichters bereichern. Aber wichtiger, als alle diese Schreckensbilder, die wir nicht nachmalen wollen, erschiene die Angabe, daß der russische Erzbischof Siemiasko gleich beim Beginn seines Bekehrungswerkes den unglücklichen Klosterfrauen einen Ukas vorzeigte, worin Kaiser Nikolaus dem Bekehrer carte blanche gab. Die Worte lauten angeblich, daß der Czar im Voraus Alles gut heiße und „heilig, heilig, heilig spreche, was der Erz-Erz-Erzbischof Siemiasko zur Verbreitung des orthodoxen Glaubens thun w e r d e;" ja zugleich werden die Militaircommandanten angewiesen, dem Siemiasko jederzeit so viel S o l d a t e n, als derselbe bei seinen frommen Bekehrungen brauchen würde, zur Verfügung zu stellen. — Demnach wüßte man, wie man dran ist und was von den versöhnenden Correspondenzen zu halten sei, die da erzählten, mit welcher Entrüstung der Kaiser in Italien (!) von den „Mißbräuchen" gehört, die in Rußland (!) vorzukommen pflegten, und wovon die russische Geheimpolizei den allmächtigen und allwissenden Selbstherrscher wahrscheinlich nicht unterrichtet habe, und wie Nikolaus versprochen, alles Geschehene genau und streng untersuchen zu lassen, u. s. w. — Wir glauben, der Czar hat starke Nerven und wird sich über die klägliche Geschichte von den Leiden der Basilianerinnen nicht so entsetzt haben, wie unsere deutschen Leser und Leserinnen; wohl aber möchte er entrüstet sein, daß man seinen erhabenen Sinn mit so widerlichen und blutschmutzigen Einzelnheiten behelligen wollte; empört mag ihn haben der kleinliche Maßstab, den man außerhalb Rußlands an die Menschlichkeit der Majestäten legt und der philiströse Geist mit welchem man den Augen und Ohren gesalbter Häupter die Bekanntschaft mit den unvermeidlichen Miseren der gemeinen Menschheit aufzudringen wagte.

Ein russischer Czar nimmt die menschlichen Dinge in Bausch und Bogen; er kann liebenswürdig sein gegen seine nächste persönliche Umgebung, ist aber gewohnt, daß man ihm den Anblick der elenden Würmer erspare, die dann und wann von dem gewaltigen Gang seiner Politik zertreten werden. Gewiß, nach wie vor wird Rußlands Oberhaupt seine ehrgeizigen Zwecke und Plane im Auge behalten und die zu ihrer Ausführung nöthigen Mittel im Voraus „heilig, heilig, heilig" sprechen; ohne dieselben sich näher anzusehen. Rußland will seine kirchliche Einheit um jeden Preis durchsetzen. Diese Idee ist so alt wie die Regierungszeit Nikolai's. Die Verfolgung des Katholicismus hat einen Nebengrund in dem angeblich revolutionairen d. h. nationalpolnischen Element dieses Glaubens, aber auch die harmlose Secte der Malokaner, oder Milchesser, im russischen Armenien wird seit 1825 durch Hunger und Knutenhiebe für die reine Orthodoxie geworben. Was haben die unschuldigen Milchesser gethan, denen selbst die grausame Katharina religiöse Duldung gewährte, und die nach Transkaukasien auswanderten, um, in der tartarischen Umgebung, im Genuß ihrer Gewissensfreiheit nicht gestört zu werden? Seit Nicolaus regiert, bringen auch bis in ihre Einsamkeit fanatische Popen in Kosakenbegleitung. Es ist dieselbe Geschichte wie in Polen.*)

— Der jetzt commandirende Jesuitengeneral Pater Roothan, ist bekanntlich ein Holländer. Ein glücklicher Speculationsgeist, ein Sinn für großartige industrielle Unternehmungen muß den Roothans angeboren sein und in so fern sind sie trotz ihres Papismus, echte Holländer. Wir wissen nicht, ob es der Jesuitengeneral weiter gebracht hat und ob er mit seinen Erfolgen so zufrieden sein mag, wie sein Bruder M. F. Roothan, der zuweilen in Geschäften nach Paris kommt. M. F. Roothan, ebenfalls Katholik, lebt in Brasilien, wo er sich zum Chef eines der reichsten Handelshäuser aufgeschwungen hat; er macht — in Diamanten. Wer weiß, ob sich nicht geheime Beziehungen zwischen den Geschäften der beiden Brüder auffinden ließen, und ob sie sich nicht manchmal gegenseitig, von ihrem verschiedenen Wirkungskreis aus, unter die Arme greifen. Diamanten und Seelen sind eine gleich köstliche Waare; tausenden wird der erste Artikel solider und werthvoller scheinen als der letztere; jedenfalls aber wiegt ein Diamant vom reinsten Wasser eine unreine und gekaufte Seele auf. Eine andere Frage ist, welches von beiden Geschäften das einträglichere, und welches das edlere sein mag. Diamanten sind ein Luxusartikel, aber trotzdem eine sehr gangbare Waare: Seelen dagegen werden erst dann

*) Soeben ersehen wir aus verschiedenen Zeitungen (unter Anderem auch aus der Preuß. Allgem.) daß, glaubwürdigen Nachrichten aus Rom nach, das angebliche Protokoll erdichtet sei. Es ist, einen Augenblick vor dem Drucke dieser Form, nur noch Zeit, diese Notiz nachzutragen. D. Red.

eine gute Waare, wenn sie ihren Werth verloren haben und purer Luxus geworden sind. Niemanden wird es einfallen, einen Diamant zerbrechen, zerschneiden oder gar chemisch zersetzen zu wollen: er könnte dabei nur verlieren, denn in der Größe und Integrität des Steines liegt seine Kostbarkeit, grade so wie eine große Seele mehr werth ist, als hunderttausend kleine zusammen. Der materielle Gewinn im Seelengeschäft aber besteht grade in der Auflösung, Zersetzung und Zerbröckelung des ursprünglich so köstlichen Artikels. Welche Aehnlichkeiten und welche Unähnlichkeiten! So viel ist gewiß, daß man von jeher mit beiden Dingen einen großen Tauschhandel getrieben hat, freilich einen betrügerischen, denn man hat für gute Diamanten schlechte Seelen eingehandelt, die dadurch nicht besser wurden, daß man sie in Gold faßte.

— Moritz Hartmann's Gedichte (Kelch und Schwert), welche ungefähr vor einem Jahre in diesen Blättern als eine vielversprechende neue Erscheinung begrüßt wurden, haben bereits in vergangenem Herbst eine zweite Auflage erlebt. So hat also die Sympathie des Publicums das Urtheil bestätigt, welches nicht blos unsere Kritik, sondern die fast aller deutschen Zeitblätter über das Talent des jungen Dichters ausgesprochen. Hartmann gehört zu den bedeutendsten poetischen Kräften, die seit einer Reihe von Jahren aus Oesterreich gekommen sind; seine Poesie ist ein Kind der Zeit, sie blendet zwar nicht durch dämonische Fieberröthe, nicht durch die Flammen einer sich selbst verzehrenden Leidenschaft: sie gewinnt durch blühende Gesundheit, innige, tiefe Wärme und eine frische fruchtbare Vielseitigkeit; man gewinnt sie lieber, je näher man sie kennen lernt. Hartmann ist eine Anastasius Grün verwandte Natur, aber jugendlicher und deshalb weniger epigrammatisch; hervorstechend ist in seinen Gedichten die plastische Kraft, die gedrungene Fülle sinnlicher Anschauung, verbunden mit einer seltenen Anlage für künstlerische Gestaltung und naiv graziöse Form. Eine solche Kraft wird nicht in der Lyrik ihre größten Erfolge haben; sie geht über die Lyrik hinaus, und wir sind überzeugt, daß der Dichter durch seine künftigen, größer angelegten gestaltenden Gedichte die Erwartungen seiner wärmsten Verehrer noch übertreffen wird.

Druckfehler in No. 7. der Grenzboten.

Durch ein Versehen in der Druckerei ist die zweite Correctur einiger Formen von No. 7. unausgeführt geblieben. Die störendsten Satzfehler welche dadurch zu Druckfehlern geworden, sind folgende. S. 320 Z. 12 v. u. vor statt von; S. 322 Z. 14 v. o. lies Fortificationsingenieure; S. 323 Z. 21 v. o. lies: Erwerbsmangel; S. 326 Z. 3 u. 4 v. o. lies: Schützenmajors; Z. 23 v. o. lies: Firnen; Z. 17 v. u. lies: Lefébvre; Z. 6. v. u. lies: Etsch; S. 327 Z. 6. v. o. lies: Speckbacher lag vier Wochen lang in Kuhmist eingescharrt; S. 327 Z. 6 v. u. lies braccierini und Z. 5. braccrillo.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Walhalla-Genossinen.

Glut der Wangen, Brand der Augen, lichtverklärte Reize!
Uns in Liebesflammen schmelzen, das Geschäft ist euer!
Rückert.

Eugenie, meine liebe Freundin, ist eine begeisterte Vertheidigerin ihres Geschlechtes, und wie jener englische Held nicht ein verdorbenes Beefsteak von England abtreten wollte, so vertheidigt und nimmt sie jeden Fehler, jede Eitelkeit, jede Schwäche der Frauen in Schutz. Es ist von ihr um so liebenswürdiger, als man bei ihr nicht sagen kann, sie kämpfe pro domo sua. Consequenter Weise ist sie auch die muthige Beschützerin aller Schriftstellerinnen, obwohl sie nur in ihrem Tagebuche eine herrliche Dichterin ist und kein Literaturblättchen etwas von ihr zu sagen weiß. In ihrer Bibliothek stehen die Frauen in schönster Toilette, manche in Gold und Sammet oben an, hoch über Shakespeare, Göthe und Schiller. Zur Zeit ist ihr doppelter Patriotismus durch den Umstand daß sie auf fremdem Boden fern von deutscher Erde lebt, nur noch intensiver geworden, und ich hatte schon manchen Strauß mit ihr zu bestehen.

Vor einigen Tagen trat ich spät Abends in ihre Stube. Sie war vollauf mit dem Ordnen ihrer Bibliothek beschäftigt. Das ganze obere Fach war leer, und die Frauen lagen insgesammt mit dem Rücken nach oben auf dem großen Tische mitten im Zimmer. Ah, Sie sind wieder mit Ihren Schützlingen beschäftigt! Wünsche recht viel Freude an ihnen zu erleben, rief ich, indem meine Blicke über die Bücherrücken hinflogen. — Ich bitte in einem andern, weni-

ger spöttischen Tone zu sprechen, sagte Eugenie, denn ich bin sehr verdrießlich. In keinem dieser Bücher ist irgend eine biographische Skizze oder Charakteristik ihrer Dichterinnen zu finden, und es wäre doch interessant zu wissen, wie diese Frauen dahingekommen, die Feder zu ergreifen, und welche große Schicksale sie gehabt, bis sie all die tiefen Erfahrungen gesammelt. Nicht einmal die Porträts der Frauen sind beigegeben, und das Gesicht des Dichters ist doch meist sein bester Commentar!

O! rief ich mit einer Miene so ernst als möglich, was die Schicksale unserer Dichterinnen und Schriftstellerinnen betrifft, so kann ich Ihnen die beste Auskunft geben über die meisten von ihnen. Mit eilf Jahren konnten sie schon alle lesen und schreiben; dann kam eine Gouvernante ins Haus und sie lernten französisch und lasen die Briefe der Frau v. Sévigné. Weltgeschichte erfuhren sie aus Nösselts Buche für die Töchterschulen. So wurden sie sechszehn Jahre alt; da kam das Schicksal über sie. Sie hatten ein interessantes schnurrbärtiges vis à vis, so eine Art Lara oder Trenmor, da lernten sie Briefe schreiben. Trenmor oder Lara reisten ab, oder die Mutter kam dahinter, und die Briefe hörten auf. Indessen hatten sie die tiefe Erfahrung gemacht, daß sie schreiben können, so schrieben sie denn in Gottes-Namen weiter. Was die Porträts betrifft, so haben sie gewiß auch nicht viel verloren; die Schönen sind häßlicher oder nicht getroffen, die Häßlichen sind geschmeichelt, ihre Toilette aber können Sie am besten aus ihren Werken kennen lernen. In den sämmtlichen Büchern der Gräfin Hahn kommt jedes Stück ihrer Garderobe vor, wie in Dantes göttlicher Komödie jeder Held des Mittelalters. Sie werden doch das grüne Pelzchen kennen, das literarhistorische?! Von tieferen Charakterzügen sind die remarkabelsten, daß die meisten selbst rauchen, oder wenigstens Cigarrendampf, als wäre es eau de Cologne ertragen können, gewiß rührend schön — und endlich, daß sie alle blanke, weiße Strümpfe tragen, und nicht, wie die Verläumdung sagt, blaue. Im Gegentheil, sie können gar nicht von blauen Strümpfen sprechen hören, und wenn sie an einer Strumpfhandlung vorübergehen, und es hängt zufällig ein Paar draußen, das die Farbe des südlichen Himmels trägt, wenden sie sich mit empörtem, zugleich schmerzlichem Gesichte ab. Ihren ge-

heimen Umtrieben soll es zu verdanken sein, daß Thomas Moore's Blaustrumpf noch nicht ins Deutsche übersetzt ist. Ja, man sagt ....— Schweigen Sie, unartiger Mensch, Verleumder, Lästerer, der das Zarteste und Heiligste nicht achtet! unterbrach mich Eugenie, und wenn Sie mir nichts Besseres zu erzählen wissen, so verurtheile ich Sie so lange zum Schweigen, als ich hier mit meinen lieben Frauen beschäftigt bin. Denn ich weiß es, das ginge noch lange so fort!

— Doch nicht, liebe Eugenie, ich will Ihnen von einzelnen erzählen, und Sie sollen sehen, daß ich auch artig sein kann. Im Allgemeinen geht der Ton, in dem ich eben perorirte, wohl an, den Einzelnen gegenüber weiß ich, was ich den Damen schuldig bin. Lassen Sie mich Ihnen von einigen Dichterinnen erzählen, die ich durch Zufall oder Fügung kennen gelernt, vielleicht ersetzt Ihnen das hie und da eine Charakteristik oder Biographie. Ich will mich dabei, um Sie nicht zu ärgern, jedes Urtheils enthalten und rein von den Damen als Damen sprechen.

— Ach ja! thun Sie das, sagte Eugenie, indem sie einen Feauteuil vorrückte und sich mir lächelnd gegenüber setzte.

Bange, feierliche Stille, ich rieb mir die Stirne, ich dachte nach. — Ja, mit welcher Dame beginnen? fragte ich.

— Mit der, die Ihnen die liebste ist, sagte Eugenie.

— Das geht wohl nicht an; Sie wissen, man darf in Damengesellschaft nicht zeigen, welcher man den Vorzug giebt, und ich will doch fein und galant sein. Lassen wir das Loos entscheiden! Sie ziehen aus dem Bücherhaufen, der vor Ihnen liegt, das erste beste Buch, und mit dessen Verfasserin beginne ich. Es wird dann nicht schwer sein, von der einen auf die andere überzugehen. Gerathe ich in Stocken, ziehen Sie ein zweites, drittes u. s. w.

— Gut, so sei es! sagte Eugenie. — Sie streckte Ihren schönen Arm aus, zog das erste beste Buch aus der Mitte des Haufens hervor, schlug den Deckel auf und las: Jenny!

— Ah! Fanny Lewald! Wir fangen schön an, obwohl traurig. Ein breiter, herrlicher Strom, der hohe Wellen wirft, friedliche Städtchen und romantische Schlösser. Weinberge und kahle Felsen, fruchtbare Felder und düstere Tannenwälder, das sind die abwechselnden Decorationen. Mitten durch diese Herrlichkeiten fliegt

ein stolzes Dampfschiff, und auf der Vorderspitze sitzt ein trauriger Jüngling, der die Gegenden rechts und links mit wehmüthigen, sehnsüchtigen Augen betrachtet, als wollte er sich ihre Bilder für alle Ewigkeit ins Herz prägen. Dieser traurige Jüngling bin ich, und der Tag, an dem die Handlung spielt, ist der erste September des Jahres 1844, und der Ort der Handlung ist die Elbe. Ich hatte ein Manuscript in der Tasche, das in Leipzig gedruckt werden sollte, und von dem ich wußte, daß es über kurz oder lang „das Heimatpförtlein mir verbaut." Darum war ich so traurig, denn ich nahm auf lange Jahre Abschied von meiner Heimat, und darum kümmerte ich mich in meiner Trauer auch nicht um meine Reisegesellschaft, wie interessant sie auch war. Denn die Architekten kehrten eben von ihrer Versammlung aus Prag zurück, und Leute, wie Franz Kugler, Stier und andere berühmte Künstler, deren Bekanntschaft ich unter andern Umständen eifrig gesucht hätte, befanden sich auf dem Schiffe. Wie ich mich um Niemand kümmerte, so kümmerte sich reciprok auch Niemand um mich. Nur ein junger, schöner, französischer Aristokrat stand neben mir und belehrte mich unaufhörlich über die heiligen Rechte der Bourbonen; und ein dicker Königsberger Destillateur besuchte mich von Zeit zu Zeit in meiner Einsamkeit und erzählte mir von den Vorgängen am Hintertheile des Schiffes, und von den Späßen, welche die heitern Künstler ausführten. Das rührte mich alles nicht; erst als er mir erzählte,. daß die Dame, die verschleiert aufs Schiff gekommen war, eine sehr hübsche Dame sei und sehr interessant, erst da verließ ich meinen einsamen Standpunkt und mischte mich unter die Gesellschaft.

— So? Da mischten Sie sich unter die Gesellschaft, trotz aller Trauer, trotz Manuscript und Heimatpförtlein? unterbrach mich hier Eugenie.

— Ja, ich mischte mich unter die Gesellschaft und pflanzte mich der bezeichneten Dame gegenüber auf; ich habe den Muth, Ihnen das zu gestehen.

— Und war sie schön, war sie jung? fragte Eugenie weiter.

— Ja, sie war schön und jung, Eugenie. Ich muß es Ihnen gestehen, sie war schön und jung, und ich blieb lange vor ihr stehen und betrachtete sie aufmerksam. Schon suchte ich nach einem

Thema, mittels welches ich mit ihr anknüpfen könnte, aber ich dachte an meinen alten Grundsatz: wenn ich verstimmt bin, Niemand, zumal eine Dame nicht zu langweilen; ein Grundsatz, der eben sowohl auf Humanität, als auf Eitelkeit basirt ist, und ich begnügte mich, sie bloß zu betrachten, wohl auch hie und da, wenn sie mit einem der Reisenden sprach, zu belauschen.

— Sprachen Sie auch wirklich gar nicht mit ihr? fragte Eugenie lauernd.

— Kein Wort! Ich hatte genug zu sehen und zu hören. Die Dame war braun und blaß, besaß aber dabei doch eine so schöne kindliche Fülle der Wangen und des Körpers, wie sie sonst mit diesem Teint nicht vereinigt zu sein pflegt. Augen und Haar sind schwarz, so viel ich mich erinnere rabenschwarz, und ihre ganze Gestalt so, wie ich mir eine schöne junge Araberin denke. Ihre Reisetoilette war sehr geschmackvoll, edel und harmonisch, ihre Bewegung gemessen, doch sanft, nur ihre Sprache hatte etwas Männliches. Vielleicht thue ich hier der Dame Unrecht, und ist nur meine damalige Ungewohnheit der nordischen Sprechweise Schuld, daß mir ihre Rede für eine Dame ihres Alters etwas zu energisch schien. Doch wurde diese Härte, so zu sagen, durch die Weiblichkeit des ganzen Gesichtes und des ganzen Wesens der Unbekannten gemildert. Die Unbekannte aber war die bekannte Verfasserin der Jenny, der Clementine und der Lebensfrage.

— Sprach sie klug, geistreich?

— Es war eben nicht Gelegenheit dazu da, doch sah man ihr an, daß sie es könnte, wenn es darauf ankäme. Als ich erfuhr, daß die Dame im Sammetspenzer und mit dem grünen Schleier Fanny Lewald sei, verlor ich auch den Muth sie anzureden, denn ich hatte damals noch kein Wort von ihr gelesen; gegenwärtig kenne ich ihren „Kunstteufel“ aus den Grenzboten. Es ist eine Novelle à la —

— Kein Urtheil! rief Eugenie, was wissen Sie noch von ihr?

— Sonst nichts mehr, als daß sie abwechselnd in Berlin und Königsberg lebt und gegenwärtigen Winter in Rom zubringt und nach Frauenart viel schreibt.

— Ich wollte, sie würde katholisch und bliebe in Rom, sagte Eugenie und sah mich prüfend an.

— Das hieße nicht einen, das hieße bei Fanny Lewald zwei Schritte zurückthun.

— Sie haben sich Fannys Toilette wunderbar gut gemerkt!

— Ja, der Schleier war grün, der Sammetspenzer bräunlichroth und mit zierlichen Knöpfchen besetzt; auch trug sie eine hübsche Lorgnette, mit der sie sehr niedlich spielte. Mein Gedächtniß für Damentoilette darf Sie nicht wundern; ich kann Ihnen genau beschreiben, wie sich Frau von Bacharacht trägt.

— Kennen Sie auch diese? ach erzählen Sie, aber ausführlich!

— Gut. Ort der Handlung: Leipzig, im Storchnest. Der Zuschauer sieht ein geräumiges, comfortable eingerichtetes Studierzimmer mit einer Haupt- und einer Seitenthür. Von den Wänden blicken französische und deutsche Gelehrte, Dichter und Staatsmänner, durch das Fenster hat man einen weiten Blick auf das Schlachtfeld. Sie sehen, ich werde ganz dramatisch, das kann aber nicht anders sein, denn ich denke an Heinrich Laube, und sein Zimmer ist es, das ich Ihnen hier beschreibe. Um einen Tisch sitzen gemüthlich plaudernd und Kaffee trinkend der Herr des Hauses, seine liebenswürdige Frau und zwei Freunde, Berthold Auerbach und ich. Ein Bedienter tritt ein und giebt der Frau vom Hause eine Karte. Sie liest: Frau von Bacharacht. — Frau von Bacharacht! rufen Alle nach. — Therese, Briefe aus dem Süden, Menschen und Gegenden, das ist ja herrlich! rufe ich. — Wie er sich freut, weil er weiß, daß es eine schöne Frau ist, sagt Madame Laube. — Wird sehr angenehm sein! — Der Bediente geht, Madame Laube begiebt sich in ihr Empfangzimmer und ich reibe mir vor Freude die Hände. — Der ischt noch jung! sagt der Verfasser der Dorfgeschichten. — Nach zehn Minuten gingen wir den Damen nach und fanden sie schon im eifrigsten, lebhaftesten Gespräch. Wer kann auch mit Madame Laube nur wenige Minuten zusammen sein, ohne sich aufs Interessanteste zu unterhalten. Diese geistvolle Dame weiß bei Jedem sogleich, wie ein erfahrener Bergmann, den rechten Punkt anzuschlagen, wo er am reichsten und ergiebigsten ist. Ist dieser Schacht erschöpft, so hat sie mittlerweile eine andere Seite entdeckt, und ehe man sich es versieht, ist man in einem Nebengange, dann wieder in einem dritten, vierten, bis man erstaunt bemerkt, welch ein weites Feld, welch ein wahres La-

byrinth sich einem aufthut, und wundert sich selbst über seinen eigenen Geist und über seine eigene Ergiebigkeit. Aus einem Klümplein roher Seide, das man ihr bietet, weiß sie wie eine geschickte Spinnerin, einen langen, unendlichen Faden zu spinnen, aus dem sie dann ein kunstvolles Netz flicht, welches sie einem über den Kopf wirft, daß man darin als ihr freudiger Gefangener zappelt. Indessen weiß ich nicht, welche von den beiden Damen dieses Mal die andere gefangen hatte, denn ich traue diese Kunst wohl auch der Verfasserin der Briefe aus dem Süden zu, und wir kamen zu spät, als daß wir das interessante Manöver, wie eine geistreiche Frau die andere umspinnt, hätten mit ansehen können. Wir hatten nur noch die leichte Mühe, uns an die angesponnenen Fäden zu halten, und uns von den Damen ins Schleppthau nehmen zu lassen. Ich sah mir Therese genau an, und begriff, warum so viele Hamburger über das häßliche Portrait in der illustrirten Zeitung so empört waren; aber die Hamburger hatten doch Unrecht, denn es giebt ein Etwas, das ein plumper Holzschnitt unmöglich nachmachen, und das nur ein feiner, englischer Stahlstich auf aristokratischem Papier wiedergeben kann. Es gehört zu manchem Portrait eine gewisse aristokratische Ausstattung, Goldbuchstaben, massive Sammetdeckel und dergl., so wie man sich die Originale nicht ohne die reichsten Möbel, Tapeten, Bijoux und dergl. denken kann. So ist Therese. Alles an ihr ist aristokratisch duftig, ihre Toilette, ihre Bewegungen, ihre Ruhe und ihre sichere, kühne Ausdrucksweise. Zum Ueberflusse ist sie auch schön.

— Wie? zum Ueberflusse? das verstehe ich nicht!

— Es ist sehr egoistisch von Ihnen, Eugenie, das nicht verstehen zu wollen. Ja, ich sage zum Ueberflusse, auch weiß ich nicht einmal genau, ob sie wirklich schön ist, ich weiß nur, daß sie es entbehren kann, schön zu sein, sie hat genug an ihrer Art und Weise, an dem gewissen Etwas, das von ihr ausgeht, und an ihrem Auge. Auch von diesem weiß ich nicht, ob es den Regeln der Schönheit entspricht, aber wie es so aus seiner Tiefe dunkel hervorleuchtet, hat es einen gewissen zauberischen Reiz. Sehen Sie, ich liebe diese kleinen Augen, die, wenn sie lachen, sich anstrengen müssen, auch zugleich zu sehen, und diese Anstrengung, dieser Kampf giebt ihnen etwas Komisches, aber auch etwas Liebliches, Kindli-

ches, Unschuldiges, was unendlich reizend ist. Weiß Gott, Eugenie, Sie haben eben unwillkührlich kleine Augen gemacht.

— Sie sind sehr eitel, mein Freund!

— Und Sie sehen liebenswürdig und kindlich auch mit großen Augen, denn auch große Augen können nach Verhältniß —

— Ich bitte, die großen Augen in Ruhe zu lassen und von Frau von Bacharacht fortzufahren.

— Ich kenne keine Frau von Bacharacht, ich kenne nur die Schriftstellerin Therese. Als Therese ging, lud sie mich sehr freundlich ein, sie diesen Abend in ihrer Loge zu besuchen. Wie gern nahm ich diese Einladung an. Doch kam ich erst zum zweiten Acte, während des ersten sah ich mir sie noch von der Gallerie aus ganz genau an. Man gab den verwunschenen Prinzen und Meirner war wirklich köstlich komisch. Wir lachten sehr viel mit einander, und hat man einmal zusammen gelacht, so ist die nähere Bekanntschaft bald gemacht. In den Zwischenacten sprachen wir über hundert Dinge, und Therese fütterte meinen jungen Ruhm, das kleine Wickelkind, mit den süßesten Bonbons, will sagen mit allerliebsten Complimenten, die ich mir von der Hand einer solchen Dame behagen ließ. Leider dauert das Stück nicht lange, doch konnte ich indessen die schöne Erfahrung machen, daß die aristokratische Therese, die ich mir stolz, vornehm, kalt gedacht hatte, sehr herzlich sein und sehr herzlich lachen konnte. — Leider liegt der Gasthof, wo sie wohnte und an dessen Thor ich sie noch begleitete, ganz nahe am Theater, — und leider reiste sie schon am andern Morgen ab, und ich habe sie seit jener Zeit nicht wieder gesehen.

Fast ebenso ging es mir in einer französischen Stadt mit der bekannten, sentimentalen Dichterin Debord-Valmore, doch ich will bei unsern deutschen, schreibenden Frauen bleiben, sonst könnte ich Ihnen noch von der italienischen Dichterin Carlina T....e erzählen, die ich in einer italienischen Stadt kennen gelernt. Ach diese Carolina ist eine rührende, tragische Erscheinung. Jung und blind, wie sie ist, singt sie die herrlichsten, doch auch traurigsten Lieder, wie eine geblendete Nachtigall. Stundenlang saß ich im Garten an den Ufern der Brenta zu ihren Füßen und hörte ihr zu, wenn sie mir von den herrlichen Thälern, von den blauen Bergen, von den wunderbaren Meteoren am Himmel und von den schönen Rit-

tern und Frauen auf Erden erzählte, die sie trotz ihrer Blindheit gesehen — mit ihrem innern, klaren, geistigen Auge. Auch von dem englischen Mannweib Miß Sara Austin, die ich in Karlsbad kennen gelernt, könnte ich Ihnen Manches sagen, von der Frau, die auf den Schneefeldern Canadas, wie in der Literatur Deutschlands für ihr Albion die schönsten Eroberungen machte. So wie jedes ihrer Bücher, so trägt auch ihre ganze Gestalt, vorzüglich ihre Oberlippe den Stempel der Männlichkeit. Sie ist groß und stark, und ihr dunkles Auge blickt kühn und energisch in die Welt. Wie erschraken wir, ich und ein alter Freund von mir, den Miß Sara Austin als trefflichen Dichter schätzt, und dessen Mutter sie oft besuchte, als sie plötzlich einmal eintrat und wir eben die allertollsten Kapriolen und Sprünge und gymnastischen Kunststücke machten. Ah, fängt die deutsche Literatur an tolle Sprünge zu machen? das ist ein gutes Zeichen, sagte sie lächelnd. Wir aber standen beschämt und verlegen vor ihr. Ja, das ist eine Frau, vor der man Respect haben muß. In ihrer Jugend mag sie sehr schön gewesen sein. Doch wie gesagt, bleiben wir bei den deutschen und weil wir einmal in Leipzig sind, so will ich Ihnen noch von einer Dichterin erzählen, die ich an diesem literarischen Küchenherde kennen gelernt. Ich meine Fanny Tarnow.

— Fanny Tarnow? Meine Mutter war von ihren Romanen sehr entzückt.

— Auch die meine; lieben wir sie schon um deßwillen! Sie ist, was man so nennt, eine liebenswürdige, liebevolle Matrone, die in ihrem späten Alter noch voll Lebendigkeit, voll Beweglichkeit des Geistes, voll Theilnahme für alle Jugend. Eine noch ganz frische Phantasie und Erfahrungen eines reichen Lebens setzen ihre Zunge zur lebhaftesten Unterhaltung in Bewegung, und der Fluß ihrer Rede geht unaufhaltsam und rasch dahin. Aber durch jedes ihrer Worte, wie Wasserblumen durch die Wellen, blickt menschenfreundliches, oft mütterliches Wohlwollen, nie, nie Bosheit, Klatschsucht, Krittelei, wie das bei alten Frauen, zu sagen, alten Weibern, vorzukommen pflegt. Diese letzten Worte erinnern mich unwillkührlich an eine Todte, die mit Fanny Tarnow nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, an die vielberühmte, in Oesterreich classische Caroline Pichler. Die Ideenassociation mag Ihnen etwas unzart

und beleidigend scheinen, zumal sie eine Hingeschiedene betrifft; aber helf mir Gott, ich kann nicht anders. Ich hatte nie diese Verehrung für sie, die die meisten Nätherinnen wirklich empfinden und die meisten österreichischen Literaten affectiren. Schon in früher Jugend, als ich ihren „jungen Maler" las, fühlte ich mich sehr wenig von ihr angezogen, und die Memoiren, die nach ihrem Tode veröffentlicht wurden, bestärkten mich nur in dem Widerwillen, den ich instinktmäßig dieser Frau gegenüber empfand.

— Sie haben mir versprochen, nicht von Büchern, sondern von Personen zu sprechen.

— Erlauben Sie, Eugenie! Die Pichler und ihre Memoiren sind eins und dasselbe. So wie sie in diesem Buche Schiller und Göthe mit Protectormiene auf die Schulter klopft, wie sie echt weibisch die Toilette der Frau von Staël bekrittelt, auf alles Junge und Frische mit Verachtung und vornehmer Herablassung niedersieht, und allem Alten, Verdumpften, Verschimmelten lange Lobreden hält, ebenso war sie, nach der nur sehr kurzen Bekanntschaft zu schließen, auch im Leben. Ihre Freundlichkeit, die sie beliebt machen sollte, hatte etwas von selbstverläugnerisch sein sollender Herablassung, von einem Niedersteigen aus eingebildeter Höhe, ah! ganz wie in ihrem Buche, in den Memoiren. Der gewisse Instinct war auch Ursache, daß ich mehrere Jahre in Wien lebte, ohne die geringste Lust nach der Bekanntschaft der Frau Caroline Pichler zu verspüren, die man mir doch schon in der Schule als Verfasserin der „Ruth" eifrigst als classische Schriftstellerin empfohlen hatte. Ein Zufall, ich glaube es war eine Bestellung die ich für einen Bekannten übernommen hatte, führte mich zu ihr. Sie wohnte in ihrem eigenen schönen Hause in der Alservorstadt, in der Mitte ihrer Enkel. Wie ich ins Zimmer trat und die alte Frau von lieblichen Kindern, wie einen Patriarchen umgeben sah, gefiel sie mir ausnehmend, trotz ihrer harten Züge, ihrer derb ausgeprägten Physiognomie. Hätte sie meine Bestellung angehört und mich dann gehen lassen, mir wäre wohl und ich hätte ein hübsches Bild von ihr mit fortgenommen. Aber nein! Sie nöthigte mich zum Sitzen, und kaum hatte sie erfahren, daß ich auch eine schriftstellernde Gansfeder führe, so begann sie so jämmerlich über die ganze junge Literatur zu klagen und zu kritteln, daß mir „weh ward auf mei-

nem Sitze, vor so viel Lieb und so viel Witze." Freiligraths „Reiter" diente ihr als strategischer Punkt, von welchem aus sie Alles was seit zwanzig Jahren zu schreiben angefangen, mit platzenden Granaten zu beschießen anfing. So oft sie mit Einem fertig war, berief sie sich auf den Refrain jenes Gedichtes: Auch das ist Poesie. Selbst Lenau beklagte die Gute! Natürlich, den Verfasser des Faust und Savanorola konnte die gute Katholikin nicht gelten lassen, die in einer ihrer Novellen den Teufel durch den Anblick eines Breviers in die Hölle zurückjagt.

Sie kennen diese schöne Art des Bedauerns, das immer hinzufügt: ich will nichts Böses gesagt haben. Ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, Frau Caroline Pichler geb. von Greiner an die alten Leute zu erinnern, die aus dem vorigen Jahrhundert stammend, kein Verständniß für die neue Zeit, für die Zeit nach der französischen Revolution haben, und sich, wenn sie gescheidt wären, lieber jedes Urtheils enthalten sollten. Natürlich nahm ich s i e mit ihrem hohen Geiste aus. Mitten in ihren Lamentationen ließ Caroline Pichler manchmal ein bedauerndes Wörtlein einfließen, daß sie nicht Zeit genug habe, die neue Literatur durchaus kennen zu lernen, da sie die Wirthschaft zu sehr beschäftige; etwas, worauf die Verfasserin des Germanicus immer aufmerksam machen wollte, daß sie nicht nur eine große Dichterin, sondern auch eine vorzügliche Hauswirthin sei. In Gottes Namen, dann aber kritisire man die neuen Einkäufe über Küche und Keller, aber nicht Grün und Lenau. Nicht lange nach meiner Visite starb sie; wir wollen sie bedauern, sie soll wirklich eine gute Gattin, Hausfrau, Mutter und Großmutter gewesen sein, ein größeres Verdienst als das einer großen Schriftstellerin.

— Sie sind ein arger Heuchler, mein Freund! Nachdem Sie so über die arme Pichler abgeurtheilt, kommen Sie mit jenem verdächtigen Bedauern, von dem Sie vorhin selbst mit Verachtung gesprochen.

— Nein, Eugenie! Eine gute Gattin, Hausfrau, Mutter und Großmutter bedauere ich aus ganzem Herzen, aber die Schriftstellerin Pichler? weiß Gott, ich habe gegen wenige schreibende Federn diesen Widerwillen. Lesen Sie nur die Memoiren, die nach ihrem Tode erschienen, lesen Sie, wie sie über unsern Kaiser Jo-

seph spricht, mit welcher Philisterei, mit welcher unweiblichen Grausamkeit. Bei Gott, es scheint einem, als lache ihr das Herz, da sie von seinem Tode und von der Rückkehr der „alten Ordnung“ und den Jesuiten erzählt. Lesen Sie, wie sie über Bettina spricht, wie sie diese kritisirt; muß man nicht ein dicker Philister sein, wie der Uhlandische Recensent im Frühling, um Bettina, den Frühling zu kritisiren?

— Sie ereifern sich; lassen wir Caroline Pichler und erzählen Sie mir endlich etwas von den Berlinerinnen, von Frau von Palzow, von Gräfin Hahn-Hahn.

— Von diesen Großtanten aller deutschen Schriftstellerinnen?

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen —
Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich —
Sie streuen und weihen —
Eine — ◡ —

Vorbei! Vorbei!

— Gott, Gott! Sie werden ja immer unartiger, ich muß sogar sagen, gröber! Soll ich denken, daß Sie leichtsinnig und pietätslos, gerade nur alten Frauen gegenüber sind? So lange Sie von den jungen sprachen, klang alles aus einer ganz andern Tonart. Sind es schwarze Augen und Falten des Alters, die Ihr Urtheil bestimmen?

— Nicht doch, Eugenie! Erinnern Sie sich an Fanny Tarnow, und später werde ich noch von einer uralten Frau sprechen, und Sie werden sehen, wie sehr Sie mir Unrecht thun. Aber bleiben wir bei den Berlinerinnen. Bettina, der Traum meiner Jugend, die Magierin, die den Zauber der Kindheit fest zu halten wußte, Bettina habe ich gesehen. Aber ach, der Traum meiner Jugend ist alt geworden! Es war in den Sälen der Kunstausstellung zu Berlin, wo ich sie sah. Und vor welchem Bilde stand sie just, da man mir sie zeigte? Vor Arry Scheffers „Laßt die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Sie, die Kleine, das ewige Kind, mußte sich von diesem Bilde besonders angezogen fühlen, und sie stand lange betrachtend und sinnend davor. Es ist aber auch ein herrliches Bild. Der Heiland liegt im Palmenschatten gelagert, und die Kleinen, die er mit ausgebreiteten Armen empfängt, strömen ihm freudig von allen Seiten zu. Bei-

seite stehen die Mütter und lächeln selig dem Freunde ihrer Kinder. Das Ganze durchweht eine Luft, wie sich ein dichterisches oder kindliches Gemüth die Atmosphäre des Himmels denkt; eine Luft aus Sonnengold, Blättergrün und Blumenduft zusammengeschmolzen, von Palmenschatten sanft durchdämmert. Es kam mir nicht anders vor, denn als die sichtbare Darstellung des gläubigen, tiefpoetischen, kindlichen Gemüthes. Wie gesagt, Bettina stand lange davor. Mein Auge sprang unaufhörlich von ihr auf das Bild, von dem Bilde zu ihr zurück; es war mir, als ergänzten die beiden einander, als hätte ich für Bettina den Commentar in dem Bilde, und für das Bild das Original in Bettina gefunden. Bettina ist klein und in ihren Bewegungen kindlich—kindisch. Sie steht, wie ein Kind, nicht einen Augenblick ruhig, sondern hüpft unaufhörlich von einem Fuß auf den andern, und dreht und wendet sich mit einer Nonchalance, als wäre sie allein auf der Welt! Ihr Gesicht ist ein merkwürdiges Gemisch von Jugend und Alter. Doch war es mir nicht schwer, letzteres hinwegzudenken, und ich hatte ganz und gar die kleine tolle Bettina, die dem alten Jakobi die Nachtmütze in den See wirft, oder auf einer Eisscholle sich den Strom hinabtreiben läßt. Mein Entschluß war gefaßt; ich wollte Bettina auf jeden Fall kennen lernen, wie schwer man mir auch den Umgang mit ihr schilderte. Kennen Sie die Worte Rückerts, die sich so gut auf Bettinas Bücher, wie auf ihre Art und Weise sich zu geben, beziehen lassen?

Kindischer Geberde
Dich zu necken scheint sie dort,
Dann den Muth zur Erde
Schlägt sie mit erwachsnem Wort.
Wenn Du sie willst nehmen
Für ein Kind, wie sie sich giebt,
Wird sie Dich beschämen,
Wenns ihr klug zu sejn beliebt.
Wenn Du sie zu fassen
Nun beim Ernste denkst mit Glück,
Zieht sie sich (aus) gelassen
In den kind'schen Scherz zurück.

Leider kam ein Brief, der mich zwang, den Tag nachher, als ich Bettina zum ersten und letzten Male gesehen, plötzlich abzureisen, und ich bin um eine schöne, gewiß poesiereiche Erfahrung und Bekanntschaft ärmer. Aber, aber, ich habe doch eine Berliner Schriftstellerin kennen gelernt, und das ist Louise, eigentlich Clara Mühlbach, eigentlich Müller, die Frau Theodor Mundts. Ich kann Ihnen nicht viel mehr von ihr erzählen, als daß ich Berliner Thee und Meklenburgische Gemüthlichkeit bei ihr genossen. Ersterer ist bekannt, so zu sagen, berüchtigt, letztere verdiente berühmt zu sein, trotz der Meklenburger Junkerschaft, Frohnden und Jagdgesetze. Louise Mühlbach ist eine bürgerliche Meklenburgerin, und es ist ihr also die Möglichkeit gelassen, gemüthlich zu sein, und sie macht von dieser Möglichkeit Gebrauch. Trotz dem Berliner Philosophiren und Räsonniren, guckt doch überall bei ihr das breite, rothbackige Gesicht der Meklenburger Gutmüthigkeit hervor. Köstlich ist Louise Mühlbach, wenn sie dem aufmerksamen Hörer die Art ihres Schaffens und Zeugens, will sagen, ihrer Schriftstellerei auseinandersetzt. Man glaubt, es sei von einem warmen Bade die Rede, mit solcher Behaglichkeit spricht sie von ihrem Schreibpulte. Da ist von keinem Byron'schen Kampf, von keinem Wüthen und keiner Zerrissenheit zu hören, nein! „wenn ich mich zum Schreiben niedersetze", sagt sie, „geht das so leicht und reißend schnell vorwärts, daß ich nicht weiß, wann aufhören". Wenigstens muß man gestehen, Louise Mühlbach macht sich nicht besser und nicht schlechter, was doch die meisten Schriftstellerinnen im Buche und im Leben so gerne thun. Ist Ihnen die Gräfin Hahn, wenn Sie ihre Bücher lasen, nicht schon tausendmal unausstehlich geworden, und haben Sie nicht, um gräflich Hahnisch zu sprechen, einen Depit, einen wahren horreur vor ihr empfunden? Und doch soll sie auf ihrem Zimmer die liebenswürdigste, anspruchloseste Frau sein! Kaum glaublich? Eine Dame, und zwar eine schreibende Dame, versicherte mich dessen, und da muß es doch wahr sein. Diese schreibende Dame ist Louise Mühlbach selbst, von der ich Ihnen noch zu sagen habe, daß sie eine imposante, wahrhaft grandiose Gestalt ist, vor der man erschrecken müßte, wenn nicht ihr hübsches Auge und die Gutmüthigkeit des ganzen Gesichtes den Eindruck milderte. Doch ich kann nicht weiter. Ziehen Sie gefälligst ein Buch!

— „Schloß Goczin!"

— Ida von Dühringsfeld kenne ich leider nicht, wie sehr ich seit Jahren auf diese Bekanntschaft begierig bin; denn nach den Gedichten, die sich in ihren Romanen zerstreut finden, muß sie eine höchst poetische, tiefe, gemüthvolle Natur sein, tiefer und poetischer, als die meisten unserer Frauen, vielleicht als alle. Doch erinnere ich mich bei ihr an eine Dichterin, die vielleicht nur mir bekannt und tief im Süden Deutschlands heimisch ist. Es ist eine stille Mädchenseele von kaum zwei und zwanzig Jahren, die nichts schreibt, als ihr Tagebuch und Briefe an ihre Freunde. Aber beide enthalten reiche Schätze von Poesie, und in Bücher gesammelt würden sie ihrer Verfasserin bald einen schönen, blütenvollen Kranz aufs Haupt setzen und ihr den Namen einer Dichterin erobern. Aber daran denkt die gute, stille, bescheidene Seele nicht; Tags ist sie wie Werthers Lotte mit ihren kleinen Geschwistern beschäftigt, und erst spät Nachts kommt sie dazu, sich in ihrem kleinen Stübchen hinzusetzen und schlicht aufzuschreiben, was sie denkt und empfindet. Alles mit jener Harmlosigkeit, als schriebe sie, noch ein Kind, die Aufgaben für ihren Lehrer. Nur manchmal mag ihr Herz bewegter schlagen und zittern, wenn sie ein Lied schreibt, wie z. B. dieses, das ich ihr einst in trauriger Zeit geraubt habe und das ich wie ein Kleinod bewahre. Hören Sie!

Da ich verzagen wollte
Kamst Du zu mir;
Mein Herz, das heimlich grollte,
Es neigte liebend sich zu Dir.

Mein Herz, das heimlich grollte,
Beglücktest Du;
Und da es brechen wollte,
Gabst Du ihm wieder seine Ruh!

O, wär' es doch gebrochen!
Die Gnadenzeit,
Die mir Dein Blick versprochen,
Wie ist sie nun so weit, so weit!

Ich mußte inne werden,
Daß es noch Glück,
Noch Liebe giebt auf Erden —
Dann nahmst Du beides mir zurück.

Das muß den Gram mir schärfen,
Daß nun zu lieb
Die Welt mir zum Verwerfen,
Zum Lieben mir zu werthlos blieb.

— Eugenie, was meinen Sie von diesem Gedichte und von seiner Verfasserin?

— Es macht mich nur begierig, ihren Namen und ihre Geschichte zu erfahren; es muß ein sehr unglückliches Mädchen sein. das mit zwei und zwanzig Jahren nicht mehr weiß, ob es die Welt „verwerfen" oder „lieben" soll.

— Nicht doch! sie hat den ersten Schmerz der Jugend überwunden und strahlt als Siegerin schöner und frischer denn je. Es giebt gewisse Schmerzen, die man jedem Mädchen wünschen möchte, weil sie es vor der Verflachung und Spießbürgerlichkeit behüten, und so ist es auch bei meiner lieben, braunen — halt! da hätte ich gleich den Namen genannt, und Namen, Geschichte, Heimat u. s. w. sind Privatgeheimnisse auch für Sie Madame, und ich, muß bitten, ein anderes Buch zu ziehen, bevor die weibliche Neugierde mit Macht rege wird.

Eugenie war etwas piquirt, aber ruhig lächelnd, als wollte sie sagen: und ich erfahre es doch, griff sie in den Bücherhaufen, zog ein prächtig ausgestattetes Buch hervor und las vom Rücken: Gedichte von Geibl!

— Ei, Eugenie, Sie werden ja mit einem Male satyrisch und kritisch zugleich! Ich kann Sie versichern, denn ich habe es von glaubwürdigen Leuten, Emanuel Geibl ist kein Weib, sondern ein Mann, ein veritabler Mann, ein honorable man!

— Ein Witz des Zufalls! sagte Eugenie und griff nach einem andern Buche, und um jeden Irrthum zu vermeiden, schlug sie den Deckel auf und las den ganzen Titel: Nach dem Gewitter, von Betty Paoli!

— Betty Paoli! eine alte, gute Freundin! Lassen Sie doch das Buch sehen. — Richtig, Betty Paoli, mit einem Motto von Heinrich Landesmann. Ach, lassen Sie sich von Heinrich Landesmann erzählen. Der ist in einem Theile der deutschen Literatur, was Ulrich Guttinger in der französischen. So viele Dichter kennen und verehren und besingen ihn, aber der Literatur ist er bisher noch unbekannt; das ist ein Mensch!

— Nichts da! Ich will nichts von Ihren Männern hören, bleiben wir bei meinen lieben Frauen, zumal ich Ihren Heinrich Landesmann schon aus seinem schönen, tiefsinnigen Gedichte „Abdul" kenne. Erzählen Sie mir von Betty Paoli!

— Ich füge mich, denn ich bin Ihr Seeleneigener. Aber wie anfangen? wo beginnen? Mit Betty Paoli habe ich Jahre in guter Bekanntschaft verbracht, und wollte ich Ihnen alles erzählen, was ich mit ihr erlebt, was ich von ihr erfahren, es gäbe dicke Bände. Also will ich lieber kurz sein und im Lapidarstyl sprechen. Lesen Sie ihre Gedichte, und Sie kennen ihre Geschichte. Der erste Theil ist wild, stürmisch, aufbrausend, tobend wie ihre Jugend, voll bittern Elends, Unglücks, Leidenschaft und Leidensgeschichte wie diese. Der zweite Theil, den sie sonderbar aber bezeichnend „Nach dem Gewitter" nannte, ist ruhig, wehmüthig, stillbewegt und beschaulich, wie Betty Paoli jetzt wirklich ist. Das Gewitter hat sich vertobt, die Gräser sind thränenbethaut, am Himmel steht das Zeichen des Friedens, der Regenbogen. Nur hier und da fährt noch ein leichter Blitz flammend durch die Luft. Doch dürfen Sie diese Ruhe nicht als ein Zeichen des Alters nehmen, denn Betty ist noch jung, ein schönes Weib, mit einem Gesichte, dem man ein reiches, inneres Leben ansieht, und das, wie Göthe zu sagen pflegte, eine Geschichte, eine reiche, vielfach bewegte und wechselnde Geschichte erzählt, und das wie ihre feurigen Gedichte, die südliche, griechische Abstammung verräth. Ich habe, wie gesagt, viele Jahre in persönlichem und brieflichem Verkehre mit ihr gestanden, aber fast nie erzählte sie mir von ihrer Vergangenheit. Es scheint, sie denke und erinnere sich nicht gern daran, wie an einen bösen Traum. Nur hier und da erfuhr ich Bruchstücke, die allerdings zeigen, daß das Gedicht ihres Jugendlebens mitunter unendlich traurige, schaurige und nächtige Stellen habe. Aber ich

habe Achtung vor den Geheimnissen und inneren Bewegungen, selbst vor den Irrungen einer poetischen Frauenseele, und ich schweige davon, weil auch Betty Paoli davon zu schweigen liebt.

Ein Menschenherz, das noch nicht durch ein Weh gegangen,
Ist wie ein Schiff, das noch nicht in die See gegangen.

Wenn ich sie überlebe, dann Eugenie, sollen Sie auch eine ausführliche Biographie dieser Dichterin erhalten. Gegenwärtig lebt sie im Hause der Fürstin S*, der geistvollen, edlen Wittwe des Feldmarschalls von Leipzig, und ihres Sohnes des Fürsten Friedrich, des ritterlichen „Lanzenknechtes," des an Abentheuern reichen „Capitain Wolf." Sie können denken, daß das eine interessante Trias giebt. Ziehen Sie schnell ein neues Buch, sonst versenke ich mich in Erinnerung alter Zeiten, und ich weiß nicht wo und wie zu enden.

— Nicht doch, ich wollte Sie schon vorhin über eine Dichterin befragen, die mich interessirt, obwohl ich noch nichts von ihr gelesen. Zu Weihnachten kaufte ich für die Kinder meiner Schwester zwei kleine Büchlein, Memoiren eines bleiernen Soldaten und Alma's Wäldchen. Die Kinder sind mir dafür dankbarer, als für alles Zuckerwerk, das ich ihnen je gegeben, und sprechen und träumen von nichts anderem, als vom bleiernen Soldaten und von Alma's Wäldchen. Kennen Sie vielleicht Amalia Winter, die Verfasserin dieser Büchlein? Ich interessire mich für eine Frau, die kindliche Seelen so einzunehmen und zu beschäftigen weiß.

— Ach, Eugenie, mit dieser Frau erinnern Sie mich zugleich an fünf schöne Wochen aus meinem Leben. Ob ich Amalia Winter kenne? Sie ist ja meine liebe Gastfreundin aus Weimar, meine „Mama," wie sie sich, ihrem Alter selbst Unrecht thuend, nannte; sie ist ja eine von den Frauen, die sich im „Wittwensitz der Musen" Mühe geben, die kleinen Fünkchen, die von der ehemaligen großen, alle Welt durchstrahlenden Sonne Weimars übrig blieben, lebend zu erhalten. Es ist eine liebe, liebe Frau, und das Leben das sie führt, ist einer Dichterin würdig. Mit innigem Vergnügen erinnere ich mich an die Morgen- und Nachmittagsstunden, die ich mit ihr allein gemüthlich plaudernd, disputirend, oft zankend, oder auch in Gesellschaft schöner Frauen und geistreicher Freunde zubrachte, und ein liebes Andenken sind mir ihre kleinen

Briefchen, die ich fast alltäglich während meines Aufenthaltes in Weimar erhielt, mit Verhaltungsbefehlen, strengen Verweisen, lieben Einladungen u. s. w. Aber Sie thun ihr Unrecht, wenn Sie glauben, sie könne nur Büchlein für Kinder schreiben. Gott bewahre, sie soll auch manchen sehr schönen Roman, und manche sehr interessante Novelle noch geschrieben haben, als da ist: „das Stiftsfräulein, oder der Criminalrath". Auch „das Buch für Kammerjungfern" ist von ihr; da ich aber nie die Absicht hatte, eine gute Kammerjungfer zu werden, so habe ich auch dieses Buch, wie die meisten ihrer Werke, nicht gelesen, und kann Ihnen daher kein bestimmtes Urtheil abgeben. Doch denke ich mir, daß gewiß Alles von Amalia Winter mit Geist und herzlichem Wohlwollen geschrieben sein mag, denn beides besitzt sie, wenn sie es auch manchmal auf bizarre Art offenbart. Sie heißt eigentlich Amalia von Groß, und ist eine arge Aristokratin, obwohl sie sich es selbst nicht eingesteht, was sie aber, so oft sie liberal sein will, aufs Augenscheinlichste darthut. Sie ist eine Frau von mittlern Jahren, der man noch eine schöne Vergangenheit ansieht; zumal ihr blaues Auge erzählt viel davon. Feine aristokratische Manieren, freie, ungezwungene Bewegung, etwas unmerkliche Verstellung verrathen die Dame vom Hofe, die sie auch mit Leib und Seele ist. Besonders am Erbprinzen von Weimar, der wirklich liebenswürdig, und wie alle Erbprinzen, freisinnig ist, hängt sie mit außerordentlicher Liebe. Von ihm spricht sie am liebsten; ihn schildert sie am liebsten, wenn sie in ihren Büchern einen jungen Helden oder einen idealen Fürsten braucht.

— Das gefällt mir von der Frau.

— Ach ja, ich weiß es; Sie sind leider Gottes auch so eine starre Royalistin, wie es die meisten Frauen sind, vorzüglich der Prinzen wegen. Amalia Winter wird auch sehr oft von ihrem Prinzen besucht. Da fährt plötzlich an der hintern Gartenmauer ein Wagen vor, das Gartenpförtlein thut sich auf, und herein tritt ein schlanker, schöner, junger Mann mit einem blitzenden Stern auf der Brust. Eine schöne Scene für ein Stück, oder eine Operette aus den achtziger Jahren. Damals wäre das rührend gewesen; heute findet man es obwohl schön, doch auch ganz natürlich, daß sich auch ein Prinz mit einer geistreichen Frau unterhalten will. Aber eben so schön ist es von meiner verehrten Freun-

din, daß sie oft (wenigstens that sie es in früherer Zeit) eine große Schaar kleiner Mädchen um sich versammelt und sie, eine liebevolle Kinderfreundin, wie in ihren Büchern auf einnehmende Weise belehrt und sich mit ihnen über hundert schöne Dinge unterhält. Ueberhaupt hat sie den Zug zu einer Humoristin, wie man sie unter den Aristokratinnen des philosophischen Jahrhunderts nicht selten fand, die aber in unserer Zeit in Frauenvereinen verphilisterten.

— Diese Kinderfreundschaft gefällt mir ganz besonders; wenn Sie ihr schreiben, so grüßen Sie sie, von einer Frau die sie verehrt.

— O, es giebt in Weimar noch eine hübsche Zahl von Frauen, die Sie grüßen lassen könnten. Da ist z. B. Frau von Ahlefeld und Adele Schopenhauer. Aber beide waren zur Zeit nicht in Weimar, und ich habe an der Bekanntschaft dieser Damen gewiß viel verloren; dafür aber machte ich eine andere, die mir hundert aufwiegt. Ich lernte eine Frau kennen, bei deren Anblick, bei deren Worte ich mich mit Eins in die Sturm- und Drangzeit des vorigen Jahrhunderts zurückversetzt fühlte, wie ruhevoll auch dieser Anblick, wie priesterlich friedlich auch jedes Wort dieser Frau war. Diese Frau aber ist Frau von Wollzogen, die erste Beschützerin des flüchtigen Genies, das mit Flammenschrift seinen Namen Friedrich Schiller Deutschlands Herzen einschrieb, die erste Freundin Deß dem alle jungen Herzen in Ewigkeit mit Begeisterung entgegenfliegen. Sie wohnt in Jena, und eine liebenswürdige Freundin der Frau v. Groß gab mir ein Empfehlungsschreiben an sie. Wie ich hinauswanderte zu dem stillen Hause weit vor dem Thore, war es mir als lebte ich in einem Mährchen und wanderte zu längst entschwundenen Zeiten zurück. Wie ich in die verhangene, dämmernde Stube eintrat, war mir sonderbar zu Muthe; ich leichtsinniges junges Blut fühlte da vielleicht zum ersten Male so recht innig, was das heißt: Ehrfurcht vor dem Alter! Frau von Wollzogen saß in einem tiefen Großvaterstuhle, blaß, vom Alter tief gebeugt, kaum ihrer Augen und ihrer Stimme mächtig. Aber so ehrwürdig, ach so ehrwürdig! Kaum wagte ich es, mich in ihrer Gegenwart niederzusetzen, und wie ich saß, saß ich auch nur halb, immer halb stehend, immer bereit ihr beizuspringen und ihr mit freudiger Ehrfurcht zu dienen. Wie sie zu mir sprach war es mir, als spräche ein weiser guter Geist von alten Zeiten und längst dahingegangenen Herrlichkeiten und hingeschiedenen großen Helden. Un-

willkührlich erinnerte ich mich an den Urahn des Waldes im Justinus-Kernerschen Mährchen, an den uralten, tiefpoetischen Greis. Sie erzählte mir von Schiller und wie er ihr die ersten Scenen aus Don Carlos und Wallenstein vorgelesen, und mit welchem Feuer er den Dialog zwischen Max und Thecla vorgetragen. Klingt das nicht wie ein Mährchen? Mir war es wie ein Traum. Selbst Manches worüber ich bei Anderen hätte lächeln müssen, kam mir bei dieser Ahnfrau deutscher Poesie rührend und ehrfurchtgebietend vor. Wenn sie z. B. sagte, sie glaube die „Erlinde" des jungen Wolfgang Goethe, des Enkels, werde eine neue Bewegung in der deutschen Literatur hervorbringen. Nun, bis heute ist von dieser Bewegung noch nichts zu spüren. Oder wenn ich ihr erzählte, wie Schiller selbst in den nicht deutschen Ländern Oesterreichs in jedem Hause zu finden sei und sie sich darüber freute, als wäre von einem jungen Dichter die Rede, der auf dem Wege ist, beim Publicum sein Glück zu machen. Beweist das aber nicht, daß sie noch mit ganzer Seele in jenen längst entschwundenen, uns nun romantischen Zeiten lebt, da sie sich des flüchtigen Dichters der Räuber so schön angenommen? und daß Schiller in ihrer Erinnerung noch immer als wilder, rothlockiger Jüngling lebt? Mit inniger Rührung und mit einer so tiefen Verbeugung, wie ich sie vor keinem Könige der Welt machen würde, ging ich von ihr, und eben so gerührt denke ich noch heute an sie, die lebende Mahnung an eine große Zeit. Aber keine Weichheit! darum schnell zu einem Gegensatze hinübergesprungen!

Denken Sie sich vor Allem eine Schnupftabaksdose, dazu eine breite vierschrötige Gestalt mit entsprechendem Gesichte, große Rührigkeit in allen Gliedern, ungeheure Massen kollossaler Weiblichkeit, und die berühmte Charlotte Birch-Pfeiffer ist fertig. Im Hôtel de Bavière zu Leipzig sah ich sie zum ersten Male. Das kam so. Ich stand hinter einer Säule, und konnte nur einen kleinen Theil des weiten Speisesaales überblicken. Mit einem Male höre ich ein gewaltiges Lachen, Disputiren, Witzemachen, kurz einen grandiosen Lärm von einem der Tische her. Ich ging um die Säule, der Lärm war Charlotte Birch-Pfeiffer. Erst einige Tage später lernte ich sie am Tische eines berühmten Leipziger Schriftstellers näher kennen. Aber es war immer dieselbe komische Alte. Ich will damit nicht sagen, daß Charlotte Birch-Pfeiffer alt sei — Gott bewahre, ich

will mir sie nicht zur Feindin machen, denn ich könnte auch einmal ein Stück schreiben, und sie ist jetzt Intendant des Berliner Theaters! — ich will nur sagen, daß sie die komische Alte wie auf der Bühne so auch im Leben ist. Man muß viel über sie lachen; sie macht so gute derbe Späße, so gut und derb wie sie selbst ist. Ich weiß nicht, welcher gesegnete Himmelsstrich Deutschlands Charlottens Wiege gesehen, aber ich wette, es ist Baiern, denn sie hat frappante Aehnlichkeit mit jener mächtigen Münchnerin, die man aus dem populären Bilde „die Münchnerinnen" kennt. Wie ich zum ersten Male von dem neuen Berliner Theater-Reglement hörte, mußte ich laut auflachen, denn ich dachte mir, wie komisch es sein müßte, Charlotte Birch-Pfeiffer im Carcer zu sehen! Aber liebe Eugenie, bleiben wir bei diesem lustigen Gedanken stehen und lassen wir es für heute genug sein! Es ist fürchterlich ermüdend für einen schüchternen Jüngling, so lange in Damengesellschaft zu sein, und Jeder etwas Schönes sagen zu müssen.

— Ja wohl, lassen wir es genug sein, es ist auch just die rechte Zeit, denn, wie ich merke, fallen Sie wieder in den Ton, in dem Sie von dichtenden Frauen zu sprechen, und mit dem Sie mich zu ärgern lieben.

— So will ich Ihnen doch noch von einer sprechen, und Sie sollen sehen, wie kein Ton des Spottes sich hervorwagt, von einer, die zwar keine Dichterin, aber selbst das schönste Gedicht Gottes ist, und wer in Liedern erzählen könnte, was sie fühlt, und wer ihre Träume in Mährchen kleidete — er würde als herrlicher Dichter gepriesen. Lassen Sie sich von ihr erzählen, denn von ihr spreche ich am liebsten. — Der Sturm hatte sich ausgetobt, und die Badegäste von Ostende drängten sich wieder an der Digue auf und ab. Es war schon spät am Abend, am Himmel leuchtete der Mond, tief unter uns das Meer, aber ich sah beides nicht, denn damals sah ich zum ersten Male in zwei schwarze Augen, dunkle Lichter über einem tiefen Meer von Seligkeiten —

— Stille, stille, lispelte Eugenie.

— Kennst Du diese Dichterin, Eugenie? So eben stellt sie zitternd den Schirm vor die Lampe, daß ich nicht sehe wie sie erröthet, und jetzt giebt sie mir die schöne, theuere, weiße Hand, die ich so gerne küsse.

H—n.

Noch Etwas von der czechischen Nationalität.

Die Prager Zeitung enthielt in dem nichtpolitischen Theile ihrer Nr. 15 von diesem Jahre folgenden Artikel, unter der Ueberschrift: Der böhmische National-Ball:

„Die Nationalität in Böhmen, welche in neüester Zeit so viele Verfechter und Gegner aufzuweisen hat und die Gemüther so vieler Edler aufregt, für selbe einen, wenn auch ungleichen geistigen Kampf auf Leben und Tod einzugehen — die Nationalität, welche in unserm Vaterlande ihr Banner aufgepflanzt hat, um ihre Getreuen unter demselben zu sammeln, damit sie unter dem Schutze einer glorreichen Regierung, auf die heiligsten Rechte fußend, in dem schönen Vaterlande ihre gute Sache verfechten — diese Nationalität steht jetzt siegreich da, unüberwunden, unbekümmert, was ihre Feinde sagen, welche den hervorbrechenden Groll umsonst zu verbergen trachten. Die Waffen, deren sie sich bedient, sind freilich nur geistige, allein sie wissen den rechten Fleck zu treffen. Die Mittel, die sie wählt, nimmt sie aus ihrem eigenen, reichen Schatze, und diese führen zum Zwecke. Wenn man die nationalen Bestrebungen der Czechen aus der letzten Zeit ins Auge faßt und gehörig zu würdigen weiß, so muß man laut bekennen, daß diese edlen Bestrebungen die reinsten Absichten zum Grunde haben, und daß die dabei entwickelte Thatkraft würdig sei eines Volkes, welches die Geschichte zu einem großen gestempelt hat. Hier sollen National-Schulen frühzeitig auf die Jugend einwirken, dort ein National-Theater dem Bedürfnisse der Nation abhelfen, welches so fühlbar

geworden ist, ja man veranstaltet auch im Interesse der Nation einen Ball und sucht ihm jene Weihe zu geben, welche alle nationalen Bestrebungen heiligt. Der Ball, insbesondere der böhmische National-Ball, zunächst der Unterhaltung gewidmet, hat aber noch einen andern Zweck. Mittelst der Sprache — nämlich der czechischen — sucht man dem Wahne jener entgegenzuarbeiten, die da sagen, diese Sprache entbehre jenes feinen Taktes, um als Conversations-Sprache dienen zu können; anderseits will man die falsche Scham jener vernichten, die glauben, es sei eine Schande, sich laut vor Allen für eine Sache zu erklären, die ihnen die heiligste sein muß. — Und nun zum Ball vom 21. d. M. Er war gewiß einer der glänzendsten des heurigen Carnevals. Alles vereinigte sich, um den Anwesenden ein herrliches Fest zu bereiten; eine glänzende Beleuchtung, elegante Ausschmückung, sowohl des Saales, als die köstliche Einrichtung der Damen-Toilette, die Schönheit der in großer Anzahl versammelten Damen, die sich gleichsam verschworen hatten, um mit ihren Reizen dem Feste die Krone aufzusetzen, die Anwesenheit des Durchlauchtigsten Landeschefs, der die Gesellschaft gegen zwei Stunden mit Seiner Anwesenheit beehrte, und vieler hoher Herrschaften, der überall herrschende, ungezwungene Ton und allgemeine Fröhlichkeit — kurz Alles war geeignet, die Anwesenden heiter zu stimmen — nur Eines fehlte, und dieses Eine vermißte der Patriot; das, weshalb eben dieser Ball jederzeit so interessant war, verschwand — kaum hörte man czechisch sprechen — und doch ist es so schön, seine Muttersprache, seine reiche, wohlklingende Muttersprache unumwunden, frei und kräftig ertönen zu lassen. Doch wir wollen uns bessern Hoffnungen hingeben. —

„Daß in dem überfüllten Saale wohl hin und wieder beim Tanze kleine Unordnungen geschehen, ist sehr möglich, und es ist sehr zu wundern, daß die Herren Ausschüsse bei Allem solche Ordnung zu erhalten wußten, welche in dem Saale herrschte — dieß spricht ihrer Ausdauer das beste Lob. Hauptsächlich aber zollen wir innigen Dank den Unternehmern des Ganzen, den Herren Mnauczek und Slawik, so wie den übrigen Herren, und sind überzeugt, daß jeder, der den Ball besuchte, mit dem Wunsche, bald einen zweiten mitmachen zu können, nach Hause zurückkehrte."

Dieser Artikel veranlaßte einige Deutschböhmen, der Redaction

der Prager Zeitung einen Aufsatz, unter dem Titel: „Bemerkungen zu dem unter den Localnotizen der Prager Zeitung eingereihten Artikel: Der böhmische National-Ball," in Begleitung eines Schreibens, worin sie um Aufnahme des Aufsatzes in das nächste Blatt baten, mit dem Zusatz: „Sollte unsere billige Erwartung getäuscht werden, so müssen wir, wenn auch mit Widerstreben zur Veröffentlichung des ganzen Vorgangs andere Wege ergreifen."

Der betreffende Aufsatz wurde indessen von der Prager Zeitung nicht aufgenommen; er folgt hier dem Wesentlichen nach:

„Der böhmische National-Ball! Dieselbe Bezeichnung des Festes enthielten die Einladungskarten. Mit welchem Rechte trägt ein Gesellschaftsball, den einige Private arrangirten, diesen Namen? Wo ist die Vollmacht, die die böhmische Nation diesen Herren ausgestellt hat, in welcher sie dieselben zu ihren Vertretern ernannte? Endlich, wer sind diese Männer, welche sich selbst so kühn als Vertreter der böhmischen Nation erklären? Auf welchem hohen politischen oder literarischen Standpunkt stehen sie, welche Verdienste um das gesammte Vaterland schmücken ihre Namen und geben ihnen gleichsam den Geleitsbrief, für alle ihre Landsleute einzutreten? Wir hätten diesen Fragen noch viele beizufügen, z. B. warum wird in dem besprochenen Aufsatze das zu gewärtigende czechische Theater, ein Nationaltheater genannt, während das ständische diesen Namen nicht trägt und jenes doch nur ein Privatunternehmen auf Actien sein wird? warum lesen wir in der „Bohemia" und in „Ost und West", die als deutsche Blätter, doch wahrscheinlich für den deutsch sprechenden und deutsch gebildeten Theil der böhmischen Nation bestimmt sind, statt deutscher Original-Aufsätze beinahe durchaus elende Uebersetzungen, und zwar größtentheils aus slawischer Sprache? warum wird in diesen Blättern jedes czechische Dilettanten-Theater und jede sogenannte Beseda (d. h.: Reunion, gesellschaftliche Unterhaltung) die auf dem Lande vorkommt, als nationale Lebensäußerung begrüßt und ausposaunt, der Gedanke an die Gründung einer czechischen Gewerbschule, schon als nationale Gesinnung verkündigt (Nr. 4 von Ost und West des Jahres 1846)? während man uns die vielerlei Nachrichten aus deutschen Gegenden unseres Vaterlandes über Theater, großartige Musikfeste, und über jeden sonstigen Fortschritt (z. B. die Errichtung einer Gewerb-

schule in Reichenberg) eben nur als Nachrichten vom Lande mittheilt?

„Die Antwort auf alle diese Fragen ist einfach, aber deswegen nicht minder von Belang. Dank sei es den vielen gelehrten und ungelehrten Dissertationen über den Begriff des Wortes Nationalität, die man uns seit einem Jahrzehend in den Kopf und in das Gemüth hineingetrommelt hat, dies schöne einfache Wort ist ein Unding geworden, unter dessen breitem Schatten jede Leidenschaft und jede Eitelkeit ihr Plätzchen findet, und vor der Sonne des lebendigen Fortschrittes geschützt, den Keim der Zwietracht und der Spaltung säet. Ein großer Theil Derjenigen, deren Muttersprache die czechische ist, oder die aus andern Gründen sich der Beförderung dieser Sprache annehmen, blickt stolz und feindlich über den neben ihnen stehenden deutsch sprechenden und deutsch gebildeten Landesbruder, der Freud und Leid, Gesetz und Regierung mit ihnen gemeinschaftlich genießt, hinweg nach jenen Millionen, die geographisch und politisch von ihnen getrennt, eine der czechischen stammverwandte Sprache reden. Dieser Theil, diese Partei will sich als Nation hinstellen, tritt als Nation in der Nation auf; sie macht das Hirngespinnst derjenigen Nationalität, welche sie mit den Polen, Illyriern, Serben u. s. w. zusammenschließt, die sprachliche geltend, und sieht von den praktischen Anforderungen der politischen Nationalität ab, welche sie den im Lande wohnenden Deutschböhmen eint; sie macht die Taschenspielerei, die politische Nationalität der böhmischen Nation verschwinden und an deren Stelle die der czechischen Sprachen-Nationalität erscheinen zu lassen, und sie zielt offenbar dahin, die Deutschböhmen als Fremde in dem Lande hinzustellen, welches sie seit Jahrhunderten, gleich ihren czechischen Brüdern, geliebt, und eben so mit ihrem Blut vertheidigt, als mit ihrem Fleiß und ihrer Intelligenz geschmückt und gehoben haben. Ohne Kampf werden wir wahrlich nicht weichen, doch schließen wir mit der Zuversicht auf ein friedliches Verständniß, dessen Gewähr uns der gesunde edle Sinn unserer czechischen Landesbrüder ist, den wir von dem Treiben einiger Ueberspannten und Irregeleiteten wohl zu unterscheiden wissen."

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Der Gesandte von Marocco und seine drei Millionen. — Pariser Eitelkeit und arabischer Geschmack. — Wie die Franzosen Abdel Kader fangen. — Der Faschingsochse als literarischer Held; Eugen Sue's Popularität unter den Fleischern. — Fastenconcerte. — Die Geldaristokratie unter den „Künstlern."

Der Gesandte von Marocco ist endlich mit seinem Gefolge abgereist und die Pariser haben noch vor Ende des Carnevals diese Maskerade eingebüßt. Man sagt, der Repräsentant Sr. Majestät des maroccanischen Kaisers, habe in den wenigen Wochen, die er in Frankreich zugebracht, drei bis vier Millionen Franken ausgegeben. Dieser Ben-Achache war jedenfalls splendider, als der Gesandte einer deutschen Großmacht, der uns dieser Tage nach Jahre langem Aufenthalte verlassen und der in zwanzig Jahren nicht verausgabte, was der Maroccaner in zehn Wochen. Als der Sultan von Marocco dem Sultan von Frankreich einen Botschafter senden wollte, ließ er seinen Granden kommen und sagte: ich habe dich erwählt, zieh' hin. Ein großer Herr aus unserer civilisirten Welt hätte bei solcher Gelegenheit sich eifrig nach der Summe seiner Appointements erkundigt, und mancher deutsche Gesandte hätte im Stillen berechnet, wie viel von seinem Gehalte und seinen Tafelgeldern sich jährlich einbringen lasse; der große Herr aus der Barbarei verpfändete jedoch die Hälfte seiner Besitzung, steckte einige Millionen in seinen Beutel und reiste ab. Seit dem Tage, an welchem er den französischen Boden berührte, floß das Geld aus seinen Händen. Man erzählt viele hübsche Anekdoten von dem maroccanischen Häuptling, die Hälfte ist natürlich erfunden, aber es bleibt noch eine hübsche Hälfte übrig. So z. B. zeigte er sich gegen die verführerischsten Damen mit der schlanksten Taille und den delicatesten Füßchen, kalt und gemessen; aber als er an der königlichen Tafel zum Erstenmale die riesige Gräfin Duchatel, die Gattin des Ministers, mit ihren mehr als plastischen Formen erblickte, starrte er sie so unzweideutig an, daß die Gräfin die Augen niederschlagen mußte und Alles rings-

umher in Verlegenheit gerieth. Ben-Achache aber wendete sich zu dem Dolmetscher und sagte ihm lächelnd ins Ohr: Die muß viel gekostet haben! Was die Pariser nicht wenig verdroß, das war der Gleichmuth und der ruhige, stolze, man möchte sagen, verächtliche Blick, mit dem die Araber alle die Herrlichkeiten der Oper, der Maskenbälle etc. aus ihrer Loge ansahen. Das ist die süße Eitelkeit der Pariser, die da glauben, man könne keine alte Mauer ihrer Stadt sehen, ohne in Verzückungen zu gerathen. Diese Araber haben zu großartige Schauspiele gesehen, um sich für unsere zierlichen Spectakeleien zu begeistern; sie haben Löwen- und Tigerjagden gesehen, sie kennen den Atlas, die Wüste! Und hier sollten ihnen Polkas und Statistinnen imponiren. Ein einziges Schauspiel setzte sie in Enthusiasmus: eine Militär-Revue. Als sie die dreißigtausend Mann, die auf dem Marsfelde manövrirten, sahen, in geschlossenen Cavallerie-Escadronen, mit dem tönenden Artillerie-Park und den Musketenglänzenden Regimentern, da konnte man die Erregung dieser Numidier aus ihren flammenden Blicken errathen. Nun sind sie nach Hause gekehrt, aber wird nicht die Bewunderung vor dem Genie ihres Landsmanns Abdel-Kader jetzt erst wachsen, wenn sie bei ihrer Ankunft hören, daß er all dieser wunderbaren Kriegsmacht zum Trotze mit seinen Reitern von Neuem bis zehn Meilen von Algier vorgedrungen und mit seinem wilden, kleinen, aber begeisterten Häuflein hunderttausend wohldressirten, bewaffneten und studirten Franken die Unabhängigkeit seiner Heimat und seines Glaubens abtrotzt? Der Charivari brachte einmal eine Carricatur, welche einen französischen Soldaten vorstellte, der von einem Araber bei der Gurgel festgehalten wird und der seinem Korporal zuruft: „Hierher, Dumanet, ich habe einen Araber gefangen." „So bringe ihn her," schreit ihm der Korporal aus der Ferne zu. „Ich kann nicht, er will mich nicht auslassen," ruft der arme Soldat. Diese Carricatur ist eigentlich eine Charakterzeichnung für die ganze Stellung der Franzosen in Algier. Ich habe Abdel Kader geschlagen, ich habe Abdel Kader in die Flucht gejagt, ich habe Abdel Kader ausgerottet, ich habe Abdel Kader vernichtet, schreibt Marschall Bugeaud in jedem seiner tausend Berichte. So verhindern Sie doch, daß er unsere Colonie von neuem ausplündert und verheert, schreibt man ihm von hier. Ich kann nicht, er will uns nicht die Ruhe lassen, antwortet der Marschall. So viel ist gewiß, der Krieg in Algier, der von den Franzosen lange Zeit als ein Spielwerk betrachtet wurde, ist jetzt einer der ernstesten geworden. Die 30,000 Mann, die man dort gewissermaßen im Manöver üben wollte, sind bereits zu hunderttausend Mann angewachsen, aus dem kleinen Geschwür ist ein großer Krebs entstanden, und so geschickte Wundärzte die Franzosen auch sind hier werden sie kaum fertig, ohne ein Glied im Stiche zu lassen.

Gestern war der vorletzte Carnevalstag, Faschingsmontag, wie

man es in Wien heißt. Der Faschingsochse hat seinen Rückzug gemacht. J. J. Weber in Leipzig wird hoffentlich das Portrait dieses Helden mit gleicher Aehnlichkeit, wie die meisten Konterfeis in der Illustrirten den deutschen Lesern vorführen. Ist doch dieser Faschingsochse ein wirklicher literarischer Held. Sein Eigenthümer und Erzieher, der Fleischermeister Roland, hat ihm den Namen Dagobert (aus Sue's ewigem Juden) gegeben. Sie sehen, wie populär die neuromantische Literatur ist; eine Literatur, in der so viel gemordet und geschunden wird, muß natürlich unter den Schlächtern besonders volksthümlich sein.

Nun kommen die Fastentage mit ihren fürchterlichen Concert-Milchsuppen; eine ganze Reihe deutscher Virtuosen ist schon seit Wochen bei Moritz Schlesinger unter Schloß und Riegel eingesperrt; sie hämmern und geigen und flöten, daß es ein Jammer ist. Am jammervollsten aber erscheint mir der Umstand, daß jetzt auch im Bereiche der Kunst der Reichthum den Ausschlag giebt; ein armer Teufel von Musiker, der ohne Mittel hierher kommt, darf Paganini und Lißt in Einer Person sein, und es wird ihm nicht gelingen, sich auch nur in der angrenzenden Straße bekannt zu machen, aber ein Clavierhacker, Geigenkratzer, der eine Brieftasche voll Creditbriefe auf Lafitte und Rothschild hat, kann sicher sein, daß, ehe zwei Monate vergehen, alle Pariser Journale und in ihrem Schweife alle europäischen von ihm sprechen. Da ist z. B. ein Herr Goldschmidt aus Prag, ein recht tüchtiger Clavierspieler, aber nicht tüchtiger, als zwanzig andere, die man in Erard's oder Herz's Salon Claviere probiren hört. Warum sprechen sämmtliche Journale bereits von Herrn Goldschmidt und nicht ebenso von jenen zwanzig andern? Weil Herr Goldschmidt der Sohn eines Millionärs ist, weil Herr Goldschmidt ein Gratisconcert veranstalten und den literarischen und musikalischen Sommitäten die Honneurs machen kann. Ich will keinen Stein auf diesen Virtuosen werfen: er braucht eben nur die Mittel, die zum Zwecke führen, aber diese Mittel sind ein Privilegium des Reichen, von dem Andere mit gleichem Genie, mit gleichen Studien, ausgeschlossen sind. Auch das Reich der Kunst hat aufgehört, eine Republik zu sein; auch die Kunst hat ihre Proletarier, deren ganzes Verbrechen es ist, nicht in batistenen Windeln auf die Welt gekommen zu sein.

II.
Aus Wien.

Die galicischen Unruhen. — Eröffnung der Briefe. — Entweichung polnischer Artillerieschüler. — Versicherungsgesellschaften. — Eishandel. — Nachrichten über Dichter. — Stärkung des militairischen Bewußtseins. — Die Stephansspitze. — Bälle, slawisch und serbisch.

Die traurigen Vorgänge in Galicien, sowie die des Freistaates Krakau sind Ihnen aus den Zeitungen bekannt. Sie erregen ein wehmüthiges Ge-

fühl über die unbegreiflichen Illusionen, welche die polnischen Jünglinge, ja selbst erfahrne Männer zu solch gewagter Unternehmung in einer Zeit hinreißen konnten, wo gar Nichts ihnen die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs verbürgen möchte. Allein sie enthalten auch noch eine heilsame Lehre für die Aristokratie aller Länder, die sich aus dem Verhalten der Bauern die Erfahrungsregel ableiten kann, daß die Zeit ihrer Macht und ihres Einflusses auf das Geschick der Völker vorüber sei und die Monarchie jetzt mit den unteren Klassen direct unterhandeln muß. Selbst die Bauern in Galicien haben endlich begriffen, daß die Adelspartei nicht der beglückende Genius des Landes ist und daß ihr ganzes Bestreben zu allen Zeiten nur dahin gerichtet war, das Volk auszusaugen und die Staatsgewalt einzuschüchtern. Nur wenige Regierungen sind noch so schwach oder blödsichtig, um das adelige Parteispiel nicht zu durchschauen und es nicht lieber vorzuziehen, mit der demokratischen Menge in freundschaftliche Berührung zu treten, denn das Volk ist leicht zu gewinnen und ist von jeher dankbarer gewesen als die stolze Aristokratie. Auch das Volk wird immer besser fahren, wenn es sich der Regierung anschließt und sich nicht von dem selbstsüchtigen Adel leiten und narren läßt, indem Niemand weniger geneigt ist, ererbte oder angemaßte Rechte und Privilegien, auch wenn es offenbare Mißbräuche sind, aufzuopfern, als eben dieser Adel, dessen verderblicher Einfluß eigentlich erst die conservative Regierungspolitik erzeugt hat. Ohne Adel gäbe es gar keine conservative Regierungen in dem Sinn; wie wir sie heut zu Tage kennen.

Viele hier anwesende Polen klagen über das Erbrechen ihrer Briefe aus der Heimat, indem ihnen dieselben seit mehreren Wochen häufig geöffnet und mit der Aufschrift: Von Amts-wegen, eingehändigt werden. Das ist aber das Schlimmste noch nicht, sondern viele Briefe werden ganz und gar zurückgehalten, was um so willkührlicher erscheint, da es ganz unschuldige Privatschreiben sind, die kaum etwas anderes, als Familiennachrichten enthalten, und sollte etwas sich in der That Anstößiges darin finden, dessen Verbreitung unter den gegenwärtigen Umständen zu verhindern rathsam wäre, so läge es in der Billigkeit und Pflicht, den unverfänglichen Inhalt dem Adressaten mit Ausscheidung des Anstößigen abgeschrieben zuzustellen, da im entgegengesetzten Fall allzuleicht die unangenehmsten Verwicklungen und individuelles Mißgeschick entstehen können. Uebrigens will man bemerkt haben, daß blos jene Briefe erbrochen wurden, die einen polnischen Namen trugen, indeß solche, die an einen deutschen Empfänger gerichtet sind, unangefochten bleiben. Zur Zeit des lärmmachenden Dissidententhums wurde eine ähnliche Beaufsichtigung gegen alle Briefe ausgeübt, welche aus demjenigen Theile Deutschlands kamen, in dem sich deutschkatholische Gemeinden gebildet haben. Man konnte

an der verspäteten Ausgabe vieler Briefe und selbst aus dem Zustand des Siegels damals ziemlich deutlich die Procedur des cabinet noir wahrnehmen.

Das Entweichen von sechs Individuen des Bombardiercorps, das die Pflanzschule für die Offiziere der gesammten österreichischen Artillerie ist, macht große Sensation, denn da dieselben durchweg Polen von Geburt sind, so kann über die Absicht ihrer Desertion kein Zweifel obwalten, und ebenso über den Weg, den sie eingeschlagen haben dürften. Es sind lauter junge Männer von 19 bis 30 Jahren, und einer von ihnen arbeitete sogar in einer höhern Kriegskanzlei. In gemeinschaftlicher Verabredung wählten sie eine und dieselbe Nacht zur Ausführung ihres Entweichungsplanes und der Vorsprung, den sie mit Benützung der Eisenbahn bis zum anderen Morgen hatten, war hinreichend, um sie für den Augenblick vor Verfolgung zu schützen.

Die wiederholten Ueberschwemmungen in verschiedenen Provinzen der Monarchie und der nie verstummende Hilfsruf in den Zeitungen, welche bald blos zu Zahlenlisten herabsinken werden, haben die Azienda Assecuratrice in Triest bewogen, eine besondere Abtheilung für Versicherung gegen Wasserschaden zu eröffnen, nachdem sie bereits gegen Hagel- und Viehseuchen, sowie gegen Feuer und Transportgefahren Versicherungspolizen ertheilt. Ihr 23jähriges Bestehen verleiht ihr das öffentliche Zutrauen, das für derlei Unternehmungen der eigentlichste Lebensnerv ist, und auch die Art und Weise, wie sie in der angeregten Sache zu Werk gegangen, muß ihr den Beifall der Verständigen erwerben, indem sie sich sehr vorsichtig benimmt und durch keinen prahlerischen Prospectus zu blenden sucht. Sie gesteht, daß ihr die Wahrscheinlichkeitsberechnung in Folge gänzlicher Erfahrungslosigkeit auf diesem Felde mangelt, die ihr die nöthigen Anhaltspunkte darbieten könnte, und basirt das Geschäft auf das System der Wechselseitigkeit, doch mit der Modification, daß der Schadenersatz nicht am Ende des Jahresabschlusses auf alle Mitglieder vertheilt wird, sondern die Einlagsquote blos von den Beschädigten erhoben und unter denselben wieder vertheilt werden soll.. — Die wechselseitige Brandversicherungsgesellschaft hatte nach ihrem officiellen Ausweis im abgelaufenen Jahre 229 Feuersbrünste zu vergüten, wobei 1966 Gebäude ein Raub der Flammen wurden und die Summe von 202,928 fl. CM. ausbezahlt werden mußte. Zur Deckung dieser Ausgaben wird von den Mitgliedern von je 100 Gulden die Versicherungsquote von 21 kr. CM. eingefordert. Die Wirksamkeit des Vereins würde sich noch weit umfangreicher gestalten, wenn seiner Ausdehnung nicht die schlechte Bauart so vieler Ortschaften im Wege stünde, so zwar daß sie sich genöthigt gesehen, ganze Provinzen, wie Ungarn, Galicien u. s. w. auszuschließen, weil eine Beiziehung derselben eine schreiende

Ungerechtigkeit gegen die Mitglieder in den deutschen Erbländern sein würde, ja eine förmliche Besteuerung der feuerfest gebauten Häuser zu Gunsten der Strohhütten.

Die überaus schöne und milde Witterung, deren wir uns erfreuen, bringt alle Gewerbe zu deren Betrieb Eis erforderlich ist, in nicht geringe Verlegenheit, so daß die Gloggnitzer Eisenbahn seit einigen Tagen ganze Lastwagen voll Eisschollen aus den Gebirgsgegenden von der steiermärkischen Grenze hieher befördert, wo sie zu 6 Gulden der Centner verkauft werden. Diese Speculation muß sehr einträglich sein, denn ein hiesiger Spekulant hat bereits die Idee ergriffen in Linz Schiffe mit Eis aus dem Salzkammergute zu befrachten und die Donau herab nach der Hauptstadt zu schaffen, da die Witterung die Befahrung des Stromes, auf dem auch die Dampfschiffe bereits wieder gehen, gestattet.

Grillparzer, welcher schon mehrere Male bei der Besetzung der Custosstelle an der k. k. Hofbibliothek übergangen und erst unlängst wieder dem Dichter Halm, welcher weit weniger Dienstjahre zählt und bedeutend jünger ist, nachgesetzt ward, soll jetzt durch Rangserhöhung und eine Personalzulage entschädigt werden. Gegenwärtig bezieht Grillparzer als Director des k. k. Hofkammer-Archivs 2100 Gulden Gehalt.

Der Bruder des berühmten Heinrich Heine, Gustav Heine, der österreichischer Dragoneroffizier ist, hat ein Lustspiel vollendet: „Die Kadetten" das im Theater an der Wien in die Scene gehen soll und arbeitet an einem andern Drama, welches „Deutsche Liebe" heißt und eben so ausgezeichnet in der Anlage als in der Durchführung ist. — Der Volksdichter F. Kaiser, der seit Nestroys Verstummen der vorzüglichste Repräsentant der hiesigen Volksmuse sein dürfte, liegt auf den Tod darnieder und wird schwerlich aufkommen. Der Verfasser des Spartacus, Herr Weber, ist wieder hieher gekommen, um die Darstellung seines neuen Dramas: „Die Wahabiten" zu betreiben. Willkomm hat auf seiner Rückkehr aus Italien hier eingesprochen. Andersen wird erwartet.

Statt gegen den allerdings gesetzlichen Mißbrauch des Schießens auf öffentlicher Straße von Seite der Schildwachen die geeigneten Anwendungen zu erlassen und namentlich höheren Orts dahin zu wirken, daß das gegen Vernunft und Moral streitende, lediglich zu Gunsten des militairischen Kastengeistes dienliche Rauchverbot sofort beseitigt werde, hat der commandirende General einen weiteren Befehl an die hiesige Garnison ertheilt, der gleichfalls geeignet ist die Mißstimmung des Publicums zu steigern und die Eitelkeit und Anmaßung des Militairs zu erhöhen. Es darf in Zukunft kein Soldat an öffentlichen Vergnügungsorten, selbst wenn es von der Ordnung gefordert wird, sein Seitengewehr ablegen, so daß also auf

Bällen u. dgl. mitten in einer festlichen Gesellschaft Bewaffnete herumsteigen und mit dem Säbel an der Seite tanzen müssen. Ist es schon ganz zwecklos und ein Mißgriff gegen die Ordnung überhaupt, daß der Soldat außer dem Dienst Waffen trägt, indem dadurch dem rohen oder berauschten Militair die Gelegenheit zu Mißhandlungen gegen das unbewaffnete Civile gleichsam aufgedrungen wird, ohne daß irgend ein Grund für die Nothwendigkeit des Waffentragens vorhanden wäre, wie dies auch z. B. in England erkannt wird, wo der Soldat außer dem Dienste kein Seitengewehr tragen darf, so ist es vollends unbegreiflich, was ein bewaffneter Tänzer bedeuten soll. Man will diese Anordnung freilich dadurch rechtfertigen, daß die Erhaltung des militairischen Ehrgefühls selbe erheische, indem die stete Wehrhaftigkeit dem Soldaten ein erhöhtes Bewußtsein und das Gefühl der Ueberlegenheit einflößt und dieses durch die periodische Waffenlosigkeit geschwächt wird, doch beweist das angeführte Beispiel des englischen Soldaten zur Genüge, wie unstichhaltig dieser Grund sei; die englischen Truppen, denen Niemand Tapferkeit und das Zeugniß erprobter Kriegstüchtigkeit absprechen wird, haben in allen fünf Welttheilen einen ruhmvollen Schauplatz für ihre Thatenlust und sind nicht genöthigt ihr Selbstbewußtsein durch derlei polizeiwidrige Privilegien zu stählen; während sie für das Wohl und den Ruhm der Nation in Indien oder Persien kämpfen, bleibt ihnen keine Zeit übrig, um in Regentstreet oder Hydepark harmlose Cigarrenschmaucher niederzustrecken.

Der Aufbau der Thurmspitze an der Stephanskirche mittelst eines eisernen Gerippes, das kaum so lange aushielt, als Zeit zur Austheilung von Orden, Beförderungen und Verdienstmedaillen an die geschickten Bauleiter erforderlich war, kann als ein würdiges Seitenstück zu der römischen Architektur der neuen Brücke am Schottenthore gelten, denn wie diese, scheint er blos unternommen worden zu sein, um den Herren Baukünstlern eine bleibende Beschäftigung zu geben. Seitdem das Gerüst weggenommen worden, hat es sich gezeigt, wie unpraktisch die unerklärliche, von Hofbaurath Sprenger in Vorschlag gebrachte Verbindung des Eisens mit dem ohnehin schon mürben Gestein ist, denn da sich Metalle durch die Hitze ausdehnen und durch Kälte sich zusammenziehen, so muß nothwendig in dem Steinwerk, wo das Eisengerippe aufliegt und eingefügt ist, eine fortwährende Rüttlung entstehen, so daß sich der Stein verbröckelt und herabfällt, die feste und sichere Verbindung des eisernen Theils mit dem steinernen Bau aber aufgehoben wird. Gleichwohl will man den begangenen Fehler nicht eingestehen und pfuscht lieber jahrelang an dem Thurm herum, der jetzt ganz und gar mit Brettern und Balken verhüllt ist, gleichsam als schäme er sich den Leuten seine Hinfälligkeit zu zeigen. Doch auch um einen schönen Genuß hat

uns und jeden Fremden das glänzende Kunstgenie des Herrn Sprenger gebracht, da gegenwärtig Niemand den Thurm besteigen darf, von dessen Zinne man die herrlichste Aussicht genoß. Das Verbot hat da es bei dem früheren Bau der Thurmspitze nicht bestand, die Sage erzeugt, daß man den Ursprung dieses Verbots dem Hofbaurath Sprenger zu verdanken hätte, daß er nämlich aus Furcht sein morsches Bauwerk den Augen Sachverständiger und Beurtheilungsfähiger zu entziehen suchte.

Der Hof hat sich diesmal, trotz des Hinscheidens des Herzogs von Modena und der dadurch eingetretenen Hoftrauer, nicht in seinen Carnevalsfreuden stören lassen und es fanden mehrere Kammerbälle statt. Auch die Aristokratie hat sich wenig um den erwähnten Todesfall bekümmert und glänzende Festivitäten veranstaltet, worunter namentlich die des Fürsten Schwarzenberg und des Fürsten Trautmansdorf als prachtvoll und heiter geschildert werden. Unter den sonstigen Bällen müssen wir besonders des slawischen Balles gedenken und desjenigen, welchen alljährlich die Serben veranstalten. Auf beiden wurde blos slawisch gesprochen und man hörte da alle slawischen Mundarten reden, auch hübsche Nationaltänze kamen zum Vorschein, die man sonst nirgend sieht und unter denselben verdient der Kolo ganz vorzüglich Erwähnung wegen der Grazie seiner Touren. Fürst Milosch mit seinem Sohne, Fürst Ghika, Graf Kolowrat, Fürst Schwarzenberg und viele andere Cavaliere besuchten die erwähnten Nationalbälle.

III.

Aus Berlin.

Der unberechtigte Standpunkt. — Die Landtagsabschiede und die öffentliche Meinung. — Die vortheilhafte Stellung der „guten" Presse. — Die vier Monatschriften. — Solidarität der Meinungen. — Frage und Antwort. — Der Bankstreit. — Janus. — Herr Hermes. — Societas leonina. — Die Sünde wider den heiligen Geist.

Ich fahre in meiner Rückschau fort. — Die Charakteristik, welche ich neulich von den verschiedenen Organen der preußischen „guten" Presse, wie sie sie nennen, zu geben versuchte, erfordert, damit sie nicht der Mißdeutung ausgesetzt sei, vielleicht noch eine Bemerkung, obgleich sich das, was ich bemerken will, im Grunde ganz von selbst versteht. Nämlich, daß meine Charakteristik sich nur auf die Haltung jener verschiedenen Organe im Ganzen genommen bezieht, und nicht so gemeint ist, als ob nicht mitunter in dem einen derselben auch Aufsätze vorkämen, welche mehr dem Charakter des andern entsprechen. So hat z. B. der Rheinische Beobachter hin und wieder Aufsätze gebracht, welche in dem Geiste, den ich vorzugsweise der „Zeitung für Preußen" beimaß, abgefaßt sind; noch ganz kürzlich einen sehr gut gedachten und geschriebenen Artikel in Betreff zweier Abhandlungen der Cölnischen Zeitung über die Landtagsabschiede. In diesem Artikel

zeigt er, daß die Verfasser der erwähnten Abhandlungen einen den Landtagsabschieden gegenüber unberechtigten Standpunkt einnehmen, indem sie von den Vorstellungen des Repräsentativsystems, anstatt von denen der absoluten Monarchie ausgehen. Nichts ist wahrer. In dem Landtagsabschiede für die Rheinprovinz hieß es in Bezug auf die Juden: es sei des Königs Absicht nicht, eine „völlige Gleichstellung" derselben mit den christlichen Unterthanen eintreten zu lassen, und er halte sich auch überzeugt, daß der so weit gehende Antrag der Stände bei der Mehrzahl der christlichen Unterthanen keine Unterstützung finden würde. Aehnliche Berufungen auf die öffentliche Meinung kommen auch sonst noch in den Landtagsabschieden vor. Da fragt denn die Cölnische Zeitung: woher die Regierung die öffentliche Meinung, insofern diese von der ausgesprochenen Ansicht der Stände abweiche, erkennen wollte, da nur die Stände als das gesetzmäßige Organ des Landes anerkant und auch in dem Landtagsabschiede selbst anderwärts als die „Stimme der Provinzen" bezeichnet sind. Nach der constitutionellen Idee giebt es nun allerdings, um irgend etwas im Staate zu vernehmen oder zu wirken, keine Mittel und Wege, außer denen, welche die Verfassung als Organe des Staatslebens hingestellt hat; aber daß dem in der wirklichen Welt so sei, wird Niemand behaupten wollen. Wir Alle, die wir den Gang der Ereignisse beobachten, trauen uns mehr oder minder einen Blick für das, was die Gemüther im Allgemeinen bewegt, ein Urtheil über das, was nur vorübergehende Regung und was dauernde Stimmung sei, und wir trauen uns ein solches Urtheil oft auch im Widerspruch mit Ständen, Kammern und Presse zu; wir kritisiren alle diese Organe gelegentlich, und glauben die Sache besser einzusehen, als sie, und besser zu wissen, was das Volk denkt und will, — nun, und die Regierung eines absoluten Staates sollte das nicht, oder sollte es nicht können oder nicht dürfen? Constitutioneller Weise d a r f man nicht, wie sehr man auch könne und wie gern man möchte; aber Preußen ist nun eben nicht nach der constitutionellen Idee verfaßt. Wenn die „gute" Presse auf diese Weise den Kampf führt, so führt sie ihn nicht nur gründlich, sondern, was mehr ist, sie ist in großem V o r t h e i l gegen die „schlechte" Presse, denn sie macht dadurch die Waffen zu ihren Gunsten ungleich. Ihr Vortheil besteht darin, daß sie ehrlich sein kann, weil sie es darf, während ihre Gegnerin, um wirksam zu kämpfen, auf listige Angriffe beschränkt ist. Der Kampf ist, wie ich schon im vorigen Briefe sagte, in Wahrheit ein Prinzipienkampf; die „gute" Presse kann ihn nun seiner Natur gemäß führen und ihr Prinzip vertheidigen, während es der Gegnerin verwehrt ist, für das ihrige offen in die Schranken zu treten, denn das Censurgesetz verbietet das; diese Gegnerin kann also für ihr Prinzip nur fechten, indem sie es nicht merken läßt, daß es ein dem herrschenden Prinzip feindseliges ist; indem die „gute" Presse

diese List des Feindes aufdeckt, giebt sie sich die imposanteste Stellung, welche sie einnehmen kann, und macht sich in der That unangreifbar.

Weil ich von der List rede, zu deren Anwendung die dem Prinzip nach oppositionelle Presse nothwendig verurtheilt ist, so will ich hier gleich der vier Monatsschriften gedenken, die zusammen eine Wochenschrift bilden sollten, und von denen ich schon in einem früheren Briefe gesprochen habe. Die Hindernisse, die ich schon damals voraussah, sind alsbald eingetreten. Von derjenigen Zeitschrift, welche unter Nauwercks Redaction zu erscheinen anfing, stieß gleich das erste Heft auf beträchtliche Censurhindernisse und die vom Censor demselben entzogenen Aufsätze fanden auch vor dem Obercensurgerichte, welches den das Ganze durchwehenden Geist prinzipieller Auflehnung würdigte, keine Gnade. Nun aber hat, wie es scheint, die Censur das ganze Unternehmen ins Stocken gebracht, und zwar dem Vernehmen nach deshalb, weil erst zu ermitteln wäre, ob nicht der voraussetzliche Zusammenhang der vier verschiedenen Zeitschriften unter einander, wegen der darin liegenden Umgehung des Gesetzes, deren Erscheinen unzulässig mache. Wenn sich Alles so verhält, wie hier angegeben, so läßt sich vermuthen, daß die Herausgeber sich auf den Buchstaben des Gesetzes berufen werden, eben so sehr aber, daß sich die Regierung an den Geist desselben halten werde. Die vier Zeitschriften werden untergehen; indessen — es war doch immer wieder ein Versuch; ein Versuch, auf dessen Gelingen die Unternehmer selber wohl nicht recht zählen durften. Es geht der nach Befreiung ringenden Presse, wie diesen armen Polen, deren Schicksal jetzt wieder alle Gemüther, auch hier in der Stadt, aufs tiefste erschüttert; möge für das Scheitern des Befreiungsversuchs die Wahrscheinlichkeit auch noch so überwiegend sein, der Gefangene unterläßt es dennoch nicht, den gefährlichen Versuch zu wagen.

Was für Geständnisse von der liberalen Seite her! wird der Rheinische Beobachter sagen. Ueber einen meiner früheren Aufsätze, in welchem ich daran erinnerte, daß der unabhängige Forscher und Wahrheitsfreund noch immer und überall verfolgt worden, und daß eine wirklich freie (ich meine hiermit gar nicht eine ungezogene, sondern nur eine von dem rücksichtslosen Ernst der Forschung zeugende) freie Presse zu den utopischen Träumen zu zählen sei, und worin ich, mit Resignation für unsere bestimmten Verhältnisse eine sogenannte Preßfreiheit, ohne hinzutretende, oder vielmehr vorausgehende Umgestaltung des Gerichtswesens für nichts weniger als wünschenswerth erklärte, über diesen Aufsatz schlug der Rheinische Beobachter eine helle Lache auf. „Also die Herren," rief er, „wollen keine Preßfreiheit?" Die Herren? Wer sind denn „die Herren!" Ich — ich sage nur m e i n e Meinung, und kann nur für diese einstehen; ebenso sind die Andern, welche der Rheinische Beobachter vielleicht mit mir zu einer

und derselben Partei rechnet, nicht solidarisch verhaftet für das, was ich sage. Hierbei erinnere ich mich einer Aeußerung von Biedermann in seinem „Herold.“ Biedermann klagt nämlich darüber, daß es in der liberalen Presse bei uns gar kein Zusammenhalten der Partei gebe. Das ist aber eine seltsame Zumuthung. Wenn wir in der Praxis politische Parteien hätten und haben könnten, so wäre die Forderung gerechtfertigt, daß der Einzelne seine Privatmeinung zum Opfer bringe, um den Beschluß der Partei, der er angehört, zu vertreten; in der Presse aber müssen die Meinungen auf einander platzen. Da kann nur die Aufgabe sein, die Sachen möglichst ins Klare zu bringen; unsere Journale werden nicht von Parteien unterhalten und können nicht Parteiorgane sein. Die Organe der „guten“ Presse mögen zum Theil diesen Charakter haben, nämlich dann, wenn sie „subventionirt“ sind, aber die Organe der liberalen Presse stehen bei uns isolirt, sind insgesammt nur — buchhändlerische Unternehmungen, seit die weiland Rheinische Zeitung todt ist. Um nun zu jener Frage des Rheinischen Beobachters zurückzukehren, ob ich „also keine Preßfreiheit“ wolle, so antworte ich: nein, im gegenwärtigen Augenblicke finde ich die Aufhebung der Censur — nicht etwa, nicht wünschenswerth, bei Leibe! aber unmöglich, den Gesammtzuständen nach, und ich würde die Einführung eines allgemeinen deutschen Preßgesetzes, so lange diese Zustände in derselben Weise fortdauern, für eine Gefährdung derjenigen Freiheit, der wir für die Presse jetzt genießen, halten. Denn so gebunden die Presse formell ist, sonderlich die Tagespresse, so ist doch nicht zu läugnen, daß, materiell genommen, die deutsche Presse die freieste von allen ist; bei uns sind in den letztern Jahren Werke erschienen und werden offen und unverboten in Deutschland verkauft, deren Erscheinung in den Ländern größerer formeller Freiheit geradezu unmöglich gewesen wäre. Dies würde nun aufhören, wenn wir ein Preßgesetz hätten, welches die Existenz solcher Werke richterlicher Entscheidung unterwürfe; was die Verwaltung zu confisciren und zu vernichten gerechtes Bedenken trägt, das würde der starre Rechtsspruch rücksichtslos zu Boden treten, und die Verwaltung würde den Rechtsspruch unbedenklich vollführen, ohne deswegen ein Odium irgend einer Art fürchten zu dürfen. Preußen ist, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, schon unfreier als z. B. Sachsen, weil in Preußen mit dem Obercensurgerichte etwas dem geschilderten Rechtszustande Analoges bereits eingerichtet ist. Ich wiederhole, was ich hier sage, gilt — unter den bestehenden Verhältnissen; unter andern Verhältnissen würde meine Antwort anders ausfallen: es wäre thöricht über irgend eine Angelegenheit der Wirklichkeit nach allgemeinen Theorien zu entscheiden. — Ich komme nicht los, wie Sie sehen, von der Presse. Das ist auch einer von den Punkten, welche der Rheinische Beobachter der liberalen Presse zum Vorwurf gemacht hat: sie

beschäftige sich nur immer mit sich, anstatt mit Gegenständen allgemeiner Wohlfahrt. Dieser Vorwurf ist ungerecht, und zwar in doppeltem Sinne, unrichtig und ungerechtfertigt; selbst wenn er träfe, dürfte er nicht erhoben werden, denn der Kampf um die eigene Existenz kann natürlich nie aufgegeben werden.

Daß übrigens auch der erwähnte Biedermannsche Vorwurf von Mangel an Zusammenhalt unter den Organen der liberalen Presse nicht trifft, hat diese Presse in der Bankfrage bewiesen. Die Bankfrage hat hier in Berlin eine Aufregung hervorgebracht, wie seit Langem keine andere Frage. Und seit nun G. Julius dort aus Ihrem Leipzig ein Paar Geschosse in hiesige Zeitungen herübergesandt hat, ist die gesammte preußische liberale Presse und ein Theil der übrigen deutschen mit dazu, in Berliner Correspondenzen, wie Ein Mann gegen ihn aufgestanden.*) Ein Bekannter von mir, der bei der Redaction eines hiesigen Blattes thätig ist und sich ein Vergnügen daraus macht, Zeitungscuriosa zu sammeln, hat auch die Juliusartikel der letzten Wochen zusammengelegt; ich habe diese durchlaufen, und fürwahr, man kann sich nichts Komischeres denken, als die Luftstreiche, welche alle diese Correspondenten in blinder Wuth führen, ohne nur zu ahnen, wo eigentlich der Gegner steht, wie deutlich auch derselbe seine Ansicht, in Bezug auf die preußische Frage, in einem Artikel der Vossischen Zeitung ausgesprochen hat. Ich ersehe daraus, was eigentlich in Frage steht. Wenige einzelne Stimmen haben sich für eine ganz freie Concurrenz im Zettelbankwesen erhoben; Julius meint, daß die von diesen verlangte Bankfreiheit sich da, wo sie in Ländern von gemischtem Geldumlaufe bestand, unhaltbar erwiesen habe, so insbesondere in England, wo Sir Robert Peel deswegen die Bankreform von 1844 in Vorschlag brachte und durchsetzte. Ich lasse die Richtigkeit dieser Meinung dahingestellt, aber so viel ist ganz gewiß, daß die preußische Regierung das Prinzip solcher freien Bankconcurrenz nicht annehmen kann und wird. Es ist demnach nur noch fraglich, ob eine Privatgesellschaft zur Errichtung einer Landeszettelbank privilegirt werden, oder ob die Regierung das bestehende königliche Bankinstitut in eine großartige Zettelbank umschaffen solle. Nun sollte man denken, nichts sei liberaler, als sich gegen ein Privilegium zu erklären, welches einige Speculanten erstreben um sich auf Kosten der Nation zu bereichern. Um etwas anderes handelt es sich wirklich nicht; denn die Erfahrung Englands — woher doch all unsre Finanz- und Bankweisheit stammt — zeigt (wie Julius in seiner Schrift „Bankwesen" nachgewiesen hat,) daß großartige Zettelbanken, das eigentliche Banquiergeschäft, welches von Privatpersonen betrieben wird, keineswegs überflüssig ma-

*) Soeben wird hier angekündigt: Der Spuk des Bankgespenstes Ein der liberalen Tagespresse gesetztes Denkmal. Von G. Julius. Anm. d. Red.

chen; so daß es bei dieser Bankfrage gar nicht darauf hinausläuft, ein der Privatindustrie gebührendes Geschäft in die Hände der Staatsregierung zu legen, oder auch nur demselben eine bedrohliche Concurrenz durch ein Staatsinstitut zu bereiten, sondern nur darauf, ein Staatsinstitut herzustellen, welches die Regelung des Geldumlaufs im Lande übernehmen kann. Und siehe da, fast die sämmtlichen liberalen Zeitungen treten für das Privilegium und gegen die Rücksicht auf das Gemeininteresse in die Schranken, und leihen ihre Spalten den Schreiern her, welche für ihren oder ihrer Gönner und Auftraggeber Geldbeutel Propaganda machen. Ei, der liberalen Weisheit! — Sehen Sie, das ist der wunde Fleck der liberalen Presse, nicht, daß es ihr an Parteizusammenhang fehlt, sondern daß es ihr im praktischen Falle an Unterscheidung fehlt. Und doch ist dieser Mangel an Unterscheidungsgabe nicht die schlimmste Blöße, welche die Redactionen in dem Streite, den ich hier bespreche, gegeben haben. Sie haben vielmehr kein Bedenken getragen, Artikel aufzunehmen, die von persönlichen Verdächtigungen und Schmähungen überfließen, und während sie die Juliusschen Aufsätze, welche keine Spur einer persönlichen Betheiligung an sich tragen, sondern rein auf die Sache selbst gerichtet sind, solcher Mißhandlung überliefern, geben sie sich gleichzeitig dazu her, einer Brochüre des Herrn Wöniger gegen den Herrn von Bülow-Cummerow, die sich durch vorausgegangenen Inseratenwechsel in den Berliner Zeitungen als Product der persönlichsten Gereiztheit deutlich angekündigt hat, Weihrauch zu streuen. Herr Wöniger hat darin ganz Recht, daß das Bülow-Cummerowsche Project nichts weiter als eine Privatspeculation vom exclusivsten Gepräge ist, und seine Brochüre liefert eine Bereicherung des zur öffentlichen Kunde gebrachten Materials über die betreffende Frage dadurch, daß er — beiläufig gesagt, unbefugter und indiscreter Weise — den der preußischen Regierung vom Herrn von Bülow-Cummerow vorgelegten Plan vollständig veröffentlicht; übrigens ist die Brochüre ohne Werth und ganz im Charakter der geschwätzigen Aufsätze, durch welche sich Herr Wöniger in der Vossischen Zeitung bekannt gemacht hat. Ueber den Stand der Angelegenheit selbst kann ich nichts zuverlässiges mittheilen; das Ergebniß der Berathung welche neulich im Ministerrathe stattgefunden, ist nicht bekannt geworden, und die Angelegenheit liegt nun Sr. Majestät noch zur Entscheidung vor. Huber's Janus hat in seinem letzten Hefte einen — wie die Redaction sagt — von einem praktischen Staatsmann verfaßten Aufsatz über die Bankfrage gebracht, welcher sehr lesenswerth ist und einen eigenthümlichen Weg andeutet. Der Verfasser schlägt eine Zollvereinsbank vor, welche in Preußen, „dem mächtigsten Staate des Zollvereins" bestehen und weder eine sogenannte Nationalbank noch ein Staatsinstitut, sondern ein aus beiden Elementen gemischtes sein müßte; „der

Staat dürfte zwar diese Anstalt nicht aus den Händen geben, er müßte aber das Publicum daran mit Actien betheiligen;" „es leuchte ein, setzt der Verfasser hinzu, daß eine solche Zollvereinsbank (die ein Zollvereinspapiergeld creiren würde) eine ungleich mächtigere Anstalt zum Besten der Industrie und des Handels sein wird, als eine preußische Bank."

Da ich vom Janus rede, so kann ich nicht umhin, auf einen andern Aufsatz dieser Wochenschrift über die auch in Ihrem Journal schon erwähnte Hermessche Schrift: „Blicke aus der Zeit in die Zeit" aufmerksam zu machen. Hr. Huber sagt darin, daß man „im Namen der conservativen Sache und Pre e" nicht dringend genug wünschen könne, es möchte Hermes, (der in seinem Handel wegen der Redaction der Preuß. Allg. Zeit. der Benachtheiligte und Gekränkte sei) „ein Ersatz, eine Genugthuung irgend einer Art nicht vorenthalten werden. wäre es auch nur dadurch, daß man es ihm gestattete und möglich machte, sich bald wieder einen Wirkungskreis, ein Organ der conservativen Presse zu schaffen. Daß dies geschehen werde... bezweifeln wir keinen Augenblick." — Es ist der conservativen Presse gewiß nicht zu verdenken, wenn sie sich immer mehr zu verstärken sucht; ob sie sich durch Vermehrung ihrer Organe eine der Rede werthe Erweiterung ihres Wirkungskreises werde schaffen können, ist freilich eine andere Frage: nach allen Aspecten muß man das bezweifeln. Der Beachtung werth scheint indessen die Zuversicht mit welcher der Herr Janus voraussagen zu können meint, was die preußische Regierung hinsichts des Herrn Hermes doch endlich thun werde. Ich finde darin wieder den schon mehrmals erwähnten Trieb der sogenannten conservativen Organe, sich ohne Umstände mit der Regierung zu identificiren; dieser Trieb ist begreiflich, da sie ihre Kräfte der Sache der Regierung widmen, aber der Anspruch auf eine Reciprocität, den sie daraus herleiten, ist zuverlässig ein sehr falscher und thörichter. Die Regierung kann diese conservativen Organe wohl theilweise unterstützen, deren Gedeihen wünschen und begünstigen, keineswegs aber ihrerseits ihre Sache mit der Sache dieses Zweigs der Presse identificiren; sie würde sich ja damit eine Ruthe aufbinden. Der Bund mit der Regierung, welchen die conservativen Schriftsteller erstreben oder auch theilweise eingehen mögen, ist der Natur der Sache nach eine societas leonina; wie kann man der Regierung zumuthen, daß sie sich mit Sachwaltern schleppe, die sie nicht brauchen zu können glaubt. Herr Hermes hat wenig Recht sich zu beklagen; einem Privatmann, einen Verleger gegenüber hätte er dieses Recht, einer Regierung gegenüber hat er es nicht: so wenig als irgend ein Aspirant auf einen Staatsdienst, den die Regierung, nachdem sie einen Versuch gemacht ihn heranzuziehen, wieder gehen läßt, weil ihr der Versuch misglückt scheint; höchstens könnte man ihm doch

nur einen Anspruch auf irgend eine Entschädigung für gehabten Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten zugestehen. Der Herr Janus verlangt aber für ihn — nun was denn? eine Zeitungsconcession? Ja, das ist ein ganz anderer Punkt. Und seltsamer Weise betrachtet ihn Janus gewissermaßen als eine geringe Schadloshaltung. Die Ertheilung einer solchen Concession ist aber doch, wie die Sachen liegen, ein Act des persönlichen Vertrauens. Der Standpunkt, das conservative Prinzip mag in dieser Hinsicht als Empfehlung gelten, aber es ist daran nicht genug. Herr Hermes hat in seinen „Blicken aus der Zeit in die Zeit" ein Vergehen auf sich geladen, das weit schlimmer ist, als selbst das Bekenntniß eines oppositionellen Princips, das auf diesem Felde recht eigentlich die Sünde wider den heiligen Geist ist. Alle Sünden kann eine Verwaltung vergeben, nur eine nicht, die Sünde der — Indiscretion.

IV.

Aus Pesth.

Ungarische Landstraßen. — Die Palatinsgallerie. — Berlioz. — Die Theaterfrage. — Propaganda in der Wallachei.

Die überraschend milde Witterung, deren wir uns hier erfreuen, hat bereits die günstige Folge gehabt, daß die Dampfschifffahrt am 12. Februar wieder in Gang gebracht werden konnte, ein Glück, das Niemand mehr als das Handelspublicum empfindet, welches bei uns den Stock der ganzen Bevölkerung bildet. Die Post aus Wien blieb in den paar Wochen, wo wir Schnee hatten, sechs volle Tage unterwegs, und der ganze Verkehr erlitt durch diese Stockung des Postenlaufs einen wesentlichen Abbruch. Allein auch der Reisende, den irgend eine dringende Veranlassung zwingt, in Mitte des Winters nach Pesth zu reisen, wird die Mangelhaftigkeit der ungarischen Communicationsmittel kosten müssen, indem die Reisegelegenheiten zu Land eben wegen der schlechten Beschaffenheit der Straßen und der erdrükkenden Concurrenz mittelst der Dampfschifffahrt im Sommer, höchst theuer sind, und dabei alle Unannehmlichkeiten einer improvisirten Irrfahrt nach sich ziehen. Wenn dies nun schon am grünen Holz geschieht, was läßt sich da vom dürren erwarten, und in der That sobald man die Poststraße von Oesterreich nach Pesth schlecht nennt, kann man die übrigen, aus den verschiedenen Theilen des Landes zusammenlaufenden Straßen, deren Knotenpunkt die Doppelstadt an der Donau ist, nicht anders als abscheulich finden. In den meisten Comitaten ist der Straßenbau so übel bestellt, daß ein nur halbwegs regelmäßiger Postenlauf ganz und gar unmöglich ist, und es ist nichts weniger als ein Puff, wenn wir behaupten, aus Paris und London in kürzerer Frist gleichzeitig aufgegebene Briefe empfangen zu haben,

als uns solche aus der Neograder und anderen Gespannschaften zugekommen sind. Man kann sich denken, wie hemmend dieser freilich halb unglaubliche, allein buchstäblich wahre Zustand der Dinge auch auf den Gang der Journalistik einwirken muß, da den Redactionen die Berichte aus den entlegeneren Comitaten nur spärlich und sehr unregelmäßig zufließen, was den Blättern eine synchronistische Darstellung der Landesverhältnisse ganz unmöglich macht.

Das Comité der Palatins National-Gemäldegallerie hat bekannt gemacht, daß die Eröffnung derselben am 12. November d. J. als an dem Tage des funfzigjährigen Jubiläums des greisen Staatsmannes Statt finden werde. Es darf diese Bildergallerie nicht mit der Kunstsammlung im Nationalmuseum verwechselt werden, die schon seit Jahren besteht, und namentlich durch das großmüthige Geschenk des Erzbischofs Pyrker in Erlau einen würdigen Charakter erhalten hat. Die Palatinsgallerie ist eine junge Stiftung, die vor der Hand nicht mehr, als 3 Gemälde besitzt, nämlich das von Barnbas gemalte Bildniß des Erzherzogs, dessen Namen sie führt, dann ein anderes Bild desselben Künstlers, welches eine wandernde Walachenfamilie darstellt, und endlich ein Werk des gefeierten magyarischen Dichters Karl Kisfaludy, der nicht blos ein vortrefflicher Dramatiker, sondern auch ein poetischer Maler gewesen ist. Der Künstler ist der Bruder des berühmten Lyrikers, von dem die auch ins Deutsche übertragenen Liebeslieder von Hiensy herstammen; das Bild zeigt einen Nachtsturm, und war in dem Besitz des Oberstuhlrichters des Pesther Comitats, des Herrn von Zliaßky, der es der neuen Gallerie als patriotische Gabe darbrachte.

Berlioz ist hier und hat im Nationaltheater einige seiner verworrenen Tondichtungen aufführen lassen, die hier so gut wie anderswo zwei feindliche Parteien hervorriefen, wovon die eine ihrem Gefühle folgt und die andere sich eine kluge Kennermiene giebt und die tiefe Genialität des orakelnden Componisten durchschaut haben will. Uebrigens kommt es ihm nicht wenig zu Statten, daß er im Nationaltheater auftrat, indeß Felicien David im deutschen Stadttheater wirkte, was ihm die Magyaromanen nicht verzeihen können, denn so albern es auch klingen mag, so ist es doch nicht minder wahr, daß die Rivalität der beiden Bühnen, wovon die eine als Vertreterin und Pflegerin der magyarischen Nationalität und Literatur bei der tonangebenden Jugend eine besondere Gunst genießt, eine dergestalt gereizte Stimmung hervorgerufen hat, daß der Sieg der einen als eine Niederlage der andern gilt. Berlioz schmeichelte der Nationaleitelkeit noch besonders durch Bearbeitung des volksbeliebten Rakoczy-Marsches, der denn auch allein von allen seinen Musikstücken anhaltenden Beifallsjubel erntete.

Die lange Zeit schwebende Theaterfrage in Betreff der Ofner

Bühne, hat endlich ihre Erledigung gefunden, und zwar nicht im Sinne der Magyarisirungspartei, denn es wurde die Direction dem Schlossermeister Michel zugesprochen, der mit 8000 Fl. Schuldforderung bei dem bankerotten Director Huber vorgemerkt war. Jene, welche gut unterrichtet sein wollen, behaupten indeß, daß das Ganze eine bloße Komödie sei und der Schlossermeister Michel der Strohmann des Herrn Huber, der trotz Vergantung und allgemeiner Mißachtung dennoch die Direction gar so gern fortführen möchte und nun wohl auch fortführen wird.

Unter den Walachen in Siebenbürgen und der angrenzenden Militärgrenzbezirke bemerkt man seit einiger Zeit bedenkliche Bewegungen, deren Heerd wohl jenseits des Pruth zu suchen sein dürfte; wenigstens hat man gefunden, daß Emmissäre griechische in Rußland gedruckte Gebetbücher und confessionelle Schriften unter das Volk vertheilen, in welchen natürlich das Heil der Welt als einzig und allein vom Osten herkommend bezeichnet wird, und die „Unterdrücker" nicht gut wegzukommen pflegen. Unter den Unterdrückern der Walachen ist aber niemand Anderes als die Deutschen und Magyaren verstanden, die in Siebenbürgen allein politische Rechte genießen, indeß die eine Million starke walachische Bevölkerung rechtlos dasteht, diesen Zustand aber durch ihre Rohheit und sittliche Verwilderung zum Theil verdient. In der Person der wilden Varga, eines entschlossenen Weibes von männlicher Thatkraft, hat die Propaganda ein vortreffliches Werkzeug gewonnen, doch ist die demagogische Walachin bereits in Haft und die Untersuchung beschlossen, so daß das Urtheil nächstens von der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien zu erwarten steht.

V.

Manna!

Der Orient ist trotz der orientalischen Frage, trotz seiner stummen Paschas und seiner listigen Raubthiere, immer noch schöner und glücklicher als das kleine altkluge Europa. — Europa ist die Hochschule, die Hauptstadt, der Regierungssitz des Erdballs, aber der Orient hat noch einen Himmel. Wir haben den Baum der Erkenntniß, der Orient hat das Paradies. Er ist die Wiege, Europa ist der Großvaterstuhl der Menschheit. Wir haben uns von der Natur emancipirt, der Mensch hat sich bei uns gekleidet mit allen Schleiern und Hüllen der Kunst, aber seine Mutter hat er dafür ausgezogen; seine Mutter Erde wird immer nackter, dürftiger und kraftloser, sie kann keine Wunder mehr wirken und nur die Leichen können noch sorglos in ihrem Schoße ruhen. Die geheimnißreichen Wälder verschwinden, die Quellen versiegen, die Ströme vertrocknen immer mehr; die wilden Gärten der Urzeit wurden gezähmt, lange thaten sie Frohndienst und bereicherten unsere Märkte und Küchen; jetzt sind

sie erschöpft und tragen kaum noch kranke Kartöffelchen, skrofulöse und rachitische Kinder der Ausschweifung. Bald werden überall die dürren Felsknochen durch die magere Haut der Erde hervorstechen. Ja, auch die Leichen ruhen nicht mehr sicher in ihrem Schoße, denn um die Flammen unserer Kamine zu nähren, müssen wir immer tiefer in den Leib der Erde greifen und die schwarzen Friedhöfe früherer Geschlechter aufwühlen. Mit dem verkohlten Mark und Gebein unserer Väter stillen wir nothdürftig den Hunger unserer künstlichen Geschöpfe, der eisernen Golems, die uns donnernd in eine schwindelnde Zukunft tragen.

Der Orient hat noch Götter und Götzen; unsere Menschheit hat keine mehr, denn sie ist selber Gott geworden; Gott und Teufel in Einer Person. So löst sich der angebliche Widerspruch zwischen Allmacht und Allgüte, neben so viel erbarmungsloser Ungerechtigkeit. Kläglich genug, eine solche Gottheit, die durch täglichen Tod unsterblich, und deren Seligkeit in der Zukunft ist. Die Menschheit ist Gott, aber die Menschen sind keine Götter; manchmal Halbgötter und Halbteufel, sehr oft Opferpriester und meistens Opferthiere. Die Bibel in der diese Offenbarung steht, die Geschichte, ist ergötzlich, aber nicht erbaulich, und schöner zu lesen, als zu erleben: alle Religionen, alle Künste sind nur eine tröstende Verhüllung dieser traurigen Erkenntniß. In allen Kirchen und Domen beten wir zu uns selber, und sprechen von uns in der dritten Person. Die göttliche Komödie der alten Glaubenskriege und Streitigkeiten wird fortgespielt durch stillschweigendes Einverständniß. Jeder weiß das Geheimniß, aber Niemand soll es sagen; den Gedanken, daß sie sich selbst überlassen ist, darf die Menschheit nicht laut aussprechen, denn in dem Augenblick würde sie von Entsetzen ergriffen.

Ein dunkles Gefühl jedoch sagt uns, daß wir keinen eigentlichen Himmel mehr haben. Unsere Thätigkeit hat ihn entkleidet und leer gewaschen. Der lange Besen der Wissenschaft mußte zwar Sonne, Mond und Gestirne stehen lassen, aber die tausend ätherischen Spinneweben goldener Tradition und Mythe hat er glücklich aus dem blauen Raum hinweggefegt. Unser Himmel ist nur noch ein physikalischer Begriff, oder poetisches Bild. In der That, was fällt bei uns noch vom Himmel? Regen und Schnee, Blitz und Hagel, was ist daran? Das sind Gaben, die der Kalender, als Steuereinnehmer, regelmäßig berechnet; denn die Wolken und ihre Früchte bezieht der Himmel erst von unserer Erde und gibt sie dann, nach den Gesetzen der Naturindustrie gehörig verarbeitet, wieder zurück. Das ist kein Wunder. Selbst die Meteorsteine, die er manchmal regnet, sind verirrte Erdenkinder. Engel steigen nicht mehr nieder, und die Jakobsleitern sieht man nur noch in lyrischen Gedichten. Höchstens fällt einmal ein Gelehrter vom Himmel, und der fällt auf den Kopf.

Glücklicher Orient! Deine Menschen philosophiren nicht, rechnen

nicht, speculiren nicht. Sie haben die Natur nicht ausgesogen, ihre wunderbare Kraft nicht gelähmt, sondern träumten ruhig fort in ihrem Schoße, nahmen nur was der Augenblick verlangte, verließen sich auf ihre Großmuth und blieben unter ihrer milden Vormundschaft. Sie haben auch den babylonischen Thurm der Erkenntniß nicht weiter gebaut und den Himmel nicht gestürmt, darum haben sie noch einen.

Ohne Scherz, das Morgenland hat noch einen Himmel, wie vor drei oder viertausend Jahren, einen Himmel im biblischen Sinne des Wortes. Wer es nicht glauben will, der lese die Zeitungen. Seltsam genug, daß diese Kinder der modernsten Prosa solche wunderbare Botschaft bringen müssen. Im Courier de Constantinople, wie in englischen und französischen Blättern, wird vom 24. Januar aus Kleinasien berichtet: Es war Noth und Theurung im Lande. Man hatte zwar keine Aufstände und Unruhen zu befürchten, denn der Hunger war nicht künstlich erzeugt durch Proletarierzustände, sondern ein natürlicher, der alle Menschen traf; es wurden auch keine Sammlungen veranstaltet und die Reichen tanzten nicht zum Besten der Armen. Polizei- und andere Behörden waren unthätig, aber der Himmel erbarmte sich und ließ Manna fallen mehrere Tage lang; schöne, kostbare Manna in Stücken von Haselnußgröße und in reichlicher Menge, wie zu jenen Zeiten, als die Kinder Israel durch die Wüste zogen.

Ach, warum fällt bei uns kein Manna vom Himmel? Warum nicht auf Schlesien, auf Irland oder auf Sicilien? Diese beiden Inseln sind ja fromm und gläubig. Unser Himmel aber ist alt und schwach; selbst der blindeste Glaube kann ihn nicht mehr bewegen, in das irdische Regiment sich einzumischen. Helft Euch selbst, sagt er. Eine Regierung, die für das materielle Wohl ihrer Unterthanen sorgt, beugt allen Revolutionen vor, und ließe der Himmel bei uns in Zeiten der Noth seine Brote herunterregnen, so würde gewiß alle Philosophie ein Ende haben und Tausende würden sich bekehren.

Und doch, wer weiß! Selbst die mährchenhafte, aber authentische Kunde aus Kleinasien hat einen Nachsatz, der nichts weniger als an die Zeiten der Wüstenwanderung Mosis erinnert, sondern gewaltig nach der Prosa europäischer Civilisation schmeckt. Man höre! Die himmlische Gabe war schnell zu einem Handelsartikel wie jeder andere geworden; „die Manna," heißt es, „wurde zu 12 Piaster der Kilo verkauft, wie das Getreide;" wahrscheinlich sind die Einsammler und Verkäufer auch mit einer Steuer belegt worden. — Aber das Allerschönste ist, daß ein französischer Naturforscher in Jenischehr sich sogleich an eine chemische Untersuchung des himmlischen Segens gemacht hat, um die wunderbare Erscheinung auf eine natürliche Weise zu erklären. So wird die Bilderfibel nun um ein Wunder ärmer werden!

VI.

Notizen.

Die Polizei als Eheprocurator. — Conscience in Prag. — Teufelaustreibung in der Normandie und elektrische Experimente in Paris.

Folgende wahre Anekdote ist bezeichnend für englische Sitten, Eine hübsche junge Dame fährt in der ersten Wagenklasse auf der Eisenbahn von London nach Birmingham. Der einzige Passagier, der ihre Loge theilt, ist ein fremder junger Mann von artigen Manieren. Beide sitzen Stunden lang in den weichen Polstern ihres Lehnstuhls einander gegenüber, und es ist daher kein Wunder, daß der junge Mann immer artiger wird. Beim Aussteigen in Birmingham übersteigt jedoch seine Zuvorkommenheit alle Grenzen englischer Etiquette, und er vergißt sich so weit, den reizenden Wangen seiner Reisegefährtin einen — Kuß zu rauben. — Police! Police! schreit die beleidigte Schöne, ein Constable eilt herbei und verhaftet den stürmischen Liebhaber; von dieser Art sind die Abenteuer, denen kühne Liebesritter in England ausgesetzt sind, und die Polizei spielt dort die Rolle der bösen Onkel und polternden Väter. Vor dem Polizeihof wird der Sünder mit der Grausamen confrontirt und zu einer ansehnlichen Geldbuße verurtheilt; er zahlt mit Vergnügen, wie ein Paladin, der für seine Dame „blutet,“ denn er hat inzwischen sich ernstlich verliebt und bei der gerichtlichen Handlung erfährt er, was keine Bitten und Schwüre den Rosenlippen der Miß hatten entlocken können: ihren Namen, Stand und ihre genaueste Adresse. Auch sie scheint indessen versöhnlicher gestimmt zu werden und geneigt, ihre künftigen Küsse nicht mehr so theuer zu verkaufen, denn kaum hat der junge Mann sich in ihre Familie einführen lassen, so erhält er Herz und Hand seiner Schönen. Was sagen unsere Romanschreiberinnen zu dieser romantischen Liebesgeschichte? Modern ist sie gewiß.

— Wie muß sich Conscience ausnehmen in czechischer Uebersetzung? Die Prager Zeitschrift „Kwety“ bringt nämlich einige Novellen dieses vlämischen Schriftstellers, in's Böhmische übertragen. So begegnen sich zwei junge Literaturen, die vor zwanzig Jahren schwerlich eine von der Existenz der andern wußten; zwei Sprach- und Nationalitätspropaganden, die aus ganz ähnlichen Quellen entsprungen, auf ganz gleichen Principien beruhend, doch ein so entgegengesetztes Verhältniß zu Deutschland einnehmen und vom deutschen Nationalinteresse mit so verschiedenen Augen angesehen werden. Der Czeche hat gar nichts gegen das germanische Element in Belgien, so wie der Vlaeme Nichts gegen das französische bei den Basken, oder gegen das slavische in Mähren und Böhmen. Einen czechischen Conscience würden aber die Vlaemen schwerlich übersetzen, weil man in Frankreich nicht aus dem Böhmischen übersetzt; Deutschland, dies ist das Charakteristische, bleibt doch der unvermeidliche Vermittler für

alle moderne Cultur in Böhmen, so wie Frankreich es in Belgien ist. Sehr viele Vlaemen schreiben und lesen besser französisch, als deutsch, und sehr viele Böhmen verstehen besser deutsch, als slavonisch. Gewiß, mancher Böhme hat den Puschkin aus Lippert's Verdeutschung kennen gelernt und viele Belgier wissen von Schiller und Göthe nicht mehr, als was sie durch französische Feuilletonartikel über sie erfahren haben. Uebrigens ist es auch mehr als wahrscheinlich, daß die czechischen Uebertragungen von Conscience erst nach einer deutschen Uebersetzung gearbeitet sind.

— In einem kleinen Städtchen der Normandie zeigt sich plötzlich bei einem dreizehnjährigen Mädchen, Mlle. Cottin, eine merkwürdige Eigenheit. Sie wird allen Möbeln gefährlich, denen sie nahe kommt; Sessel und Tische schleudert sie durch die leiseste Berührung fort oder zertrümmert sie, schwere Kleiderschränke und Bettstätten wirft sie um, wie ein Goliath, ohne es zu wollen. Der Pfarrer, um Rath gefragt, behauptet, das Mädchen sei besessen und schickt sich an, ihr den Teufel auszutreiben. Mlle. Cottin hat von Glück zu sagen, daß sie nicht vor hundert Jahren auf die Welt kam, sie hätte den Scheiterhaufen besteigen können. Während ihr der Pfarrer den Teuf.l austreibt, ohne das Geringste auszurichten, kommt der Arzt dazu, nimmt das Mädchen, als eine physiologische Merkwürdigkeit, im Namen der Wissenschaft und des 19. Jahrhunderts in Beschlag und reist mit ihr nach Paris, wo sie bald durch die Untersuchungen eines Arago, Berger, Tanchou u. s. w. als „Löwin" der medicinischen Welt das Tagesgespräch der Salons und ein Artikel für den Charivari wird. Es stellt sich heraus, daß Mlle. Cottin elektrisch ist, wie der Zitterfisch. Seltsamer Weise ist sie es nur auf der linken Seite, die Elektrizität strahlt also vielleicht von ihrem Herzen aus. Wenn das schöne Kind nicht curirt wird, sagen die frivolen Zungen der Pariser, so wird das eine gefährliche Schönheit werden und die Männer auf eine Weise elektrisiren, wie es noch nie vorgekommen ist. Mlle. Cottin selbst aber leidet durch die elektrischen Schläge, die sie austheilt, und wünscht sehnlichst, daß ihr der Teufel endlich ausgetrieben werde.

Erklärung*).

In Nr. 5 der Grenzboten erwähnt die Redaction einer ihr über den Artikel „Ständisches in Böhmen" zugekommenen Reclamation mit dem sehr richtigen Beisatze, daß mit Privatberichtigungen und

*) Wir geben dieser aus geeigneter Quelle von Prag uns zugekommenen Erklärung Raum, ohne auf eine Kritik ihrer Principien einzugehen. Ueber den nothwendigen Zusammenhang ständischer Versammlungen mit der öffentlichen Meinung scheint uns jede Polemik bereits überflüßig.

Die Redaction.

Privatpolemik keiner politischen Sache gedient sei; dagegen werden die betheiligten Herren (Stände) aufgefordert, über ihre Tendenzen und den Gehalt ihrer Bestrebungen der öffentlichen Meinung in Deutschland Aufschlüsse zu verschaffen.

Wir hegen die Ueberzeugung, daß die einzelnen Mitglieder unserer Stände eben so wenig, wie deren Gesammtheit die öffentliche Meinung zu scheuen haben; doch glauben und hoffen wir, daß Böhmens Stände sich nie, am wenigsten aber durch derlei Artikel, veranlaßt finden werden, an die öffentliche Meinung Deutschlands zu appeliren. So lange die Thüren des Versammlungssaales der Oeffentlichkeit verschlossen sind, wäre jeder Bericht, aus der Versammlung selbst hervorgehend, eine Ordnungswidrigkeit, wozu wohl keiner der Herrn seinen Namen hergeben wird; Berichte ohne Namen aber, von wem immer geschrieben, entbehren aller Autorität und werden, noch so leidenschaftslos, noch so der Wahrheit gemäß verfaßt, dem Vorwurfe der Einseitigkeit nie entgehen. Anderseitige, eben auch einseitige Ansichten würden nicht fehlen, diese Privatpolemik von der Redaction in Nr. 5 richtig gewürdigt, müßte als der Stände unwürdig jeden Freund des Vaterlandes mit Leidwesen erfüllen.

Die Verfassung, wie wir sie in der Form ziemlich unverändert aus grauer Vorzeit überkommen haben, ist auf Adel und Grundbesitz gegründet, durchaus aristokratisch; wenn auch einzelne privilegirte Städte jetzt durch vier Regierungsbeamte des Prager Magistrats repräsentirt, das Ehrenrecht genießen, der vierte Stand genannt zu werden. Daß solche Institutionen den Verfassungsfreunden der Neuzeit übergenügenden Stoff zum Aerger geben, ist natürlich, daß solcher sich gelegenheitlich in einem Journalartikel Luft macht, ist um so begreiflicher, je weniger bei uns die Feder eines freisinnigen Literaten durch den Gebrauch abgestumpft wird. Die Pflicht, solche Artikel, weil partheiisch, einseitig, leidenschaftlich, um so mehr öffentlich zu widerlegen, können wir nicht finden; denn der Leidenschaft antwortet die Besonnenheit nicht, und die ausgesprochene Ansicht einer Partei kann nicht anders als einseitig sein. Uebrigens haben auch solche Artikel ihr Gutes, sie machen mit Ansichten bekannt, die man hier auf andern Wegen kaum erfahren würde, und erleuchten dem klugen Wanderer den einzuschlagenden Pfad. Die Stände Böhmens werden diese klugen Wanderer sein und bleiben, das sprechen wir mit froher Zuversicht aus, und werden Hand in Hand mit der so väterlichen als gerechten Regierung ihre alten Rechte nur zum Wohle Aller üben. Ob Böhmens Stände diesen Willen haben, ob sie ihn durchführen werden, durchführen können — muß und wird die Zeit lehren.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Aus der Wiener Gesellschaft.

II. *)

Kleinbürger und Großbürger.

Mitten im weiten österreichischen Kaiserstaate giebt es ein großes Reich, das allmählig als eine Gruppe von Inseln aus einem chaotischen Meere emporgestiegen ist, ein Archipel der mit jedem Tage an Umfang und Macht zunimmt, und den man bereits als Festland und Grundstock des Staates zu betrachten sich gewöhnt. Dieses seit kaum hundert Jahren langsam aufgestiegene und aufgeschwemmte Reich ist im gewöhnlichen Leben unter dem Namen der Bürgerstand, oder richtiger noch der Mittelstand bekannt.

Der österreichische Tiers-Etat hat keinen Abée Siéyes zum Tribunen gehabt, er ist nicht in Folge einer Revolution groß und mächtig geworden, im Gegentheil, er ist sogar zum Theil ein Product der Regierung, die, nachdem sie in früherer Zeit ihn fast zertrümmerte, sich genöthigt sah, ihn wieder aufzubauen, zögernd zwar und unschlüssig und mit jener übertriebenen Vorsicht und Besorgtheit, die alle österreichischen Fortschrittspläne — mit wenigen Ausnahmen — charakterisiren, aber wider ihren eigenen Willen getrieben von jenem raschen Wind der Zeit, der die Saaten dahin trägt, wo der Säende ihr Aufgehen und Emporwachsen nicht erwartet.

---

*) Siehe Grenzboten Nr. 49. vorigen Jahres.

Die Zeit! Wer mißt den Schritt der unsichtbaren Göttin? Da ist ein mächtiger Staat der sich lange gegen sie abschloß, wie gegen die Cholera, und in dessen Mitte sie doch drang, und, gleich der Cholera, die man als Geißel der untern armen Volksklassen schilderte, welche an den Palästen der Großen wirkungslos vorübergehe, hat sie ihren Ruf Lügen gestraft, überall ist sie eingedrungen, selbst durch die ängstlich verschlossenen Thüren und Herzen der Machthaber ist sie geschlüpft und lagert sich auf ihren Teppichen, in ihren Gedanken, in ihren Entschlüssen.

Wo ist die Zauberformel, welche den österreichischen Mittelständen mit jedem Tage neue Erkräftigung zuführt? In England wuchs der Mittelstand durch die Macht der Gemeinde, durch die Vertretung im Unterhause, durch die Sicherheit der persönlichen Freiheit, durch die Oeffentlichkeit in politischen und gerichtlichen Verhandlungen. Selbst in Frankreich war er bereits vor der ersten Revolution in seiner Entwicklung begünstigt. Die alte französische Gemeindeverfassung hatte bereits vor 1789 dem Tiersetat zu einem bedeutenden Grad bürgerlicher Freiheit verholfen, durch den obersten Gerichtshof (le parlement) war allmählig eine bewußtvolle Rechtssicherheit herangebildet, durch die Generalstaaten (les états généraux) wuchs er zur politischen Macht. Wo sind die analogen Quellen aus denen er in Oesterreich sein Wachsthum erfrischt? Die Gemeindeverfassungen und Stadtrechte sind allenthalben zur leeren, halbvergessenen Form herabgesunken, der oberste Gerichtshof (welcher mehr aus Herkommen, denn als Ironie umgekehrt den Titel Hofjustizstelle führt) ist bei uns — man muß gerecht sein — unbestechlicher als die Parlamentsräthe des alten Frankreichs, aber seine Wirkungen werden durch den Wust der schriftlichen Verhandlungen und durch die mannigfachen Einflüsse der politischen Gewalt oft genug paralysirt, unsere Ständeversammlungen endlich sind Postulatenlandtage, bei denen obendrein der dritte Stand in wahrhaft lächerlicher Minorität repräsentirt ist. Wo sind nun die geheimnißvollen Keime, aus denen, troß diesem Allen, unser Mittelstand immer reicher sich entwickelt?

Der Mittelstand! Der Leser wird bemerken, daß ich das Wort Bourgeoisie umgehe. Der „Bürger" macht bei uns noch nicht den Mittelstand aus, er ist nur das Material, das Roheisen.

Der österreichische Bürger wird erst vollzählig, wenn er Beamte, Officier, Gutsbesitzer, Großhändler, Großfabrikant wird. Allerdings hat der Kleinbürger bei uns auch seine Ehren und Gerechtsame; seinem stolzen Ehrgeize ist in der Hierarchie des Bürgermilitärs — welches, bezeichnender Weise, nicht National- oder auch nur Communal-Garde heißt — ein weites Feld eröffnet, er kann in stattlicher Uniform in Reih und Glied auf den Straßen paradiren, wenn die hohen Landstände in geschmückten Carossen zum Landtage fahren, um ihre Interessen zu verfechten, oder auch nicht zu verfechten; bei größerer Ambition steht ihm sogar die Aussicht auf eine Corporal- und Feldwebelstelle offen, ja einige Glückliche können (sogar ohne Beamte zu sein!) das (Bürger-) Lieutnants und Hauptmanns-Portepée erringen. Ja, er kann sogar — mirabile dictu — die erhabene Würde eines „eisernen Raths" erklimmen!

Der eiserne Rath ist ein wichtiger Mann in jener Fraction der Wiener Gesellschaft, deren unvergleichlicher Repräsentant Ehren-Staberl ist. Der Magistrat der K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien, Prag ꝛc., besteht bekanntlich aus lauter studirten Herren, die Regierungsbeamte sind, und daher auch von der Regierung ernannt werden. Diesem Magistrat ist eine Art Stadtverordneten-Collegium beigegeben, welches als unabhängiger Repräsentant der Bürgerschaft figurirt, und bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammengerufen wird, um seine Stimme abzugeben: ob die Stadt naß wird wenn es regnet? ob man die Laternen bei Tag oder bei Nacht anzünden soll? ob man die Schornsteine in den Keller oder auf das Dach setzen muß? und um bei tausend ähnlichen hochwichtigen und schwer zu entscheidenden Fragen mit seiner Meinung und der Leuchte seines Verstandes den K. K. Magistrat zu unterstützen.

Diese ehrsamen Statisten unseres bürgerlichen Dramas führen in der Amtssprache den Titel: äußerer Rath, nicht etwa aus Ironie, weil sie vom Innern nichts erfahren — der Himmel bewahre uns vor Ironie! — sondern wahrscheinlich, weil es zum äußersten kommen mußte, wenn man ihres Raths bedürfte. Das Wiener Volk aber, welches zwar ein X von einem U sehr wohl zu unterscheiden weiß, aber die subtilen Doppellaute in ganz ein-

sache, populare übersetzt, hat aus dem äußern Rath einen eisern Rath gemacht, wahrscheinlich weil Eisen sich nach Belieben hämmern läßt.

Die Priesterwürde eines Bürgerrepräsentanten oder eisernen Rathes wird aber nicht wie in den gottlosen Städten Frankreichs, oder in dem ketzerischen England, dem ersten besten zu Theil, den das Vertrauen seiner Mitbürger dazu erwählt, sondern der Patriot, der diesen einflußreichen, mächtigen Posten erzielen will, muß sich Verdienste um den Staat oder um die Stadt erworben haben, und hierüber zu urtheilen ist natürlich Niemand competenter, als eben wieder die Behörde! Die unerschütterlichen, eisernen Volkstribunen, welche die Bestimmung haben, an der Seite der k. k. Beamten die unabhängige Meinung der Bürgerschaft zu vertreten, werden daher in wunderbarer, logischer Gedankenschärfe von diesen Beamten selbst zu dieser Charge ernannt, nachdem man sich durch eine Reihe von Jahren von der Loyalität, von dem Eifer und den Verdiensten des Candidaten überzeugte, worunter natürlich in erster Reihe Freimuth und ein unabhängiger, eisenfester Charakter zu verstehen ist.

O Mann des Raths! Eiserner! Aeußerster! Deine Laufbahn ist schwer und wir kennen ihre Dornen. Da lachen sie und spötteln über deinen Ehrgeiz, und wissen nicht, daß du allein über den Gang der Gerechtigkeit wachst, daß du zwanzig Jahre der Gott der unschuldig Angeklagten gewesen bist, und wie ein Genius der Unschuld dem Richter beim Verhör an der Seite saßest, damit die Zunge der Wagschale nicht nach Willkühr sich beuge.

Respect! meine Leser. Was hier gesagt wird, ist keine Ironie. Eines der Verdienste, welches zu dem Ehrensitz im äußern Rath führt, ist der Fleiß, mit welchem ein Bürger den gerichtlichen Verhören der Verbrecher beigewohnt hat. Die österreichische Criminalgerichtsordnung verräth nämlich auf einigen Stellen offenbare Gewissensbisse wegen Beseitigung der Oeffentlichkeit der Gerichte. Sie kann es sich nicht verhehlen, daß bei der eingeführten Heimlichkeit, der Angeklagte allzu sehr der Willkühr des Untersuchungsrichters ausgesetzt ist. Diesem Uebelstande einigermaßen zu begegnen, ordnet sie an, daß bei der Untersuchung jedesmal zwei Beisitzer aus dem Bürgerstande zugegen sein sollen, eine Art Schutzwache für den Angeklagten, die als ein schwacher Schatten, aber doch als

eine Erinnerung an die ehemaligen Schöffen und Schwurgerichte, und als eine unwillkührliche Concession an das gesunde und naturgemäße Princip derselben erscheint. Diejenigen Bürger die am eifrigsten sich gezeigt und durch eine Reihe von Jahren häufig als Beisitzer figurirten, haben einen Anspruch auf den Titel eines äußern Raths.

Aber die berühmte österreichische Milde, die in dem erwähnten Paragraphen auch gegen Verbrecher sich bethätigt, wie sollte sie zur Strenge ausarten gegenüber wackeren Bürgern, gegen ehrsame, eiserne Rathscandidaten, deren Seifensiederei, Handschuhfabrik, Schneideratelier und Gewürzkrämergeschäft ihre Zeit zu sehr in Anspruch nimmt, um jedesmal auf das Rathhaus als unpartheische Criminalbeisitzer sich zu begeben. Man ist daher so nachsichtig und gestattet, daß sie die ihnen zugeschickten Acten zu Hause unterschreiben, oder daß sie einen Stellvertreter in die Gerichtsstube senden! Wirklich sieht man auf dem Wiener Criminalamte periodenweise einen und denselben Menschen der für zwanzig, dreißig Kreuzer täglich den gesetzlichen Schutzgeist der Angeklagten bildet, was natürlich dem Untersuchungsrichter, der dieser Schmuggelei jede Stunde ein Ende machen kann, einen ungeheuern Respect vor dem Beisitzer einflößt, und ihn zwingt, genau auf alle Vortheile des Inquirirten zu achten. O Gesetz! Eulenspiegel mit der wächsernen Nase — foppst du deinen Herren oder wirst du von ihm gefoppt?

Allein solch Blindekuhspiel kann doch nicht lange verheimlicht bleiben, und eines Tages muß man doch die Beamten endlich zur Rechenschaft ziehen?

Freilich, freilich! Aber die Milde, die berühmte österreichische Milde gestattet solche Härte nicht. Dieselbe Milde, die den Angeklagten nicht dem Untersuchungsrichter schutzlos überläßt und zwei unabhängige Bürger der Untersuchung beiordnet, dieselbe Milde, die dann durch die Finger sieht, wenn diese nicht selbst im Rathhause sich einstellen, wie wollte sie den Beamten gegenüber plötzlich ihren Charakter ändern? Dieser Magistrat ist ein so guter Mann, ein braver Familienvater, ein treuer Unterthan, er hat fünf und zwanzig Dienstjahre, ein Haus voll Kinder und einen so mäßigen, mäßigen, Gehalt — soll man ihn plötzlich kränken? Und warum? Weil er nachsichtig gegen einige Bürger war, die eben

wieder sehr gute Männer, brave Familienväter, treue Unterthanen mit ganzen Häusern voll Kindern sind und ihre Geschäfte nicht zu den Gerichtsstunden verlassen mögen. Und warum sollte man gerade ihm beim Schopfe fassen? Haben es seine Vorgänger nicht eben so gemacht? Ist dieß nicht eine Herkömmlichkeit, die allerdings wider die Vorschrift ist, aber durch die lange Praxis eine historische Ehrwürdigkeit erhalten hat?

Aber um aller Heiligen Willen, warum hat man diesen Mißbräuchen so lange Zeit gelassen, bis sie grau wurden, warum hat man sie nicht gefaßt und niedergetreten, als sie noch jung und grün waren?

Freilich, freilich! Aber, wer hat denn von ihrer Existenz damals gewußt? Wo kein Kläger, ist kein Richter. Anders ist's bei Privatpersonen, anders wo es sich um eine ganze Behörde handelt. Bei Privatpersonen, da ist diese gute, wachsame und zärtliche Frau Polizei überall bei der Hand, sie packt lieber einen mehr als einen weniger beim Kragen, und entschlüpft hier und da eine arme Fliege ihren Augen, so findet sich immer eins jener dienstwilligen und liebenswürdigen Geschöpfe, welche der Plebs Denuntianten heißt, um die arme Fliege auch im kleinsten, dunkelsten Löchelchen aufzuspüren. Bei einzelnen Personen fehlt es nie an Richtern, weil es der Ankläger im Ueberflusse giebt. Nicht so bei Behörden und Aemtern: diese zu überwachen, ist nicht das Geschäft der Polizei. Die Schilderhäuschen, die an den Thoren unserer Behörde stehen, sind wie die Herculessäulen, die zu der Polizei sagen: bis hierher und nicht weiter. Nicht zu jener niedern Polizei, die auf Straßen und in Privathäuser ihre Späherblicke sendet, sondern zu jener höhern Polizei, die in andern Staaten in der Gestalt des Staatsprocurators die Aufsicht über den sämmtlichen Gerichtsgang führt. In andern Ländern, die minder glücklich sind, als wir, giebt es sogar noch eine Polizei, die nicht einmal Ehrfurcht vor einem Schilderhaus hat, die zudringlich und keck ihr Augenmerk auf Alles richtet und unter dem Namen der freien Presse berüchtigt ist. Wo diese Geißel grassirt, da ist nicht einmal ein Beamter in den verschwiegenen Mauern seines Büreaus im Stande, dem Gesetz eine Nase zu drehen, ohne vor der Gefahr zu zittern, daß es von irgend einem Journal der öffentlichen Meinung, oder, was noch schlimmer,

dem Obern oder Vorgesetzten rapportirt wird. Gott behüte uns vor dieser Geißel, die unserer schönsten Eigenschaft, der vielberühmten Milde uns berauben würde. Wie könnte man allen diesen guten Familienvätern, treuen Unterthanen, fünfundzwanzigjährigen Dienern, ihre kleinen, und vollends ihre großen Schwächen durch die Finger sehen, wenn die Presse jede Pflichtverletzung, jeden Mißbrauch öffentlich — und wäre es auch in den anständigsten und gemäßigtesten Ausdrücken — denunciren dürfte! Zwar geht eine dunkle Sage umher, daß ein Censurgesetz vom Jahre 1810 existire, welches der Presse einen in wohlmeinendem Sinn und anständig ausgesprochenen Tadel zugestehe. Allein Dank sei es der bessern Einsicht späterer Jahre, dieses Gesetz ist jetzt wie eine alte Mythe verklungen. Unsere vielberühmte Milde, die sich darin einen Augenblick verläugnete, ist wieder in voller Strömung zurückgekehrt. Was wollte man auch mit jenem Gesetz? Höchstens würde es den Männern, die an der Spitze der Verwaltung stehen, zu Gute kommen; die obersten Behörden, die in Wien centralisirt sind und ihre Augen nicht überall haben können, würden mittelst der Enthüllungen der Presse einen offenen Blick in die tausend und tausend kleinen Räder der Staatsmaschine werfen können, die öffentlichen Berichte, die über die Zustände der einzelnen und entfernten Theile des Staates und der Gesellschaft geliefert würden, müßten den Ueberblick erleichtern und bisher verhüllte Schmutzflecke, Hemmnisse und Unterschleife offen legen; aber dieses Alles würde blos *ihre* Wirksamkeit kräftigen, es würde blos *ihre* Stellung zum Staate und Volke veredeln, die Achtung vor ihnen erhöhen, das Vertrauen zu ihnen stärken und die Krone bereichern und befestigen. Die Krone jedoch ist reich genug, die obersten Räthe sind nur ein kleines Häuflein. Ein weiser Staat muß die Interessen der Majorität zu fördern suchen, und die Majorität sind wir, das ungeheure Heer von Räthen, Secretären, Kanzelisten und Prädicanten. Das muß man vor Allem berücksichtigen; unsere Interessen, unsere Ruhe, unsere kleinen Nebeneinkünfte würden gestört und geschmälert, wenn man der gottverfluchten Presse gestatten würde, unsere Angelegenheiten öffentlich zu besprechen. Die Herren Hofräthe und Staatsräthe, hochlöblich und hochverehrt, die Herren Minister und Präsidenten Excellenz bilden alle zusammen kaum ein Häuflein von hun-

dertundfunfzig Personen, wir aber zählen hunderttausende in unsern Reihen. Besser, daß sie im Dunkeln tappen und die Berichte über die öffentlichen Zustände blos aus unsern Händen erhalten, besser daß ihnen die Verwaltung erschwert wird, als uns, dem Kern und der Majorität! Wohl giebt es pietätslose Menschen, die angesteckt von ruchlosen, modernen Ideen, behaupten, es gäbe noch eine andere, viel größere Majorität, jene Millionen und Millionen, die nicht Beamte sind, und die, wenn ihre Angelegenheiten direct in den Zeitungen verhandelt und nicht erst durch unsere Vermittelung zur höhern Kenntniß gebracht würden, unsäglichen Vortheil gewönnen. Aber wenn wir nicht ein Vorrecht vor diesem Volkshaufen haben sollten, wofür sind wir denn eben k. k. Beamte? wofür sind wir die von Gott und Sr. Majestät eingesetzten Behörden, wenn wir nicht höher stehen und größern Schutz genießen sollen, als jene gewöhnlichen Menschen?

Eins ist wohl zu beachten in Oesterreich. Das System unserer Gesetzgebung geht oft von veralteten Principien aus, oder muß wenigstens die Principien mit dem Geist einer absoluten Monarchie in Einklang zu bringen suchen. Ueberall wird man die Absicht des Gesetzgebers erkennen, mildernde Motive, menschliche Lichter in die Strenge des Gesetzes einzustreuen. Nicht umsonst ist das österreichische Criminalgesetzbuch (ich spreche von dem Gesetzbuch und nicht von der traurigen Gerichtsordnung) unter den europäischen Fürsten seiner Menschlichkeit willen berühmt. Aber wie wird mit den humanen Intentionen des Gesetzgebers in den untern Kreisen verfahren! Wie spielen die Acteure, wenn das mit warmem Herzen Gedichtete erst in ihren Händen sich befindet! Die Kritik muß das Maul halten und der böse Schlendrian wird allmählig zu einem historischen Rechte. Nehmen wir z. B. einen kaiserlichen Erlaß, der in der letzten Zeit viel besprochen wurde. Bei allen Civilstreitigkeiten, wo der Gegenstand nicht über 200 Gulden sich beläuft, soll in Zukunft mündlich, summarisch verhandelt, verfahren werden. Gewiß ein großer Fortschritt im Princip, umsomehr als der Beisatz eingeflochten ist, daß dieses mündliche Verfahren, auf Verlangen der Parteien, auch bei Rechtsstreitigkeiten von größerem Belange angewendet werden darf. Aber dieses summarische Verfahren giebt zugleich dem Richter eine Gewalt in die Hände,

die er leicht mißbrauchen kann, und die auch bei dieser Mündlichkeit ohne Oeffentlichkeit, ohne Controle, ganz sicher gemißbraucht werden wird. Dürfte die Presse die Ausübung solcher neuen Einrichtungen überwachen, dann würde es dem Mißbrauch sicherlich schwerer, sich einzufressen. Aber bei der Heimlichkeit unserer Zustände gleichen solche Erlasse jenen Fischen, die man zur Fortpflanzung in den Teich wirft und die oft verfaulen, oder von Ottern gefressen werden. Wie wohlgemeint war nicht einst jene Verordnung der Beiziehung zweier unabhängiger Bürger zu jeder Criminaluntersuchung, und was ist in der Praxis daraus geworden! Hätte es in der Macht der Presse gestanden, als sie zum erstenmale den Mißbrauch erfuhr, ihn öffentlich zu rügen, und diese Rüge bei jeder Gelegenheit zu erneuern, so wäre die oberste Justizstelle gleich anfangs aufmerksam geworden. Bevor aber solcher Mißbrauch allmählig zum Gespräch wird, ist er eine Gewohnheit, die man als mit zur Sache gehörend betrachtet, und wollte die oberste Behörde jetzt strafen, so müßte sie statt einer einzigen, wer weiß wie Viele, wer weiß ob nicht Alle zur Rechenschaft ziehen.

Aber Himmel! wie weit haben wir uns verirrt, welch eine Abschweifung von unserm Hauptthema! Statt von der Wiener Gesellschaft zu sprechen, von jener heitern, buntgewebten Masse, die in einer der reizendsten und üppigsten Stadt der Welt auf und niederwogt, sind wir in die ernsten Hallen des Gerichts gerathen, sogar bis in die traurigen Winkel des Criminalgerichts, wo der einsilbige Kukuksschlag eines Verbrechers, oder, was noch schlimmer, eines Unschuldigen, Antwort giebt auf das Verhör seines Untersuchungsraths, in jene dunkeln Stuben des „hohen Markts,“ wo der naive drollige Wiener Dialect, der nur zu einem fröhlichen Jodelrausch geschaffen scheint, plötzlich seinem Charakter untreu wird, und in einen um so widerlicheren Ton umschlägt, als ihm der Ausdruck der Kühnheit fehlt, der manchem großen Verbrecher eine Art Poesie verleiht, als ihm das Gepräge der Erhabenheit abgeht, der jedem Richter die Würde eines von Gott eingesetzten giebt. Und doch werden wir eben da wieder die Anknüpfung unseres Hauptthemas finden, wir werden gerade da einer jener dünnen Scheidewände begegnen, die den Kleinbürger von dem Großbürger, die bescheidene Bourgeoisie von dem gewichtigen Mittelstande trennt.

Da ist nehmlich in dem vielzackigen Bau unserer Gerichtsordnung mit ihrem dunkeln corridorartigen Schweif von nachträglichen Verordnungen, von unsichtbaren kleinen Ein- und Ausgangsthüren, auch ein Winkel in welchem sich die höchst wichtigen und entsetzlich nothwendigen Vorschriften finden: welchen Classen von Bürgern — wenn sie vor Gericht zu Zeugen berufen werden — ein Stuhl zum Sitzen angeboten werden muß und welchen keiner zu bieten ist. Dieser kleine Stuhl ist gewissermaßen der Grenzpfahl zwischen dem untern und dem höhern Bürgerstand, der Kreisstuhl auf welchem der Mittelstand, der einflußreiche, machtsschwanger seine Geburt feiert. Unsere Leser sind vielleicht neugierig zu erfahren, wer Meister vom Stuhle ist, und wer nicht? Aber die genauere Angabe würde Nachgrabungen in etwa sechs bis acht Schachten und Bänden unserer zickzackigen, nichts weniger als lichten legislatorischen Sammlungen verlangen. Nicht einmal das verdienstvolle Werk des Grafen Bartheim, das für die vielen Grotten, Schluchten und Labyrinthe unserer Gesetze und Verordnungen den Führer und Compaß abgiebt, reicht hier aus. Da steht z. B. ein Zeuge vor Gericht, ein Mann mit grauen Haaren, mit jenen Furchen im Gesicht die ein ernstes und thätiges Leben andeuten, sein Rock ist nicht nach der Mode aber von gutem Mitteltuche, blank gebürstet, seine Wäsche ist nicht fein, aber reinlich, seine Haltung ist nicht elegant und vornehm, aber ehrbar und bescheiden, es ist ein würdiger Werkmeister, auf dessen Wort zwanzig Gesellen und Lehrlinge daheim ihre rüstigen Hände bewegen, einer jener tüchtigen und gewiegten Soldaten der Industrie, die im Einzelnen unscheinbar sind, aber in Masse dem Staate seinen Wohlstand erbauen. Bereits zwei Stunden nimmt ihn das Gericht in Anspruch, aber Niemand heißt ihn niedersitzen. Jetzt wird ein anderer Zeuge herbeigerufen, ein junger Mann, wohlfrisirt und geputzt, die kleinen der Arbeit wenig gewohnten Hände in hellen Handschuhen, er reicht dem Andern kaum an die Brust, er könnte sein Sohn sein — aber der Gerichtsdiener beeilt sich sogleich, ihm einen Stuhl zu offeriren — denn er ist Beamte, d. h. er wird vom Staate aus der Casse besoldet, zu der der Andere seine Steuern von dem Ertrage seines Schweißes zahlt. Dem Ernährten werden die Ehren der Gesellschaft erwiesen, der Ernährer wird vor-

nehm von oben herab behandelt. — Dort sind zwei andere Zeugen. Der eine eine blasse, schwächliche Greisengestalt mit fast zitternden Knieen, mit kahlem Haupte, mit einem freundlichen ehrwürdigen Gesichte und jenem langsamen etwas pathetischen Tone dem man sogleich den Schulmann anmerkt; der andere hingegen hoch, elastisch, wohlgenährt, blutjung, mit zuversichtlicher Miene, die Wohlergehen und Sorglosigkeit andeutet, die steife Haltung, der gestutzte Backenbart und der geschnürte Leib verrathen den Zögling einer Cadettenschule, der bereits das Portepée als Lieutenant trägt: nun wohl! der würdige Schulmann, der jeden Tag vierzig junge Geschöpfe in Sittlichkeit und Kenntnisse einweiht, der mit Aufopferung seiner Lunge und Nervenkräfte dem Vaterlande in jenem friedlichen Pulverdampfe dient, den man Schulstaub nennt, der ein kleines Heer tüchtiger Bürger bereits herangebildet hat, fruchtbringende Bäume, die die Saat fortpflanzen die er ausgestreut, er der Gesundheit und Behaglichkeit auf jenem geräuschvollen kleinen Schlachtfeld Schule eingebüßt hat — er muß stehen, während der junge militairische Dandy, der einst für das Vaterland in irgend einer Garnison den Feind abwartet, sich sogleich niedersetzt, damit seine kostbaren Beine ja nicht vor der Zeit ermüden, damit ihm im Voraus die Achtung gezollt wird, für den Fall daß er keine Gelegenheit hätte sie durch Verdienste zu erwerben. — Da sind zwei andere Bürger, beide von gleichem Alter, von gleichem Stande, beide der Handelswelt angehörig. Der eine ist soeben erst von einer weiten Reise zurückgekehrt, von Pesth, von Triest, von Lemberg, von Leipzig, wo er auf den großen Jahrmärkten die Erzeugnisse des inländischen Fleißes gegen andere Producte umgetauscht, einer jener wandelnden Brücken die den Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen bilden, unermüdliche Caravanengänger die keine Strapazen scheuen und überall mit ihrer Person einstehen. Der Andere ist nicht minder fleißig, nicht minder betriebsam, aber bequemer und aristokratischer, er verläßt kaum das warme wohltapezierte Comptoir seines Hauses, höchstens daß er den kleinen Weg auf die Börse täglich einmal macht. Dennoch wird ihm der Stuhl geboten der dem andern nicht zugestanden wird, denn er hat das Patent als Großhändler, der Andere blos als Handelsmann. Für die Paar Gulden die jener für sein Patent jährlich dem Staate

mehr bezahlt, wird er mit jener Achtung behandelt, die eigentlich jedem Staatsbürger gebührt, während der Andere davon ausgeschlossen bleibt, weil sein Vermögen nicht so groß als sein Verdienst ist.

Beeilen wir uns zu sagen, daß die Gerichtsbeamten sich keineswegs stets an den Wortlaut der Vorschriften halten und dem Alter und sonstiger persönlicher Würde oft freiwillig den Tribut der Freundlichkeit zollen. Der österreichische Beamte ist vor Allem Oesterreicher: ein gutherziger Kumpan. Wenn er auf der einen Seite schlimmer ist als das Gesetz, so ist er andernseits auch besser und schneidet bisweilen den Zopf ab, wo er allzu steif ist. Aber grade dadurch ist wieder eine größere Macht in seinen Händen. Es genügt, daß ihm das Gesicht, der Ton, die Haltung eines Vorgeladenen nicht gefällt, oder daß er im Privatleben einen Zahn auf ihn hat, um ihn diese Macht sogleich fühlen zu lassen. Diese Stuhlgeschichte ist ja nur ein Beispiel aus hunderten. Um noch ein anderes zu erwähnen, so brauchen wir nur auf den Titel Herr hinzublicken. Fast auf denselben Seiten wo die wichtigen Stuhlrecepte einregistrirt sind, befinden sich auch die Gesetztafeln für das Wörtchen „Herr." Da giebt es eine ganze Wandelscala, wer in Pässen und gerichtlichen Zuschriften Herr N. N. und wer blos N. N. schlechtweg ist. Dieser einfache Titel, auf den eigentlich Jeder Anspruch hat der nicht ein Leibeigener, ein Knecht ist, variirt nicht allein nach dem Charakter der Person, sondern auch nach der Würde der Behörde. Personen die von Seiten des Magistrats die Zuschrift Herr beanspruchen können, sind noch keineswegs in dem Range, ihn von Seiten der Regierung, des Guberniums ꝛc. zu erhalten. Allerdings wird aus Höflichkeit mancher Herr titulirt der nicht dazu berechtigt ist, aber dieß geschieht eben wieder in Folge eines unwillkührlichen Zugeständnisses an den Zeitgeist und des innern Gefühles, daß der Zopf doch gar zu altmodisch, barbarisch ist. Ausnahmen dieser Art findet man daher nur meist in der Residenz, wo die Gesellschaft schon stärker durch einander gemischt ist, oder bei den hohen und höchsten Behörden, die im Bewußtsein ihrer Stellung sicher sind sich — durch solche Höflichkeit nichts zu vergeben; in der Provinz jedoch, wo die Stände schwächer geschieden sind, bei untergeordneten Behörden, die um desto eifersüchtiger über ihre Würde wa-

chen, wird um desto pedantischer auf die Vorschrift gehalten. Ich kenne Kaufleute die die höchste Achtung und einen unumschränkten Credit selbst in fremden Staaten genießen, ich kenne Männer die einen über ganz Deutschland verbreiteten Namen haben, Künstler denen Frankreich und England huldigten, und denen ihre heimatliche Behörde das „Herr," oder auch das „Fräulein" nicht in ihren Paß einschreibt. Wenn Lißt als Ungar, Ehrensäbler und Ritter des Ordre pour le mérite, wenn Thalberg der fürstliche Natursohn, der Tastentapfere Dünois Bastard von Orleans das „Herr" im Passe haben, so wäre ich doch neugierig ob auch Dreischock, Tichatscheck ꝛc. es besitzen? Wenn Fanny Elsler das Schooskind des seligen Gentz in ihrem Passe vielleicht Fräulein titulirt ist, so wären wir neugierig, ob auch andere unprotegirte Künstlerinnen dieser allereinfachsten Höflichkeit sich erfreuen, die Tuczek, die Mayer und wie die jungen gesangreichen Oesterreicherinnen heißen, denen die größten deutschen Städte Weihrauch streuten. Erst wenn die einheimischen Talente als fremde Angestellte, (oft sogar mit fremden Päßen) als Hofkapellmeister, Kammersängerinnen ꝛc. zurückkommen, versteht man sich allmählig dazu, auch hier höflicher gegen sie zu sein. Aber diese Höflichkeit gilt eben wieder nur dem fremden Hof in dessen Pfauenschweif sie ein Auge bilden, nicht ihrer Person und ihrem Beruf.

Eh bien! was soll mit diesem allen gesagt werden? daß in Oesterreich der Unterschied der Stände noch so bocksteif wie früher ist, daß nicht alle Menschen gleich vor dem Gerichte sind? Das wissen wir längst, dieß erst zu beweisen ist eine unnöthige Mühe!

Eben deswegen will ich gerade eine ganz umgekehrte Beweisführung liefern, ich will beweisen, daß trotz aller mittelalterlichen Riegel und Gitter, trotz aller altfränkischen Perrücken und Zöpfe der Zeitgeist seine Bezwinger bezwingt und die Gleichheit sich unter den erstickenden Decken der Theorie, dennoch in der Praxis immer mächtiger emporarbeitet. Vor allem ist nicht zu vergessen, daß es eine Zeit gab, wo Niemand Herr war als der Adel, und daß wenn es nach diesem ginge, die Concessionen die man seitdem dem Mittelstand gemacht hat, noch heute nicht existirten. Man darf nicht übersehen, daß das Schicklichkeitsgefühl selbst bei dem Beamten so weit gereift ist, daß er des altmodischen Zuschnitts sich sel-

der schämt, daß also bei der legislativen wie bei der executorischen Gewalt das Bewußtsein einer nothwendigen Reform sich vordrängt.

Dieses Bewußtsein, das sich jedoch zu keinem entscheidenden schöpferischen Schritte entschließen kann, sucht sich mit kleiner Scheidemünze zu behelfen, mit zahllosen kleinen Concessionen und Ausnahmsregeln. Aber die kleine Münze ist allmählig zu einem ansehnlichen Kapital angelaufen, die Ausnahmsmaßregeln sind zu einem halblogischen Zwischensystem zusammengewachsen, die Concessionen haben ein buntes Zwischenreich aufgeschwemmt, in welchem es von innern Widersprüchen und heterogenen Elementen wimmelt, das aber nichts desto weniger eine gewisse äußere Zusammenhangbarkeit hat. So locker dieser Boden ist, so hat sich doch eine mosaikartige Bevölkerung darauf angebaut, von der jedes Stück für sich einer andern Gattung angehört und seinen eigenen Gesetzen von Existenz und Nichtexistenz folgt, die aber insgesammt das Kennzeichen verbindet, daß sie sich durch Talent, Fleiß und Reichthum allmählig diesen Boden erobert, allmählig Zugeständnisse sich errungen die bei ihrem Entstehen, bei ihrer Geburt noch ferne lagen. Diese Mittelgesellschaft, die gleich den ersten Normannen im Land der Angelsachsen durch Muth, Thätigkeit und eine neue Civilisation immer mehr Raum gewinnt, und gleich jenen, die mit dem einen Fuße nach der Normandie und mit dem anderen bereits in Britanien wurzelten, mit dem einen Fuß in dem Bürger- und mit dem andern im Adelsstande stehen, diese immer wachsende und sich mehrende Masse muß ihrer Schwerkraft zufolge allmählig diesen durchbrechen und jenen nach sich ziehen: mit einem Worte, dieser Mittelstand wird damit enden, Gleichmäßigkeit der Gesetze für alle zu erringen.

Aber der Staat widersetzt sich dieser Nivellirung? Er sucht die scharfe Trennung der Stände zu unterhalten? Warum ertheilte er sonst alljährlich so viel neue Adelsbriefe? Und sind es nicht eben jene Individuen, die durch Talent, Fleiß und Reichthum sich zu einer bedeutenden gesellschaftlichen Stellung emporgeschwungen, die man durch Ertheilung des Adelsdiploms von ihrem Zusammenhange mit der Burgeoisie los zu lösen sucht? Liegt hier nicht die Absicht am Tage, den Bürgerstand zu schwächen und lieber hundert

tausend Privilegirte mehr zu schaffen als das Bürgerthum in Gesammtheit zu emancipiren?

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß solchen neuen Adelscreirungen ursprünglich diese Absicht zu Grunde lag. Aber wie oft geht ein Schiffer nach einem bestimmten Punkte unter Segel und ändert unter Weges seine Richtung, wenn er die Strömung und ihre Vortheile erst genauer kennen und berechnen lernt? Wie manches unansehnliche Boot, anfangs blos bestimmt einzelne Bewohner des einen Ufers nach dem andern hinüber zu führen, hat sich allmählig in ein geräumiges Dampfschiff verwandelt, weil man mit der Zeit erkannte, daß dieses Hin- und Herfahren beide Ufer ganz umgestaltete und noch eine ganz andere Aufgabe als eine bloße Personenüberfahrt sich mit dieser schwimmenden Brücke erfüllen läßt, die der Steuermann nach Belieben hemmen oder rascher treiben kann? Als Maria Theresia den Leopoldsorden und den Theresienorden stiftete, deren Verleihung den erblichen Freiherrnstand mit sich bringt, da geschah die Ueberfahrt mit einem kleinen Boote; seit jener Zeit aber sind hundert Tausende in den Adel erhoben worden, die Ueberfahrt wurde ins Große getrieben, das Boot ist zu einem Dampfschiff geworden.

Lassen Sie sich eine Geschichte erzählen: Vor vielen, vielen hundert Jahren gab es einmal einen Burggrafen, ganz im Style von Victor Hugo. Er wohnte auf einer hohen Felsenburg, ringsumher mit großen Waldungen umgeben, die von hundertjährigen Eichen, von Wölfen, Bären und anderem Wild wimmelten. Der Burggraf hatte einen Sohn, ein wackerer Degen, wild, stolz aber tapfer. Er erlegte täglich acht Wölfe, vier Bären, der Füchse, Luchse und anderes leichten Volks gar nicht zu gedenken. Wenn sein Vater eine Fehde hatte, so befehligte er seine Mannen und schlug den Feind aufs Haupt. Oft half er ihm auf der Zinne lauern, wenn die reichen Kaufleute nach der Messe zogen — wobei ihnen das goldene Fell über die Ohren gezogen und das menschliche wacker durchgegerbt wurde, alles in frommer, treuer Rittersitte: für Gott, Schönheit und Recht, wie es jene fromme Zeit im Gegensatz zu unserer ungläubigen und unchristlichen mit sich brachte. Der junge Ritter vermählte sich endlich, und sein Vater, der ihn mit Zärtlichkeit liebte, übergab ihm am Hochzeitstage ein Pergament, worin

ihm und seinen Nachkommen die ausschließliche Nutznießung des Forstes zugesichert wurde. Als der Burggraf nun ganz allein in den Mauern seines Schlosses umherging, langweilte er sich baß, er war noch ein rüstiger Mann von vierzig Jahren, und seine Haushälterin Walpurga, die er einst auf einem jener nächtlichen Streifzüge gegen die Frankfurter Meßfahrer erbeutet hatte, war eine schmucke Bürgermaid mit blonden Haaren und schwarzen Augen. Er hatte sie eigentlich auf sein Schloß gebracht, um ein reiches Lösegeld von ihren Anverwandten zu erpressen, aber die Anverwandten ließen die Anverwandte im Stiche. Doch Walpurga war klug und schlau — sie kochte dem Burggrafen seine Lieblingssüpplein, raufte ihm die einzelnen weißen Haare aus seinem Barte und schaute ihm dabei so brennend in die Augen, daß an einem schönen Sonntage, als der Sohn auf die Burg seines Vaters zu Besuche ritt, er diesen verlobt und nach wenigen Wochen mit der schwarzäugigen Walpurga vermählt fand. Der junge Ritter lachte über die tollen Streiche seines Vaters, der auf seine alten Tage noch eine so schmucke Pflegerin sich beilegte. — Neun Monate später schickte der junge Ritter an seinen Vater einen Abgesandten. Als dieser auf halbem Wege sich befand, begegnete er einen einsamen Reiter, der in Hast von der alten Felsenburg herbeigesprengt kam. Wohin Conrad? fragte dieser, als er in dem Abgesandten den Hausvogt des Ritters erkannte. Fröhliche Botschaft! rief Conrad, die tugendsame Gemalin unseres Herrn ist heute Nacht eines Söhnleins genesen! — Prosit Genesung und fröhliche Botschaft übereinander, das trifft sich ja prächtig! — auch Frau Walpurga genas eines wackren Knäbleins in heutiger Nacht antwortete der Reiter. Noch mehrere Male wetteiferte der Burggraf mit seinem Sohn in Uebersendung solcher fröhlichen Botschaft; ja, der Vater überflügelte den Sohn, und während dieser das Unglück hatte, daß zwei seiner jungen Zweige ihm abstarben, blühten die drei Knaben der bürgerlichen Walpurga frisch, fröhlich und frei in die Höh'. Es waren drei rüstige Jungen, die bereits in ihren sechszehnten Jahren in manche geschickte Kunst von ihrer Mutter eingeweiht waren. So oft der Ritter mit seinem jungen Sohne den Vater und Großvater besuchte, wurmte es ihn im Herzen, wenn er die

Bürgerbuben im Schlosse seiner Väter sich breit machen sah, aber er fuhr mit der Hand über die Stirne und verscheuchte sich selber die Grillen. „Sie sind ja nicht turnierfähig," beschwichtigte er sich, die reichen Forsten sind ja dir allein zum Revier angewiesen und nach dir deinem Sohne; was kümmert dich die Bürgerbrut! —

Zudem waren die drei Jungen voll Unterwürfigkeit und Demuth gegen den Ritter und seinen Junker. Es schien ihnen gar nicht in den Sinn zu kommen, daß jener ihr Bruder, dieser ihr Vetter war. Mit fast kriechender Unterthänigkeit trugen sie ihm die Lanze nach, schnitzten ihm die Pfeile, halfen dem Junker auf das Roß und zeigten sich nicht im mindesten gekränkt, wenn dieser im Uebermuthe ihnen einen Tritt mit dem Fuße gab. So vergingen wieder Jahre und Jahre; der Burggraf war ein Greis in Silberlocken, der Ritter ein Mann mit grauen Haaren geworden. Der Junker hatte sich vermählt; die Jungen hatten sich verheirathet, aber die Nachkommenschaft der letzteren war wieder zahlreicher als die des ersteren. Sie bauten sich rings um die Burgen an, und weil die Forsten und das Wild im Vorbehalt des Ritters und des Junkers geblieben, so lehrten sie ihre Söhne andere Gewerbe und Künste. Der eine zog mit Schiffen den Rhein hinab bis ins Meer, der andere schmiedete Waffen und erfand das Pulver, der dritte grub nach kostbaren Erzen im Schoße der Berge, der vierte baute Kirchen und malte Madonnen, der fünfte dichtete unsterbliche Lieder und schlug die Harfe. Aber wenn der Feind herannahte, das Schloß ihres Vaters zu bekriegen, da versammelten sich Alle unter Einem Banner und halfen die Angreifenden in die Flucht schlagen. Ihre Kunst und ihre große Anzahl kam ihnen dabei wohl zu Statten; mit ihrem Golde besoldeten sie neue Gefährten, mit ihren Gesängen und Liedern beflügelten sie den Muth in wilder Schlacht.

Einst nach einem gewonnenen Strauß trat der älteste von ihnen zu dem Burggrafen hin: Vater, sagte er, wir sind so gut deine Kinder und Enkel wie der Ritter und Junker; wir schützen deine Schwelle, wir erweitern deine Gebiete: warum sollen wir nicht auch in deinen Forsten ein gutes Stück Wild zum Lohne ha-

ben dürfen? — Der Alte, der in der Tiefe seines Herzens die Kinder seines Alters aufrichtig liebte und ihren Werth wohl begriff, antwortete hierauf: Deine Forderung ist billig, aber mein Sohn, der Ritter, ist Herr der Waldung; euch alle würde er nicht dulden, aber dir allein, als dem ältesten und tapfersten will ich auf eigene Faust hin das Recht gewähren. Der Ritter und der Junker schauten mürrisch drein, als sie zum ersten Male dem neuen Jagdgenossen in ihren Revieren begegneten. Aber er war so bescheiden und einsam, und sie ließen ihn gewähren. Und wieder kam ein Strauß und die Mauern des Schlosses schienen kaum der Zahl der Feinde länger widerstehen zu können. Aber der zweite Sohn hatte ein neues Wurfgeschoß erfunden, das mit einem Wurfe fünfzig Feinde erlegte. Diese flohen in Verwirrung. Aber als der Sieg errungen war, trat der Erretter vor seinen Vater hin und sprach: Vater sind wir nicht so gut deine Kinder und Enkel, wie der Ritter und der Junker, wir schützen deine Schwelle, wir erweitern deine Gebiete, warum sollen wir nicht auch in den Forsten ein gutes Stück Wild zum Lohne uns holen dürfen? Der Alte verfiel in ein langes Sinnen — endlich ermannte er sich und sprach: Deine Forderung ist billig mein Sohn, aber der Ritter ist Herr der Waldung, euch Alle würde er nicht dulden, aber weil du durch fast übermenschliche Kraft aus so großer Gefahr uns gerissen, so will ich auf eigene Faust gleich deinem ältern Bruder dir das Recht gewähren. Als der Ritter und der Junker zum erstenmale dem neuen Waidgesellen begegneten, hielten sie ihre Rosse zornig an, aber dieser verbeugte sich tief, und da gerade ein ausgehungerte Heer von Wölfen die Gegend in Schrecken setzte, so ließen sie sich den Zuwachs im Stillen gefallen. — Zu jener Zeit war in Schwaben ein großes Wettsingen ausgeschrieben. Die edelste Blüte des Landes war herbeigeeilt um den goldenen Lorbeer aus der Hand der schönsten Frau zu erringen. Aber alle überflügelte ein Einziger, der mit gleich wunderbarer Gewalt die kühnsten Lieder dichtete und zur Harfe sang. Der Name des Siegers ging von Mund zu Munde durch alle deutschen Gauen, alles beneidete den Vater eines solchen Sohnes, die Heimat eines solchen Sängers. Auch bis in die einsamen Gemächer des Burggrafen drang die Kunde: da trat der dritte Sohn Walpurgas

herein, die Harfe an der Seite, den Lorbeer auf dem Haupte, kniete er vor seinen Vater hin und sang das Siegeslied, das so viele Herzen erschütterte. Aus des Greises Augen stürzten heiße Thränen, in seinem Herzen regten sich alle Glut und Träume der Jugend. Er warf sich an den Hals des Jüngsten: Ja, Du bist ein Held, ein Sieger, wie sie Alle, und es hieße Gott verläugnen, der Dir seinen Segen auf die Stirn hauchte, wollte ich Dich nachsezzen. Gehe hin und theile alle ihre Rechte, der Wald gebührt Dir wie ihnen. Gott will es! Als der Ritter und der Junker diesen dritten Gesellen zum erstenmale in ihrem Gehege erblickten, da schlugen sie eine laute höhnische Lache auf und drehten ihm verächtlich den Rücken. Ein Harfenspieler, der es Rittern gleich thun will, ein Liederkräher, der ein Jäger ist — er ist nicht werth, daß wir darüber uns erzürnen. — Und wieder verstrichen Jahre. Das Schloß des Burggrafen war alt und morsch geworden, manche schwere Fehde hatte gefährliche Risse in den Mauern zurückgelassen. Da schickte der Alte um den Ritter und den Junker und ihre gesammten Verwandten und Nachkommen. Da wurde großer Rath gehalten, wie das Schloß zu erhalten und zu befestigen sei. Aber der Geldsäckel des Ritters und des Junkers waren erschöpft von Tournieren und Gelagen, ihre Anzahl war zu klein und ihre Hände zu ungeschickt, und zur Arbeit ungewohnt. Da strömten die andern Söhne, Enkel und Urenkel zu Hauf herbei. Aus ihren Truhen holten sie die durch langen Fleiß und Mäßigkeit ersparten Gold- und Silberstücke, die Frauen öffneten ihre Schmuckkästlein und holten ihr goldenes Geschmeide heraus, die jungen Bursche schürzten die Aermel auf und trugen Steine und Mörtel herbei, die älteren und erfahrneren nahmen den Cirkel und das Blei und machten Pläne und kunstreiche Berechnungen. Unter fröhlichem Sang und lustigem Getümmel wurde der alte Bau fast neu umgestaltet, die vom Sturme gestürzten Eichen im Forste, die unbenutzt der Fäulniß überlassen wurden, holte man herbei, schnitzte und polirte sie, machte Gerüste, Dächer und Geräthe daraus, die Wolfs- und Bärenfelle, die die Ritter und Junker verächtlich bei Seite liegen ließen, wurden kunstreich in schmuckes Pelzwerk umgearbeitet, theils um den Boden als Teppiche zu bedecken, theils um sie gegen andere Geräthe zu vertauschen, die auf Schiffen her-

beigeschleppt wurden. Wo früher die alte niedere Warte gestanden, wurde ein kühner, himmelhoher Thurm erbaut, der weithin das Land beherrschte, die alte Capelle wurde in einen herrlichen Dom mit weitgespannten Bogen, mit kostbarem Schnitzwerk und farbenreichen Schildereien verwandelt. Als nun der Greis, der eine Zeitlang das Dach seiner Ahnen verlassen mußte, weil es ihm über dem Kopf zusammenzustürzen drohte, feierlich einzog in den erweiterten, prachtvoll ausgeschmückten Bau, stürzten heiße Thränen aus seinen Augen. Ja, ihr seid alle meine Söhne, rief er aus, euch allen gebührt gleiches Recht an diesem Haus und allem seinen Gebiet. — Bei diesen Worten erhob sich ein großer Tumult in den Reihen der Schwiegersöhne, Enkel und Verwandten des Ritters; man ballte die Fäuste, schlug an die Schwerter, und drohende Worte flogen von allen Lippen. Der Junker trat mit raschen Schritten aus dem Kreise der Seinen, und mit funkelnden Augen entrollte er ohne ein Wort zu sprechen das Pergament, welches seinem Vater am Hochzeitstage von dem Alten eingehändigt wurde. Dreimal schwang er es über seinem Haupte und trat dann wieder zurück in den Kreis, eine fürchterliche Pause war eingetreten. Die Kniee des Greises zitterten. Beide Parteien maßen einander mit entflammten, zornigen Blicken. Aber den Nachkommen Walpurgas war die Unterwürfigkeit vor dem Ritter und dem Junker mit der Muttermilch eingeflößt worden, und statt auf ihre Mehrzahl und auf ihre Kraft vertrauend, sich die ihnen gebührenden Rechte zu erzwingen, zogen sie sich zurück. Der Greis athmete wieder auf, er hatte einen Kampf unter den Brüdern gefürchtet, er zitterte vor dem Uebermuth der einen, und vor dem entfesselten Zorne der andern Partei, drum ließ er nach der Art alter Leute, die vor Neuerungen und allen energischen Handlungen einen Abscheu haben, alles beim Alten. Aber die Enkel Walpurgas, die nun entschieden und von neuem sich von der Nutznießung der Forsten und der gleichmäßigen Rechte mit ihren Verwandten ausgeschlossen sahen, bauten nun sich selbst einen jungen Wald an, durchzogen ihn mit Straßen, Canälen, Wiesen und Aeckern, bevölkerten ihn mit Heerden und reichem Geflügel, auf seinen schönsten Plätzen erhoben sich stattliche Häuser, Capellen, Mühlen, Eisenhämmer — und bald glich das Land umher einem Paradiese, dessen Besitz alle Nachbarn dem alten Burg-

grafen neideten. In den alten Forsten des Junkers und Ritters war jedoch der Anblick ein ganz anderer. Die Bäume waren verwildert, die Wege von Gestrüppe und Felsengerölle verdorben, die Jagdhäuser verfielen, Wölfe und Füchse mehrten sich, die Herren, schlechte Wirthe, verschwenderisch und unthätig, sahen ihre Einkünfte mit jedem Tage schmäler werden, und blickten mit Neid auf die lachenden Fluren ihrer Nachbarn hinüber. Da trat endlich der Junker mit kecker Miene vor den Alten hin. Großvater, sagte er, unser Erbe droht zu faulen und zu verderben, wir sind der Arbeit ungewohnt und unser Blut ist zu edel, als daß wir zu niedriger Hanthierung uns entwürdigen könnten. Die da draußen aber sind adelloses Volk, ihnen kommt es zu, mit Rechen, Säge und Hammer zu arbeiten. Drum befiehl ihnen, daß sie unsern Wald nach dem Muster des ihrigen bearbeiten und bebauen. Der Alte sah den kecken Forderer mit langen Blicken an, aber er fürchtete ihn aufzubringen, er scheute die Störung seiner Ruhe. Ich kann ihnen nicht befehlen, sagte er, trachtet Ihr sie zu gewinnen, haut den Zaun um, der Euch von ihnen trennt und macht Gemeinschaft. Den Zaun umhauen? Nimmermehr! Wie könnt Ihr uns dazu rathen, Vater? Vergeßt Ihr, daß wir allein reines Blut in unsern Adern haben? Vergeßt Ihr, daß unser Vater Euch einst bei Euren Fehden beistand, Euch die Meßfahrer plündern half, daß wir allein Eure rechten Verwandten sind? Wollt Ihr Euch selbst in uns erniedrigen? Der Greis seufzte, er gedachte früherer Sünden und Verirrungen, worin der Ritter allerdings ihm stets ein getreuer Gehilfe war. Endlich sagte er, indem er seiner Stimme den sanftesten Ton zu geben suchte: Ich kann, kann Dir nicht helfen, mein guter Sohn, ich kann ihnen solchen Befehl nicht auferlegen, Ihr seid mächtig, aber sie sind es auch, ja sie sind noch mächtiger als Ihr, wenn sie erst ihre ganze Kraft kennen lernen. Im Fluge wachsen die Flügel, und im Kampfe die Kräfte. Folgt meinem Rathe, reizt sie nicht, jetzt noch sind sie demüthig gegen Euch, trachtet sie durch sanfte Worte zu gewinnen, zu überreden, sie sind noch nicht gewohnt, gegen Euch zu trotzen, und Ihr werdet sie für Euren Zweck gewinnen, ich will Euch dabei beistehen, so weit ich kann. Der Junker ging und der Alte athmete wieder auf, als wäre ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen. Sein Rath ward befolgt, und

seine Erfahrung hatte ihn nicht getäuscht. Walpurgas Enkel fanden sich geschmeichelt von den sanften Reden der ritterlichen Sippschaft, sie kamen gutmüthig herbei, umpflanzten den Forst, legten Straßen und Felder an, und ließen ihre Erfahrung, ihre Kunst und ihre Arbeit ihren stolzen Verwandten so zu Gute kommen, wie sich selbst. Von Zeit zu Zeit ertheilte der Alte dem fleißigsten unter ihnen zur Aufmunterung für die andern das Herrenrecht im Walde, ganz nach der Art der Privilegien seiner ältern Brüder. Der Ritter und der Junker wagten diesmal nicht mehr zu widersprechen. Aber die Zahl dieser neuen Herren vergrößerte sich mit ihrem Fleiße. Der Ritter und der Junker verbissen ihren Ingrimm und wichen, wo sie konnten, den neuen Eindringlingen aus. Die meisten von diesen waren noch zu jung in ihrem neuen Rechte, um diesen Hochmuth scharf zu fühlen. Aber ein Jüngling mit goldenen Locken und hochgewölbter Stirn, ein Enkel jenes Liedersängers, der einst den Sieg und den Lorbeer errungen, fühlte mit pochendem Herzen, was jenen in ihrer Stumpfheit und im Rausch ihrer neuen Stellung entging. An einem warmen Frühlingsmorgen, als Saaten und Bäume aufblüheten und der Hauch der neuen Zukunft über die ganze Natur ausgegossen lag, da faßte er sich ein Herz und trat in das Gemach des Alten und sprach: Vater, sind wir nicht Deine Kinder und Enkel so gut wie der Ritter und der Junker, wir schützen Deine Schwelle, wir erweitern Deine Gebiete, warum sollen wir nicht auch — —... Der Greis aber war bei diesen ihm wohlbekannten Worten erschrocken in den Stuhl gesunken, sein Haupt sank auf seine Brust herab, und mit einer abwehrenden Bewegung gebot er dem Jüngling Schweigen. Dieser warf einen langen, langen Blick auf den ehrwürdigen, aber schwachen Großvater und schritt zur Thür hinaus. Draußen aber harrte seiner eine Dienerin, die ihn zur Frau Walpurga beschied. Die hochbetagte Greisin empfing den Urenkel mit einem freundlichen Lächeln. Aus ihrem alten von weißen Löckchen umgebenen Gesichte, leuchteten die schwarzen Augen noch immer so klug und schlau hervor, als an dem Hochzeitstage, der sie mit dem Burggrafen vereinigte. Muth, Muth, mein Knabe, sagte sie, indem sie den niederknieendem Jüngling mit der weichen Hand durch die Locken fuhr. Noch ist der letzte Tag nicht gekommen und ich wache über Euch! Geh heim und sage

den Andern, sie sollen nicht ermüden in Standhaftigkeit und Muth. Sie sollen fortfahren zu bauen, zu pflanzen, zu hämmern, zu schiffen, zu dichten und zu singen. Seht Ihr nicht, wie der Wald immer lichter wird, immer mehr und mehr mit den Euern sich füllt; nun denn, wenn Eure Anzahl so groß sein wird, um die ganze Länge der Umzäunung zu füllen, dann wird diese unter Eurer Last von selbst zusammenbrechen, und Ihr werdet den Brüdern die Hand reichen, um ihnen das Einsteigen zu erleichtern, die alten Forsten und die neuen Anpflanzungen werden dann ein gemeinsames, für Alle gleiches Gebiet bleiben, und der Alte wird der erste sein, der Euch in diesem Rechte bestätigt, verlaßt Euch darauf, ich bürge Euch dafür. — —

. . . .

Aber um Himmelswillen, was hat diese alte Rittergeschichte mit der Wiener Gesellschaft gemein, von der Sie in der Ueberschrift des Aufsatzes zu erzählen versprachen?

Sie haben Recht und ich danke Ihnen für die Mahnung. Also schnell von der Wiener Gesellschaft: Wien, die Hauptstadt des österreichischen Kaiserthums, ist eine alte, alte Stadt, die auf einem Platze gebaut ist, der früher der Wiener Wald hieß. Die Herzöge von Oesterreich ließen sich da nieder, und viele Ritter und Edle bauten sich Paläste. Auch Handwerker, Kaufleute, Dichter und Künstler siedelten sich da an. Wien wurde mehrmals von Türken, Franzosen und andern Feinden bedroht, und es ist in den Chronikenbüchern zu lesen, wie die Bürger sich da tapfer, treu und ausharrend betragen. Auch viele Kirchen und Paläste bauten die kunstreichen Bürger, und einen wunderbaren Thurm, der der Stephansthurm heißt. Auch schöne Gärten legten sie an, unter andern den Augarten und den Prater. Der Genuß dieser Gärten blieb lange ein Vorbehalt der Grafen; aber am Ende des vorigen Jahrhunderts ließ ein berühmter Kaiser den Augarten, der früher nur von dem Hofe und dem Adel besucht wurde, weit öffnen, und schrieb über die Thüre: der (ganzen) Menschheit geweiht von ihrem Schätzer. Dieses brachte sonderbare Folgen, und viele der edeln Herren zogen seit dieser Zeit den Prater dem Augarten vor. Der Prater aber wird in zwei Hälften getheilt, die eine heißt der Nobelprater und die andere der Volksprater. In diesem letztern versam-

melt sich das lustige Bürgervolk bei Wein, Würstel und Hanswurstspäßen. Im Nobelprater aber rollen die goldenen Wagen der stolzen Edelherren, und eine alte Sitte bringt es mit sich, daß an jedem ersten Mai der Frühling hier feierlich eröffnet wird, und die reichsten Edelherren an diesem Tage in ganz neuen Kutschen mit prächtigen Pferden auffahren. Aber es mag nun jetzt einige Jahre her sein, da sah man einen wunderbaren, bisher ungewohnten Maitag. Unter den prächtigen Carossen der Edelherren sah man plötzlich auch nicht minder prächtige, in welchen reiche Kaufleute, Rathsmänner, Goldschmiede, Baumeister und ähnliche Bürger saßen. Seit jenem merkwürdigen, neuen Frühling sieht man an jedem ersten Mai die Zahl dieser prächtigen Bürgerwagen in erstaunlichem Zuwachs sich vermehren, und die der Edelherren an Reichthum und Menge fast verdunkeln. Von dem Volksprater herüber strömen viele schlichte Bürger und grüßen mit freundlichem Winken ihre Anverwandten und Freunde in den Wagen und Carossen. Einige von den letztern sind einfältig und schämen sich dieser Grüße, viele aber sind klug und treuherzig, und grüßen und danken zurück. Da ist denn ein fröhliches Hinüber- und Herüberlachen und Winken zwischen Fußgängern und Fahrenden.

An demselben ersten Mai herrscht noch eine andere alterthümliche Sitte. Am frühen Morgen lassen die reichsten Cavaliere ihre Laufer ein Wettrennen abhalten. Vom Anfange des Nobelpraters bis hinab zum „Lusthaus" läuft ein Dutzend dieser müßigen Livreediener im raschen Wettkampf. Die Volkshaufen ringsumher sehen neugierig und verwundert zu. Sie holen nichts, sie bringen nichts, sie laufen und laufen — was ist das Ziel ihres Laufs? . . . . .

A. Quetelet.

Ueber Wahrscheinlichkeitslehre und Statistik.

Die Fabel vom Lügner und der belgische Nachdruck. — Ein Werk von Quetelet. — Wissenschaft und Leben. — Gewiß und Unmöglich. — Kein Zufall. — In usum delphini — Zahlen beweisen! — Gefahren der Statistik. — Die Wissenschaft in den Kinderschuhen. — Erinnerung an die Astrologen und Alchymisten. — Wie man Statistik treiben muß. — Große Kriege vermehren die Bevölkerung. — Die Negersklaverei ein philantropisches Institut. — Statistik aus dem Kopfe. — Das Gedächtniß der Aerzte. — Einfluß der Aerzte und die Sterblichkeit in den Spitälern. — Entdeckung über den Blutumlauf. — Verbrecherlisten. — Verhältniß der Freisprechungen bei Geschwornengerichten. — Moralität in Belgien und in Sachsen. — Zukunft der Statistik.

Es ist mit den belgischen Büchern, wie mit jenem Hirten in der Fabel, der mit dem Geschrei: Der Wolf ist da! die Leute so lange foppte, bis endlich, als der Wolf wirklich kam, Niemand mehr darauf achtete. Die belgischen Nachdrucker haben die Welt so daran gewöhnt, nichts als wohlfeile Abdrücke französischer Romane von ihnen zu erwarten, daß, wenn die Wissenschaft in Belgien einmal ein gewichtiges Buch hervorbringt, dieses in Gefahr geräth, entweder unbeachtet zu bleiben, oder sehr spät sich Bahn zu brechen. Herr Quetelet, ein Mann von europäischem Ruf, ist dieser Gefahr zwar weniger ausgesetzt, aber vielleicht auch nur in gelehrten Kreisen. Beim großen Publicum dürfte auch er kaum eine Ausnahme machen, und doch ist sein neuestes Werk,*) das so eben die Presse

*) Lettres à S. A. R. le Duc regnant de Saxe-Cobourg et Gotha, sur la Théorie des Probabilités, appliquée aux sciences morales et politiques. Bruxelles, M. Hayez, 1846.

verlassen, der Art, daß die Gebildeten aller Stände dabei betheiligt sind, und daß auch Zeitschriften, die jeder Fachgelehrsamkeit fern stehen, von demselben Notiz nehmen sollten, denn es behandelt einen Gegenstand, der in alle Zweige socialer und politischer Bildung lebendig eingreift; und das in einer Weise, die für den deutschen Leser einen besondern Reiz hat. Man spricht bei uns neuerdings viel von der nothwendigen Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben, und wie selten versteht man es noch, diese Vermittlung herbeizuführen! Es wird der deutschen Weisheit, beim besten Willen, unendlich schwer, sich ein wenig herabzulassen, um dem Leben einen ganzen Schritt entgegen zu thun. Darin haben wir noch viel vom Auslande zu lernen. Das Werk, welches uns zu den nachfolgenden Zeilen anregt, scheint uns ein schönes und interessantes Beispiel, wie sich der wissenschaftlichste Ernst mit einer ungemein populären und anziehenden Darstellung vereinen läßt.

Quetelet beginnt damit, eine Theorie, welche die größten Forscher, wie Leibnitz, Pascal und Newton beschäftigt hat, und welche aller wissenschaftlichen Beobachtung zu Grunde liegt, die Theorie der Wahrscheinlichkeiten so zu entwickeln, daß man kaum begreift, wie man nicht selber längst auf sie gekommen ist. Während man aber noch kaum die Wichtigkeit dieser Lehre ahnt, welche blos unsern unphilosophischen Sprachgebrauch zu berichtigen scheint, sind wir schon bei der Anwendung derselben, und überzeugen uns, daß der gemeine Menschenverstand unwillkührlich jeden Augenblick von ihr Gebrauch macht, so wie fast alle Erfahrungswissenschaften von der Astronomie bis zur Botanik und alle socialen Einrichtungen, von der Lotterie bis zur Dreifelderwirthschaft auf ihr beruhen. Die Worte g e w i ß und u n m ö g l i c h sind nur eine conventionelle Phrase, eine sprachgebräuchliche Metapher; es giebt in der ganzen Erscheinungswelt sehr wenig mathematische Wahrheiten, es giebt weder absolute Gewißheit, noch absolute Unmöglichkeit, sondern nur sehr große und sehr geringe Wahrscheinlichkeiten. Selbst die Ueberzeugung, die wir bei jedem Sonnenuntergang vom nächsten Sonnenaufgang, und bei jeder Meeresebbe von der nächsten Flut haben, beruht bloß auf einer Wahrscheinlichkeitsberechnung. Eben so wenig aber giebt es einen Z u f a l l. „Das Wort Zufall dient nur zur Verhüllung unserer Unwissenheit.“ — „Wir glauben oft Alles sorg-

sam voraus berechnet zu haben, und sind dann erstaunt, ein Ereigniß eintreten zu sehen, dessen Ursache uns unbekannt ist. Wir wußten nicht, daß unser Würfel noch eine, von uns unbemerkte Seite hatte." — „Wer Alles voraus sehen könnte, für den gäbe es keinen Zufall, denn die außerordentlichsten, wie die scheinbar gewöhnlichsten Vorfälle haben ihre natürlichen und nothwendigen Ursachen." Zur Ausmessung der großen Stufenleiter zwischen „unmöglich" und „gewiß", d. h. zur Berechnung der jedesmaligen Chancen für und wider giebt Herr Quetelet dem Leser die arithmetischen Formeln an; die allgemeinen Gesetze, nach denen das Barometer der Wahrheit steigt oder fällt, erläutert unser Mentor mit einer unwiderstehlichen Klarheit, und macht sie durch die frappantesten Beispiele aus den verschiedensten Gebieten täglicher Erfahrung anschaulich. Todtenlisten und Versicherungsanstalten, Sternschnuppenbeobachtungen und Spielbanken zeigen sich in ihrer Einrichtung auf dasselbe Princip zurückgeführt.

Auf anmuthigem und doch scharf begrenztem wissenschaftlichem Wege kommen wir zum zweiten Theile des Buches, zur Lehre von der Durchschnittsrechnung, die der gemeine Menschenverstand ebenfalls instinctmäßig anwendet, und die wir hier nach strengern Gesetzen gebrauchen lernen, dann zum dritten Theile, dem Studium der Ursachen, und endlich zur Statistik, dieser großen politischen Hilfswissenschaft, deren rationelle Anwendung eben so schwierig ist, als wichtig für Administration und Gesetzgebung in allen ihren Zweigen. Ein Thema, dessen Verständniß anfangs nur die allergewöhnlichste, natürliche Fassungskraft voraussetzte, hat sich uns allmählich zu einem Gegenstand von universeller Bedeutung erhoben, und durch folgerechte, sokratische Entwicklung auch unser Verständniß dafür erweitert; aus den Beispielen, die anfangs wie müßige Phantasiespiele unsere Einbildungskraft fesselten, sind nach und nach die ernsthaftesten Rechenexempel geworden, deren Resultate zugleich mancherlei nützliche Winke und materielle Belehrungen enthalten; kurz, der Laie beginnt die Lectüre des Buches, dessen geschickte Einleitung auch die stumpfe Wißgier reizen muß, wird immer mehr gefesselt, und beendet das Studium desselben mit einer genauern Kenntniß der Mittel und Waffen, wodurch man sich Einsicht verschafft in die öffentlichen Zu-

stände eines Staates, in das materielle und dynamische Verhältniß der Staaten zu einander, in das Getriebe und in die Vor- und Rückschritte der Civilisation. Es ist ein trefflicher Lehrcursus für den angehenden Politiker, Publicisten, Beamten oder für einen — modernen Prinzen.

In der That ist das Buch, wie man aus seinem Titel sehen kann, ein in usum delphini geschriebenes; und es wäre zu wünschen, daß alle Dauphins moderner Zeit so ersprießliche Lehrcurse durchzumachen, und Gelehrte von so freiem, lebendigem Sinn, wie Quetelet, zu Mentoren hätten. Belgien kann in vielfacher Hinsicht als eine lehrreiche Fürstenschule angesehen werden, durch seine Geschichte sowohl, wie durch seine Gegenwart; und auch in diesen Briefen Quetelets an seinen Zögling, den jetzt regierenden Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, herrscht ein eigenthümlicher Ton, der an das Land erinnert, wo sie geschrieben wurden. Die briefliche Einkleidung, die besonders im ersten Theile hervortritt, ist von ungesuchter Liebenswürdigkeit, in den politischen und Verwaltungsgegenständen aber, die gelegenheitlich oder beispielsweise zur Sprache kommen, zeigt sich ein natürlicher Freisinn, der sich weder prahlerisch breit macht, noch über manche unangenehme Thatsachen diplomatisch hinwegschlüpft.

Die Abhandlung über die Statistik verdient heutzutage, wo das „Zahlen beweisen!" allgemeines Feldgeschrei geworden ist, vorzüglich beherzigt zu werden. Die Statistik ist ein Gebiet, auf dem Gewissenlosigkeit, Leichtsinn, Irrthum und Kurzsichtigkeit den ungeheuersten und gefährlichsten Spielraum haben. Hinter Ziffern verschanzt sieht das flachste Sophisma wie die tiefste Gründlichkeit aus. Nicht nur das große Zeitungspublicum, sondern auch ein großer, ja der größte Theil der Armee von Zeitungsschreibern hat noch kein volles Bewußtsein der endlosen Schwierigkeiten, welche die geringste statistische Forschung zu überwinden hat, ehe sie zu einem halbweg richtigen Resultate gelangt; abgesehen davon, daß die Wenigsten, auch wenn sie geistig dazu befähigt wären, die äußern Mittel besitzen, um die Zahlenbeweise, mit denen oft über Lebenskraft und Moralität von Völkern abgeurtheilt wird, einer competenten Kritik zu unterwerfen.

Herr Quetelet ist ein eifriger Statistiker, dessen Fleiß und

Scharfsinn bereits manches wichtige Ergebniß zu Tage gefördert haben; er ist ein begeisterter Anhänger dieses modernen Studiums, von welchem er unübersehbare Wirkungen erwartet, und es ist daher doppelt interessant, die Bekenntnisse und Erfahrungen zu hören, welche er bei Entwicklung seiner statistischen Principien mittheilt.

Die Statistik hat seit Schlözer, der sie „die stillstehende Geschichte" nannte, große Fortschritte gemacht, steckt aber doch noch in den Kinderschuhen. Quetelet erinnert, indem er die Frage aufwirft, ob man sie bereits als Wissenschaft anerkennen dürfe, an die Anfänge aller Wissenschaften. Was waren Zoologie, Botanik und Mineralogie vor hundert Jahren? Die Astronomie war anfangs eine gauklerische Astrologie. Betrüger und Charlatane beuteten keck die Leichtgläubigkeit des Volkes aus, während die wahre Sternkunde, schüchtern und verkannt, ihre ersten Schritte wagte, und sich umsonst bemühte, den von einer falschen Prätendentin usurpirten Thron einzunehmen. Eben so setzte sich die Alchymie neben die Wiege der Chemie. Und die Magie, die künftigen Wunder der Physik voraus ahnend, suchte dieselben in ihrer Weise zu vollbringen, und ein Scepter an sich zu reißen, welches ihr nicht bleiben sollte. Man sieht aus diesen Vergleichungen, daß Herr Quetelet die Statistik für mehr als ein trocknes Inventarienaufnehmen ansieht, und in der That erklärt er sich gegen die meisten bekannten Definitionen derselben, „als hervorgegangen aus einer mangelhaften Vorstellung von ihrem Wirkungskreis." Auch führt er schlagende Beispiele an von positiven Resultaten und fruchtbaren Entdeckungen in Physiologie, Oekonomie und Strafgesetzgebung, zu denen man auf dem Wege rein statistischer Forschung gelangt ist.

Die Auseinandersetzung der Queteletschen Anweisung über die Art wie man Statistik treiben müsse, über die Vorsichtsmaßregeln, die man bei allgemeiner, specieller und localer Statistik zu treffen hat, über das sicherste Studium der Ursachen, welches vorhergehen muß, über die Vergleichung analoger und unähnlicher Elemente u. s. w, wollen wir nicht erst unternehmen, weil sie uns zu weit führen würde; nur einige interessante Beispiele von der gewöhnlichen Art statistischer Verirrungen sei uns erlaubt, ihm nachzuerzählen.

„Jede neue Wissenschaft," sagt Hr. Quetelet, „hat für die profane Menge einen unwiderstehlichen Reiz. Jeder glaubt sich beru-

fen, sie zu protegiren und zu fördern. Man kann sich so leicht ein wissenschaftliches Ansehen geben, ohne viel Zeit aufzuwenden oder über Büchern blaß zu werden; sie hat ja noch keine Annalen und setzt geringe Gelehrsamkeit voraus." Dazu kommen noch die vorgefaßten Meinungen und die Schwierigkeit der Controle: „Man kann heutzutage mit der Statistik so ziemlich alles beweisen was man will." Zur napoleonischen Zeit bewies man in Frankreich durch Zahlen, daß große Kriege die Bevölkerung vermehren! Das war nun freilich einfache grobe Lüge, die den Werth der Statistik nicht herabsetzen kann. Wenn die Schmeichler Napoleons wissentlich falsch zählten, so thun es aber Andere ohne es zu wissen. Die gewöhnliche Volkszählung, die Sterblichkeit und Geburtslisten wimmeln oft von crassen Fehlern. Sehr häufig ist daran die Unkenntniß irgend einer Landessitte und Eigenthümlichkeit schuld. Mr. Sarauw bewies durch officiele Zahlen, daß auf einer der dänischen Antillen, St. Croix, einer Insel, die er bewohnt hatte, die Sterblichkeit unter den Negersklaven geringer sei als unter den Weißen, selbst in Europa. Wie leicht hätte nun ein Pflanzer darauf hin beweisen können, daß die Negersklaverei ein philanthropisches Institut sei! Aber Mr. Sarauw hatte nicht gewußt, daß die Negerkinder unter einem Jahre gar nicht in die Geburts- und Todtenlisten kommen. Eben so kann man sich auf die englischen Todtenlisten nicht verlassen, weil die Einschreibung dort nicht, wie in Frankreich, streng vorgeschrieben ist. Dagegen schien eine Zeit lang die Sterblichkeit unter den Belgiern größer, als sie wirklich ist, weil die Localverwaltung auch die Fremden die in einer Commune starben, mitzählte.

Die größten Mißgriffe werden begangen, wenn man Angaben traut, die aus vorgefaßten Meinungen, aus Eitelkeit oder Eigennutz unrichtig ausfallen, wenn man z. B. die Einfuhr eines hochbesteuerten Artikels nach den Listen der Douane zählen und die Rechnung ohne die Schmuggler machen wollte. Systemsüchtige Publicisten irren meistens, indem sie zu schwache Zahlen, deren Durchschnitt keinen billigen Maßstab liefert, zu Grunde legen. Ist man von einem Vorurtheil eingenommen, so nimmt man oft gern Resultate an, die anomal sind und von zufälligen Ursachen herrühren." Ja es gibt Leute, welche Urtheile nachbeten, die sich auf statistische

Beobachtungen aus dem Kopfe stützen. Solches Kopfrechnen ist doppelt trügerisch, weil sich dem Gedächtniß oft nur jene Erscheinungen und Fälle einprägen, die für den Beobachtenden ein besonderes Interesse haben oder seiner Eigenliebe schmeicheln. So haben die Aerzte, weil sie sich ihre Todten nicht gerne nachzählen lassen, ein unzuverlässiges Gedächtniß und sind in der Regel keine Freunde der Statistik, obwohl diese schon zu nützlichen Ergebnissen geführt hat. Dr. Hawkins erzählt, daß er durch einen Freund Beobachtungen in einem Spital anstellen ließ, wo drei Aerzte drei verschiedene Methoden anwendeten; der eine war ein Eklektiker, der andere war für das System des Zuwartens, der dritte ein Toniker. Die Sterblichkeit blieb unter den Kranken der drei Doctoren gleich groß, doch zeigte sich eine Verschiedenheit in der Dauer der Krankheit, dem Charakter der Reconvalescenz und der Anzahl der Rückfälle. Ein ähnliches Resultat liefert die Statistik aller großen Spitäler Europas. Die Sterblichkeit variirt überall nur um ein sehr Geringes und die Krankenwartung trägt demnach mehr oder wenigstens eben so viel zur Heilung bei als die verordneten Mixturen. Ueber den Einfluß des Alters auf den Blutumlauf waren die Physiologen bis vor Kurzem im größten Irrthum; man hatte entweder schlecht beobachtet oder die Durchschnittsrechnung aus einer zu kleinen Zahl von beobachteten Fällen gezogen. In allen physiologischen Werken ward derselbe Irrthum wiederholt und obwohl die Aerzte täglich Gelegenheit haben, den Puls zu fühlen, dachten sie lange nicht daran, ihre Wahrnehmungen aufzuschreiben. Erst kürzlich ergab sich, daß der Puls in der Regel im Greisenalter schneller geht als im Mannesalter und nicht langsamer, wie man geglaubt hatte.

Nichts ist schwieriger, als die Beurtheilung sittlicher Zustände eines Volkes nach der Anzahl seiner Verbrechen. Wie wenig sagen die Listen der Verurtheilten! Man muß vor allem bemerken, daß es drei Kategorien von Verbrechen giebt: solche die bekannt werden, so wie ihre Urheber, andere die wohl bekannt werden, ohne daß man die Thäter entdeckt, endlich solche, die ganz verborgen bleiben. Und nur die erste dieser drei Classen ist es, die der Statistik Zahlen liefert. In Belgien kommen jährlich drei bis vierhundert Verbrechen vor die Assisen. Angenommen, daß alle vierhun-

dert Vergehen von durchschnittlich gleicher Schwere sind und daß diese Anzahl den zehnten Theil der belgischen Verbrechen überhaupt ausmacht, so hätte man erst einen Maßstab für die jährliche Ab- oder Zunahme der Verbrechen. Und auch hier müssen wir voraus- setzen, daß die Wachsamkeit der Behörden sich immer gleich blieb. Will man gar die sittlichen Zustände eines Landes mit denen eines anderen vergleichen, so hat man außer dem Größenverhältniß auch die Verschiedenheit der Sitten, Gesetze und des Gerichtverfahrens in Anschlag zu bringen. In einem Lande kann ein Verbrechen sein, was in einem anderen geradezu erlaubt ist. Endlich werden nur die Fälle in die Verbrechenlisten eingetragen, wo wirklich eine Verur- theilung erfolgte; diese hängt aber sehr bedeutend vom Gerichts- verfahren ab. Vor der Einführung der Geschworenen in Belgien berechnete Herr Quetelet, daß von **100** Angeklagten nur **16** frei- gesprochen wurden, während in Frankreich und England von **100** Angeklagten **35** freigesprochen wurden. Welch ein Unterschied. Seit **1830** hat sich dasselbe Verhältniß auch in Belgien herausgestellt. Wollte man aber nun die Moralität des belgischen Volks mit dem des sächsischen oder badischen nach den Criminallisten verglei- chen, ohne auf diesen Unterschied Rücksicht zu nehmen, wie sehr würde Baden oder Sachsen zu kurz kommen!

Herr Quetelet ist der Ueberzeugung, daß die Statistik bestimmt ist, eine universelle Wissenschaft zu werden; dazu aber sei nöthig, daß nicht nur die statistischen Bureaus einzelner Länder, wie die von Berlin, Paris und London, immer umfassendere Vorarbeiten unternähmen, sondern daß auch eine gegenseitige Verständigung und Verbindung zwischen den verschiedenen Brennpunkten der Ci- vilisation stattfinde; dann würde man die vergleichbaren Elemente überall zusammenstellen und unter einen allgemeinen Gesichtspunkt bringen können, und auf die wichtigsten Interessen der Menschheit würde ein neues Licht fallen.

Tagebuch.

I.

Ungarische Zustände.

Die Zeitungen werden es Ihnen bereits zur Genüge kund gemacht haben, daß die Oppositionspartei allen Credit im Lande verloren habe, und daß ihre noch vor Kurzem so strahlende Macht über das Gemüth des Volkes zum bleichen Schatten herabgesunken sei, der weit entfernt, der Regierung irgend eine Besorgniß einzuflößen, höchstens noch geeignet wäre, tiefstes Mitleid zu erregen über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Abgesehen davon, daß dieser moralische Zerfall der oppositionellen Macht sehr übertrieben und ins Hochrothe gemalt ist, so scheint uns überhaupt dieser endlose Jubel und die klingenden Fanfaren der Conservativen über ein plötzlich erlangtes Uebergewicht, dessen Dauer ziemlich problematisch ist und von vielerlei Umständen abhängt, sehr kindisch und taktlos, denn es verräth die innere Angst und den beklemmten, politischen Athem, womit die conservative Partei bislang heimgesucht gewesen sein muß, um bei einer für sie günstigen Wendung der Dinge mit einem Male in einen solchen tollen Freudenruf auszubrechen, anstatt den Umschlag der Volksmeinung als das natürliche Ergebniß der beobachteten Parteipolitik mit Ruhe und Befriedigung hinzunehmen. Die Freudenbezeugungen der Conservativen verdanken ihren Ursprung der Ueberraschung und nicht dem Gefühl des besonnenen Siegers, der seine tapfern Anstrengungen endlich mit Erfolg gekrönt sieht; das ist der Jubel eines Börsenspeculanten, der über Nacht durch irgend ein Ungefähr zum Millionär geworden, aber nicht der sichere Stolz eines gediegenen Geschäftsmannes, der das Gelingen jahrelang gehegter und vorbereiteter Unternehmungen mit wohlgefälligem Lächeln und jenem Ausdruck des Gesichtes überblickt, der zu sagen scheint: mein Plan war gut.

Ich weiß wohl, daß die Conservativen ihren Sieg gleichfalls für die Frucht ihrer politischen Klugheit ausgeben möchten, doch die Art ihres Betragens widerspricht den Beweisführungen ihres Verstandes, der sich abmüht, die Gunst des Zufalls und der Umstände als

das Werk ihrer tiefsinnigen Staatskunst erscheinen zu lassen. Besonders sind es die Neuerungen in der Administration durch Einführung der Obergespannsverweser und die consequente Stärkung der Executivgewalt, welche als das Ergebniß tiefblickender Staatsklugheit gepriesen, denen es allein zuzuschreiben sei, daß die Conservativen wieder zur Majorität geworden und daß das Ansehen der Regierung in der Meinung der Nation so unendlich gestiegen ist. Ohne die Wichtigkeit der erwähnten Administrativreform irgendwie zu bezweifeln, oder selbst nur anzufechten, glaube ich dennoch, daß die Verstärkung der Executivgewalt die wahre Meinung des Landes nicht einen Augenblick wesentlich umzugestalten im Stande wäre, denn was müßte das für ein jämmerliches Volk sein, dessen politische Gesinnungsäußerung von der größeren oder minderen Machtbekleidung eines Verwaltungsbeamten abhängig ist. Nein, für so erbärmlich halte ich die adeligen Wähler der Comitate keineswegs, wenn ich auch gern oder ungern individuelle Ausnahmen zugeben muß; die Gewalt der Administratoren und ihre Bajonette könnten höchstens die Möglichkeit der freien Abstimmung aufheben, würden im schlimmsten Falle das Leben der Verfassung auf eine harte, aber vorübergehende Probe stellen, nicht aber aus Liberalen Conservative zu machen vermögen.

Der Grund der unläugbaren Verwandlung der Parteikräfte wird kaum in den äußerlichen Einflüssen zu suchen sein, die man von der Institution der Obergespannsverweser herleiten möchte, sondern weit eher aus einer inneren Stimmung, die in Folge der Begebenheiten und des gegenwärtigen Entwicklungszustandes in Ungarn die Gemüther im Allgemeinen ergriffen und gewendet hat. Die bisherigen Kämpfe im politischen Leben Ungarns sind lediglich um moralische und intellectuelle Güter geführt worden, wobei die Oppositionspartei dem Regierungsanhang gegenüber den unschätzbaren Vortheil besaß, die Bedürfnisse der Nation, wenigstens der herrschenden Nation, zu verfechten und zu vertreten, indeß die Regierung kaum in einer andern Stellung, als in der eines Angreifers und Verfassungsfeindes erschien. Die Volksmeinung stand darum ohne Unterbrechung auf Seiten der Opposition, in der sie den ritterlichen Schild aller Volksfreiheiten und der schwerbedrohten Nationalität erblickte und verehrte. Diese Kämpfe scheinen nun vor der Hand abgeschlossen zu sein, indem das Verlangte zum Theil gewährt wurde, und die Richtung des Zeitgeistes keine einseitige Ausbildung der sogenannten höhern oder geistigen Interessen duldet, da der materielle Zustand des Landes eine harmonische Lösung der Besserungsaufgabe gar dringend verlangt. So wie sich nun der Kampf auf das Schlachtfeld der materiellen Interessen zog, trat alsbald eine gänzlich veränderte Dynamik der Parteikräfte ein, denn erstens waren die Parteiführer nicht eingeübt in der Taktik dieses Terrains, das ganz andere Kenntnisse und Fähigkeiten in

Anspruch nahm, als vordem erforderlich gewesen, wo man mit einer genauen Kenntniß der Gesetzbücher und juristischen Gewohnheiten, etwas patriotischer Belesenheit in der Geschichte der Vorzeit und mit einem guten Vorrath feuriger Redewendungen eine glänzende Rolle spielen und für einen ausgezeichneten Politiker gelten konnte. Mit dem Auftauchen der Handels- und Industriefragen wurden diese mit Sorgfalt geputzten und deshalb im parlamentarischen Strauß so imponirend blinkenden Waffen auf einmal unbrauchbar, und wenn man sie gleichwohl anwenden wollte, so hatten sie keine Schärfe, und der Held wurde blos lächerlich. Man kann sich den Ingrimm und die Verzweiflung denken, welche die Feldherren der Opposition überwältigten, als sie endlich gewahr wurden, daß es mit ihrer Unüberwindlichkeit vorbei sei; so muß es den Rittern des Mittelalters zu Muthe gewesen sein, als die tödtlichen Bleikugeln der Hakenschützen ihre Glieder trotz Harnisch und Panzerhemd gar kläglich zerschmetterten, so würde es ohne Zweifel einem kühnen Bergvolke ergehen, das man plötzlich aus den Verschanzungen seiner Gebirgswelt in die Ebene eines flachen Wahlplatzes versetzte, in der keine seiner angelernten taktischen Maßregeln anwendbar ist. Umsonst hatten die magyarischen Patrioten zwölf Jahre ihrer schönsten Jugendzeit dem Studium des ungarischen Staatsrechtes und den Codices geopfert, umsonst die Reden des Cicero und jene eines Mirabeau und Pitt als Musterbilder analysirt und benutzt, jetzt trat ihnen bei jeder tönenden Phrase, bei jeder schlagenden Gesetzesstelle, die früher das Schicksal der Debatte entschieden hatte, irgend ein ungelehrter Cameralist oder prunkloser Kaufmann mit Beweisstücken entgegen, deren Natur sie zu wenig kannten, um die etwaigen Mängel derselben eben so schnell und siegreich zu treffen wie früher, wo es sich um juristische Erörterungen gehandelt. Die Jurisprudenz wurde durch die Cameralistik aus dem Felde geschlagen.

Daß dieser Sieg der Ziffer über den Paragraphen kein bleibender und nachhaltiger sein kann und wird, ist einleuchtend; sobald sich die Kräfte der Gegner wieder mehr ins Gleichgewicht gesetzt haben, geht die Schlacht von neuem los, und dann wird es sich zeigen, auf welcher Seite die Sympathien der Landes sind. Peter der Große dankte für die Niederlagen seines Heeres durch die von Karl XII. befehligten Schweden, denn durch die verlornen Schlachten lernten die Russen Schlachten gewinnen, und so wird denn auch die ungarische Oppositionspartei nach einigen Lehrjahren ihr Narwa finden.

Ein weiterer Grund des momentanen Uebergewichtes der Regierungspartei liegt in der veränderten Stellung der beiden Parteien zu den industriellen Tagesfragen, deren glückliche Erledigung hauptsächlich von dem guten Willen des Adels und von seiner Bereitwilligkeit dem Privilegium der Steuerfreiheit freiwillig zu entsagen, das wie ein böser Alp auf dem Herzen des Landes lastet, abhängt. Somit tritt die Regie-

rung in dieser Angelegenheit als Advocat des steuerbaren Bürger- und Bauernstandes auf, indeß der Adel diesmal die früher der Regierung zugefallene Rolle durchspielen muß. Da sich die Interessen vertauscht haben, so mußte auch ein Tausch der Sympathien stattfinden, und in diesem ganz natürlichen Wechsel der Meinungen liegt das Räthselwort der gegenwärtigen öffentlichen Stimmung in Ungarn. Man begreift also auch, wie die günstige Lage der Regierung dem oppositionellen Lager gegenüber keineswegs eine gesicherte genannt werden kann, sondern lediglich von dem Verhalten der Regierung sowohl, als der Liberalen bedingt erscheint; welche von beiden Seiten sich liberaler zeigen wird, das heißt patriotischer in der Aufopferung historischer Rechte zu Gunsten der materiellen Emporbringung und innern Blüte des Landes, die wird auch die Meinung der Nation für sich haben, denn am Ende kann es der Nation vollkommen gleichgültig sein, ob es die Conservativen sind, denen sie ihren Aufschwung verdankt, oder die Liberalen, da es sich einzig um die Erlangung einer gleichmäßigen Besteuerung handelt, ohne welche kein materieller Fortschritt möglich ist. Der Parteienkampf muß also nothwendigerweise ein Wettkampf des Edelmuthes werden, und wer bei dieser Auction der Volksgunst den Sieg davon trägt, der hat für die nächste Zukunft das Heft der politischen Macht in Händen. Wir können ruhig als Kampfrichter zuschauen, denn wie die Würfel der Entscheidung auch fallen mögen, wir können dabei blos gewinnen und werden dem Sieger am Schlusse den Dank gewiß nicht vorenthalten.

II.

Aus Berlin.

Herr Dönniges. — Eine diplomatische Schwenkung. — Verrätherische Anführungszeichen und verrätherische Anführungen. — Auch eine Kritik. — Der Sturzsche Handel. — Persönlichkeiten die Grund haben. — Gleiche Waffen. — Die Horatiertaktik. — Schwindeleien. — Berliner Witz. — Bescheidener Profit à l'anglais. — Verbot der Verleitung zu Auswanderungen.

Eben da ich an die Fortsetzung meiner Rückschau gehen will, erhalte ich die Allgemeine Zeitung und finde in der Beilage den vierten Artikel eines Aufsatzes von Herrn Prof. Dönniges „über die preußische Bankfrage.“ Da ich in meinem vorigen Schreiben diese streitige Angelegenheit berührt habe, so will ich auch die Dönnigessche Betheiligung bei derselben nicht unerwähnt lassen. Die drei früheren Artikel enthielten mehr eine Aufhäufung von Notizen, durch welche man sich nur mit Mühe hindurcharbeiten konnte, als eine klare Entwicklung der Frage und lieferten zur Lösung derselben keinen erheblichen neuen Beitrag. Es schien aber in diesen Artikeln, als ob Herr Dönniges sich ganz zu Gunsten einer Regierungsbank für Preußen erklärt hätte; in dem vierten Artikel kehrt er plötzlich den Spieß um.

Seine früheren Artikel, sagt er, hätten ergeben, daß man weder unbedingt der Privatbank, noch auch unbedingt der Staatsbank den Preis zuerkennen dürfe, für Preußen aber sei — aus Gründen, mit deren Mittheilung ich Ihre Leser keineswegs behelligen will — nur eine unter genauer Aufsicht der Regierung stehende Privatzettelbank möglich. Den Ursprung dieser Schwenkung welche Herr Dönniges gemacht hat, läßt der Schluß seines Aufsatzes ahnen, indem dieser Schluß zugleich eine Merkwürdigkeit darbietet, um deren willen ich eigentlich nur so lange bei der ganzen Sache verweile. Hr. Dönniges muß, seit er seinen ersten Artikel geschrieben, inzwischen in die Ansichten des Herrn Finanzministers eingeweiht worden sein; er giebt dies selbst zu verstehen. Ich sprach neulich von einer Indiscretion des Herrn Wöniger, eine weit größere begeht Herr Dönniges. Er sagt am Schlusse seines Artikels, die Ansichten welche er aufgestellt, seien der Hauptsache nach diejenigen welche der Herr Finanzminister „vertrete." Der Darstellung dieser Ansichten aber ist eine Aeußerung in Bezug auf das allbekannte preußische Gesetz wegen einer Zuziehung der Reichsstände zum Behufe der Contrahirung einer neuen Staatsanleihe und auf die Anwendung dieses Gesetzes zu welcher die Erschaffung von Bankzetteln Seitens einer Staatsanstalt nöthigen würde, eingewoben, und zwar eine Aeußerung die zwischen Anführungshäkchen eingeschlossen ist. Woher ist diese wörtlich citirte Stelle genommen? Sie gehört, nach des Herrn Dönniges eigener Erklärung, in den Kreis der Ansichten, welche „der Finanzminister vertritt;" dessen eigene Worte also doch wohl müssen da citirt sein: die Stelle muß aus einer der Denkschriften entnommen sein, welche zum Behufe der jetzt schwebenden Königlichen Entscheidung über die Bankfrage verfaßt worden sind. Wie kommt Herr Dönniges dazu, dem Publicum so kategorisch wie er thut, die Ansichten des Finanzministers zu überliefern und sogar mit des Finanzministers eigenen, für die Oeffentlichkeit doch nicht bestimmt gewesenen Worten? Ist Herr Dönniges dazu vom Herrn Finanzminister beauftragt oder autorisirt worden? — Nun, wie die Sache zugegangen ist, das läßt sich allenfalls vermuthen. Die geheimen Denkschriften kommen doch in manche Hände; mit jener Denkschrift des Herrn von Rönne über die Differentialzölle, welche Anfangs auszugsweise, endlich ganz von den Zeitungen veröffentlicht wurde, ist es ja ebenso ergangen. In meinem Kreise bildeten sich Viele damals ein, Hr. v. Rönne selber habe diese Veröffentlichung — nicht ungern gesehen! ich will davon nichts glauben: diese Denkschrift hatte so vielen Personen mitgetheilt werden müssen, daß das Geheimniß derselben nicht wohl behütet sein konnte; mir selbst waren längst ehe sie in die Zeitungen gerieth, zu verschiedenen Malen Exemplare davon zu Gesicht gekommen. Der Dönnigessche Fall ist aber doch anders; hier wird mitten in schwebender

Sache, wie nicht anders anzunehmen, aus einem geheimen ministeriellen Gutachten — die einseitige Aeußerung eines einzelnen Ministers, der vermuthlich eine andere Ansicht, vielleicht nicht minder gut begründet, entgegensteht, ins Publicum geschleudert, und mit der ausdrücklichen Versicherung, das sei die Meinung welche dieser Minister „vertrete." Was soll das? War es Herrn Dönniges nur um eine gewichtige Autorität für seine Ansicht zu thun? Oder wollte er den Finanzminister auf Kosten anderer Staatsbeamten die eine entgegengesetzte Ansicht „vertreten," populair machen? Oder ist's nur Ehrlichkeit, um sich nicht mit fremden Federn zu schmücken? In allen diesen Fällen aber ist das Verfahren unrecht. Was wollte ich lieber, als daß aus unserem Verwaltungswesen alle Heimlichthuerei verschwände, und daß die Berathungen wichtiger, die allgemeinen Interessen berührender Fragen am hellen Tage geführt werden könnten! Da nun dieses großartige Element eines entwickelten Staatslebens uns noch fehlt, so ist es, bei der jetzt so mächtig angewachsenen Theilnahme Vieler für die öffentlichen Angelegenheiten erklärlich und zu entschuldigen, wenn Jemand dem irgend ein bedeutungsvolles und geheimgehaltenes Document in die Hände gefallen, von dessen Veröffentlichung er sich großen Nutzen für die allgemeine Wohlfahrt oder Abwehr von beträchtlichem Schaden verspricht, dieses veröffentlicht; aber eine solche Ausplünderung von Staatsschriften wie sie mir in dem angeführten Falle vorzuliegen scheint, ohne alle Noth, ohne allen Sinn, blos aus Indiscretion, blos um — ich weiß nicht, Staat damit zu machen, oder was sonst? eine solche scheint mir unverantwortlich. — Unter anderm auch dem Haufen, welcher gegen die Juliussche Schrift wüthet, deren ich in meinem vorigen Brief erwähnte, tritt Herr Dönniges bei; er thut es aber in besonderer Weise, gibt sich das Ansehen, dieselbe zu verachten, citirt sie nicht mit ihrem Titel sondern nur andeutungsweise und nennt sie eine Broschüre „untergeordnetster Art." Was dann aber Herr Dönniges in solcher Weise anführt als ob es in der Juliusschen Schrift stände, steht in derselben gar nicht, oder vielmehr es steht ganz anders darin, als Herr Dönniges meint. Eine Uebereinstimmung zwischen Adam Smith und Ricardo, wie Herr Dönniges meint, ist in derselben nicht behauptet und wenn Dönniges sich darüber lustig macht, daß Julius Ricardo einen Theoretiker heiße, und Julius belehrt, daß Ricardo Gründer eines Banquierhauses gewesen sei, u. s. w., so ergiebt sich hieraus ganz unzweideutig, daß Herr Dönniges die Juliussche Schrift nicht gelesen haben kann, denn sonst würde er gefunden haben, daß es eine der Tendenzen dieser Schrift ist, zu zeigen, wie sehr selbst die größten Praktiker sich von Einbildungen beherrschen lassen und unter dem Vorgeben praktischer Grundsätze ihren Lieblingsträumen, ihren Systemen nachhängen; was ihnen bei der Praxis selbst nur deshalb

nicht so sehr schadet als man erwarten sollte, weil sie ihre eigenen systematischen Grundsätze in der That nicht strenge befolgen, sondern beständig praktische Ausnahmen machen. Auch Mr. Sam. Jones Loyd ist in der Juliusschen Schrift als Theoretiker behandelt, obgleich über ihn als Praktiker die nöthigen Notizen ausdrücklich beigebracht sind. Und diese Schrift also, die Herr Dönniges nicht gelesen, dieer vielleicht nur aus einer Anzeige der Spenerschen oder Vossischen Zeitung gekannt hat, nennt er eine Schrift „untergeordnetster Art.“ Und das thut Herr Dönniges, er, der augenscheinlich ebenso großen Anspruch auf Gründlichkeit als auf Billigkeit des Urtheils in allen seinen Aufsätzen macht. Was soll man sagen, wenn diejenigen welche sich selbst ihre Stellung hoch über den gemeinen Troß anweisen, so nach Troßbubenart in der Literatur verfahren? Aber leider zeigt Herr Dönniges in seinen Bankartikeln nur, wie sehr es ihm darum zu thun ist, seine national-ökonomischen Kenntnisse als etwas Seltenes und Vorzügliches in Preußen herauszustreichen: er kommt wiederholt und mit Nachdruck darauf zurück, daß in Preußen so wenig für Heranbildung von solchen Beamten die staatswirthliche Kenntnisse besitzen, gethan werde, und daß es an Männern dieser Art immer mehr zu fehlen anfange, wie sehr man ihrer bedürfe. Es klingt das fast wie Worte Eines, der sich anempfehlen will — wenn nicht zur Anstellung im Finanzministerio doch zum Bildner von Finanzbeamten; nur müsste man dann freilich die Ausrupfung von Federn aus officiellen Verhandlungen, um sich damit in Zeitungsaufsätzen zu putzen, für ein unglückliches Debût halten.

Ein anderer Zeitungsstreit, welcher in die kleine Periode fällt, die ich hier überblicke, ist der ebenfalls schon in einem meiner früheren Briefe erwähnte Inseratenwechsel zwischen dem brasilianischen Generalconsul, Herrn Sturz und seinen Gegnern, den Vertheidigern der Auswanderung nach der Moskitoküste. Auch in diesem Streite ist die allgemeine Angelegenheit ganz auf ein persönliches Gebiet hinübergespielt worden; man muß aber allerdings einräumen, daß diesmal wenigstens ein Grund dazu vorhanden war. Denn es handelte sich nicht um die Entscheidung eines Processes, dessen Thatbestand sicher ermittelt vorläge, so daß der Richter nur seinen Verstand zu gebrauchen hätte, um das Urtheil zu fällen; vielmehr konnte man sich wegen der Richtigkeit der Angaben, auf die sich die Entscheidung stützen mußte, nur an die Glaubwürdigkeit der Aussagenden halten. Es folgte daher diesmal aus dem Wesen der Sache, daß diese einander zu verdächtigen und in den Augen des Publicums unglaubwürdig zu machen suchten. Herr Sturz, der sich in einer großen Menge spaltenreicher Inserate allein gegen ein Dutzend Angreifer schlug, hat durch seine Beharrlichkeit, und wie es scheint, auch durch sein wirklich gutes Recht den Sieg davon getragen. Er deckte häßliche und hinterlistige

Manöver auf, mit denen die Gegner ihm beizukommen gesucht hatten, und außerdem machten diese — was bekanntlich noch weit schlimmer ist, als Unrechthaben — sich in den Zeitungen lächerlich; z. B. der Eine dadurch, daß er öffentlich versicherte er werde Herrn Sturz gerichtlich belangen, zu Verantwortung und eventueller Bestrafung ziehen, weil Sturz auf Jenes „Pflichterfüllung als Mitglied der im höchsten Auftrage nach der Moskitoküste gesandten Untersuchungscommission" sich Angriffe erlaubt habe. Ein allerliebster Einfall, diese von einigen vornehmen Herren ausgegangene Privatsendung in den Augen des Publicums zu einer staatsdienstlichen Angelegenheit stempeln zu wollen. Auch die „Börsennachrichten der Ostsee", die sich oft ohne das mindeste gesunde Urtheil zu allerlei Tracasserien herzugeben pflegen, wurden gegen Sturz aufgeboten, und auch dort drohete Jemand mit gerichtlicher Verfolgung. Unverzüglich erklärte Sturz tapfer, daß, wenn man ihn gerichtlich angreifen wolle, er für diesen Fall allen Exemtionen, die aus seiner Stellung flößen, entsage und bereit sei, „den Gegnern überall auf gleiche Weise und auf gleichem Fuße zu begegnen." In einer jener Zeitungsnummern, in denen der Kampf am heißesten wüthete, trat Sturz mit drei Inseraten gegen verschiedene seiner Gegner zugleich auf, und sagte dabei: „Ich hatte mir vorgenommen, meine zahlreichen Gegner en bloc abzufertigen; da deren Behauptungen aber so sehr verzweifelter Art sind, so muß ich mir wohl einige Taktik aus dem Kampfe des Horatiers mit den Curiatiern holen, und sie nun, wie es gerade kommt, einzeln abfertigen." Die Gegner warfen ihm vor, daß er gegen das Moskitoproject nur deshalb kämpfe, weil dasselbe seine längst gehegten Absichten, die deutsche Auswanderung nach Brasilien zu leiten, durchkreuze. Nun aber hatte Sturz in der That immer laut erklärt, daß er unter den jetzt noch in Brasilien bestehenden rechtlichen Verhältnissen zu einer Auswanderung dorthin nicht rathen könne; hierauf berief er sich in seiner Antwort. Dagegen warf er selbst den Moskitianern vor, daß sie arme Leute verleiteten, sich dem Moskitounternehmen anzuschließen, indem sie ihnen mit Aussichten auf leichtes Sammeln von Vanille und Goldstaub und von „selbstgewachsener" Seide und dergl. schmeichelten. In der That waren in einer der Versammlungen der sogenannten Berliner „Moskitogemeinde" — denn wirklich hatte sich eine Masse von Menschen für das Unternehmen enthusiasmiren lassen — viele Schaustücke von Landeserzeugnissen umhergewiesen worden. Endlich mischte sich noch der Berliner Witz hinein und gab dem Moskitoschwindel durch Verspottung in den Eingesandt's der Zeitungen den Rest. Es erschien zum Beispiel ein Gedicht mit vielen Namenwortspielen und dergl., welches gleich so anfing:

Ueber die Moskitoküste
Ist ein arger Sturz gekommen,
Der der vielgepriesenen Wüste
Alle Kundschaft schier benommen. u. s. w.

Inzwischen hatten sich auch die Verhandlungen über Ankauf eines Theils der Moskitoküste zerschlagen. Die Besitzer des betreffenden Landstrichs, Engländer, welche denselben, sagt man, für beiläufig 46000 Thlr. erstanden hatten, forderten dafür durch ihre Bevollmächtigten in Berlin 1,300,000 Thlr. Man bot ihnen 300,000 Thlr., also mit Abzug der Million. Endlich ließen sie sich herbei, für die gebotenen 300000 Thlr. einen Theil des Gebietes herzugeben, machten aber solche Nebenbedingungen, daß sich der Handel definitiv zerschlug. Außer der schon erwähnten Moskitogemeinde hatte sich noch ein zweiter Moskitoverein, unabhängig von jener, gebildet. Auch an andern Orten außer Berlin ergriff der Moskitoschwindel die Gemüther. Und so fand denn endlich das statt, was ich schon damals, als ich die Sache zuerst in diesen Blättern besprach, als dringend nöthig dargestellt hatte: der interimistische Minister des Innern erließ eine Circularverfügnng an sämmtliche Oberpräsidenten, betreffend Verhinderung öffentlicher Bestrebungen zur Beförderung der Auswanderung; es heißt in dieser Verfügung: „Namentlich sind Vereine zusammengetreten, um gemeinsam Unternehmungen dieser Art vorzubereiten, öffentliche Ankündigungen und Besprechungen haben statt gefunden u. s. w.;" es wird sodann auf ein älteres Gesetz verwiesen und dieses von ueuem eingeschärft, demzufolge „wer es sich zum Geschäfte macht, zur Auswanderung zu verleiten, mit Gefängniß von 1 Monat bis zu 2 Jahren bestraft werden soll;" endlich wird empfohlen, „auch indirect dahin zielenden Bestrebungen mit Nachdruck entgegenzutreten."

III.

Aus Mailand.

Eisenstraßen. — Dampfschifffahrt auf dem Po. — Gräfin Samoilow. — Naturpoeten. — Journalistik.

Wie bedeutend wird unsere Stadt erst gewinnen, wenn die Eisenstraße, die uns mit Venedig und unmittelbar mit Triest und Wien in Verbindung setzen soll, ganz vollendet ist! Der Tag, an dem die erste Locomotive von Venedig hier anlangt, wird eine radikale Umwälzung des hiesigen Lebens bewirken und die etwas abgeschlossene Physiognomie der Gesellschaft ohne Zweifel stark verändern. Die Eröffnung der ganzen Strecke zwischen der alten Dogenstadt und der Stadt der Paläste, dem prachtvollen Vicenza, hat uns hier ganz ungewöhnlich berührt, wie das Herannahen eines wichtigen Ereignisses, das man hofft und zugleich scheut. An der Rentabilität des Schienenweges darf wohl kein Vernünftiger zweifeln, indem die Bahn die volkreichsten Gegenden durchschneidet und alle Städte von Bedeutung, an denen das lombardisch-venetianische Königreich nicht arm ist, berührt. Die kurze Bahn von hier nach der Krönungsstadt Monza

hat im abgelaufenen Betriebsjahr allein 399,882 Passagiere befördert und mag uns eine Probe der Frequenz liefern, die die große italienische Schienenstraße, welche die beiden Hauptstädte des Landes mit einander verbindet, zu erwarten hat.

Ein neues Unternehmen von Wichtigkeit betrifft die Dampfschifffahrt auf dem Po, die bisher, wegen der eigenthümlichen Natur dieses Stromes noch nicht in Anwendung gekommen ist. Unter dem Vortritt des ausgezeichneten Patrioten Graf Mocenigo hat sich nämlich ein Actienverein zur Beschiffung des Po mit Dampfbooten gebildet, deren erster Versuch als gelungen zu betrachten ist, indem das in Venedig gebaute Dampfschiff: Contessa Clementina die Fahrt von der Mündung des Flusses bis nach Pavia an der sardinischen Grenze mit 1 Schuh Tiefgang und einer Schnelligkeit von 5 Miglien in der Stunde, in 50 Stunden zurücklegte. Bringt man die Hindernisse in Anschlag, welche wiederholte Fahrten beseitigen werden, so scheint es gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Strecke vom adriatischen Meere bis nach Pavia in Zukunft zu Berg in 35 und zu Thal in 20 Stunden zu durchschiffen sein werde.

Die hier noch im vollen Andenken befindliche Gräfin Samvilow eine geborene Gräfin Pahlen ist durch ihre romantische Ehe mit dem Franzosen Perry, den sie auf einer italienischen Bühne kennen gelernt, wieder zum Tagsgespräch der Gesellschaftszirkel geworden, in denen sie sich eine Reihe von Jahren hindurch bewegt hatte. Die Gräfin Samvilow lebte hier als emancipirte Dame auf großem Fuß und ihr Haus war ein Sammelplatz aller Kunstnotabilitäten und ausgezeichneten Männer in jeder Sphäre; Generäle und Sänger, Maler und hohe Staatsbeamte gingen dort ein und aus und verliehen ihrem Salon einen Anstrich genialer Ungezwungenheit und vollendeter Geselligkeit, wie er in Italien und zumal im österreichischen Gebiet wohl selten zu finden sein mag. Die Frau Gräfin, welche in dem gefährlichen, von Balzac so vortrefflich geschilderten Alter zwischen 25 und 36 Jahren stand, besaß ein gefühlvolles Herz, dessen wechselvolle Schicksale der Fama der Stadt den reichlichsten Stoff lieferten. Man erzählt, daß in dem Palast der Gräfin sich ein Saal befand, in dem die von guten Meistern aus schönem Mormor gefertigten Büsten der ausgezeichnetsten Männer aufgestellt waren, denen sie irgend einmal ihre Huld geschenkt hatte. Außer ihrer Villa am Comersee hat sie gegenwärtig keine Besitzung mehr auf italischem Boden und wird die Freuden der Ehe in dem geräuschvollen Paris genießen.

Die Erwähnung des Comersees erinnert mich an den poetischen Tischler, der recht artige Sonette hobelt und in der reizenden Seestadt ein sonderbares Doppelhandwerk ausübt; in Deutschland besitzt die Schuster- und Schneiderzunft fast ausschließlich unter den Handwerkern die dichterische Ader; in Italien und Frankreich zeigt sich die

Gabe das Naturpoeten gleichmäßiger vertheilt unter allen Arbeiterklassen und die Bötticher und Haarkräusler, die Schreiner und Juveliere sind von dem Himmel nicht weniger gesegnet mit der Ambrosia des Gesanges, als die Helden von der Ahle, ja in dem freundlichen Parma lebt sogar ein Naturdichter, welcher — Wurstmacher ist!

Wenn ich zuletzt noch von der Journalistik spreche, so geschieht es sicher nicht, weil man von Mailand nicht reden kann, ohne unsere Tagespresse zu berühren, denn diese ist zwar quantitativ bedeutend, aber desto unbedeutender in Bezug auf den Inhalt. Es erscheinen hier 30 periodische Blätter, in Wien nur 24, aber außer der Bibliotheca italiana ist kaum ein einziges der Empfehlung werth. Nichtssagendes Kunstgeschwätz und überschwänglicher Theaterklatsch bildet den fast ausschließlichen Inhalt unserer Tagespresse. Man kann nicht sagen, das sei lediglich Schuld der Censurverhältnisse, denn können diese den Nachdruck französischer Romane nicht verhindern, so werden sie wohl auch den Aufschwung irgend eines epischen Talents der Heimat nicht verhindern können. Il Pirata hat sich um das Doppelte vergrößert und liefert seither noch weitschweifigere Theaterkritiken, Figaro wirft sich auf den Holzschnitt, die Fama sieht gar nichts als die Kunst, der Bazar nährt sich ganz und gar vom Nachdruck und ist ein wahrer Bazar für gestohlene Geistesproducte.

IV.
Czechen und Deutsche in Prag.
(Ein Wort der Redaction.)

Wir müssen auf zwei kleine Artikel zurückkommen welche die Grenzboten in letzterer Zeit aus Prag brachten und welche aus den entgegengesetztesten Lagern herrührten. Der eine (ein Wort zur „Verständigung" Heft 52 v. Jahrg.) kam aus dem czechischen Lager und munterte die Deutschen in gnädiger Herablassuug auf, sich unter den Schutz der Slawen zu begeben: „O möchte Deutschland erkennen," ruft der Einsender aus — „daß es nicht eher zur Einheit gelangen kann und wird, bevor sich nicht die Süd- und Westslawen frei von aller Despotie zu einem großen und mächtigen Bunde vereinigt haben (!!!!)..... Lasset die Slawen sich die Bruderhände reichen zu einem mächtigen und festen Bunde, und Deutschland wird groß und mächtig werden, geschützt (!) von 36 Mill. Slawen, die wie ein mächtiger undurchdringlicher Phalanx Deutschlands wunde Stellen zu decken bereit sind, lasset die West- und Südslawen sich zu einem Förderativstaat vereinen und sie rufen Europa in die Schranken." Diese Worte kann man buchstäblich in den Grenzboten nachlesen. Es hat uns interessant geschienen eine Stimme aus der slawischen Mitte und die Hoffnungen und die Logik dieser Partei unsern Lesern vorzuführen. Aber eben so bedeutsam schien es uns, dem gegenüber in die Logik und das Raisonnement der Ultras aus dem deutschen Lager in Prag unsere

Leser einen Blick werfen zu lassen. Wir glauben, der Artikel „die Czechen im Salon" (s. Heft 9. l. J.) den wir aus dieser Rücksicht aufnahmen, liefert ein ganz artiges Pröbchen von Unduldsamkeit. Gestehen wir es nur unverholen, der slawische Ultra hat sich liebenswürdiger und menschlicher bewiesen, als unser deutscher Landsmann. Der Umstand, daß wir seinen Artikel im eigenen Blatte brachten, soll uns nicht abhalten die gewaltsame, übermüthige, ja sagen wir es frei heraus, rohe Gesinnung desselben zu würdigen. Der Slawe (in Num. 52.) der uns großmüthiger Weise seinen gnädigen Schutz verspricht, ist im Grunde komisch, aber ein gutmüthiger Phantast; allein der Deutsche (in Num. 9.) ist lieblos, hartherzig, und im Interesse deutscher Bildung und Fortschritte in Böhmen müssen wir ausrufen: Gott, behüte uns vor unsern Freunden! — Die Zeit der Germanisirung durch Gewaltstreiche ist Gott sei Dank vorüber; will man die Slawen von dem höhern Grade deutscher Bildung überzeugen, so sei man vor allem gebildet. Mit kosackischen Generalprincipien um sich zu schlagen, heißt für Deutschland gar schlechte Propaganda machen. „Böhmen wird deutsch werden, muß deutsch werden!" ruft der Herr Einsender aus. Solche Sprache war vielleicht an der Zeit vor zweihundert Jahren, als man das deutsche Anrecht an Böhmen durch spanische Bekehrungstruppen bewies, als es auf eine Gewaltthat mehr oder weniger nicht ankam. Ja, Böhmen mit Gewalt deutsch zu machen war im vorigen Jahrhundert weniger grausam als es jetzt wäre; im vorigen Jahrhundert, wo der Geist der Nationalitäten nicht so lebendig und selbstbewußt durch die Geschichte schritt wie jetzt. Einen Schlafenden, einen Kranken kann man ohne seinen Willen aus einem Zimmer ins andere tragen; einen Wachenden und Gesunden muß man überreden und gewinnen. — Wir glauben, der Leser wird nun ungefähr einen Begriff von der Stimmung haben, welche bei den Ultras beider Nationalitäten in Böhmen herrscht. Nachdem wir endlich noch der Stimme in Nr. 10 („Noch etwas von der czechischen Nationalität") welche in Prag selbst zum Schweigen verurtheilt war, die Zuflucht welche sie bei uns suchte, gegönnt, wollen wir, bis wir positivere Nachweise über den Stand des Czechismus und des Deutschthums in Böhmen zu liefern im Stande sind, die Polemik über diese Frage in diesen Blättern schweigen und die zahlreichen Erklärungen, die uns von Prager Vorkämpfern und Vordeclamatoren deutscher und czechischer Bewegung zukommen, ungedruckt lassen; beide Theile bewegen sich noch zu sehr im Allgemeinen, sagen daher nicht viel Neues, während ihre Leidenschaft so wenig parlamentarisch ist, daß die Redaction jeden Augenblick mit breiten Auseinandersetzungen interveniren müßte.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die Sterblichkeit in unserer Zeit.

Einer der falschen Gemeinplätze, die man am häufigsten vorbringen hört, ist die Behauptung, daß die physische Kraft der Menschenrace von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr abnähme. Ursprünglich von Schriftstellern ausgegangen, die gewissen Mißbräuchen entgegenkämpfen und entartete Sitten zur Natur zurückführen wollten, mit Beifall aufgenommen von allen Lobrednern der Vergangenheit, ist jener Irrthum zuletzt allgemein und populär geworden. Und da er einmal für eine Thatsache galt, wurde man auch bald einig über den Grund derselben. Die Ursache jener traurigen Nothwendigkeit, hieß es, ist — die Civilisation. Man klagt daher unsere politischen und socialen Zustände, unsere Lebensart, Denkweise und Empfindungen an — kurz Alles, wodurch wir uns von den Barbaren oder Wilden unterscheiden.

Zum Theil ist dieser Irrthum schon von Denkenden widerlegt worden, aber es dürfte doch nicht uninteressant sein, die Resultate einiger neueren Untersuchungen mitzutheilen, die man über jene Frage angestellt hat. Die erwähnte Ansicht spricht sich gewöhnlich in folgenden drei Sätzen aus: 1. Die Sterblichkeit habe in neuerer Zeit zugenommen; 2. Die Dauer des menschlichen Lebens sei kürzer geworden; 3. Endlich sei die Zahl der Krankheiten fortwährend im Steigen begriffen.

Wir wollen diese drei Sätze, einen nach dem andern, prüfen, und es wird sich zeigen, daß, in gewisser Beziehung, durchaus kein Unterschied ist zwischen Sonst und Jetzt; daß, in vieler Hinsicht eine offenbare Verbesserung stattgefunden hat; daß endlich die Ci-

vilisation, weit entfernt, die Quelle des angeblichen physischen Verfalls der Menschheit zu sein, das einzige Mittel ist, um für die Einen den status quo zu erhalten, für die andern aber noch weitere Verbesserungen herbeizuführen.

Es ist interessant, das rasche und regelmäßige Wachsen der Bevölkerung in jenen Ländern und Städten zu beobachten, wo das Leben seine größte Thätigkeit entwickelt, besonders wenn man sieht, daß kein Wachsthum, daß vielmehr eine Abnahme zu bemerken ist bei jenen Völkern, die an der Arbeit der Civilisation keinen Theil nehmen oder Theil zu nehmen aufgehört haben. In allen wohlorganisirten Staaten ist die Sterblichkeit geringer als sonst, und diese Abnahme der Sterblichkeit steht im genauesten Verhältniß mit dem Fortschritt der medicinischen und sanitätspolizeilichen Anstalten. Man befrage nur die Sterblichkeitslisten, welche weit genug zurückgehen, um eine Vergleichung zu gestatten.

Frankreich hat, innerhalb der Grenzen seines alten Gebiets, heutzutage beinahe 9 Millionen Menschen mehr, als vor 1789. Und doch hat die Anzahl der Geburten abgenommen. Man kann daher annehmen, daß die Sterblichkeit beträchtlich geringer sein muß. Dieser Anwuchs der Bevölkerung durch die Abnahme der Sterblichkeit ist ein sicheres Zeichen vom Fortschritt, den die Zustände von Land und Volk seit 1789 gemacht haben. Und dieser Fortschritt ist die Frucht des Friedens, der Civilisation.

Die relative Sterblichkeit war zur Zeit jeder allgemeinen Volkszählung folgende:

Im Jahre		kam	Sterbefall auf	
Im Jahre	1784	kam 1	Sterbefall auf 27,95	Einwohner.
	1801	1	35,42	
	1806	1	37,23	
	1821	1	41,09	
	1826	1	38,04	
	1831	1	40,69	
	1836	1	41,68	

Von hundert Menschen starben im Jahre 1780 immer fünfundfunfzig, im Jahre 1825 nur dreiundvierzig, wenn man die Masse der ein- bis funfzigjährigen Personen nimmt; von der Masse ein- bis sechszigjähriger Personen gingen sonst 85 zu Grunde, während heutzutage von derselben Menge nur 76 Leben verloren gehen.

Wäre es uns erlaubt, hier mehr ins Detail einzugehen, so würde der Leser über die Resultate staunen. Wenn man gewisse, zufällige Ursachen abrechnet, so zeigt sich im Allgemeinen, daß die relative Sterblichkeit überall im umgekehrten Verhältniß steht zum Fortschritte der Civilisation. Eine Denkschrift, die Herr Mulier der medicinischen Akademie in Paris anno 1828 mittheilte, beweist authentisch, daß, in den verschiedenen Departements von Frankreich, die Sterblichkeit desto geringer ist, je mehr der öffentliche Unterricht in denselben sich verbreitet hat, und umgekehrt. Der gebildetere Norden Frankreichs zeigt weniger Sterbefälle, während die Unter-Bretagne in Hinsicht der Sterblichkeit und der Bildung gleich schwarz angeschrieben steht. In den Departements ersten Ranges kommt ein Todesfall auf 50 Einwohner; in den Departements letzten Ranges einer auf 26; durchschnittlich kam in Frankreich, nach Mulier, anno 1828 einer auf vierzig.

Ueber den jährlichen Fortschritt der Bevölkerung von Paris besitzt man Documente seit 1670; damals ließ der große Minister Colbert die ersten Untersuchungen darüber anstellen, die seitdem regelmäßig fortgesetzt wurden. Man findet sie vollständig abgedruckt in den „Statistischen Forschungen über die Stadt Paris und das Departement der Seine, herausgegeben unter der Leitung des Grafen von Chabrol." (Paris, 1823). In dem einleitenden Memoire, welches gleichsam die aus der großen Arbeit geschöpften moralischen Folgerungen enthält, heißt es unter anderm: „In dem Maße, als die gemeinnützigen Kenntnisse sich verbreitet und auf die öffentliche Verwaltung Einfluß gewonnen haben, ist auch die zeitweise große Sterblichkeit in der Hauptstadt viel seltener geworden. In der Reihe der jährlichen Sterbefälle ist mehr Gleichmäßigkeit eingetreten; die Veränderungen fallen nicht mehr so plötzlich und in so ausgedehntem Maße aus, wie ehedem.... Es herrscht ein humanerer und mehr erleuchteter Sinn im Bereich der öffentlichen Unterstützung und Hülfeleistung, überhaupt haben Erfahrung, Fortschritt der Industrie und allgemeine Stimmung der Geister zu glücklichen Verbesserungen geführt.

Von 1670 bis 1760 überstieg die Zahl der jährlichen Sterbefälle fast jedesmal die der Geburten, während sie seit 1760 weit unter der letztern blieb; ausgenommen die Jahre 1780 und 1781,

ferner die Revolutionsjahre 1792 bis 1796, die Kriegsjahre 1806, 1814 und das Cholerajahr 1832. Zur bessern Würdigung des Unterschiedes diene folgende kleine Tabelle:

Jahr.	Geburten.	Sterbefälle.	Ueberschuß an Geburten.	Ueberschuß an Sterbefällen.
1670	16810	21461	—	4651
1680	18968	24411	—	5443
1710	13634	22329	—	9695
1720	17679	20371	—	2692
1740	18632	25284	—	6652
1760	17991	18531	—	540
1780	16617	21231	—	4614
1800	20711	19872	839	—
1810	19037	17705	1332	—
1820	24858	22464	2394	—
1825	29253	26893	2360	—
1830	28587	27464	1123	—
1835	29320	24524	4796	—

Wenn wir, auf die Jahre officieller Volkszählung blickend, die Anzahl der Gestorbenen mit der Volkszahl vergleichen, so finden wir, daß in Paris 1801 einer von 26,3 Bewohnern starb; 1806 einer von 29,3; 1821 einer von 31,5; 1826 einer von 35,1; 1831 einer von 29,7; 1836 einer von 36,8.

Nach Villermé's Berechnung*) verhielt sich die relative Sterblichkeit der Bevölkerung von Paris im 14. Jahrhundert wie 1 zu 17; im 17. Jahrhundert wie 1 zu 26; im 18. Jahrhundert wie 1 zu 32; im 19. Jahrhundert verhält sie sich, nach Benoiston von Châteauneuf, wie 1 zu 39. Diese Zahlenverhältnisse bedürfen wohl keines Commentars.

Die Todtenlisten Londons reichen bis zum Jahre 1550 zurück. Im Jahre 1697 betrug die Zahl der Sterbefälle in London 21,000, während sie im Jahre 1797, trotz des ansehnlichen Wachsthums der Bevölkerung, nur 17,000 betrug. Im Jahre 1700 verhielten sich die Sterbefälle zu den Geburten wie 1000 zu 570.**)

Die Sterblichkeit in England zeigt, nach Hawkins***), im Jahre

*) Siehe Burdachs Physiologie.
**) Siehe Süßmilch, die göttliche Ordnung rc. 4. Auflage. Berlin 1775.
***) Elements of medical statistics. London 1828.

1780 sich in dem Verhältniß, daß ungefähr einer von vierzig Einwohnern stirbt; im Jahre 1821 stirbt einer von achtundfunfzig Einwohnern, demnach hatte die Sterblichkeit in einem Zeitraume von 40 Jahren beinahe um ein Drittel abgenommen.

Die Berliner Todtenlisten, auf die man sich verlassen kann, umfassen einen Zeitraum von beinahe hundert Jahren; und es geht aus ihnen, nach Casper*), hervor, daß heutzutage von tausend Personen 40 weniger in der Kindheit hinweggerafft werden, als vor achtzig Jahren hinweggerafft zu werden pflegten, und zweitens, daß von tausend Seelen die Zahl derjenigen, die ein hohes Alter erreichen, sich um 27 vermehrt hat.

Dr. Odier hatte im Journal de Genève (Jahrgang 1791) drei Tabellen mitgetheilt, die er nach den Genfer Todtenlisten mit großer Sorgfalt seit dem Jahre 1560 zusammengestellt hatte. Eine erste Fortsetzung seiner Arbeit, für die Jahre 1761 — 1802, theilte er in der Bibliotheke Britannique mit, in welcher Revue er endlich auch eine weitere Fortsetzung für die Jahre 1801 — 1813 folgen ließ. Diesen fünf Tabellen fügte Herr Serre-Mallet noch eine sechste hinzu, welche die Jahre 1825 — 1826 umfaßt. Aus diesen sechs Tabellen nun geht hervor, daß die Lebenswahrscheinlichkeit und die mittlere Lebensdauer seit dem 16. Jahrhundert bis 1826 fortwährend im Steigen waren, und Serre-Mallet führt unter den Ursachen dieses Fortschrittes namentlich an: die Vervollkommnung der physischen und moralischen Erziehung, die größere Wohlhabenheit unter allen Classen der Gesellschaft, und endlich die Fortschritte in Heilkunst und Gesundheitslehre. Er kommt übrigens zu folgendem Resultat:

	Lebenswahrscheinlichkeit**)		Mittlere Lebensdauer.	
	Jahre.	Monate.	Jahre.	Monate.
16. Jahrhundert	4	9	18	5
17. Jahrhundert	7	11	23	4
1701 — 1760	27	3	32	8
1761 — 1800	32	4	33	7
1801 — 1813	37	10	38	6
1815 — 1826	45	10	38	10

*) Vorlesung über die wahrscheinliche Lebensdauer. Berlin 1843.

**) Die Lebenswahrscheinlichkeit ist bekanntlich die Anzahl der Jahre, nach deren Verlauf die Hälfte von einer Anzahl gleich alter Indivi-

Von Stuttgart besitzt man statistische Nachweisungen, die bis zum Jahre 1762 zurückgehen.*) Von tausend lebendig gebornen Kindern erreichen jetzt 47 mehr als ehedem ein Alter von 15 Jahren. Damit man jedoch nicht glaube, daß diese Besserung sich blos auf die Kindheit und das Knabenalter erstrecke, oder daß sie blos der Impfung zuzuschreiben sei, theilen wir folgende Tabelle mit, auf die sich Burdach in seiner Physiologie bezieht:

Relative Sterblichkeit.	1762—1790.	1790—1803.	1803—1811.	1812—1827.
Von 60—70 Jahr Alten	22,4	22,1	22,3	24,8
„ 70—80 „ „	13,4	14,4	13,7	14,1
„ 80—90 „ „	10,6	10,6	10,9	11,5
„ 90—100 „ „	8,6	9,0	10,2	11,3

Nach einer andern im Jahre 1834 herausgekommenen Uebersicht**) hat sich die Bevölkerung von Stuttgart in den letzten zwei Jahrhunderten vervierfacht und die Zahl der Geburten übersteigt längst um ein Bedeutendes die der Sterbefälle.

In Brüssel zeigt sich für die zwei Jahrzehende 1800—1809 und 1836—1845 folgendes Resultat:

	Durchschnittszahl der Geb.	Der Gestorbenen.	Mehr Geb.	Mehr Tode.
1800—1809	2874	2925	—	51
1836—1845	4672	4234	438	—

Indessen, wenn man die Sterblichkeit und die Bevölkerungszahl in diesen zwei Perioden zusammenstellt, so ist kein bedeutender Fortschritt zu bemerken; die Bevölkerung kann man in der ersten Periode auf 7000 Seelen und in der zweiten auf 110,000 anschlagen; demnach starb in jener Zeit einer von 24 und in dieser einer von 26 Personen.

Es fehlt uns hier an Raum, um durch fernere Citate zu beweisen, welche entgegengesetzte Resultate Verfall und Rückkehr zur Barbarei haben. Es müßte interessant sein, die Todtenlisten gewisser Städte Italiens, Spaniens und Portugals zusammenzustel-

---

duen gestorben ist; die mittlere Lebensdauer erhält man, wenn man die Lebensjahre einer gewissen Anzahl Individuen zusammenaddirt und durch die Zahl der Individuen getheilt hat.

*) Schübler, über die Aenderung in den Gesetzen der Sterblichkeit durch Einführung der Kuhpocken. Tübingen 1827.

**) Stimmel, über die Bevölkerung u. s. w. von Stuttgart. Inauguraldissertation. Tübingen 1834.

len. Aber weiß man nicht, daß die Bevölkerung Spaniens, z. B. seit Philipp II., fortwährend zurückgegangen ist? Liegen uns nicht augenscheinliche Thatsachen vor Augen, die jeden Zahlenbeweis überflüssig machen? Was ist aus der Bevölkerung Griechenlands geworden, seit sie erst das byzantinische und dann das türkische Joch zu tragen hatte? Und was ist aus der ungeheuern Bevölkerung Roms seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts geworden? Die arabischen und maurischen Stämme bieten dasselbe Schauspiel. Endlich kennt man ja die erschreckende Sterblichkeit, die unter den Indianern von Amerika herrscht, und die reißende Schnelligkeit, mit der diese Stämme ihrem Erlöschen zueilen. Diese Race — was nicht zu vergessen ist — hat auch ihre Periode der Civilisation und des Wachsthums gehabt; nur war sie schon damals in Verfall, als die Europäer mit ihnen zum ersten Mal in Berührung kamen.

Ein zweiter Irrthum, der noch allgemeiner verbreitet ist, als der erste, betrifft das hohe Alter. Ueberall hört man die entmuthigende Behauptung, daß durch das Raffinement der Civilisation der natürliche Tod früher eintrete, als ehedem, daß wir frühzeitiger alt würden.

Zum Theil wird diese Ansicht schon durch die oben angeführten Zahlen widerlegt. Allerdings zeigt uns die Zahl der Sterbefälle, verglichen mit der Zahl der Geburten nur die jedesmalige Schnelligkeit an, mit welcher sich die Bevölkerungen erneuern, aber die Vergleichung dieser beiden Elemente mit der Totalziffer der Bevölkerung läßt doch auf das normale Ziel des menschlichen Lebens schließen.

Wir haben gesehen, daß die Zahl der Geburten nirgendwo, daß aber trotzdem die Bevölkerung überall merklich gewachsen ist; ein Beweis, daß sich die Bevölkerungen der angeführten Orte heutzutage weniger häufig erneuern, d. h. daß das menschliche Leben länger geworden ist.

Indeß könnte man noch in Bezug auf das Alterthum zweifeln, welches uns leider keine statistischen Tabellen hinterlassen hat. Wir haben darüber einzelne Notizen gesammelt. Schon Moses beklagt die kurze Dauer des menschlichen Daseins. Achtzig Jahre, wenn's hoch kommt! ruft er. Unter den jüdischen Königen hat keiner länger als siebenzig Jahre gelebt; man kennt das Lebensal-

ter der meisten altägyptischen Könige und es zeigt keinen Unterschied vom Lebensalter moderner Könige. Etwas über funfzig Jahre hat nur einer der Pharaonen regiert.

Solon, Anakreon, Sophokles, Pindar wurden achtzig, Demokrit hundert und neun, Plato einundachtzig, Diogenes neunzig, Fabius Cunctator und Cato neunzig Jahre alt, aber alle diese Männer wurden auch bei Griechen und Römern als merkwürdige Beispiele citirt.

Plinius erzählt, daß man bei einer Volkszählung unter Kaiser Claudius einen 150 Jahr alten Mann gefunden, Namens T. Fullonius Bononiensis. Der Kaiser war ungläubig und ließ deshalb eine besondere Untersuchung anstellen. Dieser Fall, den die Römer als so wunderbar ansahen, wurde in neuerer Zeit mehrmals überboten. Henri Jenkins starb huudertneunundsechzig Jahr alt anno 1670 zu Ellerton in Yorkshire; Thomas Damme wurde 155 Jahr alt. Thomas Parre aber, der berühmteste unter den Greisen, der 152 Jahr alt starb, hatte in einem Alter von 140 Jahren noch seine volle Zeugungskraft, und nach seinem Tode fand Harvey, der berühmte englische Arzt des 17. Jahrhunderts, bei der Section, daß sich noch kein einziger Knorpel in seinem Rückgrat verknöchert hatte. Diese Thatsachen sind historisch. Andere Fälle von sehr hohem Alter giebt es noch, die jedoch nicht ganz genau festgestellt sind. So z. B. soll der Däne Drakenberg 146 Jahre, Jean Surrington, der in Norwegen starb, 160, Kintingern in Schottland und Peter Czartan in Ungarn beide gar 180 Jahre alt geworden sein. Als Regel nimmt man an, daß in jedem Jahrhundert wenigstens zwei Individuen ein Alter von hundertundfunfzig Jahren erreichen.

Plinius hat uns noch ein wichtiges Document aufbewahrt, nämlich einen Auszug aus den Listen einer allgemeinen Volkszählung, die im römischen Kaiserreiche zur Zeit als die beiden Vespasiane das Censoramt ausübten, vorgenommen wurde. Man fand damals in dem zwischen Po und Appeninen liegenden Theil Italiens 140 Greise von hundert Jahren, 57 von hundert und zehn, 2 von hundert und fünfundzwanzig, 4 von hundert und dreißig, 4 zwischen hundert und fünfunddreißig und hundert und siebenunddreißig Jahren, und endlich 3 Greise von hundertundvierzig Jahren. Obgleich diese Resultate außerordentlich günstig erscheinen, so kann

man sie doch nicht ganz als ausnahmsweise ansehen, besonders wenn man den Einfluß der noch jetzt gesundesten Gegend Italiens und wenn man den Bevölkerungsstand in Anschlag bringt, der nach allem was man weiß, gerade damals ein ungemein hoher war. Ja diese Zahlen würden am Ende eher für als gegen unsere Ansicht sprechen, denn man weiß, daß in jener Epoche des römischen Kaiserthums die Lebensweise in vieler Hinsicht raffinirter war als heutzutage.

Nach den Tabellen des geistvollen Physiologen Burdach, der darin so zu sagen die Unterschiede von Zeit und Raum durch eine Vereinigung verschiedener Elemente zu verwischen gesucht hat, findet man unter jeder Million Menschen im Durchschnitt zweihundert Individuen die ein Lebensalter von hundert Jahren überschreiten. Und es ist wohl keine Uebertreibung, wenn man die Bevölkerung des schönsten Theiles von Italien zu Plinius Zeiten drei Millionen hoch schätzt. — Unter 750,322 Personen, die in einem Zeitraum von dreißig Jahren zu London gestorben sind, fanden sich 236 Individuen, welche 100 bis 110, 6, welche 110 bis 129 Jahre erreicht hatten, und 1, welches gar 138 Jahre alt geworden war. Können sich diese Resultate nicht mit denen des Plinius messen? — In der Mark Brandenburg endlich fand man unter 351,959 Gestorbenen einen von 114, einen von 115, einen von 120 und einen von 125 Jahren. Bei einer Bevölkerung von 11,990,385 Seelen im Königreich England und Wales gab es im Jahre 1821 nicht weniger als 216 Personen, die das ehrwürdige Alter von 100 Jahren überschritten hatten; im Jahre 1841 gab es unter 15,906,741 Einwohnern 249 hundertjährige Greise.*) Belgien hat, wie Holland und Norddeutschland, immer nur wenig Hundertjährige aufzuweisen gehabt. Nach den Herren Quetelet und Smits gab es am 1. Januar 1831 in Belgien nur sechszehn steinalte Greise, von denen die drei ältesten 104, 110 und 111 Jahre zählten. Nach H. Heuschling zählt man in Belgien auf eine Periode von acht Jahren durchschnittlich siebzehn hundertjährige Personen. In der Provinz Lüttich findet man seit der im Jahre 1806 vorgenommenen Volkszählung unter 348,774 Einwohnern fünf Hun-

*) Neison, contributions to vital statistics. London 1845.

dertjährige; anno 1826 gab es nur drei bei einer Bevölkerung von 334,159 Seelen.

Die Sterblichkeitstabellen von Ulpian sind auch ein Document aus dem Alterthume; sie stimmen auf überraschende Weise mit den unsern und namentlich mit denen der großen Städte überein. Nach ihnen stehen London und das alte Rom hinsichtlich der Lebenswahrscheinlichkeit auf derselben Linie.

Die Versuche der Alten, theoretisch die Normaldauer des menschlichen Lebens festzustellen, zeigen, daß sie nicht länger lebten als wir. Die alten Aegypter nahmen hundert Jahre an. Das Herz im Leibe des Menschen, sagten sie, nimmt während der ersten 50 Jahre jährlich um zwei Drachmen zu, und im selben Verhältniß nimmt es in den andern 50 Jahren ab, so daß im hundersten Jahre von diesem Organe nichts mehr übrig bleibt. Solch ein Irrthum in einer Zeit, wo man alle Todten des Einbalsamirens wegen secirte, läßt beinahe glauben, daß es im alten Aegypten wenig Hundertjährige gab. — Solon nahm zehn siebenjährige Lebensperioden an, also siebzig Jahre. — Die heiligen Bücher der Etrusker theilten das Leben in zwölf siebenjährige Perioden; sie nahmen also vierundachtzig Jahre an.

Pythagoras theilte das menschliche Leben in vier gleiche Theile bis zum 20. Jahre, sagte er, ist man Kind oder beginnender Mensch, von zwanzig bis vierzig ist man Jüngling, von vierzig bis sechzig Mann im eigentlichen Sinne des Wortes, von sechzig bis achtzig alter Mann; nach achtzig aber zähle man nicht mehr unter den Lebenden, man erreiche welches Alter man wolle. Varro theilte das Leben ein in Kindheit (von 1 – 15 Jahren), Knabenalter (15 —30), Jugend (30—45), rückgehende Zeit (45—60) und Greisenalter (60—75). Hippokrates nahm nach zwei siebenjährigen Lebensperioden eine dritte von vierzehn, dann eine vierte und eine fünfte von sieben, eine sechste von vierzehn und eine siebente von sieben Jahren an; das macht im Ganzen 63 Jahre.

Aus dem allen geht hervor, daß die Dauer des Menschenlebens weder durch Alter der Welt, wie man behauptet hat, noch durch die Fortschritte der Civilisation verkürzt worden ist. Man kann heutzutage ein eben so hohes Alter erreichen, wie unsere Vorfahren im dritten Jahrtausend vor Chr. Geburt, in der Römer-

und Griechenzeit oder im Mittelalter. Der Mensch kann nicht nur ein eben so hohes Alter erreichen wie einst — Hufeland, der dies zugab, jedoch hinzufügte, daß die Zahl derjenigen die das höchste Alter erreichen, in modernen Zeiten abgenommen habe, scheint sich in dieser Hinsicht geirrt zu haben — der Unterschied, wenn einer anzunehmen ist, fällt zu Gunsten der neuern Zeit aus.

Wir werden diesen letztern Punkt nicht weiter verfolgen, weil wir, aus Mangel an hinreichenden Angaben, zu keinem genauen Facit gelangen würden. Um jedoch annähernd zu schließen, darf man nur einen Blick auf die Dauer moderner Regierungsepochen und auf das Alter der regierenden Häupter von sonst werfen. Das Alter, welches Ludwig XIV., Georges II., Stanislaus von Polen, Friedrich der Große und Clemens XII. erreichten, hätten in der antiken Welt gewiß mehr Aufsehen gemacht als in der modernen.

Hufeland selber sagt, daß man in der alten Geschichte wenig Könige antrifft, die 80 Jahre alt geworden; in der ganzen langen Reihe römischer Kaiser sind es nur vier: Gordian, Valerian, Anastasius und Justinian. Augustus starb zu 76 und Tiberius zu 78 Jahren. Vergleicht man damit z. B. die Könige von Frankreich, so findet man nicht nur verhältnißmäßig zahlreichere Beispiele von hohem Alter. sondern auch im Allgemeinen eine längere Dauer jeder Regierungszeit. Haller schon machte darauf aufmerksam, daß man unter den Senatoren von Bern in moderner Zeit ältere Herren sehe als voreinst. — Auch folgender Umstand ist bemerkenswerth: In den meisten großen Städten, wo es Greisenhospitale gibt, die gewöhnlich im Mittelalter gegründet wurden, und wo ein bestimmtes Alter die erste Bedingung der Aufnahme ist, hat die Zahl der Betten vermehrt werden müssen und zwar in einer Progression, die stärker ist als der Anwachs der Bevölkerung und die Anhäufung des Vermögens auf einzelnen Punkten. —

Manche Schriftsteller geben nun zwar die ersten beiden Sätze des oben erwähnten Irrthums preis, klemmen sich aber desto hartnäckiger auf den dritten Punkt und behaupten, daß die Civilisation die Zahl der Krankheiten vermehrt habe. Professor Marx in Göttingen hat diesen Wahn in einer vortrefflichen

Denkschrift*) bekämpft, aus welcher auch Beispiele unserer Beweisführung zu Hilfe kommen werden.

Man kann nicht eine Krankheitsspecies anführen, die der modernen Zeit besonders angehörte, nicht eine, die durch die Civilisation sich erzeugt odrr entwickelt hätte. Im Gegentheil, neue Krankheiten entstehen nur bei barbarischen Völkern oder in barbarischen Zeiten, die Civilisation aber hemmt dieselben gewöhnlich in ihrem verheerenden Laufe und trägt dazu bei, daß sie oft nach kurzem Wüthen erlöschen.

Alle Epidemieen, welche einst die Völker ruinirten, bestätigen diese Thatsache. Nur den Maßregeln, welche die Civilisation ersonnen und deren Ausführung sie allein möglich machte, verdanken wir unsere Sicherheit vor Pest und gelbem Fieber. Ist der Sieg über die Blattern nicht einer der schönsten Triumphe der modernen Heilkunst? Und ist die asiatische Cholera nicht im Herzen der civilisirten Welt erloschen? Hatte sie überhaupt bei uns jene Bösartigkeit, die aus ihr den Schrecken Asiens machte? Viele andere Epidemien haben für uns nur noch ein historisches Interesse z. B. der garrotillo, der Tanz von St. Guy ꝛc. Eine Krankheit, die im Mittelalter wie eine Epidemie grassirte, der Starrkrampf, zeigt sich nur noch sporadisch, und das in Gegenden, wo man die einfachsten Regeln der Gesundheitslehre vernachläßigt. Was ist unser gegenwärtiges Typhusfieber gegen den schrecklichen Petetschen-Typhus früherer Zeiten?

Es gibt kaum ein uncivilisirtes Land, welches nicht seine ihm besonders eigenthümliche endemische Krankheit hätte, wie der Scarlievo, die Krankheit der Krimm, die Rose in Asturien, die Feigwarzen von Aleppo ꝛc., während die civilisirten Länder von keiner Krankheit ausschließlich und besonders heimgesucht werden. Noch mehr, wenn sich bei uns noch mehrere eingeschleppte Krankheiten erhalten haben, so ist doch offenbar, daß ihre intensive Kraft von Jahr zu Jahr immer mehr abnimmt.

Das Scharlachfieber ist am Anfang des 17. Jahrhunderts aus

*) Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. Abhandlung der k. Gesellschaft zu Göttingen. 1844.

Kleinasien zu uns gekommen, die Rötheln aus dem hohen Norden Europas im siebenten Jahrhundert; längst spielen beide keine große Rolle mehr in unsern Todtenlisten. Die Syphilis ist nicht nur seltener, sondern auch gutartiger geworden, so daß ihre bösartigsten Formen nur aus Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts noch bekannt sind. Die Militair-Augenkrankheit ist durch die belgische Militairmedicin auf ihren jetzigen Stand reducirt worden.

Unter den andern Krankheiten, die weder ein besonderes Geburtsland noch eine bekannte Entstehungszeit haben, wollen wir vorerst die Wechselfieber betrachten. Haben sie nicht seit dem Gebrauch der Chinarinde beinahe ihre ganze Furchtbarkeit verloren? Skropheln und englische Krankheit sind gewiß viel seltener geworden, seit man sie zweckmäßiger behandelt und vor allem, seit man in den Wohnungen mehr Licht und Luft zuläßt. Der echte Scorbut ist eine medicinische Rarität geworden. Der scharf ausgesprochene Scorbut, sagt Andral, ist in Paris so selten, daß ich lange über den Zustand des Blutes bei Scorbutkranken nur Conjecturen machen konnte. Seit langer Zeit hat man in der englischen Marine nicht einen einzigen Scorbutfall mehr gehabt und „wer diese Krankheit studiren will," sagt Marr, „muß sie in Büchern suchen, oder in Ländern die den Wohlthaten der Civilisation verschlossen sind."

Aber man wird uns die Lungenschwindsucht, die Nervenkrankheiten, die Hirnerweichung, Hypochondrie, Hysterie, Schlagflüsse, Rückenmarksdarre und endlich die Geisteskrankheiten entgegenhalten.

Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß es jemals durch den Fortschritt der Heilkunst und Gesundheitslehre gelingen werde, alle diese Krankheiten auszurotten; wir läugnen sogar nicht, daß manche darunter neuerdings wirklich häufiger geworden sind. Aber ihre Zunahme ist lange nicht so groß als man denkt, und was einzelne davon betrifft, so ist man über sie im größten Irrthume. Die Statistik ist in dieser Beziehung noch ziemlich unvollkommen. Die Todtenlisten erlauben nie einen richtigen Schluß auf die Anzahl derjenigen, die von einer gewissen Krankheit befallen worden sind. Man sieht nur aus ihnen, daß unter tausend Gestorbenen in dem oder jenem Jahre so und so viel Lungensüchtige, Apoplektische oder Typhuskranke waren; die Zahl der Geheilten aber

ist nicht angegeben. Anderseits wird man, wo blos die Gestorbenen gezählt werden, oft versucht sein, auf eine Zunahme zu schließen, wo eine wirkliche Abnahme stattgefunden hat. So könnte man, wenn man sich blos auf Zahlen verläßt, behaupten, daß seit Einführung der Kuhpockenimpfung alle andern Krankheiten häufiger geworden seien.

Der einzige Weg, durch die Todtenlisten zu einem genauen Resultate zu gelangen, wäre der, die Zahl der Opfer des Krankenbettes mit der Anzahl jener Individuen zu vergleichen, die an Altersschwäche gestorben sind. Man hat diesen Weg bereits eingeschlagen, und er schien günstige Resultate zu geben, doch kann man sich auf diese Untersuchungen nicht ganz verlassen, denn theils sind die Tabellen dieser Art noch nicht zahlreich genug, theils kennt man die großen Unrichtigkeiten, die sich nur zu oft noch bei denselben einschleichen.

Wir glauben, zu den Krankheiten, deren Zunahme nur eine scheinbare ist, gehören die Entzündungen jeder Art, die Congestionen und die Schlagflüsse. Was die Lungenschwindsucht betrifft, so läugnet James Clark, der die in London an der Lungenschwindsucht von 1700 bis 1821 Gestorbenen gezählt hat, daß diese Krankheit in unserem Jahrhundert häufiger sei als in frühern*), und in andern Städten hat man sogar eine beträchtliche Abnahme derselben bemerken können. In Stuttgart z. B. zählte man in den Jahren 1787 bis 1791 noch 772 an der Lungensucht Gestorbene; von 1792—1796 zählte man 675; von 1797 bis 1801 zählte man 546, und 475 von 1802 bis 1806, endlich 465 von 1807 bis 1818.**)

Was die Nervenkrankheiten, mit Einschluß der Hypochonderie und Hysterie, betrifft, so glaubt man zwar allgemein, sie seien in unsern Tagen häufiger geworden, doch stützt sich diese Meinung auf keinen strengen Beweis; Marx behauptet sogar, sie hätten abgenommen. Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß jene Krankheiten sich nirgendswo mehr unter neuen Gestalten erzeugen; und

*) Fuchs, medic. Statistik der Irrenhäuser und des Irrseins; in Friedrich' Neuem Magazin für Seelenheilkunde.

**) Ueber die Lungenschwindsucht, übersetzt von Vetter. Leipzig, 1836.

daß mehrere und zwar die bösartigsten Gattungen derselben ganz verschwunden oder pathologische Raritäten geworden sind, z. B. die Tanzwuth des Mittelalters, das wirkliche Heimweh und verschiedene Arten localer Krämpfe.

Man sagt, die Keime der Geisteskrankheiten, hätten sich, durch die Ueberreizung der Leidenschaften und unmäßige Anstrengung der Verstandesorgane in neuerer Zeit stärker entwickelt und man beruft sich außerdem auf die überall steigende Anzahl der Irrenhäuser wie auf das Zeugniß Esquirol's, einer der größten Autoritäten in diesem Fache. In Bezug auf die Ursachen und Quellen der Geisteskrankheiten aber bemerkt Marr in seiner schönen Denkschrift, man habe Unrecht, die Geistesstörungen der Uebung geistiger Fähigkeiten zuzuschreiben. Nur die falsche Geistesentwicklung führe ins Irrenhaus. Je zahlreicher und besser in einem Lande die Unterrichtsanstalten wären, desto seltener wären die Wahnsinnigen.*) Die Unthätigkeit der Geistesorgane störe dieselben häufiger als die Thätigkeit. Man sehe ja, daß der Wahnsinn am seltensten bei wissenschaftlichen Menschen ausbreche, nämlich bei solchen die mit Mäßigung arbeiten. Die eigentliche Quelle des Wahnsinns seien Leidenschaften und Glückswechsel, deren moralische Wirkung zu neutralisiren geistige Ausbildung das sicherste Mittel sei.

Die steigende Anzahl der Irrenhäuser beweist blos, daß wir erstens humaner geworden sind, und zweitens, daß wir heutzutage mehr Vertrauen zur Heilkunst haben. Sonst verbarg man die Unglücklichen die den Verstand verloren hatten, in dunkeln Kammern und Kellern, wohin kein Auge drang; jetzt bringt man sie in zweckmäßigen Anstalten unter. Sonst unterwarf man sie selten einer ärztlichen Behandlung, aber seit man erfahren hat, wie viel die Medicin gegen den Wahnsinn vermöge, beeilt man sich, gleich bei den ersten Symptomen des Irrseins, die Kunst zu Hilfe zu rufen. Eine Masse von Individuen, Hypochondrische, Melancholiker und excentrische Leute, die sonst frei herumgingen, behandelt man heutzutage als Geisteskranke, abgesehen von jenen Verbrechern, die man sonst mit Rad und Galgen kurirte, während die humanere

*) Ebeß, medicinische Topographie von Stuttgart.

und vernünftigere Jetztzeit unzurechnungsfähige Missethäter ins Irrenhaus schickt. Endlich ist Eines nicht zu übersehen. In der guten alten Zeit waren die Tollhäuser mehr Gefängnisse als Spitäler, mehr grausame Straf- als milde Heilanstalten; sie waren die Hölle auf Erden, und Jeder suchte die Seinigen, die das Unglück des Wahnsinns getroffen hatte, ihnen zu entziehen; was heutzutage nicht mehr der Fall ist.

Andere Krankheiten dagegen, wie Hirnerweichung, Herzfehler u. s. w. scheinen nur deshalb sich vermehrt zu haben, weil man ihnen größere Aufmerksamkeit schenkt. Es ist wie mit der scheinbaren Vermehrung der Verbrechen durch eine freie Presse, welche Dinge an's Licht der Oeffentlichkeit zieht, die anderswo verborgen bleiben. In unsern Registern, nicht aber in der Natur, sind die Herzkrankheiten seit Corvisart häufiger geworden. Wer wird im Ernst behaupten wollen, daß die Hirnerweichung erst seit der Zeit existirt, wo man ihre Diagnose zu machen gelernt hat? Das wäre, wie wenn man sagen wollte, es habe nie so viel geregnet, als seitdem es Observatorien gibt, wo man täglich das vom Himmel fallende Wasserquantum mißt. Ein schlagendes Beispiel gibt die Thierarzneikunde. Diese Kunst hat in Kurzem große Fortschritte gemacht; man behandelt jetzt eine viel größere Anzahl kranker Thiere als sonst, und der nosologische Katalog wird von Tage zu Tage mit neuen Krankheitsnamen bereichert, die sonst nicht darin figurirten. Wird man deshalb behaupten wollen, daß die Thierwelt früher niemals erkrankte, oder daß die Thiergattungen, die doch weder studiren, noch eine raffinirte Civilisation besitzen, ausgeartet sind?

Will man zuletzt specielle einzelne Krankheiten anführen, die manchem Industriezweig anhaften, wie die Bleikolik, die Quecksilberleiden rc., Krankheiten die in der That zuweilen im erschreckenden Maß anwachsen, — woran liegt hier die Schuld als an dem Umstand, daß in unserer Zeit mehr Menschen als sonst Blei und Quecksilber graben oder bearbeiten? Und auch über diese Krankheiten hat die Medicin bereits schöne Triumphe gefeiert. Seit der Anwendung des Eisens gegen die speciellen Leiden der Vergolder, wird die Quecksilberkrankheit schnell geheilt, und die Vervollkommnung der Instrumente macht sogar die Erscheinung derselben täg-

lich seltener. Der eigenthümliche Schornsteinfegerkrebs scheint bestimmt, aus dem Krankheitskatalog zu verschwinden, seit eine englische Parlamentsacte befohlen hat, künftig alle Essen durch Maschinen zu reinigen.

Studirt man etwas tiefer den Grund unserer socialen Zustände, so vergißt man alle jene Vorurtheile und Ammenmährchen von einem goldenen Zeitalter und einem Naturzustände der Menschheit, wo es, wie gewisse Halbpoeten und Halbphilosophen sagen, weder Kranke, noch Doctoren, weder Verbrecher noch Polizeibeamte, weder Starke, noch Schwache, weder Reiche noch Arme, weder Künste noch Wissenschaften gegeben. Nur durch seine Intelligenz ist der Mensch Herr der Erde; sobald er moralisch und geistig zurückgeht, geht er auch physisch zurück, und diese Wahrheit gilt für Nationen eben so gut wie für Individuen.

Von der Gesellschaft Leipzigs.

Leipzig kannte bis zum Jahre 1830 gesellschaftlich keinen Blutadel und keine eigentliche Bureauaristokratie. Geld und Geist waren in seiner Gesellschaft die einzig mächtigen Elemente, und dazu trat noch an die Stelle des Wappenadels der Adel der Patricierschaft, welcher auch die städtischen Aemter besetzte. Leipzig zeigte sonach in seinem politischen und gesellschaftlichen Charakter nicht wenig Aehnlichkeit mit den freien Reichs- und Hansestädten. Leipzigs Bürgermeister regierte mit seinem Ministerium, dem Magistrat, als Vicekönig, der Rector der Universität genoß fürstlicher Ehren und herrschte in seinem Bereiche mit seinem Staatsrathe, dem akademischen Senat, fast unumschränkt. Aber die politischen Umgestaltungen des Landes brachten auch mancherlei Veränderungen in der Stellung beider Corporationen. Ein Kreisdirector ward Generalgouverneur, der Bürgermeister und der Rector somit mediatisirt. Die königlichen Beamten der verschiedenen Behörden Leipzigs traten in ihren Forderungen nach gesellschaftlicher Geltung neben die städtischen und akademischen Würdenträger, die Officiere der Garnison gelangten in die bisher nur vom schwarzen Frack decorirten Gesellschaftszimmer, und die junge Kaufmannschaft, wie die Ausstudirten und Studenten mußten mit ihnen das Reich der jungen Männerwelt theilen. Es hat auch mehrere Jahre gedauert, ehe diese neuen Gesellschaftselemente sich wirklich einzubürgern vermochten. Leipzig hat für den Geburtsadel niemals eine Vorliebe gezeigt und sogar immer eine kleine Abneigung gegen die gesellschaftliche Anerkennung des Militairs gehabt. Jede Uniform in den Salons er-

innerte aber nimmehr an das verloren gegangene Recht der Stadt, wonach keine Militairabtheilung sich innerhalb derselben aufhalten durfte, jeder adelige Name mahnte an eine Bedrohniß der Hochgeltung städtischer Patricierschaft, jeder Beamtentitel rief die Beschränkung der Macht der städtischen Behörden ins Gedächtniß zurück. Diese neuen Elemente vermochten jedoch den Charakter der Gesellschaft, besonders während des ersten Jahrzehend ihres Leipziger Lebens, nur sehr wenig zu ändern; ja, ihr geselliger Einfluß war immerhin äußerst beschränkt und unwichtig. Die Art der hiesigen Geselligkeit läßt den Einzelnen ohne bedeutende pecuniäre Mittel überhaupt nicht leicht zu einem entscheidenden Einfluß gelangen, und dazu waren jene neuen Gesellschaftsmitglieder im Allgemeinen eben nicht wohlhabend genug. Vielleicht mochte auch selbst die Art der hiesigen Geselligkeit einer wirklich tiefern Einwirkung derselben auf deren Charakter entgegenstehen. Man ist nämlich im Allgemeinen gar nicht darauf eingerichtet, Gäste zufällig und uneingeladen bei sich zu sehen. Es giebt nach Verhältniß nur wenige Häuser, welche einzelne Tage der Woche festhalten, an denen die Bekannten sicher sind, die Familie daheim und zur Aufnahme von Gästen geneigt zu finden. Es sind schon ziemlich genaue Beziehungen zu einem Hause nöthig, ehe man derartige Besuche machen darf, ohne fürchten zu müssen, störend in die Lebensgewohnheit der Familie einzugreifen. Ja selbst bis in die Gegenwart herein ist diese das gesellige Leben beschränkende Gewohnheit fast durchgängig herrschend geblieben. Mag dies nun zum großen Theil auch darin begründet sein, daß besonders die jungen Männer der Gesellschaft in Leipzig zu häufig wechseln, daß alljährlich darunter viele neu auftauchen und eben so viele verschwinden, daß die vornehmeren Familien durch Leipzigs Weltverkehr überhaupt zu geselligen Rücksichten gegen zu Viele veranlaßt werden, um neben der Erfüllung dieser auch noch Zeit und Lust zu einem engern gesellschaftlichen Leben zu finden, so erklärt sich doch auch andrerseits diese Erscheinung dadurch, daß von der Gesellschaft selbst zu große Ansprüche gemacht werden. Diese Ansprüche haben sich n den letzten Jahren sogar vielfach gesteigert, und vorzüglich darum mag es zur Gewohnheit geworden sein, die gesellschaftlichen Pflichten mit einigen großen und prachtvollen Festins abzuthun, übrigens aber auch selbst die nähern

Bekannten fast nur auf specielle Einladungen bei sich zu sehen. Außerdem ists auch nach Verhältniß nur ein ziemlich enger Kreis der Männerwelt, welcher die Privatgesellschaften den tausendfach andern mehr oder minder öffentlichen Vergnügungen der Stadt vorzieht. Und besonders thaten bis in die neueste Zeit die geschlossenen Männergesellschaften, die sogenannten Clubs oder Casinos, dem geselligen Familienleben großen Abbruch. Die Männer der Leipziger Gesellschaft sind dabei durchgängig eigentliche Geschäftsleute. Sie arbeiten sich tagsüber müd im „Geschäft", und sind dann oftmals nicht aufgelegt, am Abend die weißen Glaceehandschuh und den schwarzen Frack anzuziehen, dabei aber die Cigarre und das bequeme Sichgehenlassen der öffentlichen Orte zu entbehren. Sie sizzen lieber in den raucherfüllten Zimmern der Clubs bis zum späten Abend und opfern nicht gern einen Theil der Nachtruhe, um dann am Morgen nicht ermüdet an das Tagewerk gehen zu müssen. Um es kurz zu sagen: man arbeitet zu emsig und zu regelmäßig in Leipzig, als daß die Gesellschaft, die eigentliche Salon- oder Familiengesellschaft, zu einem wirklich einflußreichen Elemente des hiesigen Lebens werden könnte.

Jene geschlossenen Männergesellschaften sind dagegen in anderer Hinsicht nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Leipziger Gesellschaft geblieben. Je mehr die Theilnahme am politischen und öffentlichen Leben sich der Gemüther bemächtigte, desto mehr wurden auch diese einzelnen geschlossenen Gesellschaften zu Vereinigungspunkten von Männern gewissen Standes und gewisser Meinungen. Es wäre sogar nicht schwer, dieselben nach ihren verschiedenen Elementen als Sammelpunkte gewisser Kreise, z. B. der Beamten und akademischen Würdenträger, der ältern und vornehmern Kaufleute, der jüngern Generation, der Conservativen und Progressiven, der Aristokraten und Humanen u. s. w. zn classificiren. Und indem nun hier vorzüglich die verheiratheten Männer zusammenkommen, ist es auch wohl erkärlich, wie sich gerade hier die nähern familiengesellschaftlichen Beziehungen einzelner Kreise zu einander entwickeln, wie sich daraus gesellschaftliche Coterien hervorbilden. Diese scheiden sich dann sogar in den großen und allgemeinen Zusammenkünften der Leipziger Gesellschaft nicht unmerklich. So lange als die Politik noch nicht factisch in Leipzigs Leben eingedrungen war, so

lange als noch keine schroffe Scheidung zwischen den gouvernementalen An- und Absichten, und denen des Publicums vorhanden war, hatte sich in der gesammten Leipziger Gesellschaft ein leichter, mit klingenden Worten ausstaffirter Liberalismus und eine nominelle Anerkenntniß aller modernen Zeitinteressen zur Mode gemacht, auf deren nicht ernst gemeinten Phrasen sich der gegenseitige Meinungsaustausch lustig schaukelte. Aber dieses Verhältniß haben die letzten Jahre immer mehr abgeändert, und daraus sind bereits seit dem Beginne der vierziger Jahre mannichfache Spaltungen hervorgegangen. Trotz gewisser Coterien war bis dahin die sogenannte Gesellschaft im Allgemeinen ungetrennt geblieben. Die Patricier der Stadt mit ihren Familien bildeten durchgehends deren Stock und Kern, die gesellig gebildeten Kaufleute, die Ausstudirten, die Studenten aus „guten Häusern" und das Offiziercorps formirten deren junge Männerwelt. Als aber unter den höhern Staatsbeamten zufällig einige wohlhabende Adelige hierher gekommen waren und keine hervorstechende Anerkenntniß ihrer adeligen Vorzüge gefunden hatten, begannen auch bereits die Versuche der Gestaltung einer Crème de la crème, Abscheidungen der Adeligen in engere Zirkel. Allerdings hörte damit deren Erscheinen in den größern Gesellschaften keineswegs auf; allein auch hier sonderten sie sich, besonders die verheiratheten Damen, mannichfach ab. Die jungen Männer dieser Kreise waren dagegen immerhin klug genug, sich dieser Forderung nicht auffallend anzuschließen, und vorzüglich erhielten die Offiziere ihre Verbindungen fortwährend auch mit den nichtbureaukratischen und nicht adeligen Kreisen. So konnte es denn auch nicht zu jenen eclatanten Zerwürfnissen zwischen den Gesellschaftselementen kommen, wie sie neuerdings an andern Orten betrübend auftauchten. Aber immerhin übertrug sich mit jenem Streben nach gewissen Sonderungen ein gewisses Mißbehagen in die Gesellschaft. Dieses trat denn auch wirklich nach den Vorgängen des verflossenen Sommers in mancher Hinsicht stärker hervor, und wurde besonders dadurch zur Mißstimmung, daß selbst während der traurigen Tage des August in mehreren adeligen Familien Feste gefeiert worden waren, bei denen man die damals im großen Publicum gehaßtesten Personen auszeichnete. Vielleicht war dies eine Zufälligkeit, aber bei der allgemeinen damaligen Stimmung

ward es so aufgefaßt, als wollte man damit den blutigen Sieg der Regierungsmacht verherrlichen oder die allgemeine Trauer der Stadt verhöhnen. Die adelige Gesellschaft, welche streng genommen in Leipzig mit der der höhern Beamtenwelt identisch, schien damit eine wirkliche politische Demonstration zu machen und wendete die Herzen selbst jener eingeborenen Leipziger Kreise von sich ab, welche Neigung für das Formelle ihrer Behabung oder politische Uebereinstimmungen bisher zu ihnen hingezogen hatte. Auch hierdurch gedieh es jedoch nicht zu einem irgendwie öffentlich bemerkbaren Zerwürfniß; man sah nur jetzt gewisse adelige Elemente der Gesellschaft seltener bei den Festen; man hörte öfter von ziemlich ausschließlich adeligen Gesellschaften in einzelnen adeligen oder durch Verwandtschaft mit dem Adel diesem zugeneigten Häusern. Man begann ferner bei gewissen mehr öffentlichen Gesellschaften eine auch äußerliche Scheidung der adeligen und nichtadeligen Gesellschaftstheile zu beobachten; kurz man stand auf dem Punkte sich gesellschaftlich in adelige und bürgerliche Kreise zu scheiden, wie wir's in der Residenz zu sehen gewohnt sind. So kam denn der Winter unter Verhältnissen heran, welche kein allgemein reges Leben der Gesellschaft hoffen ließen; denn Leipzig ist nicht groß genug, um in seiner Gesellschaft derartige Scheidungen schadlos ertragen zu können und doch bereits zu groß, um durch das gesellschaftliche Bedürfniß zu einem Zusammenhalten der Gesellschaft um jeden Preis gezwungen zu werden. Die Zeit verwischte jedoch nach und nach auch wieder manche Empfindlichkeit oder Schroffheit auf beiden Seiten und wer nicht schon lange Zeit in und mit der Leipziger Gesellschaft gelebt hat, mag vielleicht kaum gewahren, daß sich deren diesjähriges Winterleben von dem früherer Jahre in mancher Beziehung unterscheidet. Es ist nun auch hier nicht der Ort, dieser Frage in ihren speciellen Wendungen nachzugehen; allein wohl dürften noch einige Blicke auf die Unterhaltungsarten der Leipziger Gesellschaft nicht ganz ohne Interesse sein.

Wie überall, so sind hier auch Literatur, Theater und Musik die drei Interessen, welche neben dem Tagesereigniß ihre stärkste Vertretung in der Gesellschaft finden. Wie überall, so ist auch hier für die junge Welt der Tanz das Hauptvergnügen. Man tanzt in Leipzig überall, man musicirt überall, man dilettirt häufig

theaterspielend, und für Literatur hegt man in allen Kreisen, in allen Altern eine nicht gewöhnliche Theilnahme. Die belletristische Buchlectüre wird vorzüglich von den Frauen gepflegt, die Journalistik interessirt vorzugsweise die vielbeschäftigte, daher zu anhaltender außergeschäftlicher Lectüre selten aufgelegte Männerwelt. Man kann übrigens nicht sagen, daß unter den Frauen eine bestimmte Richtung in der belletristischen Literatur vorzugsweise beliebt sei. Dazu ist der Büchermarkt zu groß und dessen Benutzung nach allen Richtungen hin durch den Sortimentsbuchhandel sowohl, als durch die Leihbibliotheken zu sehr erleichtert. Wie man jeder künstlerisch oder literarisch irgend bedeutenden Persönlichkeit, deren so viele längere oder kürzere Zeit Leipzig zum Aufenthaltsort wählen, mit geselliger Artigkeit und Zuvorkommenheit begegnet, so läßt man auch jedem Aufsehen erregen den Buche eine gewisse Beachtung angedeihen. Man macht die Mode mit — mais rien de plus. So sprach man einige Winter lang von Ida Hahn-Hahn, dann von Godwin-Castle und St. Roche, dazwischen von Pückler, auch beiläufig von Friederike Bremer und man spricht jetzt von Stifters Studien und Berthold Auerbach's volksthümlichen Dichtungen. Auch die **Mystères de Paris** und der **Juif errant** schlugen ihren Lärmen, wie früher Boz-Diken's und Bulwer's Schöpfungen; allein eine eigentliche Vorliebe für nichtdeutsche Literatur ist doch nicht in dem Grade vorhanden, wie sie leider in manchen andern Großstädten Deutschlands noch heute gerad unter der Gesellschaft gilt. Wie aber die Alten singen, so zwitschern die Jungen. Auch von der erblühenden Frauenwelt gilt fast dasselbe, wie von der gereiftern; nur daß hier im Allgemeinen ein unmittelbarer Lebensgenuß die Lectüre überhaupt nur zu einem minder starken Interesse emporwachsen läßt. Diesen Alterskreisen ist dagegen vorzugsweise die Pflege der Musik anvertraut. Daß neben dieser verhältnißmäßig nur selten eine andere der Künste geübt wird, ist sehr natürlich, da im Ganzen für eine Eingewöhnung in die Anschauung der Werke plastischer Kunst nur geringe Gelegenheit gegeben ist. Die künstlerische Neigung erhält von frühester Zeit an auch vorzugsweise ihre Richtung nach dem Reiche der Töne hin und der Dilentantismus in der Musik erreicht dadurch allerdings gar nicht selten eine Kunsthöhe, welche der Virtuosität ziemlich nahe kömmt. Die Musiklieb-

haberei war sogar in den letztverflossenen Jahren, theils durch wirkliche Neigung, theils aber auch durch die Mode, so alleinherrschend geworden, daß gegen diese jedes andere ästhetische Interesse in den Hintergrund zu treten drohte. Da wendete die Umgestaltung des Theaters unter einer neuen Direction dieser vor nun anderthalb Jahren die Aufmerksamkeit der Gesellschaft wieder lebhafter zu, und dieses Interesse ist denn bis jetzt auch ziemlich nachhaltig geblieben. Aber immerhin wird es dem aufmerksamen Besucher des Schauspielhauses nicht entgehen, wie die höheren Ränge desselben bei den Opern meistens von einem ganz anderen Publicum als bei recitirenden Schauspiel erfüllt werden; die Oper hat ein zahlreicheres, das recitirende Schauspiel ein wechselnderes; in der Oper ist die Zahl der Frauen, im Schauspiel die der Männer verhältnißmäßig bedeutender. Wenden wir uns endlich noch einmal zu den Privatgesellschaften zurück, so sehen wir im Ganzen die Kartentische, diese Zeugnisse innerlicher Beziehungslosigkeit der Gesellschaftsmitglieder zu einander, nur sparsam und meistens nur von denen besetzt, welche nicht durch die Lust an der Gesellschaft, sondern durch bestimmte Pflichten und Rücksichten zu deren Besuch genöthigt sind. Auch die Zimmer, in denen die neuesten Kupfer- und Prachtwerke ausliegen, diese Schlupfwinkel der Langweile, sind nur von Wenigen besetzt, wenn nicht wirkliche Meisterwerke eine allgemeinere Aufmerksamkeit dorthin lenken. Dagegen schwirrt das Gespräch munter und rasch durch die verschiedenen Gruppen; die Zeichen geistiger Lebhaftigkeit offenbaren sich ringsum. Die Leipziger Gesellschaft hat den Vorzug wirklich vielseitig angeregt und geistig bewegt zu sein. Dies mag vielleicht nicht sowohl ihr eigenes Verdienst, als das der sie umgebenden Verhältnisse sein. Denn Leipzig hat die glücklichsten Mischungen zu einer wirklich ausgezeichneten Gesellschaft; jede Richtung des öffentlichen praktischen und theoretischen Lebens ist in ihr vertreten; die große Menge der jugendlichen geistig aufgeregten und verschiedenartig gebildeten Menschen ihrer Kreise führen fort und fort alle neuen Bewegungen der Zeit in sie hinein. Und hört man auch selten, daß gerade diese den Gegenstand der Unterhaltung bilden, so sind sie doch Hintergrund und Staffage jener Erörterungen welche den Salon nicht scheuen.

Allein trotzdem hört man, besonders von Fremden, die Klage über einen Mangel an Lebhaftigkeit in der Leipziger Gesellschaft nicht selten. Man tadelt ein zurückhaltendes Wesen und Mangel an Zuvorkommenheit gegen die Fremden. Dies mag bis zu einem gewissen Punkte vollkommen wahr genannt werden; allein es findet auch seine naturgemäße Erklärung in den Verhältnissen der Stadt. Leipzig ist durch den dauernden Weltverkehr gegen das Fremde blasirt. Weil fortwährend neue Individualitäten aus den fernsten Ländern und aus den verschiedensten Kreisen dieser Länder in ihr auftauchen, hat sie jenes Interesse für den Einzelnen verloren, welches andere minder von Fremden überfluthete Städte ihm von vorn herein entgegenbringen. Einem großen Theile der Leipziger Gesellschaft ist dabei das auswärtige Leben, die dortige Anschauungsweise, sind die dortigen Interessen aus eigener Beobachung eben so geläufig als die eigenen und heimischen. Der Fremde bringt ihm daher wenig Neues und kann dadurch also nicht sogleich eine Stellung in der Gesellschaft ersiegen. Erst ein längerer Verkehr in und mit ihr, vermag diese zu bestimmen, und während der Fremde anderer Orten zuerst das verzogene Kind derselben, dann aber häufig von ihr fallen gelassen wird, kommt es in Leipzig nur auf seine Persönlichkeit an — welche allerdings durch Vermögen nicht unwesentlich unterstützt wird — um sich nach und nach sehr angenehm in derselben einzubürgern. Daher die Erscheinung, daß Fremde, welche nur kurze Zeit in Leipzig lebten, meistens ziemlich streng über dessen geselligen Charakter aburtheilen, während grade dieselben Personen sich nach längerem Aufenthalt meistens sehr schwer von Leipzig trennen. Dagegen übersättigt sich Leipzig sehr rasch in fremden Berühmtheiten. Diese haben durchgängig nur eine kurze Zeit, während welcher sie Mode sind, und dann verschwindet der Nimbus ihrer Namen, sie treiben eben nur mit dem Strome der andern. Die Stadt ist zu klein, als daß die Träger dieser Namen in immer neuen Kreisen neue Triumphe feiern könnten, sie ist zu groß und besucht von allen Notabeln, um dem Einzelnen lang eine ausschließliche Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Was von den Menschen, gilt auch von den Büchern; man liest oder blättert sie durch und legt sie dann bei Seite, um andern, neuen Platz zu machen. Es kommt nur auf ihren Inhalt an, ob

sie in der Bibliothek zu jeweiligem Wiedergebrauch — freilich manchmal auch nur um des Titels willen — aufgestellt werden, oder ob man sie später gänzlich vergißt. Leipzig hat keinen Autoritätsglauben und keine nachhaltige Pietät. Darum ist's auch so günstig für das emporstrebende wirkliche Talent in jeder Sphäre des Lebens und so gefährlich für die gemachte Größe. Weil für Alles empfänglich, haftet es an nichts mit ausschließender Vorliebe; weil zu vielseitig angeregt, kommt es nach keiner Seite hin zu einer einseitigen Richtung. Es giebt vielleicht kaum eine zweite Gesellschaft in einer gleich großen Stadt Deutschlands, welche darin der Leipziger an die Seite zu stellen wäre, und darum mag ihre Zukunft, grad unter den neuen Weltverhältnissen, wenn die Stadt in gleicher Progression, wie während des letzten Jahrzehend materiell fortwächst, von weitster Bedeutung erscheinen. Geld und Geist haben in ihr eine ziemlich paritätische Geltung, Wissenschaft und Kunst sind in ihr eben so reich vertreten, als das rein praktische und materielle Leben. Aus der Menge ihrer jungen Elemente und deren nicht unbedeutendem Einfluß kommt ihr immer und immer eine erfrischende Atmossphäre. Sie ist nicht reich genug, um rücksichts- und theilnahmlos gegen die ursprünglich nicht zu ihr gehörigen Kreise sich auf ihre Geldkisten zu setzen, sie ist in ihren bürgerlichen Elementen dagegen zu wohlhabend und zu unabhängig, um die materielle Macht der Geburtsaristokratie, eine Oberhand gewinnen zu lassen. Dennoch darf keines ihrer Bestandtheile sich des Kampfes um seine Geltung begeben, und daraus erwächst ihre fortdauernde Regsamkeit und ihr frisches Leben.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Das lustige Altengland und das artige Altfrankreich. — Die Franzosen der Zukunft. — Le peuple von Michelet. — Frankreich als Weltpapst und Frankreich als Hiob. — Anekdote. — Staats- und literarische Papiere. — Lamennais und Uhlich. — Die Gazette de France und Rousseau; das Journal des Debats und Voltaire. — Die Quatre Evangiles von Lamennais und das revolutionäre Christenthum.

Ja, die Zeiten ändern sich und Frankreich schneidet täglich ernstere Gesichter, aber die Elegien über den Verfall der belle France de jadis, die wir nun schon seit Jahren anhören müssen, sind doch gar zu jämmerlich. Wem die heutigen Franzosen nicht charmant genug sind, mag ins alte Frankreich zurückgehen, zu den herzlosen Intriganten und Maitressenknechten des ancien régime, die freilich tausendmal „artiger" und „liebenswürdiger" waren als alle ehrlichen Leute von jetzt zusammen. Ich meinerseits glaube, die Franzosen müssen noch viel uncharmanter werden, bevor sie zu was Rechtem kommen. Einst beklagte man gerade so den Verfall des merry Old England, des lustigen Altengland, aber die Engländer wurden dabei groß und stark. Ueberall vergolden die Altweiberseelen die „gute" alte Zeit. Was die Franzosen betrifft, so müßte Hopfen und Malz an ihnen verloren sein, wenn ihre grandiosen Lehr- und Wanderjahre seit 1789 nicht endlich eine nachhaltige tiefere Umstimmung in Sitten und Grundsätzen hervorbrächten. Diese innere Metamorphose ist die bedeutsamste Frucht ihrer zwei Revolutionen und die eigentliche Garantie für die demokratischen Institutionen auf dem Papiere. La cour, dieser Inbegriff von Altfrankreich, dieses Ideal und Vorbild der frühern Gesellschaft, welches noch der sinnvolle P. L. Courier nicht genug geißeln konnte, diese traditionelle Hof- und Convenienz-Weltanschauung ist auch dem heutigen Frankreich noch nicht völlig ausgetrieben. Langsam wird solch ein Erbübel ausgeschwitzt. Gewiß werden die Franzosen der Zukunft etwas weniger charmant sein und dafür beständiger, etwas weniger eitel und dafür stolzer, männlicher, wahrer

gegen sich und Andere. Fürchten Sie nichts. Bis zur germanischen Grobheit werden sie's bei aller Anstrengung doch nicht bringen; so viel natürliche Anmuth ist ihnen schon angeboren, daß sie nicht leicht aufhören können, ein vorzugsweise „liebenswürdiges" Volk zu sein.

Nicht ganz so liebenswürdig ist „le peuple"; so heißt nämlich das neueste Werk von Herrn Michelet. Wäre Michelet ein heißköpfiger Springinsfeld, ein junger bonapartistischer Souslieutenant, so könnte man sich die abgeschmackten Fanfaronaden in seiner letzten Schrift erklären. Aber Herr Michelet ist ein gesetzter Mann, ein Philister, ein Professor, der sich nicht wenig auf seine krause Gelehrsamkeit und seine orakulöse Gesichter schneidende Weisheit einbildet. Der ultranationale Veitstanz, die krähende Arroganz, die hochnäsige und näselnde Verachtung gegen das Stückchen Europa, welches zufällig nicht zu Frankreich gehört, stehen dem Historiker Michelet doppelt possierlich, und die hysterische Empfindsamkeit, mit der er abwechselnd von sich, von Frankreich und von dem armen, verkannten Volke redet, wird zuletzt widerlich. Es ist rührend anzusehen, wie der Professor die „arme France" liebkost und streichelt, wie er sie, gleich einer geliebten Puppe, in seinen Armen lullt, wie er dem Dulder Frankreich mit Tröstungen und Aufmunterungen zuspricht, die es gar nicht nöthig hat und am wenigsten von ihm erwartet. Eine besondere Marotte Michelets besteht darin, daß er sich steif und fest einbildet, das Volk sei von den Romanschreibern und Genremalern verleumdet, und er müsse nun den guten Ruf desselben wieder herstellen. In diesem edeln Bemühen bringt er allerhand hübsche und wahre, obwohl nichts weniger als neue Bemerkungen vor. Wir würden uns gern schmeicheln, daß die Anerkennung des Guten, was ursprünglich im peuple vorhanden ist, eben auf die Menschheit überhaupt, und daher so gut auf das deutsche, englische oder italienische Volk anzuwenden sei, wie auf das französische. Aber Gott bewahre! Solch ein Kosmopolitismus wäre ja Verrath an Frankreich. Nach Herrn Michelet kann dies Alles nur für das Volk par préférence, nur für die Franzosen gelten. In der That ist die Carricatur des Nationalgefühles noch von Niemanden weiter getrieben worden, als von unserm Professor. Die Franzosen sind ihm nicht blos ein auserwähltes Volk, sondern ein heiliges Dogma, ein göttliches Princip, der incarnirte Messias der Welt. Frankreich ist von jeher unfehlbar gewesen; es ist der Erbe Roms. Seit Jules Cesar (!) und Charlemagne hat man in Frankreich das politische, religiöse, poetische und philosophische „Papstthum" (papauté) zu suchen. Wer's nicht glauben will, dem beweist Michelet mit leicht hingeworfenen Phrasen, daß kein anderes Volk einer harmonischen Cultur fähig, ja daß Deutschlands und Englands Geschichte eitel Bruchstück sei, welches seine Ergänzung von Frankreich erwarte. Ergötzlich ist das bombastische Bild am Schlusse, worin

er die pauvre France als Hiob auf den Trümmern ihres irdischen Glückes sitzen läßt. Deutschland und England sind natürlich die pharisäischen Freunde, die mit heuchlerischem Mitleid kommen und fragen: Wo sind denn deine Schiffe, deine Maschinen oder Kunstwerke? Darauf sagt Michelet: Ich will statt ihrer antworten, laßt die arme France in Frieden. Seht, sie ist zum Bettler geworden, denn sie hat ihr Hab und Gut für die Menschheit geopfert! Sie ist blaß, denn sie hat all ihr Blut für Euch verspritzt, und als sie nichts mehr hatte, gab sie sogar ihre „Seele“ hin, „et c'est, de quoi vous vivez!“ — ! — Amen!

Es wäre sehr Schade, wenn sich die deutsche Buchhändlerindustrie in ihrer Blindheit auf das Büchlein würfe und es übersetzen ließe; denn es ist ganz geeignet, einen zum Franzosenfresser zu machen, namentlich wenn man nicht weiß, welch ein Anachronismus Michelet mit seinem le peuple im heutigen Frankreich ist, das gerade anfängt, toleranter und gerechter gegen das Ausland zu werden, als jemals. Michelet besitzt eine starke Dosis Coquetterie. Vor ungefähr einem Jahre sah ihn Schreiber dieser Zeilen zum ersten Male von Angesicht. Damals war gerade seine Brochüre gegen die Jesuiten erschienen. Der edle Professor spielte den Tiefsinnigen, den Philosophen, über alles Journallob hoch Erhabenen. Ich kümmere mich nicht um das was die Zeitungen über mich schreiben; ich lese sie gar nicht, bemerkte er. — So eben, sagte ich darauf, habe ich in der Revue de . . . über Ihre Schrift einen langen Artikel gesehen... — A-t-il déjà paru? (Ist er schon erschienen?) fiel Michelet mir ins Wort. — Wie voriges Jahr die Jesuiten, so wollte er diesmal die Nationalität ausbeuten. Allein die Speculation war falsch, Herr Michelet hat so dick aufgetragen, daß selbst Stockfranzosen stutzig wurden; die crasse Buhlerei um einen Fetzen Popularität war zu offenbar. Abgesehen von dem obligaten Beifall in zwei, drei Cliquenblättern ist le peuple ziemlich spurlos vorübergegangen. Ich hätte das Buch gar nicht erwähnt, aber da einige deutsche Zeitungscorrespondenten es mit so unverdienter Wichtigkeit behandelt haben, so glaubt man am Ende jenseits des Rheins, der gewaltige Professor marschire bereits an der Spitze von ein paar hunderttausend Weltbefreiern auf Kehl und Freiburg los, und ohne ein Halbdutzend Nicolaus Beckers werde man ihn nicht bändigen können. Aber es hat keine Noth damit. Im Grunde der Seele halten die Meisten, die ihn kennen, den Herrn Michelet für einen melancholischen Farceur.

Ueberhaupt, seit Staatspapiere und Actien die allgemeine Leidenschaft geworden sind, hat die übrige Papierwelt, Literatur und Journalistik, viel von ihrer unmittelbaren, rasch zündenden Macht verloren. Vielleicht hat auch das sein Gutes. Während die literarische Industrie keuchend der Minute nachrennt, wird die bessere Literatur

immer mehr gezwungen, die Speculation auf den Tag aufzugeben und mehr auf die Zukunft zu rechnen.

Ein wichtiges Buch, obgleich es weniger Lärm macht, als die Mysteres und der ewige Jude, ist les quatre Evangiles von dem greisen, tiefsinnigen Bretagner Lamennais, dem Prediger in der Wüste, der sich bemüht, das moderne Babylon in eine socialistisch religiöse Bewegung hineinzureißen; im Gegensatz zu dem rein politischen Streite zwischen Universität und Clerus. Lamennais gehört unter die Classe jener seltenen Männer, die gerade mit dem Alter immer kühner und entschiedener werden, während sonst Himmelsstürmer in der Jugend mit den Jahren sich zur Zahmheit bekehren und in der Nähe des Todtenbettes als morsche Betbrüder zusammenbrechen. Welch einen Weg hat Lamennais zurückgelegt von seinem „Versuch über die Indifferenz" bis zu den „Vier Evangelien!" Ich setze voraus, daß man in Deutschland sich mit diesem Werke genauer bekannt machen wird, schon weil es interessant ist, den französischen Forscher mit den deutschen Reformatoren zu vergleichen. Bekanntlich hat Lamennais vom Deutsch- oder Christkatholicismus — eine Zuschrift wurde deshalb aus Berlin an ihn gerichtet — nichts wissen wollen. Die katholische Kritik in Paris sucht ihn jetzt auf eine Linie mit Uhlich zu stellen.

Charakteristisch ist eine Besprechung der „Vier Evangelien" in der Gazette de France. Die deutschen Kirchenzeitungen würden mit einem deutschen Lamennais nicht so säuberlich und respectvoll verfahren. Der Feuilletonist der Gazette de France hat nämlich gar kein Anathema für den abtrünnigen Glaubenshelden, nur die Klage, daß derselbe „nicht mehr in der Wahrheit sei," wie einst. Das Motto der Kritik und die Hauptargumente gegen die „Vier Evangelien" sind Stellen aus Lamennais' frühern Schriften. Noch merkwürdiger aber ist, daß der orthodoxe Feuilletonist sich nicht scheut, an den Verfasser des „Contrat Social" zu appelliren. Freilich hütet er sich wohl, anzuführen, was der Bürger von Genf über den Einfluß des Christenthums auf das politische Schicksal der Nationen gesagt hat; er nimmt nur, was in seine Taktik paßt, eine Stelle aus dem vierten Buch des „Emile," die mit Begeisterung von dem stylistischen Charakter und der Moral des Evangeliums, von der Erhabenheit Christi über Sokrates spricht und daraus auf den göttlichen Ursprung des neuen Testamentes schließt. Daß ein solcher Schluß aus der Trefflichkeit der evangelischen Sittenlehre auf ihren historischen Ursprung noch immer himmelweit entfernt ist vom unbedingten orthodoxen Glauben, das ficht den frommen Feuilletonisten in diesem Augenblicke nicht an, und er ruft: „Welch erhabene Sprache, welch ein Ton der Wahrheit!" Rousseau's Styl, heißt es, habe eine Weihe der Kraft, wie die Bibel selbst. „Nie hat die Vernunft (la raison) beredtere und überzeugendere Worte ertönen lassen!" Denken Sie nur, der fromme Streiter

der Gazette de France ruft die verschrieene raison zu Hülfe. Es ist weit gekommen. Rousseau wird am Ende noch kanonisirt, wenn auch nur in Beziehung auf die eine Stelle im vierten Buche des Emile. Solche Sprünge dürfen indeß im heutigen Frankreich nicht überraschen. Sie erinnern sich, wie das Journal des Debats vor einiger Zeit pathetisch ausrief: Wir sind die Kinder Voltaire's!

Aber ich will doch eine der dornigen Stellen in den „Vier Evangelien" anführen, auf welche die Gazette de France besonderes Gewicht legt. „Christus," sagt Lamennais, „hat nicht dogmatisirt." Nicht auf eine bestimmte, für ewig stabile theologisch-philosophische Doctrin hat er die neue Gesellschaft gegründet, sondern auf die unwandelbare Regel des Rechts und der Pflicht, auf das gemeinsame Gesetz der Völker, deren Band sie (nämlich die neue société) bilden sollte. Außerhalb dieses Gesetzes, welches sich von einem Zeitalter zum andern, nicht in Bezug auf sein unwandelbares Princip, sondern in dessen Anwendung fortentwickeln sollte, außerhalb dieses Gesetzes, das für die Menschheit in der That der Weg und das Leben ist, läßt Christus vollkommene Freiheit für die Speculation, für die ewige Arbeit des Gedankens, aus der die Wissenschaft geboren wird, welche, fortwährend neue Erwerbungen machend, sich auch fortwährend reformirt. Er hat keine Schranke dem menschlichen Geiste gesetzt, der von Gott bestimmt ist, die Wahrheit bis zu ihren unendlichen Quellen zurück zu verfolgen. Und da man, um fortzuschreiten, mehr als Einen Weg versuchen muß, so will er nicht, daß die unvermeidliche Meinungsverschiedenheit Diejenigen trenne, welche die Liebe vereinen soll. Der Glaube, den er verlangt, ist nicht ein Glaube an doctrinäre Lösungen, welche das ewige Problem von der Natur und ihrem Schöpfer in sich schließt, sondern der Glaube an seine Vorschriften und an Den der uns hilft sie zu befolgen. Ist aber dies das Christenthum, wie man es gewöhnlich auffaßt, lehrt und übt?"

Nicht wahr, das ist für einen gebildeten Deutschen nichts Neues. Dergleichen haben wir bei uns nicht nur von humanistischen Schriftstellern à la Zschocke, sondern selbst von rationalistischen Kanzeln tausendmal hören können. Viele werden das mehr als klar und einfach, sie werden es platt und seicht nennen. Die fromme Gazette de France nennt es vague! Unsere Skeptiker sucht man damit zu schlagen, daß man sie Nachbeter französischer Philosophen des vorigen Jahrhunderts nennt: Lamennais dagegen wirft man in der Gazette de France vor, er sei in das „vague deutsche Wesen" verfallen und mache sich zum Echo von Uhlich! Was bei uns nicht neu ist, und eben, weil es so gemeinverständlich und auf der Hand liegend scheint, nicht beachtet, ja sogar verachtet wird, hat eine viel größere Bedeutung, in Frankreich ausgesprochen, wo Theorien, Systeme und Dogmen nicht um ihrer selbst willen einen Werth haben, sondern wo man gleich Ernst macht

und an die Anwendung auf's Leben denkt. Und Lamennais macht Ernst, Lamennais dringt auf die politische und sociale Verwirklichung des Evangeliums. Diese Tendenz ist es, welche wieder die ganze Energie und den prophetischen Schwung seiner Beredsamkeit im grandiosesten Licht erscheinen läßt. „Wenn du von neuem auf Erden erschienest, o Jesus!" ruft er, „mit welchem Schmerze würdest du von neuem deine Schüler fragen: Versteht ihr mich denn noch immer nicht? Aber was die Schüler nicht verstehen, das Volk beginnt es zu begreifen. Du wirst nicht umsonst gesprochen haben, o Jesus, dein Wort ist das Samenkorn, aus welchem der geheimnißvolle Baum hervorwachsen wird, den die Menschheit erwartet, um in seinem Schatten auszuruhen." — Auf mehrern Blättern des Evangeliums heißt es von den Worten Christi, daß die Jünger sie nicht begreifen könnten, und Jesus selbst ist verwundert und betrübt darüber, daß ihr Geist für seine Lehren so wenig empfänglich ist. Diese Lehren waren zu erhaben; zu vollkommen in ihrer göttlichen Einfachheit, zu sehr im Widerspruch mit den gegebenen Ideen und herkömmlichen Vorurtheilen, um gleich anfangs in ihrem tiefen Sinn erfaßt und ohne lange, mühsame Vorbereitung, die moralische Richtschnur der Individuen, so wie die Grundlage aller menschlichen Institutionen und Gesetze zu werden. Dies ist das größte Hinderniß, welchem das Christenthum begegnete; ein Hinderniß, welches 18 Jahrhunderte noch nicht besiegten, ja dessen Ueberwindung durch die Länge der Zeit nur desto schwerer geworden ist. Denn wenn einerseits die Worte Christi noch immer nicht besser, ja in mancher Hinsicht noch weniger verstanden werden, als von seinen ersten Jüngern, so hat andererseits die Länge der Zeit, durch den Zauber den sie auf die Menschen ausübt, den Irrthum gewissermaßen geheiligt und ihm eine furchtbare Gewalt verliehen."

Andere Blätter, als die Gazette de France, namentlich socialistische, haben mit Begeisterung die Loosungsworte Lamennais' aufgefangen und sprechen sehr bündig und populär, natürlich auch schneidender, als der Meister. „Lamennais", sagt ein socialistisches Journal, „spricht wohl auch zu den Schriftgelehrten, aber eingedenk der Bergpredigt, wendet er sich noch öfter an die Menge, an das Volk." — „Die Kirche", heißt es sehr kurz in demselben Blatte, „die Kirche hat das Christenthum nie begriffen. Daher jenes christliche Ideal, das sich der Einsamkeit zukehrt. Daher jener unselige Dualismus zwischen dem Reiche der Erde und dem Reiche des Himmels, ein Dualismus, den Christus nicht (?) gekannt hat.... Die Kirche hat sich auf sich selbst beschränkt und ihr Antlitz verhüllt, wie die antiken Priesterinnen, die Welt oder die Erde Cäsar überlassend, d. h. den alten Mächten, den socialen Ideen des Heidenthums, oder, um mit Christus

selbst zu reden, dem Reich der Finsterniß.“ Wenn aus Frankreich in einigen Jahrzehenden eine neue Revolution hervorgehen sollte, so wird sie radicaler sein, als die erste; das ist gewiß. Im Namen des Evangeliums lassen sich noch ganz andere Umwälzungen unternehmen, als in dem der Göttin Vernunft. Es kommt nur auf den Commentar an. Der sogenannte atheistische Communismus, von dem die Gespensterseher in Deutschland fabeln, ist es nicht, der eine Macht werden könnte, aber im evangelischen Radicalismus, im revolutionären Christenthum, wenn ich so sagen darf, schlummert ein furchtbarer Riese. Und die Bibel kann man heutzutage nicht verbieten.

Doch das mögen Sie immerhin für müssige Träume halten. In literarischer Hinsicht wird man das meiste Gewicht auf den stylistischen Werth von Lamennais' Uebersetzung legen. Denn die Uebersetzung der 4 Evangelisten bildet den Fond des Werkes; daß sie glänzend ausgefallen ist, können Sie sich denken. Lamennais war vielleicht der einzige Mann in Frankreich, der einer solchen Arbeit gewachsen war. Franzosen, welchen Luther's Bibel unzugänglich ist und welche der Sprödigkeit des glatten Idioms von Racine sich bewußt sind, sagen in ihrem Enthusiasmus: Lamennais hat von der Stirne jenes Christus, den die Nationen auf ihren Knieen anbeten, den Staub der Jahrhunderte hinweggewischt!!! —

Der Commentar von Lamennais befindet sich unter dem Text auf jeder Seite; da sind die Noten oft sehr kurz; epigrammatische Erinnerungen an historische Ereignisse. Jede Abtheilung des Textes hat einen Anhang von längern Reflexionen, oder von Scholien, worin der Autor mit den „Schriftgelehrten“ spricht und gleichsam den Talmud des Neuen Testamentes, die katholische Kirchengelehrsamkeit bekämpft.

II.

Aus Brüssel.

Die polnischen Flüchtlinge in Brüssel. — Sarmatische Charakterschwächen und Vorzüge. — Die deutschen Zeitungen. — Die Ministerkrisis. — Nothomb und Van de Weyer. — Nothgedrungene Politik. — Belgien und die Schweiz. — Ein polnisch-belgischer Offizier. —

Sie können sich denken, daß die polnischen Unruhen auch hier das Tagesgespräch bilden; Peel's Zollreform, die dreitägige Sikhschlacht und der Tunnel von Cumptich mit Herrn de Ridder sind dadurch fast in den Hintergrund geschoben worden. Leider ist das Interesse am Schicksal der Polen diesmal nicht, wie 1830, von enthusiastischer Hoffnung begleitet; das Schauspiel eines Volkes, das in der Verzweiflung immer mit dem Kopfe gegen die eiserne Wand rennt, ist ein sehr trauriges. Die Krakauer Flammen werden bald

gelöscht sein; wie wird es nachher auf der Brandstätte aussehen! Und das Peinlichste ist, daß man um der Polen selbst willen wünschen muß, die Sache wäre schon vorüber, damit nicht zu viel Blut unnützer Weise vergossen werde. Die verwitterten Sarmatengesichter, die man dann und wann im Winkel eines Brüsseler Kaffehauses erblickt, sind eine Mahnung an das Loos, welches wieder hunderten jener sanguinischen Helden von Krakau bevorsteht, und eine tragische Illustration zu den tausenderlei widersprechenden Zeitungsnachrichten. Scheu und geduckt gehen die hiesigen Polen umher, die Niedergeschlagenheit in ihren Mienen scheint ein Zeichen, daß die Emigration, die bei den jährlichen Denkreden, am 29. November, es eben nicht an muthigen Hoffnungsphrasen fehlen läßt, sich diesmal keine Illusionen macht, vielmehr die unüberlegte Schilderhebung als ein untoward event ansieht. Vielleicht sind sie nur deshalb weniger sanguinisch, als sonst, weil sie der polnischen Bevölkerung und ihren improvisirten Führern nicht genug Erfahrung zutrauen, weil sie selbst ganz andere, etwas phantastische Pläne haben und noch immer hoffen, daß eine auswärtige Macht bei irgend einem nächsten Friedensbruch (?) die Veteranen der Emigration an die Spitze der Bewegung stellen werde. Ob diese Hoffnung nicht eitel, ist freilich sehr die Frage, aber jedenfalls kann man die Krakauer Revolution wie einen aus Versehen losgegangenen Schuß oder wie das Platzen einer Kanone betrachten, deren Splitter unter den unvorsichtigen Artilleristen selbst am meisten Verheerung anrichten werden.

Wie man hört, haben sich etwa ein halbdutzend der Tollkühnsten unter den Emigranten in Frankreich und Belgien, bei den ersten Nachrichten von der polnischen Gährung, losgerissen und bis in's Posensche durchgeschmuggelt, um, wie vorauszusehen war, der Festung in die Arme zu laufen. Man weiß nicht, wen man mehr beklagen soll: diese blinden Opfer ihrer Verwegenheit oder ihre zahlreichen Kameraden, die ein trauriges Leben im Auslande geduldig weiter fristen. Geduld ist sonst keine polnische Tugend, aber die meisten jener Flüchtlinge leiden trotz der kleinen Unterstützung, welche ihnen die belgische Regierung zukommen läßt, an Nahrungssorgen, und die gemeine Noth des Lebens, Jahre lang erduldet, lähmt endlich auch die chevalereske Springkraft des sarmatischen Naturells, besonders bei Leuten, die von Hause aus an ein flottes Offizier- und Junkerleben und am wenigsten an mühsamen Erwerb gewöhnt sind. Das Elend der Verbannung wird ihnen jetzt ein doppeltes, wo sie, zur Zuschauerrolle verurtheilt, von den Qualen der Ungewißheit und dem Bewußtsein der Ohnmacht gefoltert, weder zu hoffen wagen, noch zu resigniren sich entschließen können. Wenn man die deutschen Zeitungen liest, sollte man glauben, hier und in Paris müsse man über die ganze polnische Tragödie au fait sein und gleichsam hinter den Coulissen stehen, weil hier die

polnischen Flüchtlinge sind, die allerdings sämmtlich zur sogenannten Propaganda gehören mögen. Indessen ist man in Berlin, Leipzig und Wien durch die Nähe des Schauplatzes wahrscheinlich besser unterrichtet. Die belgischen und französischen Blätter schöpfen, wie gewöhnlich, ihre Berichte erst aus deutschen Journalen und von diesen selbst kommen nur wenige nach Belgien. Man muß im Estaminet oder im Kaffeehause die zitternde Hast beobachten, mit der gewöhnlich zwei, drei polnische Gäste über die Kölnische Zeitung herfallen, die sie oft mühsam buchstabiren — denn die meisten verstehen nur halb das Deutsche — einander vorlesen und übersetzen. Die Zeitungslectüre, Andern ein harmloser Zeitvertreib beim Kaffee und der duftenden Cigarre, ihnen ist sie eine fieberheiße Beschäftigung. Wie viel schlaflose Nächte, wie viel ängstliche Träume sind in diesen blassen, durchfurchten Gesichtern verzeichnet. Noch melancholischer ist es anzusehen, wenn sie manchmal, mit tiefen Verbeugungen, zu einem oder dem andern Zeitungsleser treten und fragen, ob man nichts aus Polen wisse, ob man nicht gehört habe, wie es ihren Landsleuten geht; denn die briefliche Verbindung mit dem Osten scheint ihnen sehr erschwert oder ganz verkümmert zu sein.

Es ist erfreulich, daß die deutsche Presse allmälig die verleumderischen und monströsen Gerüchte über das Benehmen der Polen zu widerrufen beginnt, welche sie anfangs nur zu leichtgläubig aufzunehmen und nur zu böswillig zu verbreiten sich beeilte. Bald sollte es im Plane gewesen sein, in Posen eine Art sicilische Vesper gegen die Deutschen zu veranstalten, bald fand man bei einem verhafteten Polen in Berlin zwölf Pfund Arsenik, vermuthlich um die Spree zu vergiften, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Noch jetzt, nachdem die Haltung der Krakauer Rebellen gegen die Preußen jene Verleumdungen Lügen gestraft hat, gefallen sich manche Blätter darin, alles was polnisch ist, ins Blaue hinein zu denunciren. Man mag den Polen Leichtsinn und Tollkühnheit vorwerfen; ein seltenes, ritterliches Ehrgefühl hat man ihnen noch niemals abstreiten können. Manche Zeitungen glauben sehr loyal zu sein, wenn sie einen unbedingten Abscheu vor dem sarmatischen Wesen heucheln und den Deutschen überhaupt blinden Polenhaß andichten. Man soll es aber nicht läugnen, vielmehr jederzeit laut aussprechen, daß Polen beim deutschen Volke die lebendigsten Sympathien besitzt und daß man die Hoffnung nicht ganz aufgeben kann, die deutschen Großmächte würden einst an eine Wiederherstellung Polens denken, sowohl im Interesse der deutschen Zukunft, wie um eine alte Schuld zu sühnen.

Im Vergleiche zu den tragischen Begebenheiten die jetzt die drei Großmächte in Athem halten, kommen uns die hiesigen Zänkereien und Ministerkrisen ziemlich kindisch und abgeschmackt vor. Belgien hatte durch fünf Jahre einen Minister an der Spitze seiner Verwal-

tung, um den es die größten Staaten zu beneiden Ursache hatten. Nach Robert Peel ist vielleicht Nothomb der größte Arbeiter, der unermüdlichste Geschäftsmann den ein europäischer Staat aufzuweisen hat. Nothomb gehört seinen Principien, wie seinem Glauben nach der liberalen Partei an, er ist der eigentliche Verfasser der belgischen Constitution, der liberalsten Verfassung in ganz Europa. Aber Nothomb ist zugleich ein praktischer Staatsmann, der nicht, die starre Theorie auf der Fahne, mit dem Kopfe gegen die Wand rennt, sondern klug zu steuern versteht, die persönlichen Eitelkeiten und die eingewurzelten Vorurtheile der Parteien klug zu umschiffen suchte und auf diese Weise innerhalb fünf Jahren eine treffliche, belebte und fortschreitende Administration unterhielt. Nothomb gehörte als Minister zu keiner Partei und daher hatte er endlich alle Parteien gegen sich; in jeder Kammersitzung fragte man ihn, zu welcher Fahne er schwöre, und da er sich keiner in die Arme werfen wollte, so endete er endlich damit, daß er sich zurück zog. Jetzt kam Herr Van de Weyer an die Spitze. Dasselbe Examen, dasselbe Manöver fand Statt. So lange Van de Weyer in die Fußta fen Nothombs trat und sich nicht entschieden erklärte, wurde er bekriegt, verhöhnt, gestoßen, obschon Jedermann wußte, daß er einer der ehrenwerthesten Charaktere ist. Aber sanguinischer und weniger ausdauernd als sein Vorgänger, warf er sich endlich, müde der heftigen Angriffe, der äußersten Linke in die Arme und von diesem Tage an hatte sein Reich ein Ende. Die Linke hatte einen Sieg in der Person des Ministers errungen, aber sie hatte einen viel wichtigern Verlust erlitten, nehmlich den der Praxis. Statt einen der Ihrigen im Ministerium zu haben, der die Uebergriffe der Katholiken in Schach hielt, hat sie durch den Rücktritt Van de Weyers die Gewalt ganz in den Händen der Gegner gelassen und das Ministerium das jetzt in Aussicht steht, wird allem Anscheine nach ein ultrakatholisches sein. Bis zu den nächsten Kammerwahlen, d. h. noch anderthalb Jahre, wird die Gewalt in den Händen der Katholiken bleiben und während dieser Zeit werden viele Jesuiteninstitute reich dotirt werden, werden vielen unabhängigen Schulen ihre Subsidien von der Regierung entzogen werden, und wenn dann auch die neuen Wahlen den Liberalen eine entschiedene Majorität in den Kammern sichern, so wird indessen so viel Terrain verloren gegangen sein, daß der Kampf von neuem wird beginnen müssen, und zwar um Dinge, die man im jetzigen Augenblicke besitzt. Der Kampf gegen die Katholiken, der entschiedene gewaltsame Kampf wird in Belgien immer von der höchsten Gefahr sein. Denn wenn die Liberalen auch die Intelligenzen und die meisten großen Städte für sich haben, so besitzen dagegen die Katholiken die Massen, das Landvolk, den Fanatismus in ihrer Gewalt, und wehe der Unabhängigkeit des jungen Staates, wenn diese beiden Gewalten erst thatsächlich ein-

ander gegenüber stehen und von dem Wortkampf in den Kammern auf die Arena der Straßenkämpfe hinaus treten. Der belgische Clerus hat es in zwei Revolutionen bewiesen, daß er den blutigen Straßenkampf nicht scheut. Das haben Nothomb und seine Freunde wohl verstanden, und darum haben sie das Biegen dem Brechen vorgezogen, und wir glauben, dies ist die unter den hiesigen Verhältnissen einzig gebotene Politik, wenn Belgien nicht allmählig die Schicksale der Schweiz wiederspiegeln soll.

Um wieder auf die Polen zurück zu kommen, so werden Sie aus den Zeitungen ersehen haben, daß ein belgischer Offizier, der in der polnischen Sache compromittirt ist, in Preußen verhaftet wurde. Es ist dies der Oberlieutnant Z., ein Pole, der nach den Ereignissen der Jahre **1830** und **31** in der belgischen Armee Dienste genommen hat und einen tadellosen Ruf besitzt. Vor einigen Monaten verlangte er einen Paß, der ihm nicht verweigert werden konnte. Nun er gefänglich eingezogen wurde, sind von Seiten der hiesigen Regierung Schritte geschehen, daß er an Belgien und nicht an Rußland ausgeliefert werde, wo sein Schicksal ein gräßliches wäre; man zweifelt auch nicht daran, daß der belgische Gesandte in Berlin billige Ohren finden werde.

III.

Aus Wien.

Erziehungswesen. — Die französischen Gouvernanten. — Heimat und Fremde. — Die Hofmeister. — Gevatter Schneider und Handschuhmacher. — Ein Stoßseufzer. —

Erlauben Sie mir heute auf einen Gegenstand zurückzukommen, über den ich Ihnen ebensowohl schon vor langen Jahren hätte schreiben können und der aller traurigen Wahrscheinlichkeit nach auch noch einige Decennien hindurch zeitgemäß bleiben wird. Ich meine das leidige Privatunterrichtswesen, wie es sich durch mannichfaltige Umstände im Laufe der Zeiten bei uns ausgebildet hat. Sie brachten vor einiger Zeit einen Artikel über Oesterreichs Schulen, der wohl einen allgemeinen Begriff vom österreichischen Staats-Schulenthume giebt, aber in seiner Kürze nicht die einzelnen Mängel desselben schildern, noch auf die Folgen und Einwirkungen eingehen konnte, die es für das Privatleben hat. Nicht Jedermann hat in Oesterreich Zutrauen zu den öffentlichen, vom Staate eingesetzten, besoldeten und beaufsichtigten Schulen. Und so hat sich das System des Hofmeister- und Gouvernantenthums in einer Weise ausgebildet, wie man es sonst vielleicht in der ganzen civilisirten und uncivilisirten Welt nicht kennt. Jeder Hausvater von nur einigem Vermögen, der aus seinen Söhnen sogenannte gebildete Menschen machen will, sucht für sie ei-

nen Hofmeister; jede Mutter, die einst ohne Beschämung ihre Tochter in die Welt einführen will, sorgt, daß sie für dieselbe schon in ihrem zartesten Alter eine Französin finde, welcher sie sie mit Leib und Seele übergiebt. Welche Uebelstände daraus für die weibliche Jugend sowohl, als für die männliche entspringen, ist selbstredend. Unmöglich kann man so viele gute und wahrhaft gebildete Pädagogen auftreiben, als es in dem wohlhabenden Oesterreich vermögende Familien giebt; unmöglich kann unter dem Schwarm hergelaufener Französinnen eine prüfende, vorsichtige Wahl stattfinden. — Sprechen wir erst von diesen letzteren, von den Gouvernanten. Wer jemals Gelegenheit hatte, in Wiener Häusern einige von diesen französischen Lehrerinnen kennen zu lernen, hat sich überzeugt, daß die crasseste Ignoranz bei ihnen die Regel, sehr bescheidenes Wissen hingegen die Ausnahme ist. Wie kann es auch anders sein? In ihrer Heimath nehmen diese Mädchen nicht selten den einfachen Rang von Putzmacherinnen und wenn es hoch kommt, von Kammerjungfern ein; ich selbst habe manche kennen gelernt, welche die zweideutigste Vergangenheit hatten, und nur darum in die Fremde gingen, weil sie sich Alters halber oder wegen Unannehmlichkeiten der häßlichsten Art in der Heimat nicht länger halten konnten. Von diesen sollen dann deutsche Jungfrauen Ehrsamkeit, Sitte und Anstand lernen! Man kennt die Schwachheit deutscher Frauen, daß sie stets französischer, als die Franzosen sind; so halten sie denn ihre Kinder mit größter Strenge dazu an, ihren Lehrerinnen jede Bewegung, jede Ausdrucksweise abzulernen und so erhalten die armen Mädchen eine französische Erziehung, die in Frankreich selbst als ein „horreur" gelten würde. Aber selbst der nächste Zweck, die französische Sprache, wird bei diesen Lehrerinnen verfehlt; gewöhnlich sind sie Schweizerinnen, oder Französinnen aus den niedrigsten Volksklassen, die eben mit keiner andern Kenntniß, als mit ihrer Sprache, die sie in den Gassen erlernt, ausgerüstet. Nun weiß jeder der nur einmal in Frankreich war, welch ein Unterschied zwischen der Sprache der gebildeten Pariser Salons und der Sprache in den Gassen von Paris, oder in den Departements, oder in den französichen Cantonen der Schweiz. So kömmt es, daß wohlerzogene deutsche Jungfrauen, wenn sie später ihre Hochzeitsreise nach Paris machen und in einen Salon eingeführt werden, nicht bemerken, wie man über manchen ihrer Ausdrücke lächelt, wohl auch erröthet. — So wächst das Kind heran, fühlt schon mit zehn Jahren eine tiefe Verachtung für ihre plumpe Muttersprache und kann mit zwanzig Jahren noch kein französisches Briefchen orthographisch schreiben. Von wem hätte sie es lernen sollen? wagt es doch ihre Lehrerin selbst nicht, etwas Dictirtes ohne das Buch vor Augen auszubessern. Ist das Buch zufälliger Weise aus den Zeiten Montaigne's, bekommt das Kind einen Klapps, weil es être ohne s geschrieben; am andern Tage

wird ein modernes Feuilleton dictirt, das Kind schreibt estre und bekommt Hausarrest. Im spätern Alter bleiben dem Mädchen alle deutschen Bildungsquellen unbekannt, denn die Gouvernante, die kein Wort Deutsch versteht, kann es doch nicht darauf aufmerksam machen, und es lernt nur jene französischen kennen, welche dem Geschmacke ihrer Lehrerin zusagen, die früher Kammerjungfer gewesen, oder jene althergebrachten, widersinnigen, an denen man das kindliche Gemüth schöpfen zu lassen gewöhnt ist. Unter diesen steht Fenelon's Telemach oben an, und das Kind muß Wort für Wort die Erzählung von den Festen der Cyprischen Göttin übersetzen, wohl auch auswendig lernen, um eine reiche Copia verborum zu erlangen. Diesem Unterrichtswesen entspricht auch die Lebensweise der Gouvernante und die Praxis ist der Theorie würdig. Wenn sich die Gouvernanten besuchen, werden in Gegenwart der Kinder die schamlosesten Gespräche geführt; wenn die Gouvernante einem Geliebten ein Rendezvous giebt, so muß die Schülerin sie begleiten, damit sie eine Ausrede habe, auszugehen; auf der Promenade lernt das Kind alle die schönen Künste, wie man auffällt und die Aufmerksamkeit der Herren auf sich zieht, denn jede Gouvernante sucht einen Mann. Halten Sie dieses alles vielleicht für übertrieben? gewiß nicht, denn sie kennen mich als einen warmen Franzosenfreund und wissen, daß ich als ehemaliger Hofmeister in diesen Dingen reiche Erfahrungen gesammelt habe. Endlich brauche ich Sie nur zu versichern, daß ich in Frankreich eine Wäscherin hatte, die gegenwärtig die sehr hoch geehrte und bezahlte Lehrerin zweier Fürstinnen ist, und Sie kennen die französischen Wäscherinnen. In einem angesehenen Hause Wiens erkannte ein französischer Reisender in der Gouvernante ein Mädchen, das er als lustiger junger Mann schon in Lyon gekannt hatte und wunderte sich sehr über ihre Bekehrung. Aber diese Bekehrung war nicht von langer Dauer, denn als die Gouvernante ihren Platz verlor, nahm sie in den Gassen Wiens denselben Charakter an, in welchem sie schon die Gassen von Lyon gekannt hatten. Aber sind denn alle Gouvernanten ehemalige Wäscherinnen, Putzmacherinnen, Kammerjungfern und dergleichen? Gewiß nicht; es wäre Verleumdung, das behaupten zu wollen. Ich habe auch vortreffliche, brave und höchst gebildete Mädchen unter ihnen kennen gelernt; aber selbst bei diesen bleibt es sehr mißlich und gefährlich, ihnen die Erziehung deutscher Kinder anzuvertrauen. Sie sind und bleiben doch Fremde und vor allem Französinnen, die nur ihre Landsleute als eigentliche Menschen erkennen und für alle übrige Welt kein Herz haben. Schon daß sie gezwungen sind, ihre Heimath, la belle France zu verlassen, verbittert sie gegen die Fremden, unter denen sie leben müssen, und zeigt ihnen Frankreich in einem desto rosigern Lichte. Diese Eindrücke und Vorurtheile sind ihre pädagogischen Grundsätze, und die Kinder werden in der Verehrung alles Fremden

und in der Verachtung alles Heimischen und Deutschen auferzogen. Das sind dann die deutschen Jungfrauen, die deutschen Hausfrauen! Dazu kömmt noch, daß die gebildeten, wohlmeinenden Gouvernanten ihre französischen Lehrbücher mitbringen, und man kann denken, wie die abgefaßt sind, zumal wenn sie Geographie und Geschichte betreffen. Ich las einmal solche zwei Lehrbücher durch; da war Deutschland das rauhe, wilde, kalte Land des Nordens, daß ich während des Lesens einen sibirischen Schauer empfand, die Oder floß in die Nordsee, der Rhein war ein ganz französischer Fluß, und im Thüringer Walde lag ewiger Schnee; die Geschichte stellte alle deutschen Helden als wahre Barbaren dar, und besonders in den französischen Kriegen spielten alle die schmählichste Rolle.

Ich will hier keine weiteren Consequenzen ziehen, auch meinen Gegenstand nicht erschöpfend ausführen; dazu ist der Raum eines Briefes zu beschränkt. Nur Material will ich dem Leser liefern und die Vordersätze, die Nachsätze wird er sich leicht finden und sich vielleicht manche Erscheinung in der österreichischen Bildungswelt leichter deuten können. — So will ich, wie bei den Gouvernanten, mich auch bei den Hofmeistern kurz fassen. Ich habe schon oben angedeutet, wie schwer es sei, eben so viele pädagogische Talente zu finden, als es Familien giebt, die sich einen Hofmeister halten wollen. Aber gesetzt auch, es fände sich diese ganze ungeheure Zahl von Pestalozzi's, Niemeyern und Salzmännern, der Uebelstand würde darum nicht geringer, denn der Hofmeister ist Modesache geworden, und wie man sich schöne Möbel, Reitpferde, Equipagen, Pariser Hüte &c. anschafft, so schafft man sich auch einen Hofmeister an. Brauche ich nun noch zu sagen, auf welche Weise man bei der Wahl der Lehrer seiner Kinder zu Werke geht? Von Grundsätzen ist da nicht die Rede, sondern bloß von Geschmack oder zeitweiliger Hausgrille. Die eine Dame liebt einen eleganten jungen Mann, der sich an der Seite ihrer Kinder gut ausnimmt, die zweite einen guten Gesellschafter, den man bei Soiréen und Dinées gut verwenden kann, die dritte einen der sie auf dem Fortepiano gut begleiten kann, die vierte einen der gut declamirt, die fünfte einen Versemacher, denn sie beschützt Künste und Wissenschaften u. s. w. Das Uebrige ist oft Nebensache. So kömmt es häufig, daß die verlorensten Subjecte, deren sittlicher Gehalt eben so wenig Zutrauen einflößt, als ihre Kenntnisse, nur weil sie irgend ein geselliges Talent besitzen, mit dem heiligen Amte des Kindererziehens betraut werden. Allein das Uebel grassirt nicht nur in den reichen und sogenannten obern Ständen, es hat sich auch schon auf die untern ausgedehnt, und die tröstliche Erscheinung, daß aus den ärmern und mittlern Klassen bedeutende Menschen oder würdige Bürger hervorgehen, fällt in Wien gänzlich weg. Man kennt den unglückseligen Hang der Wiener zum Luxus und ihre äffische Nachah-

mung der reichen und höheren Stände. Da nun bei diesen die Hofmeister Mode sind, so darf man auch hierin nicht zurückbleiben, und, wie die kleine Kaufmannsfrau einen Paradiesvogel auf ihren Hut steckt, weil es die Fürstin X. oder die Gräfin Y. gethan, so legt sie ihrem Hauswesen auch einen Hofmeister bei. Da aber die Hofmeister eine theure Waare sind und man doch auch das Geld auf Hüte, Putz und Equipagen ersparen will, so nimmt man den ersten besten, wenn er nur wohlfeil ist. Man kann auch hier leicht denken, welcher Art diese Erzieher sind, gewöhnlich Menschen, die zu nichts anderem mehr taugen. Glücklich, wenn es ein armer Student ist, der doch etwas Wissen hat und seine Zeit in Lern- und Lehrstunden theilt, um sein Leben zu fristen. Aber selbst unter diesen — welche Massen Exemplare von Ignoranten findet man da oft! Auf der Universität sind sie gesetzlich und ausschließlich mit ihrer Brodwissenschaft beschäftigt, und was kann Medicin oder das römische Recht die Kinder von zehn bis zwölf Jahren fördern? Wie groß die humanitäre Bildung ist, die man auf österreichischen Gymnasien gewinnen kann, ist genugsam bekannt.

Trotzdem ist es selbst bei diesen Lehrern ein Glück zu nennen, wenn man ihnen allein den Unterricht der Kinder überläßt. Sehr oft wird ein Theil desselben den Gouvernanten übertragen, damit die Knaben mehr Uebung in der französischen Sprache bekommen. Nun denke man sich künftige deutsche Männer, die von solchen Damen den ersten Unterricht in der Weltgeschichte erhalten. Alles was ich von den französischen Gouvernanten gesagt habe, gilt auch von den französischen Gouverneurs, die in den sehr nobeln Häusern schon Mode sind und in wenigen Jahren vielleicht auch schon beim Kaufmann Mode sein werden. Es sind gewöhnlich Menschen, die mit keiner andern Kenntniß, als mit der ihrer Muttersprache ausgerüstet in die Welt laufen, um einen Platz zu suchen und ihr Glück zu machen. Sie wissen höchstens etwas von Frankreich. Einen kannte ich, der auch das nicht wußte, denn er war, bevor er Lehrer in Wien wurde, ganz gemeiner Arbeiter in einer Champagnerfabrik bei Neufchatel. — Halten Sie das für übertrieben? nun so kann ich Sie versichern, daß jene Wäscherin, von der ich Ihnen oben erzählte, als sie sah, wie gut es sei, zu lehren, ihren Bruder, einen Tischlergesellen, als Hofmeister für die Prinzen berief, deren Schwestern sie selbst unterrichtete und erzog. Noch heute sind Bruder und Schwester an ihrem Platze, die zarten Sprößlinge sind ganz und gar in ihre weise Obhut gegeben und es geht ihnen ganz wohl und sie lassen vielleicht nächstens ihre Cousine, die Handschuhmacherin, und ihren Cousin, den Schustergesellen, nachkommen, um ihnen die Sprößlinge eines erlauchten Hauses zur Erziehung zu übergeben.

Nun ich Ihnen ungefähr die Lehrer charakterisirt habe, wäre es

eigentlich am Platze, Ihnen die Schüler zu schildern, die aus einer solchen Schule hervorgehen, aber das würde mich hier zu weit führen, auch ist es ein zu trauriges Thema. Diese Caricaturen von Erziehern geißelt man gerne und leicht; denkt man aber an die armen Kinderseelen, die ebenfalls zu Caricaturen gemacht werden und vielleicht schöne Menschenbilder werden könnten, so blutet einem das Herz. Das Aergste bei der Sache ist, daß die Wiener das Uebel nicht erkennen und dergleichen Klagen ihnen lächerlich oder übertrieben vorkommen müssen, weil sie kein anderes, besseres Beispiel kennen, das ihnen den Contrast lebhaft hervorheben könnte. Ich verweise Sie nur noch auf mehrere Artikel, welche die Wiener „Sonntagsblätter" schon vor mehreren Jahren brachten und die über denselben Gegenstand klagten. Aber sie wurden eben so wenig beachtet, als dieser berücksichtigt werden wird. Das Uebel wurzelt zu tief, eben so wohl im Leichtsinn der Wiener, als in gewissen politischen und administrativen Institutionen. So lange der Wiener aus seinen Kindern nichts besseres machen will, als recht nett ausgeputzte Salonspuppen, und so lange ein Vater, der das Bessere will, in den öffentlichen Schulen nicht die Mittel zum Zwecke findet, so lange wird das Uebel nicht gehoben, und eine Generation nach der andern wird leer, parfümirt, einbalsamirt vorübergehn. Wann werden wir Schulen haben, wie Norddeutschland?

X.

IV.

Aus Hamburg.

Neue Dampfschifffahrt zwischen Hamburg und Hull. — Hamburger Unterscheidungsgabe. — Hamburg und Altona. — Die Austern- und Gemüsefurcht. — Der Schauspieler in der Wache.

Im Mai d. J. tritt ein neues Dampfschifffahrts-Unternehmen in's Leben. Es ist eine zwischen Hull und Hamburg etablirte Linie, welche mit der schon seit geraumer Zeit bestehenden Hanseatischen Dampfschifffahrs-Gesellschaft concurrirt. Die neue Compagnie läßt gegenwärtig in England ihre Schiffe bauen, welche Schraubendampfböte sind und 80 Pferdekraft haben werden. Die früheren hohen Frachten werden durch diese jüngere Linie bedeutend ermäßigt, was auch Hauptzweck der Unternehmer, eines Vereines reicher Manufacturhäuser, gewesen sein soll. Man hat wenigstens bis jetzt keine gerechte Ursache, in die gegebenen Versicherungen Zweifel zu setzen, wie heftig auch anfangs gegen das Project von Seiten der Concurrenten geeifert wurde. Es ist übrigens ein löblicher und oft beobachteter Charakterzug der Hamburger, daß sie die Parteiäußerungen von der unbefangenen Darstellung und einer lauteren Motiven entstammenden Besprechung, sei es welcher Sache immer, mit klugem, geübtem

Blicke zu unterscheiden wissen. Etwas Gutes, Praktisch-Nützliches, wird ihnen durch eine gehässige Polemik selten verleidet. So nahm auch die Actienzeichnung zu der hier in Rede stehenden Entreprise einen ungehindert günstigen Fortgang; es konnte demnach der sehr theure Bau von drei Dampfschiffen in England betrieben werden und ein viertes wird vermuthlich im Laufe des Sommers dort hergestellt.

Während dieses kostspielige, in unsere merkantilischen Beziehungen zu England tief eingreifende Unternehmen so rasche und ersprießliche Theilnahme gefunden, strengt man sich in Altona vergebens an, zwischen dieser Stadt und dem gegenüberliegenden Harburg eine Dampfschifffahrtsverbindung zu Stande zu bringen. Bisher fanden nur von hier aus nach jenem Orte directe Fahrten Statt. Warum sollten aber die Hamburger nicht einmal von ihrer Nachbarstadt eine Concurrenz zu erdulden haben? Bieten wir den dänischen Holsteinern doch unablässige gefährliche Concurrenz in so mancher Beziehung. Nehmen wir nur einmal den Fremdenbesuch. Was in Altona anlangt, wird von dem großen Polyp Hamburg mit seinen hundert Gliedmaßen schnell an sich gerissen. Vergnügen, Geschäfte, bunt wechselnder Lebensgenuß, wohlfeile Zerstreuungen im Beobachten unsers Straßen- und Häfentreibens — was trägt nicht alles dazu bei, den guten Altonaern ihre Gäste nach Hamburg zu entführen! Man denke nicht, daß wir deßhalb auch nur ein dankendes Kopfnicken schuldig zu sein glauben. Es muß so sein. Es steht im Buche des Schicksals und der Städtescheidung so geschrieben. Hamburgs Nahrungsquellen werden durch Eröffnung der Berlin-Hamburger und der Hamburg Hannöverschen Eisenbahn sich noch merklich erweitern. Die Strömungen, das Austauschen von Menschen und Waaren — im ausgedehntesten Sinne — dürften zwischen den angegebenen Punkten erstaunlich lebhaft werden. Wissen Sie aber, daß uns Hamburgern in Bezug auf die Berliner eine seltsame Furcht heimsucht, die mehr und mehr wächst, je näher wir der Eröffnung jener Eisenstraße kommen. Es ist die Austern- und Gemüsefurcht! Sie lachen? Ei, zu frühzeitig. Nur zu sehr läßt sich jene Besorgniß und der dafür gewählte Ausdruck rechtfertigen. Was zum Henker, wär' es nicht ein abscheuliches Malheur, wenn die hungrigen Berliner mit ihren Sandmägen uns die Austernberge en masse verschlängen, oder zum Nimmerwiedersehen verpflanzten in das märkische Paradies? — Und die köstlichen Gemüse, die üppigen Grünfrüchte, welche aus den fetten Gartenlanden der Umgegend Hamburgs auf unsern Markt kommen, wie werden allein die Berliner Hotelbesitzer eilen, sich für ihr preußisches Publicum dieser Herrlichkeiten zu bemächtigen. Ganze Frachtwägen voll seh' ich schon im Geiste entführen und am Ende eine Karavane von Vierländerinnen, von Altländerinnen u. s. w. in ihren diversen

Nationaltrachten dazu. Ach, und von den Fischen, Hummern, Seekrebsen, u. s. w. ist noch gar nicht die Rede gewesen.

Ich habe Ihnen von dem anstößigen Theatervorfall und der daraus entstandenen Reclamation des preußischen Gesandten neulich geschrieben. Die Sache hat einen merkwürdigen Ausgang genommen. Der betreffende Schauspieler mußte allerdings auf Senatsverfügung acht Tage in der Großneumarktswache campiren, wo indessen Austern, Champagner und zahlreicher Besuch von Freunden ihm die Langweile vertrieben. Wieder freigelassen, begleitete ihn — es war Abend — ein starker Haufen nach seiner im Jungfernstieg belegenen Wohnung. Hier vermehrte sich die Menschenmasse außerordentlich; es wurden Herrn B. donnernde Vivats gebracht, und als er am Fenster erschien, brach ein Hurrahgeschrei über das andere los. Ich dachte schon, sein für den nächsten Abend annoncirtes Wiederauftreten würde, dieser Vorfälle halber, von Polizeiwegen untersagt werden. Doch geschah das nicht, und obwohl man ein so abgedroschenes Stück wie „Richards Wanderleben" gab, war das große Stadttheater gedrängt voll. Ein minutenlanger Donnerapplaus empfing den beliebten Schauspieler, das „Opfer" eines ministeriellen Einflusses in der freien Hansestadt Hamburg. Es soll, erzählt man sich nun hier, in Berlin Verdruß gemacht und dem Minister einen Verweis zugezogen haben, daß sein unzeitiger Eifer auf eine Theateralbernheit so großes Gewicht legte und einen Eclat herbeiführte.

V.

Landsmannschaftliche Liebesdienste.

Der Rheinische Beobachter brachte vor einigen Wochen einen langen Artikel unter der Ueberschrift: „J. Kuranda und die flamändische Bewegung." Es versteht sich von selbst, daß an dem Redacteur dieser Blätter kein gutes Haar gelassen wurde. Ich hatte es für überflüssig gehalten, auf jenen Artikel zu antworten; das Publicum, welches die Stellung der Parteien und ihrer Blätter kennt, versteht den Zusammenhang. Indessen scheinen Andere anders zu denken, und die Reclamationen einiger Freunde, die in jenem Artikel unter dem Namen „Kurandagenossen" figuriren und mit beleidigt sind, nöthigen mich, die geheimen Fäden jenes Angriffes aufzudecken und zugleich einen piquanten Beitrag zur Geschichte der Deutschen im Auslande zu liefern.

Der erwähnte Aufsatz ist quasi aus Antwerpen datirt und mit Jakob Tielemans unterschrieben. Ist dies ein Deutscher oder ein Flamänder? Von den flamändischen Schriftstellern versucht es, so viel wir wissen, kein einziger in deutscher Sprache zu schreiben; es ist also ein Deutscher. Hören wir, was unser Landsmann aus Antwerpen zu berichten hat: — — „Leider gibt es unter den Deutschen Leute „genug, die am Zerfetzen und Zersetzen ihre Freude haben und die

„Blüten des ächten Schönen, die in den Sonnenstrahlen des Frie-
„dens gedeihen, nun einmal nicht leiden mögen ... Zu diesen Kri-
„tikastern scheint auch Ignaz Kuranda zu gehören, dessen Buch unter
„allen vaterländischgesinnten Flämingen die tiefste Entrüstung hervor-
„gerufen .... Sie mögen sich trösten. Wer Sinn für eine edlere
„Volksbildung hat, der wird sein Urtheil nicht von Kurandas Belie-
„ben abhängig machen, besonders da die schönen Reiseerin-
„nerungen der geist- und poesievollen Louise von Plön-
„nies jedes Wort Lügen strafen. Man lese die flämischen Gedichte,
„die Frau von Plönnies in vortrefflichen Uebersetzungen
„ihrem Buche eingewoben und man wird, wenn es nicht schon vor-
„her geschehen, von Kuranda sich mit Unwillen abwenden. Was aber
„die Kurandagenossen dazu sagen, ist den Flämingen, einem Willems,
„van Duyse, Conscience, de Laet, Blommaert und ihren Freunden
„hoffentlich einerlei" .... „Kaum regte es sich in Flamland, kaum
„vernahm man anderswo, daß es endlich, seine Französelei abschüttelnd,
„die Blicke wieder nach Deutschland wende, als es auch an Emissären
„aller Farben nicht fehlte, welche um jeden Preis verhüten sollten,
„daß die Flamänder in die Hände der einen Partei fielen, welche das
„reine Evangelium der andern dort zu predigen hatten." (Was heißt
das?) „J. Kuranda hatte solch eine Sendung übernommen: die
„Grenzboten wurden die Blätter für Deutschland und Belgien zur
„Vermittelung ihrer gegenseitigen Interessen. Die Flamänder sahen
„das Journal mit hoher Freude erstehen; mehrere unter ihnen, wie
„Blommaert, Conscience, Willems u. A. sagten ihre Mitwirkung zu;
„der Redacteur forderte in den literarischen Blättern Gents und Ant-
„werpens die flamändischen Schriftsteller auf, ihm ihre Werke zur
„Recension zu senden" .... „Da trat Herr Kuranda plötzlich mit
„einem großartigen Plane hervor, dem namentlich, die Flamänder ihre
„Sprache abschwören zu machen (??) und sie Hochdeutsch zu lehren.
„Die Flamänder aber meinten, das werde so bald nicht gehen, und
„ließen Hrn. Kuranda und seine Grenzboten und wollten keine Lec-
„tionen von ihm. Da wurde Kuranda bös und wollte auch nichts
„mehr von ihnen wissen; eine kleine Rache an ihnen aber sparte er
„sich auf, und diese übt er nun in seinem Buche: Belgien seit seiner
„Revolution, in dem Artikel: Deutschlands Interesse an der flamän-
„dischen Bewegung, in welchem er zwar scheinbar den Flamändern
„die Partei hält, endlich aber nur die alte beleidigte Schulmeister-
„miene zeigt."

In diesem Tone geht es weiter. Herr Tielemans aus Antwerpen unterwirft die zwei Kapitel meines Buches über Belgien, welche von flamändischer Literatur sprechen, seiner Kritik, wobei er in seinem de-likaten Style von Hanswursterei und Unverschämtheit spricht, weil in dem Buche den Flamändern angerathen wird, durch Uebersetzung deutscher Classiker ihre Sprache zu bilden. Sollte ich es wirklich nöthig

haben, mich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen? Ein deutsches Blatt fällt einen deutschen Autor an, weil er einem verbrüderten Nachbarvolke zuredet, sich mehr mit hochdeutscher Sprache zu beschäftigen. Wahrlich, man muß Mitarbeiter des Rheinischen Beobachters sein, um das Recht zu haben, solche Bornirtheit zu Markte zu bringen, man muß der Rheinische Beobachter sein, um dies aufzunehmen; und nur dem Rheinischen Beobachter ist es gegeben, seine Waffen gegen ihm mißliebige Schriftsteller blind auf allen Misthaufen zusammenzusuchen, ohne zu fühlen, daß die Waffe den Angreifenden und nicht den Angegriffenen beschmutzt.

Zudem, wer hat in den Grenzboten, wer hat in dem Buche: „Belgien seit seiner Revolution", auch nur einen Satz gefunden, der „die Flamänder ihre Sprache abschwören machen" will? Jene incriminirten zwei Kapitel aus meinem Buche, die, wie Herr Tielemans berichtet, „unter allen vaterländischgesinnten Flämingen die tiefste Entrüstung hervorgerufen", sind von mehrern deutschen Blättern im Auszuge mitgetheilt worden, sie haben bereits im Jahre 1843 in den Grenzboten gestanden, und Jedermann hat die Wärme anerkannt, mit welcher darin der flamändischen Sache das Wort geredet wird; Jedermann, d. h. nicht blos die deutschen Redacteure, sondern auch die flamändischen Parteiführer und allen voran gerade die Herrn Willems und de Laet, deren „tiefste Entrüstung" Herr Jakob Tielemans vermeldet!

Wichtiger und ehrenrühriger ist die zweite Anklage im Rheinischen Beobachter: daß ich in dem erwähnten Kapitel einige zwanzig Zeilen aus einer französischen Broschüre la langue flamande, projet d'une orthographe ꝛc. par Hubert Vandenhoven übersetzt habe, und zwar ohne Gänsefüßchen dabei zu setzen. Plagiat! schreit der entrüstete Tielemans. „Zwar," sagt er selbst, „Herr Kuranda könnte uns einwerfen, daß er seine Quelle citire, nur citirt er sie nicht als seine Quelle, sondern eben so nebenher." Diese Plagiatsanklage verdient näher beleuchtet zu werden, da sie einen Maßstab für die Gewissenhaftigkeit anderer Denunciationen des Rheinischen Beobachters giebt. Zuerst hat der tugendhafte Herr Tielemans jene zwanzig Zeilen aus verschiedenen Seiten zusammengeklaubt und aneinandergereiht. Die Folgerungen und Raisonnements, die dazwischen liegen, thut Herr Tielemans immer mit den Worten ab: „Hier folgen wieder einige Kurandiana."

Zweitens citirt er als Plagiate Stellen, wie die folgende: „Elsaß, das französische Flandern, obgleich ihre Administration bereits seit zwei Jahrhunderten in der Sprache der Regierung stattfindet, haben doch ihre alte Sprache beibehalten." Wunderbares Plagiat! Gestohlener Gedanke! Consequenter Weise sind dann auch Entdeckungen wie folgende: Brüssel ist die Hauptstadt Belgiens, oder Belgien wird von der Schelde und der Maas durchzogen, oder: Antwerpen besitzt

einen ausgezeichneten Hafen, nichts anderes als Plagiate. Denn alle diese „Gedanken" haben wahrscheinlich schon anderswo gestanden! Wenn Herr Tielemans erst wüßte, was ich alles aus den statistischen Tabellen, aus den Kammerverhandlungen, aus dem Moniteur belge, aus den officiellen Berichten über Schul- und Kirchenwesen, über Pauperismus und Preßprocesse geschöpft habe!

Eine Kleinigkeit hat Herr Tilemans übersehen. Jene zwei Kapitel, welche so viele Plagiate aus der Broschüre des Herrn Vandenhoven enthalten sollen, sind Wort für Wort bereits in den Grenzboten, im August 1843, gedruckt erschienen, während die verhängnißvolle Broschüre erst zu Ende des Jahres 1844 erschien!!

Ich beeile mich zu bemerken, daß auch Herr Vandenhoven keineswegs ein Plagiat an mir begangen hat; denn Herr Vandenhoven ist Niemand anders als mein sehr werther Freund, Herr D., Vicepräsident am Tribunal erster Instanz zu Brüssel, einer der Wenigen in Belgien, welche die Annäherung zwischen Vlaemen und Deutschen zu ihrer Lieblingsidee machen. Jahrelanger Umgang, wechselseitiger Austausch von Ideen lassen in den literarischen Arbeiten zweier Freunde manche gegenseitige Anklänge zurück. Dies brauchte Herr Tielemans allerdings nicht zu wissen, — d. h. wenn er es nicht wüßte! wenn Herr Tielemanns wirklich ein Herr Tielemanns, wenn er wirklich aus Antwerpen wäre, wenn seine Citate nicht absichtlich verfälscht wären, wenn nicht der ganze Artikel einer jener schmählichen landsmanschaftlichen Liebesdienste wäre, die man von jeher gewohnt ist, daß sie ein Deutscher dem andern im Auslande erzeigt, weil seine Seele das Bischen Anerkennung nicht ertragen kann, das man dem Landsmanne neben ihm zollt. Ich fordere den Rheinischen Beobachter, den tugendhaften Streiter für Gott und König auf, uns sein Wort zu geben, daß er den Artikel aus Antwerpen erhalten und daß er nicht wußte, wer Herr Tilemans ist? Um ihm eine Lüge zu ersparen, will ich ihn von vorn herein auf zwei Dinge aufmerksam machen: Die Herren Conscience und Delaet die so „entrüstet über mein Buch sich zeigten," behaupten, es gebe in ganz Antwerpen keinen Tielemanns und beweisen mir, daß zu gleicher Zeit wo der Artikel im Rheinischen Beobachter erschien, noch kein einziges Exemplar meines Buches in Antwerpen sich befand, und sie es daher gar nicht kannten; wo hat also der ehrenwerthe Herr Tielemanns ihr Urtheil vernommen?

Ich könnte, wenn ich die schmutzigen Fäden dieser Geschichte aufdecken und den wahren Namen des Verfassers nennen wollte, einen gar piquanten Beitrag zur Geschichte der Deutschen im Auslande liefern; allein da darin der Name einer literarischen Frau figuriren müßte, die ich vor der Hand noch schonen möchte, so will ich die nähere Auseinandersetzung mit Stillschweigen übergehen. Jener

Dame möchte ich aber rathen, daß sie ihrem Schwiegersohne den Auftrag gebe, er solle in Zukunft bei kritischen Familiendiensten die Ehre anderer Schriftsteller unbeschmutzt lassen und diese nicht zwingen, alle Schonung und Galanterie bei Seite zu setzen und durch nähere Enthüllungen die Frau Schwiegermutter dem Gelächter und den Herrn Schwiegersohn der Verachtung Preis zu geben. Sapienti sat.

J. Kuranda.

VI.

Notiz.

Verschiedene Aufnahme der polnischen Insurrectionsversuche.

Wie verschieden ist die Aufnahme, welche die polnischen Insurrectionsversuche in England und in Frankreich fanden. England, welches so eben die Eroberung eines neuen Reiches in Hinterasien begonnen hat, welches sich zu einem friedlichen Krieg auf Tod und Leben mit dem Zollvereine rüstet und auf einen Seekrieg mit seinem Riesensohn Amerika gefaßt macht, England empfing die Nachricht von den Bewegungen im slawischen Osten wie ein Geschäftsmann, dem man in der heißesten Comptoirstunde von einem tollen Studentenstreich erzählt. Die polnischen Berichte wurden so lange nicht geglaubt oder ignorirt, bis mit der Bestätigung des Anfangs zugleich die Nachricht vom Ende einlief. Uebrigens ermahnte Peel, als im Unterhause die Minsker Verfolgungsgeschichte aufs Tapet kam, die ehrenwerthen Mitglieder, sich nicht in „die innern Angelegenheiten" fremder Reiche „einzumischen," damit sich nicht einmal auch Franzosen oder Russen in die innern Angelegenheiten Großbrittaniens (z. B. Irlands) einmischen könnten. — Frankreich dagegen, das heißt das Volk, war gleich zum Krieg bereit, um die Insurgenten zu unterstützen. Der National, der Siècle, die Gazette de France, die Organe aller Parteien, wetteiferten in Enthusiasmus, obgleich man nicht so sanguinisch war, sich den Sieg Polens leicht zu denken, oder alles zu glauben, was die Fama berichtete. Der Courier Français ging mit Courierschritten auf die Weichsel los, und die schwankende Haltung, die Preußen anfangs zu beobachten schien, wurde allgemein auf das günstigste ausgelegt. Die Franzosen muthen uns überhaupt manchmal Eigenschaften zu, die wir nicht besitzen. Die stille beschauliche Polensympathie des deutschen Publicums wurde in Paris eine „drohende Gährung" genannt, und ein Blatt rief: Wenn Preußen mit uns geht, so garantiren wir ihm Sachsen und die Ostseeprovinzen. — Man braucht deshalb in Dresden nicht besorgt zu sein.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die polnischen Ereignisse.

Eine Stimme aus Oesterreich.

Es ist ein großes Unglück, das dieser Tage Oesterreich heimgesucht, und obschon es dem Allerschlimmsten entgangen und den schwersten Schlag parirt hat, so ist doch das Ereigniß und zumal seine Nachwehen nicht minder ein großes Unglück, zum Theil ein verschuldetes, zum Theil aber auch ein unverschuldetes. Verschuldet als Erbe der traurigen Politik des vorigen Jahrhunderts, die Oesterreich zum Theilnehmer machte an dem grausamen Act der Theilung eines edlen Landes, an der Zerstückelung einer Nationalität, welche durch Jahrhunderte als Vormauer der Civilisation gegen die asiatische Barbarei gedient hat. Aber auch unverschuldet, in so weit Oesterreich bei den letzten Ereignissen den größten Theil der Zeche bezahlen mußte, während die andern beiden mitbetheiligten Staaten so ziemlich durchgeschlüpft sind. In der That, war der beabsichtigte polnische Aufstand ein Act der Nationalität, eine Rache der Geschichte — warum mußte grade auf Oesterreich die schwerste Wucht fallen? war er eine Folge administrativ-politischen Druckes, warum flammte er nicht da auf, wo die Tyrannei nicht ein Mal die heiligsten Gebote der Natur und der Menschlichkeit achtet, wo die Jugend nach dem Kaukasus, das Alter nach Sibirien geschleppt wird? Oesterreichs Schuld ist nicht kleiner, aber sie ist auch nicht größer, als die der beiden andern Mächte der heiligen Theilungsallianz.

Die preußische Journalistik hat bei dieser Gelegenheit einen wohlfeilen Patriotismus zur Schau getragen. Weil Preußen durch eine bessere Geheimpolizei eher Kunde von dem drohenden Ausbruch

erhielt und die Flamme ersticken konnte, ehe sie aufloderte, haben die Journale den Umstand benutzt, alle Schuld Oesterreich in die Schuhe zu schieben; jeden Tag brachten die Breslauer und Berliner Zeitungen Berichte, welche die Sympathie der Polen für Preußen schilderten und die Erbitterung gegen Oesterreich in's grellste Licht stellten, während der ganze Unterschied nur darin bestand, daß die österreichischen Truppen, da sie Krakau näher standen, zuerst die unglückliche Ehre hatten, die Polizei ausüben zu müssen, indeß Preußen, da es die Unpopularität und die traurige Aufgabe von einem Andern übernommen sah, kluger Weise diesen das Geschäft allein ausführen ließ. Hätte ein preußisches Armeecorps zunächst bei Krakau gestanden, so wäre ihm der Auftrag geworden, „die Ordnung herzustellen," und es hätte nicht im Mindesten anders gehandelt, als die Oesterreicher. Die Manifestationen wären dann umgekehrt gewesen, alle Sympathien — hätte es geheißen — wären für Oesterreich und die Erbitterung sei ganz allein gegen Preußen gerichtet. Gewiß nicht mit größerem Rechte, als jetzt, wo die Berichte entgegengesetzt lauten. Aber eben deßwegen sollte man der Wahrheit ihr Recht lassen und das Unglück des Einen nicht als Propaganda für den Andern ausbeuten.

Führen wir die Sache auf ihren Ursprung zurück. So weit bis jetzt der Schleier dieses räthselhaften Polenaufstandes sich durchschauen läßt, ist eine Thatsache festzustellen: Der Aufstand war direct weder gegen Preußen und noch viel weniger gegen Oesterreich gerichtet. In diesen beiden Staaten sollten bloß die Mittel gesammelt werden an Mannschaft und Geld, um einen Einfall in das russische Polen zu machen und die dort vorbereitete Revolution durchzukämpfen. Preußen war in so weit mehr bedroht, als Oesterreich, da es auf drei seiner festen Plätze abgesehen war, von denen namentlich Posen als Waffenlager und Ausgangspunkt dienen sollte. Mit welchen Hoffnungen die Verschworenen sich täuschten, wie sie eine Besitznahme dreier Festplätze von einem directen Aufstand dialektisch unterscheiden zu können glaubten, wie sie sich bereden konnten, Preußen und Oesterreich würden mit verschränkten Armen einem Aufstand zusehen, der, obschon gegen Rußland gerichtet, sich doch aus ihrer Mitte recrutirte, dies ist noch ein undurchdringliches Geheimniß. So ganz kopflos, wie die

öffentliche Meinung annimmt, war der Plan sicherlich nicht entworfen; dazu war er zu weit verzweigt, zu lange voraus bedacht und berechnet. Offenbar fehlt noch das letzte Wort. Alle Indicien zeigen darauf hin, daß ein gemeinsamer Tag des Ausbruchs besprochen war und daß an diesem Tage ein Ereigniß Statt gefunden hätte, welches nicht blos in der polnischen Angelegenheit, sondern in der Ordnung Europas von ungeheurer Bedeutung gewesen wäre. In zweiter Linie scheinen die Polen in der Stimmung des preußischen Volkes sich verrechnet zu haben. Der Insurrectionsplan, im Auslande entworfen, hatte die Lage Preußens eben mit ausländischen Augen betrachtet und die Folgen der letzten Landtagsabschiede zu hoch angeschlagen. Dies geht schon daraus hervor, daß die Verschworenen so verschiedenerlei Proclamationen an das preußische Volk erließen und wovon die eine minder bekannte mit den Worten beginnt: Männer des preußischen Volkes! eure Herren haben euch befohlen, unsere Feinde zu sein rc. rc. Auf diese falsche Berechnung gründete sich wahrscheinlich auch der Plan zur Ueberrumpelung der Festung Posen. Das leitende Comité rechnete offenbar darauf, daß seine That andere Bewegungen zur Folge haben werde, welche die Streitkräfte des Staates theilen und abziehen müßten. Im Ganzen läßt sich aus den vorliegenden Acten ersehen, daß die Revolutionspläne in erster Linie gegen Rußland, in zweiter (und mehr als Mittel, denn als Zweck) gegen Preußen und erst in dritter Reihe gegen Oesterreich sich wandten, da Gallicien ein schlechter strategischer Punkt für einen Aufstand ist und auf die bäuerliche Bevölkerung nicht zu rechnen war, um so weniger, als eines der Hauptmittel zur Bewegung, der religiöse Unterschied zwischen Volk und Regierung, hier wegfällt.

Wenn Oesterreich nichts desto weniger bei den letzten Ereignissen fast allein das Bad ausgießen mußte, wenn seine Soldaten in Krakau, wenn so viele harmlose Reisende, Gutsbesitzer und Pfarrer in der Umgegend von Tarnow den traurigsten Tod fanden, wenn es unter allen drei bedrohten Staaten der einzige war, in dessen Mitte Blut strömte und eine Art Bürgerkrieg stattfand, so ist dies Unglück um so gräßlicher, als es, wie gesagt, erst in dritter Reihe dem Streiche ausgesetzt war, der es in erster Reihe traf. Um so weniger loyal ist es von der preußischen Presse, wenn sie

mit einer Tartüffe-Miene die öffentliche Meinung gegen Oesterreich setzt und, wie eine Correspondenz der kölnischen Zeitung sogar gethan, den patriotischen Schafspelz so hoch über die Ohren zieht, daß sie behauptet, eigentlich sei Preußen ganz unschuldig an der Theilung Polens, „es habe nur endlich nachgegeben als die andern es gethan!" Dies heißt doch die öffentliche Meinung gar zu sehr als leichtgläubiges Kind behandeln und dem deutschen Publicum eine Ignoranz zumuthen, die jeder Gymnasialschüler Lügen strafen kann. Alle Welt weiß, daß, nachdem die erste Theilung Polens zwischen Friedrich und Catharina ins Reine gebracht war, Maria Theresia noch lange sich dagegen sträubte und als sie, von Kaunitz gedrängt, endlich den Tractat unterschrieb, die Feder mit der sie unterzeichnete, zornig wegwarf. Jeder Schüler weiß, daß Preußen bei der ersten Theilung ein Siebentheil Polens, bei der zweiten ein Sechstheil, bei der dritten ein Viertheil erhielt. Bei der zweiten Theilung ist Oesterreich sogar vollkommen übergangen worden! Allerdings hat der gute liebe Freund, das heilige Rußland, es 1815 so einzurichten gewußt, daß Preußen kaum ein Dreizehntheil von Allem blieb. Aber mindert das die gute Absicht bei der ersten und namentlich bei der zweiten und dritten Theilung?

Wir wollen der preußischen Presse ein Beispiel geben, daß man patriotisch gesinnt sein kann, ohne die Wahrheit zu verschweigen. Nachdem wir die Unbilligkeit der erwähnten preußischen Seitenhiebe aufgedeckt, wollen wir anderseits die Mißgriffe und die Ungeschicklichkeit entschleiern, die österreichischer Seits bei den letzten Ereignissen begangen wurden. Zuerst: warum war die Regierung nicht besser unterrichtet von dem was in Galicien sich vorbereitete? Die Geheimpolizei Oesterreichs frißt Summen genug, um die Ansprüche an sie machen zu können, daß sie bei so hochwichtigen Dingen etwas mehr wissen sollte als sie wußte. Es wäre viel zweckmäßiger, wenn die Geheimpolizei weniger auf die Hasen und Schnepfenjagd ginge, weniger dem Kleinwild nachspürte, weniger mit der Verfolgung harmloser Schriftsteller und Correspondenzartikel sich abgäbe und dafür mehr mit der Beobachtung wirklicher Staatsgefahren sich beschäftigte. Ein Wink den man den Verschwörern gegeben hätte, daß man um ihre Pläne wisse, daß sie beobachtet und

bewacht seien, hätte alles Blut erspart, das jetzt geflossen. Warum hat die preußische Polizei um alles gewußt was in Posen sich vorbereitete? Bei einer besseren Kenntniß der Sachlage hätte der General Collin nicht mit einem so schwachen Haufen nach Krakau rücken müssen, er hätte nicht den moralischen (von den materiellen gar nicht zu sprechen) Verlust eines ersten Rückzugs erleiden müssen, ja die Gegenwart eines starken Armeecorps hätte vielleicht hingereicht, die unglücklichen Hoffnungen der Verschworenen gleich am Anfange nieder zu halten, und alles übrige, für die Menschheit, für den Staat und für die unglücklichen polnischen Patrioten so tief Beklagenswerthe wäre wahrscheinlich ganz unterblieben.

Ist nun von dieser Seite eine Unterlassungssünde Schuld an vielem Unglück geworden, so ist anderseits wieder ein plumper Ueberfluß von Diensteifer die Quelle zahlloser Gräuelscenen. Wir meinen den wahnsinnigen Einfall jenes Regierungsbeamten, der in der Furcht eines Angriffs, gegen die Insurgenten auf Tarnow die Wuth und die Raubsucht der Bauern entfesselt, und es dem Belieben dieser wilden Bauernhorde überläßt, zu entscheiden wer ein Rebell und wer keiner ist. Dieser wahnsinnige Mensch hat in seinem barbarischen Diensteifer, dem Staate ein viel fürchterlicheres Unglück bereitet, als die Revolutionaire selbst, wenn ihr Anschlag auf Tarnow gelungen wäre, verursacht hätten. Man hat in den officiellen Berichten in dieser Angelegenheit so oft das vielbeliebte Hilfswort Communismus citiren hören. Aber diesmal war es ein ungeschicktes, kopfloses Werkzeug der Regierung in Tarnow, der den Communismus predigte, ja noch fürchterlicher als Communismus, denn dieser will blos die Güter unter der Menge vertheilen, jener aber warf ihnen das Leben Unzähliger ungezählt hin. Noch lassen sich kaum die fürchterlichen Folgen dieser Barbarei absehen. Die Rebellen sind geschlagen, eingefangen, aber unsere Hilfstruppen die Herren Bauern stehen noch auf den Beinen, und wer weiß ob sie dem Göthischen Zauberlehrlingsspruch gehorchen werden: Besen, Besen, bist's gewesen! wer weiß ob sie ruhig in die Ecke sich stellen lassen werden, oder ob nicht die bewaffnete Macht noch ein fürchterlicheres Nachspiel aufzuführen haben wird.

Möge die Regierung eingedenk der traurigen Blutscenen die durch eines ihrer Werkzeuge hervorgerufen wurden, zur Milde gestimmt werden in Bezug auf die blutigen Scenen welche sich Andere zu Schulden kommen ließen. Möge sie eine hochherzige Richterin gegenüber den Ueberwundenen sein. Das Auge Europas ist auf sie gerichtet, möge sie beweisen, daß zwischen dem Strafurtheil Oesterreichs und dem Strafurtheil Rußlands ein Unterschied sei wie zwischen Großmuth und Rache, zwischen Humanität und Barbarei. Oesterreich hat ein großes Unglück erlitten, aber es kann sich größer zeigen als sein Unglück, es kann seinen Verlust in einen Gewinn umwandeln, in einen Gewinn in der öffentlichen Meinung. Es ist einer jenen seltenen und feierlichen Augenblicke in welchen ein Staat der Geschichte gegenüber steht und dem Urtheile der Mit- und Nachwelt eine neue Arena öffnet; möge Oesterreich diesen Augenblick verstehen und erfassen.

Russisches Glück.

Ueberall, wo die grünen Tische floriren, in deutschen Bädern, in Pariser Gesellschaften und in Londoner Höllen, will man bemerkt haben, daß die Russen im Spiel ein wahrhaft dämonisches Glück besitzen. Spielt ein Russe mit einem Deutschen, Franzosen oder Engländer: fast immer gewinnt der Russe. Wer Glück im Spiele hat, sagt man, habe kein Glück in der Liebe. Wie weit sich das Sprüchwort an unseren nordischen Freunden bewährt, ist schwer zu bestimmen, doch so viel scheint gewiß, daß Rußland auch im diplomatischen Kartenspiel auffallend vom Glücke begünstigt wird. Nachdem seit einigen Jahren die Schale seines moralischen und politischen Ansehens immer höher flog und sein Einfluß immer tiefer zu sinken versprach, sieht es mit einem Male aus, als wollte sich das Blättchen wenden; als hätte sich alles verschworen, um das grelle moskowitische Gestirn, wenigstens über den gläubigen deutschen Eichenwäldern, wieder in milderem Licht erscheinen zu lassen. Oder ist das Zusammentreffen der schwer zu enthüllenden Minsker Nonnengeschichte und der durchgefallenen Krakauer Tragödie nicht ein Glücksfall für Rußland, den es mit gewohnter Feinheit auszubeuten wissen wird? Wir sehen schon, wie es sich in die Brust wirft, wie es die Miene der verleumdeten Rechtlichkeit annimmt und, mit dem Finger auf Minsk oder Kowno deutend, Abbitte verlangt für den Glauben an Custine, Pelz, Göhring, Golowin, für alle die Anklagen gegen seine Barbarei, von denen die deutsche Atmosphäre erfüllt ist.

Das Trauerspiel in Krakau und im Großherzogthum ist für Rußland nur ein grausames Lustspiel, eine ungöttliche Komödie,

die ihm ein Gefühl schadenfroher Genugthuung geben wird. In Galicien und in Posen stehen jetzt Hunderte von Polen unter der Anklage des Hochverraths. Oesterreich und Preußen werden zwar nicht auf russisch gegen sie verfahren, aber sehr hart ist jedenfalls das Loos, welches den unglücklichen Rebellen bevorsteht, und hätten sie auch weiter Nichts zu erdulden als die endlosen deutschen Untersuchungsprocesse. Zahllose Familien werden sich in Trauer kleiden, und der dunkle Schatten, der auf die Zustände von Posen und Galicien fallen muß, wird die sternenlose Nacht, die über Russisch-Polen liegt, in den Augen der öffentlichen Meinung bedeutend mildern. Es nutzt nichts, daß die strafenden Regierungen im formellen Rechte sind; Jeder fühlt, daß die Wurzel dieses formellen Rechtes faul ist. Es gibt eine Schuld, die nur gesühnt werden, nicht verjähren kann; wer ihre Frucht erbt, der erbt auch den Wurm. Und ist endlich Rußland nicht ebenfalls im formellen Rechte? Alle Rechtfertigung deutscher Strenge wider die Polen wird daher unwillkührlich wie eine Entschuldigung russischer Grausamkeit klingen. Jetzt seht Ihr, wird Rußland rufen, wie schwer man die Polen zum Schweigen bringt. Habt Ihr denn Lust, ihre Wiederherstellungs- und Selbstständigkeitsträume zu erfüllen? Nicht wahr, nein? Nun so müßt Ihr's machen wie ich und gestehen, daß die verschriene moskowitische Grausamkeit nur consequente Vorsicht war. Der Pole wird sich ewig verschwören, bis er vertilgt oder frei wird; die Almosen eurer Humanität sind ihm Nichts, er will die ganze alte Schuld zurück haben. Davon freilich wird Rußland nicht sprechen, daß es selbst die Schlange war, welche zuerst die Frucht zu rauben anrieth, von der es nun den besten Theil verschlang. Das ist eine alte Geschichte; die historische Schule, die Schule der Ordnung, hat sehr oft ein kurzes Gedächtniß und klammert sich an das fait accompli von heut oder gestern. Auch davon wird man nicht sprechen, daß es der Schmerz über die Verfolgungen in Russisch-Polen war, was die gequälten Zuschauer in Krakau, Galicien und Posen bis zur Raserei brachte und so weit trieb, wieder einen verzweifelten Beweis ihrer sogenannten Unverbesserlichkeit zu geben. Man wird überhaupt von jenen Verfolgungen künftig nicht gerne reden oder nicht an ihre Wirklichkeit glauben. Man hat ja gesehen... was es mit der

Minsker Nonnengeschichte war! werden alle „guten Deutschen" rufen.

Wie gesagt, das Blättchen hat sich gewendet, seit uns selbst ein ernster Conflict mit Polen gedroht hat; und es ist lehrreich, den Ton zu bemerken, in welchem plötzlich die ganze officielle, halb officielle und officieuse deutsche Presse, in Bezug auf die Angelegenheit der Basilianerinnen verfallen ist. Eine einfache dreiste Abläugnung aus St. Petersburg genügte, um diese Presse zu überzeugen, daß Rußland auf das entsetzlichste verleumdet worden. Der Proceß war entschieden, denn Rußland hatte gesprochen. Dieselben Journale, denen keines jener crassen Banditen- und Giftmischergeschichtchen die man den Polen andichtete, zu absurd war, die da glaubten, die Verschworenen hätten den Arsenik pfundweise in der Tasche getragen und auf dem Plane von Posen sich alle Häuser, wo Offiziere wohnten, behufs der Ermordung roth angestrichen, dieselben Journale fanden es unbegreiflich und lächerlich, daß man nur einen Augenblick an die Möglichkeit einer barbarischen Religionsverfolgung in Rußland hatte denken können. Dieselben Zeitungen waren mit einem Mal einverstanden, die ganze Nonnengeschichte sei eine böswillige Mystification und die Oberin Mincislawska, die in Rom vergebens dem Kaiser Nicolaus vorgestellt zu werden suchte, eine Betrügerin welche sich absichtlich selber verstümmelt und trepanirt habe, oder gar eine mythische Person, erfunden und erlogen von Polenfreunden in Paris und den Jesuitenfreunden in Rom.

Nun ganz aus dem Finger gesogen und aus der Luft gegriffen kann diese moderne Legende nicht sein, wenn man auch die Einzelnheiten mit grotesker Uebertreibung ausgemalt haben mag. Mit der Oberin Minciślawska wurde in Rom Protocoll aufgenommen und die Entschuldigungsnote, welche Cardinal Lambruschini dem russischen Gesandten übergab, widerrief keineswegs die veröffentlichten Resultate, sondern bedauerte nur und tadelte die indirecte (und undiplomatische) Veröffentlichung derselben, die wider Willen und ohne Wissen (?) des Papstes geschehen sei. Das Journal des Debats hatte vor Monaten schon das Cabinet von St. Petersburg zu einer Erklärung aufgefordert und Kaiser Nikolas hatte, als er in Rom war, versprochen, die Sache untersu-

chen zu lassen. Was erfolgte darauf? Zuerst, nach 6 Monaten gründlicher Untersuchung, im Journal de Francfort die Behauptung, es existire gar kein Basilianerinnenkloster in Minsk, dann eine russische Note an den Pabst mit der Versicherung, es gebe gar kein Basilianerinnenkloster in Kowno!! Die russische Note übrigens will zu viel beweisen und uns einreden, daß Rußland seinen Unterthanen volle bürgerliche und religiöse Freiheit gewähre. In einer Reihe von allgemeinen Sätzen — zu denen es, beiläufig bemerkt, keiner halbjährigen Vorstudien bedurft hätte — betheuert die erwähnte Note, daß in Rußland gewaltsame Proselytenmacherei verpönt, daß noch nie ein polnischer Geistlicher unschuldig nach Sibirien gekommen sei, daß alle Blätter welche die erwähnte „Fabel" berichtet, in Rußland erlaubt gewesen wären (!?) u. s. w. Kurz sie erinnert uns beinahe an den Staatsrath Gretsch, der in seiner Schrift gegen Custine gar gemüthlich erzählte, wie die nach Krächtan Verwiesenen nichts zu thun hätten, als Blumen zu begießen. —

Rußland hat durch die Minsker Nonnengeschichte, die den Abscheu vor seiner Politik auf das Höchste zu steigern drohte, bei der öffentlichen Meinung Deutschlands gewissermaßen gewonnen. Die Anklage war zu colossal, um, da sie kaum zur Evidenz erhärtet werden kann, nicht eine ihm günstige Reaction hervorzurufen. Unmöglich wird man den Thatbestand juristisch genau ermitteln können. Die Bewohner von Minsk oder Kowno werden in unsern Zeitungen keine Erklärungen für oder wider die russische Note drucken lassen; ebenso wenig wie man die russischen Abonnenten verbotener Zeitschriften auffordern kann, zu bezeugen, ob ihnen die Exemplare, worin die Nonnengeschichte erzählt war, wirklich unausgeschnitten und unübertüncht zugekommen sind. Man appellire an die Oeffentlichkeit in Rußland! Es wird nur auf die moralische Ueberzeugung ankommen.

Wie sehr in mancher Beziehung sich das Blatt gewendet, dies hat eine große Zahl deutscher Zeitungen bereits seit Monaten sehen lassen. Sogar die religiöse Bewegung in Norddeutschland ist, bei den banalern Organen derselben, den Moskowitern zu Gute gekommen. Eine, und zwar nicht die glänzendste Seite der Reformation hat der große Haufe deutschkatholischer Prädicanten und

Zeitungsschreiber glücklich nachgeäfft: den Trieb, sich bei der „von Gott eingesetzten Obrigkeit" einzuschmeicheln und für eine hyperloyale Spießbürgerlichkeit sich die Concession zu einer neuen Kirche zu erkaufen. Nicht die Bewegung innerhalb des Protestantismus meinen wir, auch nicht den Deutschkatholicismus, wie sich ihn ein Gervinus dachte, sondern den wirklichen und banalen Deutschkatholicismus, z. B. den der Elberfelder Zeitung. Der einseitige Haß gegen Rom war zuweilen nahe daran, die Polensache wie eine Jesuitensache anzusehen. Während man sich mit Nationalität und reinem Deutschthum aufsteifte, während man den Römischkatholischen jeden Augenblick den Zusammenhang mit den Wälschen vorwarf, zeigte man selbst das nationale Gelüst, jede Allianz, auch die der Russen, gegen Rom sich gefallen zu lassen. Daß wir nicht in's Blaue hinein denunciren, wird jeder aufmerksame Zeitungsleser zugeben müssen.

Zuerst welche beifällige Gemüthlichkeit in den meisten deutschkatholischen Blättern bei der Nachricht, daß Rußland der Czerskischen Secte nichts in den Weg legen, daß der Christkatholicismus jenseits der Weichsel von der Regierung selbst! begünstigt werden würde! Freilich, Rußland ist tolerant, wie kein Staat auf Erden. — Als die ersten Verhaftungen im Posenschen vorfielen, hoben dieselben Blätter mit großer Selbstgefälligkeit hervor, daß nicht Ein Deutschkatholik sich unter den Verdächtigen befinde; die ruchlosen Verräther, die schändlichen Rebellen waren lauter Römischkatholische! Welch ein Triumph! — Doch das sind Kleinigkeiten. Skandalöser war die Haltung einiger norddeutschen Organe, die wir nicht nennen wollen, bei der Anwesenheit des Kaiser Nicolaus in Rom. Wir erinnern uns noch einer römischen Correspondenz in einem Leipziger Blatte, die sich an dem angeblichen Triumphe des nordischen Helden über den päpstlichen Stuhl im Namen Deutschlands weidete; die sich darin gefiel, der entfernten römischen Welt die ritterliche, keusche, blonde Kraft des Nordens entgegenzustellen; kurz, die den Russen die traditionellen Bärenfelle der alten Cherusker umhing und unsern teutschen Armin gleichsam von Czar Nikolai repräsentiren ließ!! — Das war die allermodernste und gewiß kläglichste Sorte deutschthümelnder Begeisterung. —

Kommen wir auf Polen zurück, so müssen wir uns immer

wieder daran erinnern, daß Rußland ein glücklicher Spieler ist. Seit 1772 spielt es mit Oesterreich und Preußen. Kann es zweifelhaft sein, wer zuletzt gewinnen wird, wenn man die Partie nicht abbricht oder ihr eine andere Wendung giebt? Zeigt es sich nicht bei jeder Gelegenheit von neuem, daß unsere Stellung zu Polen ein Glück für Rußland und ein Unglück für Deutschland ist? —

Flüchtige Reisebriefe.

III *).

London. — In der City. — Ein Blick auf die Themse. — Das Monument und die Selbstmörder. — Dickens und das heutige London. — Pettycoatlane, — Ein Alehouse. — New Road. — Horton. — Physiognomische Betrachtungen.

Jener Deutsche, von dem mein letzter Brief dir erzählt hat' und den ich am ersten Morgen meines Aufenthalts in London auf der Straße kennen lernte, war ein junger Mann von schmächtiger Gestalt und nicht unfeinen Zügen; auf dem linken Beine hinkte er ein klein wenig, von einer im Duell erhaltenen Schußwunde, wie er sagte. Aus seinem Reden und Thun blickte der Abenteurer, doch zugleich eine unverkennbare Gutmüthigkeit, die mir Vertrauen einflößte. Und ich hatte doch Jemand, mit dem ich plaudern konnte! Robinson auf der wüsten Insel war schwerlich froher, da ihm der Himmel seinen Freitag zuführte, als ich, der mitten in London einen Kameraden fand.

— Bleiben Sie wenigstens acht Tage hier; vielleicht finden Sie die Freunde, von denen Sie mir sagten. — Ich faßte noch keinen Entschluß, war aber jedenfalls gern bereit, meinen diable boiteux auf einigen Gängen durch die Stadt zu begleiten. Denn was hatte ich zu versäumen?

Wir gingen durch Moorgate, vorbei an der Bank, der neuen Börse, dem India- und Mansion-House. Imposante Massen, diese

*) Siehe No. 51. der Grenzboten v. J.

Gebäude; aber nicht mit idealem Schwunge gen Himmel strebend, auch ohne viel coquetten Schmuck; breite, untersetzte, quaderknochige Riesen. Man sieht ihnen an, daß sie zu den Hauptpfeilern von Altengland gehören. Die Bank und die neue Börse sind noch nicht schwarz genug; das Mansion House, Guildhall und der Palast der Ostindischen Gesellschaft dagegen haben den heiligenden Weihrauch Englands, den Kohlendampf, lange genug geathmet, um ehrwürdig zu sein. Ernst und stark sehen diese steinernen Großväter in das Getümmel der blühenden Enkel zu ihren Füßen herab, auf die glänzend lackirten Schilde und die strahlenden Spiegelscheiben des modernen Luxus, und sie scheinen sich zu freuen, daß Enkel und Urenkel der alten Solidität treu geblieben sind. In der That, die Neubauten der City haben meist alten Styl und Kern; und der Sinn für das Massive, Zeittrotzende, spricht aus allen Thüren und Thoren, aus jeder Kleinigkeit von der Schwelle bis zum Giebel, aus den grün angestrichenen eisernen Fensterladen und den hohen Gittern aus armdicken gußeisernen Pfeilern, welche die Mauern der Kaufhäuser umkränzen. Aber mehr als Alles imponirte mir, daß ich keine Gelegenheit hatte, bequeme Beobachtungen anzustellen. Auf solchen Stätten kann man bei Tage nicht müßig dämmern, nicht träumend stehen bleiben, wie etwa vor dem Glockenthurm des Kölner Domes, oder im Schatten des Prager Rathhauses. Das Menschengewühl schwemmt dich weg; das rasselnde, donnernde und summende Leben ruft dir in's Ohr: Hier wird Geschichte gemacht, rühre dich, Mensch, rühre dich! Wenn einst England eine Trümmerinsel ist, dann stelle dich her — und träume!

Uebrigens glaubte ich zu bemerken, daß die ehrbaren Bürger der Londoner Altstadt, wenn sie zu Fuße gehen, eben so geflügelte Schritte machen, wie meine Wenigkeit die wegen dieser „unanständigen" Gewohnheit zu Hause viel geneckt wurde. Hier freilich ist jede Secunde Goldes werth; in unsern kleinen deutschen Städten dagegen ist jede verschlafene Stunde ein Gewinn. Die Weltgeschichte läuft uns nicht davon; wozu die Eile? Aber vielleicht war ich von Natur bestimmt, ein reicher Kaufmann von London zu werden, und bin nur aus Versehen anderswohin gerathen, wo mich all mein Laufen zu keinem Ziele führt.

Erst auf der Londonbrücke machten wir Halt. Es ist der

Mühe werth, hier eine Weile stehen zu bleiben und zu gaffen. Als Knabe sah ich in einer alten Chronik, die mit Kupfern verziert war, ein Gemälde von Tyrus, welches meine Phantasie lange beschäftigte, und das ich endlich vergaß. Aber hier mußte ich plötzlich wieder an das alte Kupfer denken. Ein trüber Himmel dämpfte alle Farben, nur die Themse blitzte manchmal auf in einem flüchtigen Sonnenstrahl. Rechts auf dem linken Ufer erhob sich die Kuppel von St. Paul, wie ein dunkles Stück Rom durch nordischen Nebel blickend; denn St. Paul ist eine Nachahmung von St. Peter, wie die anglikanische Episkopalkirche ein Schattenbild der katholischen ist. England wollte sein Rom nur im Lande haben: das ist ja der eigentliche Sinn des hiesigen Protestantismus. Und links, welches Gewühl von Wimpeln, Essen, Giebeln, Wetterhähnen und Telegraphen, vom Zollhause bis fern hinab, wo „des Donners Wolken niederhingen" auf den Tower. Diese Veste, hat sie nicht einst eine ähnliche Rolle gespielt, hat sie nicht eben so blutige Thaten gesehen, wie der Moskauer Kreml zu Iwan's und zu Peter's Zeiten, wie alle Zwingburgen des ritterthümlichen Königthums? Friedlich und zahm, fast unscheinbar geworden seit dem letzten Brande, streckt sich der Tower jetzt am linken Ufer hin mit grauen gähnenden Thoren; und bezeichnend genug, liegt er mitten im geräuschvollen Lager des täglichen Verkehrs, von allen Seiten umgeben ihn Werften und Schiffe, deren Bevölkerung kaum Zeit hat, einen Blick auf die Burg zu werfen, wo Shakspeare's tragische Könige umgehen. Vielleicht, als hier das Linienschiff mit chinesischem Syceesilber neulich vorbeifuhr, stand einer der alten Könige auf den Zinnen, wie der Geist des Ritters im Göthe'schen Gedicht, der das „Menschenschifflein" grüßt, und gedachte des Unterschiedes zwischen Elisabeth's und Victoria's Tagen.

Die Themse ist von majestätischer Breite, wenn man nach der Länge der Brücke schließt, aber sie erscheint nur schmal, weil der Mastenwald an beiden Ufern sie verdeckt; wie ein mäßiger, tief strömender Fluß, der sich durch einen lang hingestreckten Tannenforst Bahn bricht. Aber man fühlt die Gewalt des Meeres ihren Fluten an. Die Londonbridge ist die erste von Osten aus, liegt aber doch schon mitten im Innersten der Weltstadt. So wogt denn die glänzende Straße des Welthandels und trägt die dreimastigen

Frachtwägen des Oceans, Linienschiffe und eiserne Erdumsegler über den Tunnel weg, der so wenig ein Hinderniß ist, wie der Meridian von Greenwich, bis in das Herz von London, an die Schwelle der City, wenige Schritte weit von dem Rathhaus und der Börse jener schlichtstolzen Bürgersleute, in deren Reich die Sonne nicht untergeht.

Der mittlere Theil der Themse, der in der dichten Allee von Mastbäumen frei geblieben ist, wimmelt den ganzen Tag von Dampfsböten, die geschäftig hin und herplätschern, wie die Goldfischchen im Bassin von Schönbrunn. Da sind Dampfsböte, die als Omnibusse dienen und Verdecke voll Menschen von einem Stadttheile zum andern tragen; eine Musikbande ist an Bord und verkürzt die ohnedies schnelle Zeit; andere machen Lustpartien nach Schottland und Irland, nach Frankreich und Italien; wieder andere gehen nach dem Cap der guten Hoffnung oder nach Ceylon. Gieb Acht, wenn du vielleicht für einen Sirpence deinen Weg verkürzen willst, daß du nicht im Wirrwarr auf ein unrechtes Boot geräthst. Wenn du deinen Irrthum erkannt hast, ist es zu spät, und du kannst Stundenlang warten, ehe du, ein Dutzend Meilen von deinem Ziele, wieder an's Land gesetzt wirst. Fischer und Matrosenkähne aber fahren zwischen Dreimastern und Dampfern herum, wie Wasserfliegen in einer Gesellschaft von Wallfischen und Flußpferden. Am linken Ufer ist ein unübersehbares polypenarmig in einander greifendes Leben in den offenen Krahnhäusern und Werften, wo die Menschen amphibienartig aus dem Schlamme des Fußbodens zu wachsen scheinen. Hinter dem Tower meilenweit dehnen sich die Magazine, von denen manches eine Viertelstunde lang ist und nichts als Thee, Baumwolle, Zucker rc. enthält.

Auf dem Rückwege von Londonbridge fiel mir das „Monument" in's Auge, welches nicht weit von der Brücke steht. Diese Säule zur Erinnerung an den großen Brand von 1666 besteigt man für einen Sirpence; dies thaten wir auch in aller Eile, so daß ich vergaß, die Zahl der Stufen mir zu merken. Uebrigens ist das Monument um mehr als hundert Fuß niedriger, als die Kuppel von St. Paul, die Aussicht aber machte mir den Eindruck eines wüsten Traumes. London rauchte wie ein Herenkessel, bald da bald dort zerriß der Wind die graue Qualm- und Nebeldecke,

welche über der Häuserwüste lag, und dann sah man durch die Lücke bald ein Viereck von Palästen, mit dem grünen Garten in der Mitte, bald ein Stück Park, von rauchenden Essen umzäunt, oder einen langen Silberstreifen, auf dem mit geschwellten Segeln ein Dreimaster hinfuhr und verschwand wie ein Schlittschuhläufer auf dem Eise; die Bilder kamen und gingen mit den wechselnden Windstößen, während nichts bleibend war, als die Unzahl von Kirchthurmspitzen, die gleich dünnen Felsnadeln weithin aus dem chaotischen Nebelmeere aufragten. Man geht auf einer Gallerie bequem um die Säule herum, aber den salto mortale von da oben, der eine Zeit lang Mode war, wird Niemand mehr machen. Der Letzte, der sich vom Monument hinabstürtzte, war ein reicher Kaufmann. Die drei Brüder G......th hatten einige Millionen auf der See schwimmen; sie machten Geschäfte nach Amerika. Es war aber während der berühmten Geldkrisis, und bei den Yankees wurden die Bankerotte so häufig, wie bei den Engländern die Selbstmorde. Eines Tages erhält Herr G., der Chef des Hauses, die Hiobspost, daß sein und seiner Brüder Vermögen verloren sei. Im ersten Anfall der Verzweiflung steigt er die Wendeltreppe des Monuments hinauf. Es sind viele, viele Stufen und mühsam zu ersteigen, wie es vielleicht die Stufenleiter gewesen, die den Unglücklichen auf den Gipfel seines Reichthums gebracht. Man sollte denken, ein Selbstmörder müsse, während des Hinaufklimmens, so gut wie ein Anderer gezwungen sein manchmal auszuschnaufen, und also Gelegenheit haben, sich eines bessern zu besinnen. G. besann sich nicht. Als der zweite G. den Ruin seines Hauses und den Tod seines Bruders hörte, jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Der jüngste Bruder war zu seinem Glück auf dem Lande, denn als er einen Tag nach der Katastrophe in die Stadt kam, konnte er füglich weder sich erschießen, noch aufhängen, sondern höchstens den Verstand verlieren; er hörte nämlich nicht nur vom traurigen Ende seiner Brüder, sondern auch, daß ihr Selbstmord doppelt thöricht, daß die verhängnißvolle Hiobspost eine falsche gewesen. Statt eines Verlustes von drei bis vier Millionen, stellte sich ein ebenso großer Gewinn heraus. Der jüngste Bruder beerbte die andern und wurde durch sein Familienglück in einem Tage dreimal so reich, als er gewesen; den Verstand aber soll er durch-

aus nicht verloren haben. — Seitdem hat man die Gallerie sicher gemacht; der Besucher des Monuments findet sich, sobald er oben aus der Thurmthüre heraustritt, in einem starken Käfig aus eisernen Stäben eingeschlossen, welcher um die Mauer rund herumgeht. —

Noch Eines! sagte ich, als wir unten waren. Können Sie mir nicht sagen, wo hier Mrs. Todgers gewohnt hat? — Mrs. Todgers? Wer ist das? Haben Sie vielleicht ein Empfehlungsschreiben...? — Nein, weiß Gott, sagte ich lachend, aber Grüße hab ich auszurichten aus deutschen Leihbibliotheken. — O, jetzt weiß ich, rief mein diable boiteux; Sie meinen Mrs. Todgers, die komische Figur aus dem Boz'schen „Martin Chuzzlewit.“ Es ist wahr, wir stehen gewissermaßen auf romantischem Boden, aber der Platz wird Ihnen sicherlich prosaischer vorkommen, als das Bild, welches Sie sich nach Dickens Beschreibung gemacht haben.

Der kleine viereckige Platz ist einer der stillsten von London, trotz des rauschenden Verkehrs in unmittelbarer Nähe; zwischen den Pflastersteinen wächst da und dort Gras hervor, somit kann hier die Phantasie schon thätig werden. Aber die niedern saubern Häuser, mit den Blumenbrettern hinter den Fensterscheiben wollen nichts wissen von den düstern und labyrinthischen Wegen, die der Dichter um das Monument herum gezogen hat. Wer, die Boz'schen Romanbilder im Kopf, nach London kommt, wird sich überhaupt in mancher Hinsicht angenehm enttäuscht finden; denn in Dickens' Romanen ist das London von vor sechzig Jahren gemalt, und der Neuling findet nicht so leicht jene Schlupfwinkel, wo sich noch ein unwirthliches Bruchstück aus großväterlicher Zeit erhalten hat. Dazu kommt die Vorliebe für die Carricatur, die Liebe zum Häßlichen um des Häßlichen willen, die den englischen Genrebildner sehr oft befällt. Namentlich giebt Dickens gern den Behausungen seiner Bösewichter und Intriguanten eine Färbung, die gleichsam dem moralischen Geist des Bewohners entsprechen soll, die aber stets mehr Ekel erregt, als poetisches Grauen. Ich erinnerte mich an die Rendezvousorte des Zwerges Quilp, an die Wohnung des Advocaten Braß und fragte mich: Ist es möglich, in diesen breiten Straßen, welche selbst im Herzen der alten räucherigen City die englische Sauberkeit nicht verläugnen, sich naß-

kalte Parterrekammern mit schimmelfeuchten Wänden und dumpfigen Höfen zu träumen? —

Dennoch sollte ich bald ein überraschendes Stück Altlondon zu sehen bekommen. Ich weiß nicht mehr genau, nach welchen Stadtenden mich mein Begleiter an diesem Tage, bald zu Fuß, bald im Omnibus, herumschleppte, und nur einzelne Punkte haben sich meinem Gedächtniß dabei eingeprägt. Wir standen in Pettycoatlane. Sehen sie sich mal um, sagte er; ist das nicht von Boz'scher Farbe? — Das enge Gäßchen mit kohlschwarzen Mauern schien aus dem Prager Judenviertel zu stammen, nur der Dialekt, einige Bärte und dreieckige Hüte fehlten, um der Täuschung nachzuhelfen. Und dennoch würde Pettycoatlane im Prager Ghetto noch eine der glänzendsten Partien sein; die Häuser sind aus Stein, die Eingänge ziemlich hell. In der City findet man viele kleine Durchhäuser, Seitengäßchen und Höfe, die, wie ich mir sagen ließ, an die Seitenkanäle Venedigs erinnern. Pettycoatlane fällt nur in London auf durch den Contrast mit seinen Umgebungen. Da findet man hier und dort einen zerrissenen Schlappschuh, einen Haufen Kehricht und dergl. vor den Thüren liegen; sogar eine kleine natürliche Gosse erlaubt sich zuweilen, neben dem schmalen Trottoir hinzurieseln. Eben so tritt die bunte Bevölkerung ein wenig in Negligee auf. Trödelgewölbe, Höferinnen, Bettler und Krüppel sind die Hauptelemente und die malerische Staffage von Pettycoatlane. Wenn ich nicht irre, sah ich die golden balls, das Zeichen der Pfandleiher, zum ersten Mal in dieser Gegend über einer Thüre flimmern. Auch die Pfandleiher, diese Bankiers der Armuth — „Onkel" nennt man sie gewöhnlich — sollen unternehmender sein, als in andern Ländern; sie borgen auf einen Feuerschürer, einen eisernen Topf, kurz auf die geringste Kleinigkeit.

Nicht weit von Pettycoatlane traten wir in eines jener stillen Alehouses, die für gemüthliche deutsche Zecher geschaffen scheinen. An der Thürpfoste stand unter andern Inschriften: A good tap — and sittingroom und eine gemalte weiße Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger machte auf diesen Comfort besonders aufmerksam. Die dämmerige kleine Gaststube war ganz leer, wir konnten uns also die behaglichste Ecke aussuchen. Auf dem blanken Tische lagen frische weiße Thonpfeifchen mit gekrümmtem Rohr in einem Messing-

behälter, daneben das europäische Organ und Londoner Tageblatt: Times und der Punch, zwei Journale, die auch in der bescheidensten Kneipe selten fehlen. Der Punch mit seinem prächtigen Humor erschien mir später in solchen Tavernen wie ein Komiker, der im Grunde an Melancholie leidet, und bei dem der Hypochonder durchbricht, sobald er allein ist. Man muß die puritanische Stille und den sorgenvollen Ernst kennen, der hier zuweilen in solchen Gegenden herrscht und selbst die Luft zu drücken scheint, um sich in die Stimmung zu versetzen, die ich meine. Dann contrastirte mir Punch so fürchterlich mit der ganzen Umgebung, daß ich nicht begreifen konnte, woher ihm die lustigen Einfälle kamen. Seine Witze schmeckten mir bitter und seine ergötzlichen Holzschnittfiguren schienen mir grinsende Fratzen.

Diesmal war es anders. Die Wirthin brachte in der Zinnkanne eine halbe Pint Achtpenny-Ale und entfernte sich. Wir schenkten die Spitzgläser voll und stießen an. Ale aber ist ein liebliches, unversehens erhitzendes Getränk, welches gleichsam eine nachhaltige Steinkohlengluth im Herzen anschürt und selbst die prüde englische Schweigsamkeit bezwingen kann. Und wir waren zwei Deutsche!

Mein Vater, hub S. an, der ehrliche Pastor in — rode, ist ein alter Mann, der mit Ehren grau geworden ist, aber er läßt sich nicht träumen, was man in wenigen Jahren alles durchmachen kann. Er hat eine ungeheuere Vorliebe und Verehrung für England, welches er nächst Thüringen und Westphalen als den Sitz aller Tugenden ansieht. So lange ich in Paris war, behandelte er mich als verlornen Sohn und wollte nichts von mir wissen, kaum aber hatte er den ersten Brief aus London von mir bekommen, so glaubte er mich auf dem Wege der Besserung und schickt mir seitdem jährlich vierzig Thaler Courant. Es ist rührend! — Ach, ich werde nächstens damit meinen Papagei auslösen, und meinen Pew in der New Town Church bezahlen. S. war ein politischer Flüchtling. Ich hatte es mir gleich gedacht, aber ich sah nur wieder von neuem, wie unschuldig in der Regel die sogenannten politischen Flüchtlinge aus Deutschland sind. Wegen welcher Kindereien wird so ein deutscher Jüngling von seiner hohen Schule hinausgejagt in die stürmische Schule der Heimathlosigkeit. Wie Gymnasiasten, die mit schartigen Rappieren „Paukerei" spielen, ne-

ben den Studenten denen sie nachäffen, so erscheinen die meisten deutschen Flüchtlinge neben den politischen Verbrechern aus Polen, Italien oder Spanien. Die als harmlose Jungen geflohen sind, werden erst durch das Elend der Fremde zu irgend einer wirklichen Schuld gebracht; und an den meisten geht ein ordnungsliebender deutscher Hausvater verloren. Tragisch und manchmal tragikomisch ist die Carriere, auf welche der ideologische deutsche Schwärmer getrieben zu werden pflegt. Der Eine endet im Wahnsinn, der Andere klopft Chausseesteine; da ist ein Candidatus Juris aus Noth Friseur geworden und ein ehemaliger Philosoph, der die geheimsten Wurzeln des Universums durch die freie Forschung erschütterte, macht Annoncen für einen Hühneraugenoperateur in London, der durch die verwegenste Charlatanerie ein Haus in Piccadilly und eine glänzende Equipage sich erobert hat. — Die Edelsten und Stolzesten gehen am frühsten zu Grunde, während ein leichtes Abenteurertalent Manchen emporträgt. S. hoffte noch immer auf einen festen grünen Zweig und versuchte alles Mögliche. Er doctorte — als gewesener Mediciner — gab Unterricht in deutscher Sprache, und machte den Pennyaliner; zugleich unterhielt er eine Liebschaft mit einer gewesenen Schülerin. Dieses Verhältniß pflegte er mit pflichteifrigem Ernst, wie ein auf Avancement dienender Referendar sein Amt. Jeden Sonntag ging er zur Predigt, bezahlte jährlich eine Guinee für seinen Platz im Kirchenstuhl, um ein respectable young man zu heißen; denn er hatte ehrliche Absichten mit seiner Heloise, weniger aus Liebe, wie aus Nahrungssorgen. Doch lassen wir das und machen wir einen Sprung aus der Nähe von Pettycoatlane nach New Road, wo mir mein Cicerone eine Privatwohnung suchen wollte.

New Road ist eine und eine halbe Stunde lang. Denke dir eine breite, breite Landstraße, die zwischen zwei endlosen Städten in sanften Wellenlinien auf und ab führt. Am schönsten ist die Partie, wo die sogenannten Terraces liegen. Nicht die Häuser an sich imponiren hier dem Auge; sie machen vielmehr mit ihren platten Dächern, hohen Schornsteinen und torffarbigen Mauern einen trüben Eindruck. Aber zwischen den Häuserzeilen und den Trottoirs auf beiden Seiten dehnen sich eben so lange, fächerför mig abgetheilte und eingegitterte Gartenreihen hin. Den Eingang

zu jedem Hause bildet auf diese Art ein schmales Gärtchen mit jungen und alten Bäumen. Hollunderzweige und Lindenkronen oder Vogelbeergebüsche mit purpurrothen Früchten werfen ihren Schatten oft über das Gitter weg auf den Pfad des Fußgängers. Das ist gewiß idyllisch in einer so ungeheuern Stadt. Ueberhaupt ist ganz London vom saftigsten Grün und von den üppigsten Blumen und Pflanzenkränzen durchflochten. Wie das aber hier absticht gegen das Treiben in Mitten des Fahrwegs, wo die Gigs und Cabs um die Wette rennen, wo die Omnibusse mit bevölkerten Dächern, die Waggons mit alten Möbeln und ausziehenden Familien beladen, vom Weiten, wie bethürmte Elephanten, herfeuchen! Plötzlich rasselt wieder eine neue kolossale Locomotive oder ein Dampfmaschinenkessel vorbei, gezogen von sechs bis acht riesigen Braunpferden; dahinter elegante Reiter und Reiterinnen; Männer mit einem Schilderhaus um den Leib, das mit Annoncen beklebt ist, während der Kopf mit dem stets offenen, schreienden Maul und den großen rothen Lippen wie ein Puppenkopf aus dem hölzernen Mackintosh hervorragt; dann Gemüsekarren von Eseln gezogen, Kohlenwagen und niedere Fuhrwerke mit Sandsteinen oder Marmorblöcken — eine wahre Völkerwanderung. Man glaubt, London ziehe aus, um eine neue Stadt zu gründen. Bald nimmt New Road andere Benennungen an, aber es ist immer dieselbe Straße. Jetzt wird es still, wie auf dem Lande, nur der ewig leise Donner in den Lüften, in regelmäßigen Intervallen absetzend und anhebend, wie der Athem des Meeres, mahnt daran, daß man in London ist. Die neigende Sonne bescheint die Höhen am Horizont; es scheinen mäßige bewaldete Hügel in bläulichem Ferndust, es sind aber Hügel aus Häusern, hinter denen wieder Häuser und Paläste sind. So groß ist diese Stadt.

Einige Häuser weit vom Eagle ließ mich S. allein in einem Speisehaus, wo er mich später abholen wollte. Der Wirth zeigte mir im ersten Stock in ein leeres Zimmer und trug mir, auf mein Verlangen, ein plate of beef auf mit einer karfunkelrothen Riesenkartoffel und einem kleinen Stückchen Weißbrot. Es war homerisches Rindfleisch und kaum zu bezwingen von einem sentimentalen deutschen Magen, der an ein Feuilleton von Kleinigkeiten, aber nicht an eine so luxuriöse Einfachheit gewöhnt ist. So speisen hier Tausende und aber Tau-

sende zu Mittag, die gerade nicht zu den Proletariern gehören. Es ist ein Mahl, wie für einen Athleten, der sich aus dem heißen Kampfe des Tages in einen stillen Winkel zurückzieht, und sich eilends Kraft holt, um wieder eine Reihe von Stunden mit Händen und Füßen zu arbeiten und zu rudern. Der brausende Wind rüttelte an den Fensterscheiben des Zimmerchens mit den kahlen Wänden, wo ich, wie ein Gefangener, eine Stunde in Gedanken saß. Es wurde mir doch etwas beklommen zu Muthe, wenn ich an London dachte; so geht es dem Neuling im Seebade, wenn ihm die Fluthen, athemversetzend, höher und höher den Busen hinaufsteigen. Endlich kam S. zurück. Wir durchstreiften dann ein ganzes Kirchspiel in der Nähe von New Road, gegenüber vom Eagle. Wieder eine neue Welt! Einförmige Straßen, ein Haus wie das andere; alle niedrig und dürftig, keines höher als einen Stock; in den dunkelbraunen unangestrichenen Mauern stecken noch die blanken kleinen Kieselsteine. Etwas malerische Unordnung, sogar etwas romantischer mysterienhafter Schmutz wäre meinem Auge hier eine Labung gewesen. Aber die Trottoirs und die stets geschlossenen Hausthüren waren blank wie überall. Ich konnte die Straßen nicht zählen, ich schmachtete nach einer Abwechslung, und doch kamen wir aus dem flachen Viertel nicht heraus. Und so niedrig die klosterzellenartigen Häuserreihen sind, doch nirgends eine Aussicht darüber weg; höchstens hie und da der kleine giebelartige Thurm einer Kirche oder Dissenterkapelle. Ich glaubte, in einem riesigen Dorfe zu sein, in einem zu Stein gewordenen Feldlager auf irgend einer ungarischen oder märkischen Haide. Das ist Horton. An einem Ende dieses Quartiers beschloß ich, wegen der Nachbarschaft der New Road, mein Zelt aufzuschlagen.

Die ehrbare Matrone in Buttesland street, bei der ich im ersten Stock einziehen wollte, war eine hohe Gestalt mit blauen Augen und sah, trotz des verschossenen Seidenhutes, den sie immer trug, ziemlich wie eine gute norddeutsche Bäuerin aus. Sie verlangte eine reference, eine Art Empfehlung von frühern Wirthsleuten oder Bekannten. — Ich komme eben vom Continent und kann Ihnen keine andere Reference geben, sagte ich, als daß ich vorausbezahle. Das genügte. Man miethet hier kleine Privatquartiere nie anders als auf eine Woche; nach acht Tagen liegt die

Rechnung auf dem Tisch. Auch das ist ein Maßstab für den Flug der Londoner Zeit. Der Abend brach herein und ich hatte noch eine kleine Reise vor mir, beschloß aber bis Leicestersquare, wo mein Reisebündel lag, mich allein durchzufragen und von dort mit dem Omnibus zurückzukommen. Ich freute mich auf die Wanderung wie auf ein Abenteuer. Mein Spaziergang führte mich unter anderm durch Holborn, ein Viertel das nach seinem räucherigen Teint zu urtheilen, echt altlondonisch ist. Ein eigenthümlicheres Schauspiel hatte ich lange nicht, als die magische Abendbeleuchtung der Gassen von Holborn. Während unten Alles im Schatten lag, glühten die Essen und die Dachenden oben, wie vergoldetes Eisen, und so oft ich um eine Ecke bog, begegnete mir immer wieder der purpurne Strahlenkegel und goß seine Glorie über die hundert zackigen Spitzen des Stadttheils; auch die Cockneys vor den Gewölben sitzend, genossen die ungewöhnlich schöne Feierstunde. Es war eine so kleinstädtisch patriarchalische Ruhe ringsum, daß ich gemächlich hinschlenderte und die Gesichter studierte. In den meisten Physiognomien unterscheidet man noch deutlich den sächsischen und den normännischen Typus; dieser ist gewöhnlich mit einem schlanken hohen Wuchs verbunden. Die normännischen Engländer mit den scharfen Zügen und den dunklen Haaren könnte man oft für Spanier oder Franzosen halten; nur schreiten sie gemessener einher und halten sich stolzer als die Kinder von der Seine. Die rein sächsischen Physiognomien kommen einem gar bekannt vor; man denkt dieselben Leute bereits hundertmal an der Elbe oder Weser gesehen zu haben, denn nicht blos die Gesichtsbildung, sondern auch der Ausdruck, die gedrungene Statur, die Art und Weise im Gehen und Wenden, das alles ist norddeutsch. Und doch ist ein unsagbares Etwas in den englischen Gesichtern, das man anderswo nicht findet: ein Ausdruck von Entschlossenheit und tiefer Ueberlegung, welcher Respect einflößt. Es ist den Leuten auf die Stirn geschrieben, daß sie ihre Freiheit verdienen. Man wird überrascht von der Unzahl intelligenter Gesichter, die aus jedem Menschenhaufen hervorleuchten; ich habe hier Kellner und Ladendiener gesehen, die ein Physiognom für verkleidete Parlamentsredner halten müßte, und besonders frappirte mich, als ich heut zum ersten Mal ausfuhr, der Omnibusmann hinten am

Schlage mit seinem wahren Shakspearegesicht. Er sah dabei so kummervoll aus und sprang jeden Augenblick herunter, um Vorübergehende zum Einsteigen einzuladen, als gälte es, durch solchen athemlosen Fleiß Weib und Kinder vom drohenden Hungertode zu retten. Sein edles Gesicht schien mir die ergreifendste Elegie auf die englische Armuth.

Eine kleine blonde Frau, die vor einem Specereiladen stand, fragte ich um den Weg nach Earlscourt. — O, sagte sie mitleidig und sah mich neugierig an, you are not yet used to London. (Sie sind noch nicht gewöhnt an London.) Ich würde Ihnen rathen, gradaus über Holborn Hill zu wandern und dann im Omnibus weiter zu „reisen." — Aus vielen Antworten erräth der Fragende die Größe der Stadt. O es ist gleich nebenan; ein Weg von zehn Minuten sagt Einer; und ein Anderer entschuldigte sich: J 'm a stranger here; (ich bin hier fremd) ich bin, fügte er hinzu, aus Westend, und komme selten in diese Gegend. Endlich erreichte ich aber doch mein Ziel zu Fuße, und als ich wieder nach Horton kam, war es dunkle Nacht. Die Theemaschine stand auf dem Tisch, und S. der mich bereits erwartete, sagte: Willkommen in Horton. Horton ist freilich nicht Westend, aber hony soit, qui mal y pense!

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Italienische Unruhen. — Nothwendigkeit officieller Berichtigungen. — Der Oesterreichische Beobachter, die Augsburgerin und die Preußische Allgemeine. — Castelli's Verein gegen Thierquälerei. — Gluck-Denkmal.

Kaum sind die polnischen Unruhen halbweg erstickt, so tönen unheimliche Stimmen aus Italien herüber und, was das Schlimmste ist, aus einem Lande, auf dessen Ruhe und Anhänglichkeit man österreichischer Seits immer rechnen zu können glaubte: ich meine Toscana! Das Großherzogthum, auf dessen Thron ein österreichischer Prinz zweiter Linie sitzt, war bisher unser natürlicher Bundesgenosse in Italien. Die österreichischen Regierungsformen und das sogenannte „väterliche" Gouvernement war bisher ziemlich beliebt, zumal die Persönlichkeit des Fürsten, und einzelne den Ansprüchen der Zeit genügende Institutionen, vor allem aber der traurige Gegensatz, den der benachbarte Kirchenstaat sowie Neapel und Sardinien darbieten, Toscana als das bestregierte Land Italiens erscheinen ließen. Um so empfindlicher sind die Nachrichten von der schwierigen Stimmung, die in letzter Zeit sich dort gegen die Regierung kund giebt. Es heißt, die nutzlose Auslieferung Renzi's, des politischen Flüchtlings, an die päpstlichen Behörden sei in Folge diplomatischer Noten von Seiten Oesterreichs geschehen, was allerdings nicht dazu beitragen kann, die Sympathien für uns in jenem Lande zu erhöhen. Möchte doch unsere Regierung dieses Gerücht gleichfalls officiel widerlegen, wie sie es mit der Ausschreibung von zehn Gulden per Kopf bei den polnischen Aufrührern gethan. Die letzten Ereignisse in Polen sollten Oesterreich endlich die Augen geöffnet haben, welch ein wichtig Ding die öffentliche Meinung ist. Der Oesterreichische Beobachter, der steinerne Gast, der stumme Commodore hat sich endlich entschließen müssen, den Mund zu öffnen und die officiösen Berichte in der Augsburgerin wurden mit Dampf betrieben, aber der erstere war bei aller Beredsamkeit doch immer zu wortkarg und in der letzteren kamen die Berichtigungen zu sehr als hinkende Boten nach. Die Verhandlungen in der fran=

zösischen Kammer über die Ereignisse in Galicien haben Oesterreich in der öffentlichen Meinung Europas eine viel tiefere Wunde geschlagen, als alle nachträglichen Berichtigungen je heilen können; und im Grunde wer verbürgt die Berichtigung? — Die preuß. Staatszeitung das officielle Organ Preußens, hat zuerst die Nachricht gegeben, daß ein Preis auf den Kopf eines jeden aufrührerischen Edelmanns gesetzt ward. Nun kömmt die Augsburgerin und behauptet, die Nachricht sei falsch!*) Hier steht also ein Journal dem andern gegenüber; warum soll man dem einen mehr moralische Gewalt zutrauen als dem andern? Wir hier in Oestreich wissen, daß die Berichtigung der Augsburger Allgemeinen Zeitung officiell ist, aber was versteht man in Frankreich, in England von den Verhältnissen deutscher Journalistik? Und dann — gesetzt, die Berichtigung bedürfe wieder einer Berichtigung und es zeigte sich, daß an der falschen Nachricht doch etwas Wahres gewesen, dann ist es eben nur eine Journalerklärung, die Lügen gestraft wird, nicht die Erklärung einer Regierung; und weil es eben nur eine Journalerklärung ist, kann sich jedes andere Blatt das Vergnügen machen, ihr zu widersprechen. In Frankreich würde eine solche Berichtigung der Moniteur bringen; da wir aber keinen Moniteur haben, so hätte die Regierung durch einen ihrer höheren Beamten die Widerlegung unterzeichnen lassen sollen; denn wahrlich es stand dafür; um so mehr als der Gouverneur von Galicien seiner Seits einen Preis von 1000 Gulden auf die Habhaftwerdung der zwei polnischen Hauptemissäre gesetzt hat, wodurch das Gerücht von jener ersten Preisaussetzung weniger unwahrscheinlich erscheint. Unsere hiesige Journalistik muß natürlich bei all diesen Ereignissen das Maul halten, sie darf nichts beleuchten, sie darf nichts erklären; sie darf nichts bezweifeln, sie darf nichts widerlegen; das Schweigen ist der Gott der Glücklichen.

Der Dichter Castelli hat bekanntlich in der letzten Zeit die Gründung eines Vereines gegen Thierquälerei in Anregung gebracht und soll damit einem hohen Orts ausgesprochenen Wunsche entgegengekommen sein. Wie unpraktisch indeß diese Sache von vornherein angefaßt wurde, geht aus dem Aufruf hervor, den er unlängst in den hiesigen Blättern erließ und worin zur Vorbereitung des Vereins und zur Ausarbeitung der Statuten ein Comité in Antrag gebracht wird, das aus einem Geistlichen, einem hohen Adeligen, einem Staatsmann, einem Thierarzt und einem Juristen bestehen soll. Man darf den guten Willen und die ehrliche Behutsamkeit, die nirgends verstoßen und so vielseitig als möglich sein will, nicht verkennen, allein ist dies ein Comité zur Berathung von Statuten eines Vereins gegen Thierquälerei? Was soll der hohe Adelige für ein Element

*) Auch die preußische Allgemeine enthielt diese Berichtigung.

in Bezug auf die gequälten Thiere vertreten? oder glaubt der Einladende dadurch die Herren der Wettrennen ins Netz zu locken? Ja, was soll selbst der Priester in dieser Sache thun? Die Unsittlichkeit des Thiermarterns liegt außerhalb aller theologischen Beweisführungen und wurzelt in dem moralischen Bewußtsein jedes Gebildeten, und aus diesem, nicht aus dem Munde des Clerus stammt die Idee dieser Vereine, deren Entstehen nicht mit dem des Christenthums zusammenfällt, sondern eine Frucht der gereiften Volksbildung sein muß. Ein Landwirth und ein Volksschullehrer wären da weit besser am Platz, und die praktischen Erfahrungen dieser mit dem Volk in der engsten Gemeinschaft lebenden Männer jedenfalls mehr geeignet, bei der Berathung der Vereinsstatuten die erforderlichen Aufschlüsse und Winke zu urtheilen, als ein städtischer Priester oder ein reicher Cavalier, der höchstens eine gelehrte Abhandlung über Racenunterschiede und die Kennzeichen des Vollbluts zu geben im Stande wäre.

Die von der Redaction der Sonntagsblätter eingeleitete Subscription zur Herstellung eines Grabsteins für Gluck, auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe hat in Verbindung mit dem zu demselben Zweck veranstalteten Concert des Ritters von Dreyschock den zur Errichtung eines Denkmals erforderlichen Betrag geliefert, so daß noch im Laufe dieses Frühlings ans Werk geschritten werden kann. Da der beschränkte Raum ein emporstrebendes Monument erheischt, so wurde die Form eines Obelisks beliebt, der auf einem Felsen steht. Im Würfel der Säule wird der alte rothmarmorne kleine Grabstein, der eine entsprechende Renovation erhielt, eingefügt und an dem aus geschliffenem Granit bestehenden Obelisk das eherne Portrait des Meisters medaillonartig angebracht. Darunter kommen die Worte: Am 132. Geburtstage. Das aus dem Atelier des Herrn Wasserburger hervorgegangene Monument soll am 4. Juli l. J. als an dem Geburtstage des tongewaltigen Genius mit einer angemessenen kirchlichen Feier auf dem Grabe des Gefeierten enthüllt werden.

II.

Die deutschen Auswanderungen.

Aus Berlin.

Der Sturzsche Handel, dessen ich in meinem vorigen Briefe zuletzt erwähnte, mahnt mich, bei einem gar wichtigen Thema noch etwas länger zu verweilen, den täglich immer mehr und mehr überhand nehmenden deutschen Auswanderungen. Ich kann bei dieser Gelegenheit gleich eines vortrefflichen Buches erwähnen, mit welchem ich mich grade in diesen Tagen beschäftigt habe und welches ohne Zweifel die allgemeinste Beachtung in Deutschland finden

wird. Es ist die soeben in Paris bei **Amyot** erschienene Schrift: **Des Allemands, par un Français.** Ich nehme an, daß die Grenzboten es nicht versäumen werden, über den Charakter und die Bedeutung dieser Schrift im Allgemeinen noch eine besondere Mittheilung zu liefern und will mich deshalb hier begnügen, aus einem Abschnitte desselben **Des émigrations allemands** einige Auszüge zu geben. Der Verfasser sagt, er bilde sich nicht ein, die Ursachen der so auffallend großen Auswanderungslust der Deutschen mit einiger Sicherheit bestimmen zu können, indessen führt er einige an, welche ihm die Bedeutendsten scheinen. Er meint: Anfangs hätten wohl die religiösen Verfolgungen in Deutschland so gut wie anderwärts eine große Rolle dabei gespielt; das Erziehungswesen, die allgemeine Verbreitung von Kenntnissen habe sodann Bedürfnisse und Wünsche aufgeregt, welche wegen der alles einzäunenden socialen Schranken nicht immer ihre Befriedigung in der Heimath finden konnten; ferner möchten im Mittelstande die frühzeitiger eingegangenen, regelmäßigeren fruchtbaren Ehen und eben darum den Trieb zum Auswandern gemehrt haben, den die Regierungen begünstigt hätten, besonders wenn noch hinzugenommen wird, daß es immer ehrgeizige Seelen, unruhige Geister genug gab, denen der Schauplatz, welcher sich ihren Bestrebungen daheim eröffnete, zu eng werden mußte; endlich werde auch an manchen Orten die Beschaffenheit des Landes selbst und die Culturweise der Erzeugung eines Gefühls von Anhänglichkeit an die Geburtsstätte nicht günstig gewesen sein. — In der That sind gewiß alle diese Ursachen wirksam gewesen und sind es noch. Vor allen Dingen ist aber nicht zu übersehen, was unser Franzose in seinem ganzen Werke nicht recht zu würdigen gewußt hat, daß Deutschland die Pflanzstätte jenes tief innerlichen, in der Seele des in sich selbst einkehrenden Menschen gährenden, unendlich sehnsüchtigen Idealismus ist, welcher Anfangs die deutsche Mystik, dann den alles besiegenden, aber nur innerlich im Geiste besiegenden und mit äußerlicher Knechtschaft sehr wohl verträglichen Glauben der Reformationszeit, endlich die deutsche Romantik in Philosophie, Poesie und Musik gebar. Dieser Idealismus wurde deutsches Gemeingut, aber nicht Alle erwarben mit ihm jene Fülle seiner Gewalt, mittelst deren es den Einzelnen gelingt, sich wirklich ganz in die Tiefen seines Innern zurückzuziehen und vor innerer Seligkeit die harten Schranken der Wirklichkeit nicht mehr zu fühlen. Denen dieses nicht gelang, die mußten entweder an den Schranken, gegen welche sie eine Zeitlang mit schwachen Schwingen vergeblich angestoßen hatten, endlich erlahmen und — Philister werden, oder, des vergeblichen Kampfes müde und doch der Sehnsucht und der Hoffnung noch immer nicht quitt, den Schranken äußerlich zu entrinnen suchen, ihr geträumtes Paradies weit, weit, in der blauen, unbekannten Ferne, je ferner und je unbekannter, desto

lieber, am liebsten übers Meer, in einer andern, in der neuen Welt suchen. Die Auswanderung in die neue Welt ist eine praktischere Form, eine materiellere Wendung der Einkehr in den Himmel des Gemüthes. Wie viele wohlhabende Leute sehen wir nicht noch alle Tage auswandern, Leute die kein Religionsdruck, nicht Nahrungssorge, nicht unbefriedigter Ehrgeiz dazu treibt: fraget sie, weshalb sie das Vaterland fliehen, sie werden nach allerlei Gründen suchen, ihr könnt bald merken, daß sie eben Gründe suchen, daß sie selber das Warum nicht wissen — was sie zieht, es ist eben nur jenes deutsche Erbgut, oder, wenn ihr wollt, Erbübel, die unnennbare Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, einem Jenseits, einem bessern, schönern Lande, von wo die süßen, mit der Phantasie vorgeschmeckten und ewig von der nüchternen Wirklichkeit verkümmerten und verleideten Herrlichkeiten stammen, diese zauberischen Blumen und Früchte

Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte
In einer glücklichern Natur.

Angedeutet hat unser Franzose etwas von diesem wichtigsten Gesichtspunkt allerdings, aber wie ein Franzose; es ist um so interessanter zu sehen wie er die Sache anzufassen weiß. „Es ist übrigens zu bemerken," sagt er, „daß das innerliche und verschlossene Leben der Deutschen einer Einbildungskraft, der die Unwissenheit nicht allzu enge Schranken setzt, mehr Kühnheit und Schwung verleiht, und daß der insich zurückgezogene Mensch weniger an das was ihn äußerlich umgiebt, gebunden ist. Wie der Weise, trägt er alles bei sich: der Deutsche der mit seiner Bibel, seinem Weib und seinen Kindern auszog, nahm so gewissermaßen sein Deutschland mit." — „Wie dem nun sei," fährt er fort, „es ist immerhin merkwürdig diesen Strom zu sehen, welchen Deutschland nach allen Himmelsgegenden ergießt. Es ist ein Fehler, daß die Handelstabellen diesen wichtigen Ausfuhrartikel, in welchem die Bilanz stets so unmäßig zu Gunsten Deutschlands ausfällt, vermissen lassen."

Man wird, denke ich, noch einige der Bemerkungen unseres Verfassers hier mit Vergnügen lesen. „Kein deutscher Staat", sagt er, „hat überseeische Besitzungen, und dennoch fließt mehr deutsches Blut in den Adern der Bewohner Amerikas, als z. B. französisches; Polen, Rußland, Ungarn sind mit Deutschen überschwemmt; ..... in England, selbst bis in solche Gegenden hinein, wo die Uebervölkerung und der Mangel an Verdienst so große Klagen verursachen, leben deutsche Handwerkercolonien und finden ihr Fortkommen; in Paris sind die Werkstätten aller Art voll von ihnen und die deutschen Namen überschwemmen schon fast die Aushängeschilder der Stadt. Woher das, und wie fängt es der Deutsche an, im fremden Lande sich sein Fortkommen mit in der That größerer Sicherheit als der Ein-

heimische selbst zu verschaffen? Ich antworte: das macht die Einfachheit und Strenge der bürgerlichen Lebensgewohnheit, welche dem Handwerker, dem Kaufmanne seinen Stand, sein Geschäft lieb und zum Lebenszwecke macht, welche ihm hilft, die schlimme Zeit zu überstehen und die gute nicht zu mißbrauchen; das zurückgezogene häusliche Leben, das ihm zur zweiten Natur geworden, bewahrt ihn vor Verschwendung und Zerrüttung seiner Verhältnisse, macht es ihm möglich, im fremden Lande zu leben, ohne sich durch die fremden Sitten und Gewohnheiten stören und irren zu lassen, oder in Conflict mit ihnen zu gerathen; er ist gewöhnlich unterrichtet genug, nicht nur um sich von der fremden Sprache bald so viel anzueignen, daß ihm diese kein Hinderniß mehr in seinem Fortkommen ist, sondern auch um selbstständiger Meister zu werden, sobald er es erschwingen kann." — „Ja, es ist nicht zu leugnen, die Deutschen machen gute Geschäfte im Auslande; gewiß ist das für sie ganz vortrefflich, und die deutschen Mütter können wegen der Zukunft ihrer ausgewanderten Söhne ruhig sein..... Nun, diese guten Geschäfte, die sie machen, ich sehe, sie sind Einzelnen nütze, doch was für ein Nutzen daraus der Nation erwächst, bei welcher sie ihren Nutzen finden, das sehe ich nicht..... Ich weiß wohl, daß manche Deutsche, statt erkenntlich zu sein für die gute Aufnahme, welche wir allen Denen gewähren, die uns Deutschland zusendet, sich einbilden, daß gar noch wir es seien, die ihnen Dank schuldig wären; aber das ist eine Anmuthung, die nur von der blindesten Eigenliebe gemacht werden kann — jeder vernünftige Mensch wird zugeben, daß Paris und London auch ohne alle deutschen Arbeiter doch ganz das wären, was sie sind; vielleicht ein Bißchen weniger gute Musik würden sie haben." Nach diesen Bemerkungen geht der Verfasser dazu über, die guten Eigenschaften, welche er als die Ursachen des Wohlergehens deutscher Colonisten angeführt hat, als eben so viele Fehler zu bezeichnen: er wisse wirklich nicht, ob er uns darum beneiden solle. „Ihr lebet", redet er unsere Colonisten mit ziemlichem Pathos an, „mitten unter einer fremden Nation, ohne euch mit ihr zu vermischen, stets bleibet ihr für euch und lasset sie für sich: meinet ihr, daß das christlich gehandelt sei, findet ihr nichts darin, was nach Egoismus schmeckt?.... Ihr treibet in fremden Ländern rationellen Landbau, leget Fabriken an, eure Aerzte heilen die Kranken, gut, aber wenn, nach funfzig Jahren, nach hundert Jahren, ihr gezwungen würdet, das Land zu verlassen, so würde alles das Gute, das ihr euretwegen gethan habt, mit euch verschwinden. Kurland, Liefland, Esthland besitzen seit Hunderten von Jahren einen deutschen Adel und deutsche Bürgergemeinden in ihren Städten, aber ich wüßte nicht zu sagen, was bis auf diese Stunde die Liven und Esthen für Gewinn davon gehabt haben. Adlige und bürgerliche Deutsche spielen seit langer Zeit eine bedeutende

Rolle in Rußland; die russische Regierung hat an ihnen treue Diener gefunden und hat sie nach Herzenslust zu ihren guten und schlechten Zwecken gebraucht, der Deutsche hat nach den Zwecken wenig gefragt, er ist ein gutes Werkzeug gewesen, gut zu allem, weil sehr fügsam." Der Franzose, setzt er hinzu, würde sicherlich die Nation unter der er lebt, entweder französiren, oder wenn das nicht ginge, sich selber fügen und sich ihr assimiliren; der Deutsche würde immer sehr geeignet sein, die Civilisation eines Landes zu befördern, wenn die Regierung desselben ihn ausdrücklich dazu anstellte, aber von selbst würde er nichts der Art versuchen, sondern stets in sich zurückgezogen und auf seinen häuslichen Kreis beschränkt bleiben.

Ich glaube, daß ich mehr nach den Wünschen des Lesers handle, wenn ich diesen Bemerkungen des Franzosen, die genug zu denken geben, keine Reflectionen weiter beifüge, sondern diese dem Leser selbst überlasse. Aber ich will zum Schlusse noch eines Aufsatzes von W. Lüders gedenken, welchen neulich die Börsennachrichten der Ostsee gebracht haben. Lüders betrachtet die sich jetzt mit dem Frühjahr wieder gewaltig steigernde Auswanderungslust als ein „Krankheitssymptom", und sagt, dasselbe weise auf Uebelstände hin, zu deren Entfernung es an Kraft zu fehlen scheine. Was er als derartigen Uebelstand zuerst anführt, ist äußerst seltsam. Die Leute gehen nach Nordamerika, meint er, unter anderem deshalb, weil „in Nordamerika die Menschen sich, wie in England, so viel Geld machen können, als sie gebrauchen." „Das dürfen wir bei uns nicht", setzt er hinzu; „bei uns zu Lande ist das Geldmachen ein Staatsmonopol; daher haben wir so wenig und zu wenig, daher überflügeln uns Jene, während wir arm bleiben und nicht mit ihnen concurriren können." Hat nicht Julius Recht, von einem jetzt in den Köpfen spukenden Bankgespenste zu reden, wenn selbst Leute von so viel nüchternem Urtheil in andern Dingen, wie Lüders, dergleichen Fabeln von unversieglicher Geldmacherei in Amerika und — man denke doch — sogar in England ausstreuen? Und heißt das nicht recht die Auswanderungslust unterstützen, wenn man den guten mährchensüchtigen deutschen Michel in dem Glauben bestärkt, in Amerika könne man so viel „Geld machen", als man nur immer will? — Ich glaube fast, der Mangel an Umlaufsmitteln in Deutschland gar nicht, aber auch nicht einmal so sehr der Mangel an „politischen Freiheiten" — den doch die große Menge nicht so gar heftig zu empfinden scheint — ist das, was zum Auswandern reizt und treibt, sondern vielmehr was ich schon oben sagte, es ist der alte unwiderstehliche deutsche Hang. Sehr gut ist, was Lüders anräth, daß man den Strom der Auswanderung nach den Ostseeprovinzen, die zum Theil noch so sehr der Menschen bedürfen, zu lenken suche. Aber ich zweifle, daß es in erwünschtem Umfange gelingen wird, selbst wenn man eine noch so

freie Gemeindeverfassung einführte und noch so große Vortheile bewilligte: die Ostseeprovinzen haben nun einmal für die Einbildungskraft nicht denselben Reiz des Jenseitigen, wie Amerika.

III.

Reclamen.

Wir möchten unsere Sprachpuristen, die alle Fremdworte aus unserem Schriftthum (bei Leibe nicht: Literatur!) verbannt sehen wollen, ein Mal fragen, wie sie das Wort Reclame übersetzen und ersetzen möchten? Wir wollen uns alles gefallen lassen, wir wollen statt Constitution Verfassung sagen, obschon auch Rußland, die Türkei und China auch eine Verfassung haben, wir wollen statt Table d'hôte Wirthstafel sagen, statt Radicale Gründliche, statt Restaurationsepoche Wiederherstellungszeit, statt das Parterre applaudirte — die Ebenerdigen beifallklatschten, wir wollen jedes Fremdwort verbannen, wie den Cafe zur Zeit der Continentalsperre (Verzeihung! soll heißen Festlandssperre), aber Eins wissen wir nicht zu übersetzen, wie sehr wir auch Grimm und Adelung und Heinsius durchwühlten, für das Wort Reclame haben wir keine Uebersetzung gefunden.

Der Deutsche glaubt um Vieles sittlicher als der Franzose zu sein, weil er züchtiger, das heißt heimlicher mit seinen Lastern ist und sie nicht beim wahren Namen nennt; er ist aber im Grunde nur heuchlerischer und weniger geneigt, sich selbst klar zu werden. Wenn erst in Deutschland die Gerichtshöfe aller Welt zugänglich, die Gerichtsverhandlungen nicht mehr unter dem Siegel der Vehme sein werden, dann werden wir erstaunen über den Reichthum von brillanten Lastern, über welche wir zu gebieten haben, wir werden nicht mehr aus der Gazette des Tribuneaux die piquantesten Criminalgeschichten entlehnen müssen, wir werden uns von dem französischen Markt emancipiren und auf eigenem Felde ackern und ärndten. Offenbar ist es nur im Interesse der „Züchtigkeit", daß die hohen Regierungen uns die Oeffentlichkeit entziehen, offenbar wollen sie unserer Poesie die Gelbveiglein Unschuld ferner wahren. Aber die kleinen Risse, die hie und da in den Vorhang der Heimlichkeit gerathen, und die giftmischenden Ruthartsprocesse, die weinverfälschenden Kreisgerichtsdirectorenanklagen, die vielverheißend durchschimmern, lassen uns einen ganzen Christbaum von Selbsterkenntniß erwarten, wenn wir Kinder erst in die lang verschlossene Kammer hinein dürfen, einen Christbaum, dessen Lichter nicht blos aus dem Talg der untersten Classen gezogen sind, sondern zu denen die hochlöblichen und hohen Gesellschaftsschichten gar viele Kerzen uns aufstecken werden.

Einstweilen aber ist Züchtigkeit und Heimlichkeit noch unser zweites Gebot, und da wir über die wichtigsten Krankheiten der deut-

schen Sittlichkeit uns nicht aufklären dürfen, so ziehen wir auch einen Schleier über viele geringfügigere Dinge und wiegen uns in süßer moralischer Selbsttäuschung.

Da ist zum Beispiel das kleine Wort Reclame, wofür wir im Deutschen keine Uebersetzung haben. Fehlt uns vielleicht die Sache selbst und haben wir deswegen keinen Namen dafür? Wir wollen sehen. Ein Verleger kündigt ein so eben bei ihm erschienenes Buch an. Nach dem Titel und dem Preise folgt gewöhnlich ein Lobhudel über den Inhalt. Dieser ist die Reclame. Aber das französische Publicum würde es für eine Beleidigung halten, wenn man ihm eine so plumpe Kritik aufdringen wollte, die offenbar von dem Verleger, von dem ersten Commis, von dem Corrector oder von dem Autor selbst verfaßt worden ist. Die Ankündigung muß also getheilt werden; Titel und Preis des Buches kommen unter die Anoncen auf der Rückseite des Journals, der Lobhudel aber kömmt unter die Reclamen, d. h. ins Journal selbst unter seinen letzten Notizen. Auf diese Weise ist dem Schicklichkeitsgefühl Genüge gethan. Jeder Leser weiß, daß dies die herkömmliche Reclame ist, aber er hat zugleich die Genugthuung, daß man sich die Mühe giebt, ihn glauben zu machen, die Notiz ginge von dem Journal selbst aus. Der deutsche Verleger, der deutsche Autor trachtet zwar auch, solche Notizen in die Journale zu bringen, allein da diese Notizen bei uns keinen Gattungsnamen haben, so glaubt das Publicum viel andächtiger daran und ist gefoppt. Wenn ein französischer Leser die Nachricht liest: das neue Stück des Herren X. Y. Z. wird kaum vor sechs Wochen zur Aufführung kommen können, weil die Decorationen von solcher Pracht sind, daß die Arbeit nicht früher fertig werden kann — so weiß er gleich: das ist eine Reclame. Liest man aber in deutschen Blättern: Das neue Stück des Herrn A. B. C. soll „dem Vernehmen nach" verboten worden sein — so nimmt der Leser dies auf Treu und Glauben an, stürzt bei der ersten Aufführung ins Theater, und weiß nicht, wieso er getäuscht worden. Die Berliner namentlich sind Meister in der Reclame. Es giebt fast keine Correspondenz von dort her, in welcher nicht dem Publicum eine kleine Nase gedreht wird. Nichtsdestoweniger ist unsere Sprache zu züchtig, um für diese Taschenspielerei einen bestimmten Ausdruck zu fassen, und Freund Michel bezahlt diese Züchtigkeit, ohne dadurch an Moral gewonnen zu haben. Bei unsern überrheinischen Nachbaren ist übrigens die Reclame dadurch, daß sie Jedermann unter ihrer Maske erkennt, so abgenützt, daß kein Mensch mehr anbeißen will und die Verleger und andere Unternehmer bereits zu andern Mitteln ihre Zuflucht nehmen müssen. Wir wollen ein kleines Beispiel erzählen.

Vor Kurzem — erzählte uns ein gewisser Bekannter — befand ich mich in einer Abendgesellschaft in einem liebenswürdigen Hause.

Die Gesellschaft war zahlreich. Man sprach vom Theater, von Literatur, von classischer und romantischer Poesie, und namentlich bildete sich eine Gruppe um eine junge hübsche Frau von ungefähr acht und zwanzig Jahren, die vortrefflich sprach und trotz ihrer Eleganz den Blaustrumpf ein wenig durchschimmern ließ. Das Gespräch drehte sich um einen so eben erschienenen Band Gedichte unter dem Titel: Poetische Pulsschläge. Die junge Dame sprach mit Begeisterung von diesen Versen. Sie erzählte, der junge bisher noch ganz unbekannte Dichter, habe bereits früher einige seiner Poesien Beranger und Lamartine zugesendet und von ihnen enthusiastische Briefe erhalten. Ein Prozeß, den er wegen einer beißenden Satyre zu erleiden hatte, habe einiges Aufsehen gemacht, ohne ihn jedoch im großen Publicum bekannt zu machen. Indessen sei es nicht zu bezweifeln, daß die so eben erschienene Gedichtsammlung den ungeheuersten Erfolg haben müsse und ihn unter die ersten Dichter unserer Zeit stelle. Die erste Auflage sei bereits in wenigen Tagen vergriffen worden und ein deutscher Fürst, ein großer Verehrer französischer Literatur, habe ihm einen kostbaren Brillantring zugeschickt. Noch zu wiederholten Malen kam die reizende Frau auf ihren jungen Dichter zurück und es gab kaum eine Person in der Gesellschaft, die sie nicht für ihn zu interessiren wußte. Der Zufall wollte, daß ich mich acht Tage später in einem andern Salon mit derselben Dame wieder fand. Ich hörte sie wieder sprechen; es war derselbe Gegenstand, der sie beschäftigte, sie schien ganz von ihm erfüllt, wie Jemand, der voll Enthusiasmus ist über einen glänzenden Fund, den er in Mitten eines ganzen Haufens literarischer Alltagserzeugnisse entdeckt hat. Ich muß doch diese „Poetischen Pulsschläge“ selbst lesen, dachte ich mir. Ich ging am andern Morgen in die Verlagshandlung und erkannte in dem Verleger einen täglichen Nachbar im Café Foi. Ich verlangte ein Exemplar der Pulsschläge und erzählte ihm zugleich von der reizenden Begeisterung der hübschen Unbekannten. Er lachte schelmisch und zwickerte mit den Augen; ich war nicht wenig neugierig und nach vielem Drängen und Fragen, ob er die Dame kenne, platzte er endlich heraus: Wie sollte ich sie nicht kennen? Sie ist ja meine Reclame. — Ihre Reclame? — Freilich! Sehen Sie, meine Herren Collegen, wenn sie ein neues Buch verlegen, plagen sich seit Jahren mit kleinen Journalartikeln und Lobnotizen, denen das Publicum keinen Glauben mehr schenkt. Darum habe ich einen neuen Weg eingeschlagen. Ich versuche es statt mit der gedruckten Reclame, mit einer lebendigen, die mit hübschen Augen und verführerischen Worten von einem Salon in den andern geht und meine Waare anpreist. Die junge Dame, die in diesem Augenblicke für mich thätig ist, Sie haben sie gesehen, es ist eine Frau, deren Schönheit und vortrefflicher Ruf sie zum Lieblinge unserer

besten und glänzendsten Gesellschaften machen; ihr Mann ist Vicedirector bei der Tabacksverwaltung, Officier der Nationalgarde und sogar decorirt. Sie hat früher einige kleine Artikel in der Gazette des femmes geschrieben, allein ich habe mit ihr einen Contract abgeschlossen, daß sie statt Kritiken zu schreiben, lieber Kritiken spreche, und Sie sehen, ich habe keine Ursache, den Contract zu bereuen."

So weit ist die Reclame in Deutschland allerdings noch nicht, aber wir sind ein Volk voll Zukunft.

IV.

Notizen.

Peel als Gladiator. — Der Friede als Todtengräber. — Polen und der journalistische Handelsstand. — Die Times über Polen. — Galvanismus und Calvinismus. — Verbannnng nach Europa.

Noch im Fallen zeigt die englische Hochtorypartei den Junkerhochmuth, der sie zum Falle bringt, und die Blindheit, welche bevorrechteten Kasten überall eigen ist. Die Korngesetze sind im Unterhause gefallen und Wellington selbst sagte zu Peel's Beschlüssen im Voraus Amen. „Der eiserne Herzog" hat sich also im Grunde derselben „Apostasie" schuldig gemacht, wie der Minister. Dennoch wird Peel mit allen faulen Eiern und Kohlstrünken bombardirt, die im Arsenal der Torypresse liegen, während der Herzog respectvoll geschont wird; er darf seinen Schild wegwerfen, und bleibt doch was er war: der ehrliche Tory. Wehe dagegen über den Sohn des Baumwollspinners von Tamworth, dessen „plebejische Intelligenz" zuerst die Unmöglichkeit einsah, die Korngesetze länger zu behaupten und der weislich sich selbst zum Verkünder des von Volk und Liga gefällten Urtheils machte! Die Schnödigkeit der Peelhetze, die jetzt von den Hochtories angestellt wird, hat etwas sehr Bezeichnendes für den Hochmuth aller Aristokratien gegen ihre Diener; denn nicht wie ein eigenmächtiger Führer, sondern wie ein treuloser oder ungeschickter Bedienter — Hofmeister, Buchhalter oder Stallknecht — wird Peel von den Hochtories behandelt. Ein leitender Artikel des Herald, der mit den Worten schließt: „Nun denn, los auf ihn!" faßt Peel als einen fintenreichen Gladiatoren auf und gibt, komisch genug, folgende Regel gegen ihn an: „Avancire in Quart, mit festem Fuß, starkem Arm und ruhigem Auge, und du wirst den besten Fechtmeister aus seiner Position treiben, wenn er nicht von Natur so stark ist wie du. Muth und Entschlossenheit, mit Klugheit und Kälte verbunden, sind mächtiger als alle finesse." — Was die Hochtories Peel's Schuld nennen, wird ihm aber von der andern Seite nicht als Verdienst angerechnet. Die überlegene Klugheit des Ministers hat weder Whigs noch Radicalen Vertrauen eingeflößt (trotz des Weihrauchs, den ihm zur Zeit noch der „Sun" streut) und die schlauen Whigs denken bei

dem Hussahgeschrei der torystischen Fuchsjäger: Es geschieht ihm Recht; denn man weiß, daß Peel, wie er bisher nur der Advocat, nicht der überzeugte Vorkämpfer der Tories gewesen, so auch jetzt nicht aus purer Begeisterung für das Schicksal der untern Classen das Steuerruder gewendet hat. Die Argumente und Ueberzeugungen, die er nun mit so warmer Beredsamkeit geltend macht, hatte er bereits vor Jahren. Erst als er den unabwendbaren Sieg der Liga voraussah, suchte er ihn zu seinem eigenen zu machen. Er kam drei Minuten vor Thorschluß. Von den untern Classen aber ist überhaupt nicht im Ernst die Rede; um die Herrschaft der mittlern Classen handelt es sich, und Peel ist, wie sein geistreichster Gegner, d'Israeli, bemerkt hat, nur bereit, eine Aristokratie statt der andern, den Geldbesitz statt des Grundbesitzes in den Sattel zu heben. Als die größte Capacität unter den Tories, konnte er herrschen, indem er ihnen diente, und diese etwas spät kommende Erfahrung ist es, was einigermaßen die Wuth der Tories entschuldigt, aber eine ähnliche Rolle würde er, zu den Whigs übergehend, nicht spielen können. Peel's Ehrgeiz und Tendenzen gehen über die eines Parteiführers im altenglischen Sinne weit hinaus und wie er, von den Anschuldigungen der Partei an die höheren Staatsrücksichten appellirend, sich als Minister des Volks, als unmittelbaren Diener der Krone hinstellend, das parlamentarische Herkommen gebrochen hat, so verbirgt er auch in einzelnen Punkten seines großen Reformplans Keime einer neuen centralisirenden Politik, die bisher allen Parteien fremd war. Gelingt es diesem merkwürdigen Mann, aus einigen Whig- und Torygruppen eine fügsame Peelpartei zu bilden, so führt er vielleicht über England eine neue Epoche herauf; wo nicht, so wird er zu Tode gehetzt, wie einst der eben so kühne und vielleicht edlere Gladiator Canning.

— Der Traum jenes gutmüthigen ideologischen Abbé's im vorigen Jahrhundert, der den ewigen Frieden einführen wollte, ist heutzutage ein Traum der Diplomaten, an ihrer Spitze Louis Philippe's, geworden; Actien sollen fortan die sogenannten Staatsactionen von ehedem unmöglich machen, Industrie- und Börsengeist sollen die Versöhnungs- und Friedensengel der Völker sein. Doch will Niemand so recht diesem Frieden trauen, der die Großen nicht hindert, die Kleinen in aller Lieb und Stille aufzufressen, und es wird Einem oft gar schwül und unheimlich bei dieser allgemeinen Zärtlichkeit zwischen den Diplomaten. Man fühlt es, der Kriegsgott hat noch gerechte Schulden einzutreiben und träte er einmal unter uns, so würde er nicht ein gehorsamer Landsknecht sein, wie in frühern Jahrhunderten, sondern ein strenger Richter über Völker und Könige, und manche weitklaffende Wunde käme zum Vorschein, die mit Staatspapieren zu verkleben, nicht zu heilen ist; darum sucht man ihn auswärts ab-

zuspeisen, darum errichten ihm England, Frankreich und Rußland seine blutige Schaubühne in fremden Welttheilen, wo er noch ganz in der alten Soldatentracht auftritt und zuhaut, ohne zu raisonniren. Wenn England auf die Sikhs einhaut, so meint es eigentlich die Russen; wenn Frankreich auf die Bedouinen losschlägt, so meint es eigentlich „das perfide Albion" und das Mittelmeer; Rußland aber, wenn es den Kaukasus stürmt, träumt dabei von Konstantinopel und dem alten byzantinischen Kaiserthum. Nur die armen Polen, in ihrem letzten Fieberanfall, sagten aufrichtig, wen sie meinten und was sie wollten; sie appellirten an den modernen Kriegsgott, an Mars, den Richter, an den Lenker beim Gottesurtheil über die Nationen. Darum das allgemeine Geschrei über die Friedensstörer, darum der allgemeine Abscheu über ihr „wahnsinniges, frevelhaftes Beginnen". Polen hatte vergessen, daß sein Name ausgelöscht ist an der Börse der europäischen Politik, wo es eigentlich niemals Geschäfte machte: die Bankiers haben es daher hinausgejagt und abgewiesen, wie einen bankerotten Kaufmann. Der vielgepriesene Friede ist für Manche ein stupider Todtengräber, gleich jenem auf dem Leipziger Schlachtfeld, der einen verwundeten Krieger in die Grube warf, und als dieser schrie: „Halt, ich lebe noch!" ihm zurief: „Das könnte Jeder sagen." Und so wollen die Todtengräber auch das arme Polen auf die Auferstehung der Todten vertrösten. Wenn sie nur nicht näher ist, als Viele glauben. So gewiß der Traum des Ideologen im vorigen Jahrhundert gräßlich Lügen gestraft wurde, so wenig wird auch der Diplomatentraum von Heute in Erfüllung gehen.

— Es ist nicht zu läugnen, wir Deutsche werden täglich praktischer. Man darf nur die Zeitungen lesen und den Standpunkt beobachten, von welchem viele Correspondenten die letzten Ereignisse in Polen beurtheilen. Es gab ein Dutzend Stimmen aus einer gewissen Gegend, welche jedesmal den commerciellen Gesichtspunkt zuerst ins Auge faßten. Wie wird die Ostermesse ausfallen? das ist die Frage. Ob's edler im Gemüth, auf Pelz und Leder zu verzichten, der Käufer Flauheit, der Verkäufer Noth zu tragen oder —. Dieses Oder macht sich in einem sächsischen Blatte Luft, welches den polnischen Insurgenten, notabene nachdem sie geschlagen sind, mit komischem Zorne zuruft, sie hätten durchaus auf keine Sympathie unter dem deutschen Handelsstande zu rechnen! Als ob sich das nicht von selbst verstünde! Hoffentlich ist der deutsche Handelsstand loyal genug, um keine Revolution zu wünschen, auch wenn die Messen dabei doppelt floriren und die polnischen Ducaten in dreifacher Fülle nach Frankfurt an der Oder, nach Frankfurt am Main und nach Leipzig strömen würden. Anders verhielte es sich mit einer gelungenen Revolution, denn die Aufhebung der Grenzsperre zwischen Russisch- und Preußischpolen

gäbe der deutschen Industrie einen großen Markt. So aber ist an Sympathieen für Polen nicht zu denken, vielmehr, wie jenes Blatt richtig bemerkt, möge Jeder, der mit Krakau in Verbindung steht, zusehen, „wie er zu seinem Gelde komme." Die Correspondenten selbst aber, welche sich zu Dolmetschern der commerciellen Welt machten, sind große Heuchler, wenn sie ihre Sympathieen für die Poleninsurrection läugnen; denn sie haben mit ihr glänzende Geschäfte gemacht, und sie werden nicht bald wieder eine Gelegenheit finden, auf so leichte Weise die Zeitungen zu füllen. Die Lügengerüchte waren doppeltes Geld werth; erst meldete man sie und den andern Tag schickte man selbst eine Berichtigung nach. Und gelogen wurde bekanntlich sehr viel, zumal auf Kosten der Verschwornen. Der journalistische Handelsstand darf sich also nicht beklagen.

— In einer preußischen Zeitung, deren Tendenzen eben nicht populär sind, wurde uns vor ein paar Wochen bewiesen, daß Oesterreich und Preußen eben so wenig an eine Wiederherstellung Polens denken dürften, wie Rußland. Eine Wiederherstellung Polens nämlich würde „die Ruhe Europas in Gefahr bringen" (ganz leise und geräuschlos wäre das Werk allerdings nicht zu vollführen), „Polen würde es ferner stets mit Frankreich halten" (das wird auch Rußland später, wenn es unser unmittelbarer Nachbar ist) „und endlich würde Polen mit seinem Streben nach politischer Freiheit die guten Deutschen zu schnell und heftig anstecken;" der letzte Gedanke, dessen Wahrheit wir am wenigsten bestreiten wollen, ist dort nur zwischen den Zeilen geschrieben. Die Times dagegen, die von Politik vielleicht eben so viel versteht, wie der Rheinische Beobachter oder die Zeitung für Preußen, bemerkt in einem nicht „abscheulichen", sondern mit Wohlwollen für die zwei deutschen Großmächte abgefaßten Artikel, daß es grade die Nichtwiederherstellung, daß es der status quo Polens ist, was die Ruhe Europas mit einer fortdauernden Gefahr bedroht. Die Times glaubt nicht, daß es darauf ankomme, den Communismus, Jesuitismus oder sonst einen Mus, den die Spürkraft deutscher Doctrinärs als die geheimnißvolle Wurzel aller malcontenten Stimmungen und Bewegungen anzeigt, auszurotten, und daß dann alles gut wäre. Sie legt gar kein großes Gewicht auf diese Erscheinungen und meint mit ihrem ungelehrten aber gesunden Menschenverstande: Heut ist es dieser Mus, morgen ein anderer. Bei einem Volke, dessen Schicksal so beklagenswerth ist, wird jede Agitation, sie geschehe, in wessen Namen sie wolle, fruchtbaren Boden, und die Verbreiter der größten Irrlehren eine Handhabe finden. Wer kann wissen, was für Theorien und Systeme noch bis Ende dieses Jahrhunderts auftauchen, die man nicht auf die Welt kommen lassen dürfte, um neue Aufregungen in Polen zu verhüten. Die Times glaubt, De-

sterreich und Preußen thäten nicht genug, um den nationalen Stolz der Polen zu gewinnen und für sich in Anspruch zu nehmen; sie sollten die historischen Erinnerungen des Landes zugleich mit den Wappen, Namen und Titeln der frühern Könige auffrischen. Ein umgekehrtes Verfahren sei durch die Wiener Congreßacte nicht nur nicht ausbedungen, sondern verpönt. Es wäre aber jammervoll, wenn man die Ruhe Europas nur dadurch sollte erhalten können, daß bei einem edlen und einst so großen Volke das Gefühl seiner Würde gewaltsam erstickt würde.

— Die neapolitanische Polizei macht in ihrer heiligen Einfalt oft ergötzliche Druckfehler. Unlängst confiscirte sie an der Grenze ein ausländisches Buch über Galvanismus. Sie verwechselte nämlich Galvanismus mit Calvinimus, und diesen wollte sie bei den jetzigen Zeitläuften nicht passiren lassen, da man selbst in Neapel etwas von den religiösen Unruhen im fernen Norden läuten hört. Ob nicht in der That bei unsern kirchlichen Bewegungen einiger Galvanismus im Spiel ist? Die wunderbaren Glaubenssprünge und die fanatischen Attitüden innerhalb und außerhalb aller modernen Kirchen sehen gar oft wie künstlich erzeugte galvanische Zuckungen aus.

— Bisher wurden wohl politische Verbrecher aus Europa nach Amerika verbannt, aber nicht umgekehrt; und doch könnten die Amerikaner eine Verbannung nach Europa mit größerem Recht für eine Strafe ansehen. Es kommt freilich stets auf die Personen und ihren Geschmack an. Ein Hinterwälder z. B. der an die unbeschränkteste persönliche Freiheit gewöhnt ist, wird sich in den meisten unserer wohlgeordneten Staaten im Kerker glauben, und ein adeliger Verbrecher aus Europa müßte sich bei den Yankees zu Tode ennuyren. Unsere unruhigen Köpfe dagegen gewöhnen sich drüben bald an den Mangel an Gesetzüberfluß und machen, wenn sie Energie mit einigem Talent verbinden, ihr Glück; eben so dürfte eine Zeit kommen, wo Nordamerika seine politischen Verbrecher, nämlich amerikamüde aristokratische Verschwörer, zu uns verbannte, damit sie die Freiheit schätzen lernen. Der erste Fall einer solchen Verbannung wird nächstens in Südamerika stattfinden. General Santa Crux, ehemaliger Präsident von Peru und Bolivia, soll, einem Vertrag zwischen den drei Republiken gemäß, auf sechs Jahre nach Europa exilirt werden. Der Arme! Glücklicherweise ist er besser dran als unsere Seidenstickers und Follens, denn man hat für seine Unterhaltung gesorgt und ihm eine kleine Pension von 6000 Dollars (30,000 Francs) jährlich ausgesetzt, so daß er im Stande sein wird, sich in Paris oder London das Elend der Verbannung zu versüßen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.





Princeton University Library
32101 064469354



DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE
		MAY 0 3 2005	




Princeton University Library
32101 064469354

